

# Alexandre Dumas



Kleine Romane und Novellen

*W. H. ...*  
*18. 11. 1871*

# **Kleine Romane und Novellen**

**Alexandre Dumas.**

# Inhaltsverzeichnis

## Kleine Romane und Novellen

Pascal Bruno

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI. • XII.

Bernhard. Eine Geschichte für Jäger.

Ein Maskenball.

Kabriolett-Kutscher.

Blanca von Beaulieu.

I. • II. • III. • IV. • V.

Cherubino und Celestini.

I. • II. • III.

Jakob I. und Jakob II.

Erstes Kapitel. • Zweites Kapitel. • Drittes Kapitel. Viertes  
Kapitel. • Fünftes Kapitel.

Der arme Teufel. Eine Kleinigkeit aus den Zeiten des großen  
Königs. (1670.)

I. Der Besuch. • II. Die Erscheinung. • III. Der Sprung. • IV. Die  
Abtei von Saint-Germain-des-Près. V. Der letzte Streich.

Frauenrache

I. • II. • III.

Der Vesuv und seine Opfer.

Gräfin und Bäuerin

Erstes Capitel. • Zweites Capitel. • Drittes Capitel. • Viertes  
Capitel.

Anmerkungen

# Pascal Bruno

---

*Aus dem Französischem übersetzt*

von

Wilhelm Ludwig Wesche.

Leipzig, 1851

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

**G**egen das Ende des Jahres 1834 bereitete ich mich zu einer Reise nach Sizilien vor.

Ich machte mich daher an die Aufsuchung eines sizilianischen politischen Flüchtlings, Namens Palmieri, dem ich früher begegnet war, dessen Adresse ich aber verloren und der so eben zwei vortreffliche Bände Erinnerungen herausgegeben hatte, um mir über seine so poetische und so unbekannte Insel jene allgemeinen Auskünfte und jene besonderen Angaben zu verschaffen, welche im Voraus die militärischen Grenzen einer Reise stellen, als wir eines Abends in der Faubourg Montmartre No. 4 den General T. mit Bellini ankommen sahen, an den ich nicht gedacht hatte und den er mir zuführte, um meine Reiseroute zu vervollständigen. Man hat nicht nötig zu fragen, wie in unserer ganz künstlerischen Versammlung, in welcher oft das Rapier nur ein von der Feder oder dem Pinsel entliehener Vorwand war der Komponist der *Somnambule* und der *Norma* empfangen wurde. Bellini war in Catania geboren; das Erste, was seine Augen gesehen hatten, als sie sich öffneten, waren jene Wellen, welche, nachdem sie die Mauern Athens gebadet, melodisch an den Ufern eines andern Griechenlands ersterben, und diesen fabelhaften und altertümlichen Ätna, an dessen Abhängen noch jetzt nach achtzehn hundert Jahren die Mythologie Ovids und die Erzählungen Virgils leben. Bellini war daher auch eine der am meisten poetischen Naturen, die man irgend

antreffen kann, selbst sein Talent, das man nur mit dem Gefühle würdigen und nicht mit der Wissenschaft richten muss, ist nur ein ewiger, wie eine Erinnerung süßer und melancholischer Gesang; ein Echo gleich dem, welches in den Wäldern und in den Bergen schlummert, und das kaum flüstert, so lange es nicht durch den Ruf der Leidenschaften und des Schmerzes geweckt wird. Bellini war daher der Mann, dessen ich bedurfte. Er hatte Sizilien noch jung verlassen, so dass ihm von seiner Geburtsinsel jene wachsende Erinnerung geblieben war, welche, fern von den Orten versetzt, wo es erzogen worden, das poetische Andenken des Kindes gewissenhafter Weise bewahrt. Syracus, Agrigent, Palermo entfalteteten sich so vor meinen Augen: ein prachtvolles, damals mir unbekanntes und von dem Lichte seiner Einbildungskraft erleuchtetes Panorama; als er dann endlich von den topographischen Umständen zu den Sitten des Landes überging, über die ich nicht müde wurde, ihn zu befragen, sagte er zu mir:

— Besonders aber vergessen Sie eines nicht, wenn Sie von Palermo nach Messina entweder zu Wasser oder zu Lande gehen werden. Kehren Sie in dem kleinen Dorfe Bauso an der Spitze des weißen Vorgebirges ein, dem Wirtshaus gegenüber werden Sie eine Straße finden, welche bergauf geht und die sich zur Rechten mit einem kleinen Schloss in Form einer Zitadelle endigt, an den Mauern dieses Schlosses befinden sich zwei Käfige, der eine leer, der andere mit einem Totenkopf, der seit zwanzig Jahren in ihm bleicht. Fragen Sie den ersten besten Vorüber kommenden nach der Geschichte des Mannes, dem dieser Kopf angehört hat, und Sie werden eine jener vollständigen Erzählungen erhalten, welche eine ganze Gesellschaft, von dem Gebirge bis zur Stadt, von dem Landmanne bis zum großen Herrn schildern.

— Aber, antwortete ich Bellini, könnten Sie uns diese Geschichte nicht selbst erzählen? Nach der Art, mit welcher Sie davon sprechen, sieht man, dass Sie dieselbe tief in Ihr Gedächtnis gegraben haben.

— Ich würde es mit Vergnügen tun, sagte er zu mir, denn ihr Held, Pascal Bruno, ist gerade in dem Jahre meiner Geburt gestorben,

und ich bin als kleines Kind mit dieser, wie ich überzeugt bin, noch heute lebendigen Volkssage eingewiegt worden, aber wie wäre ich mit meinem schlechten Französisch im Stande, eine solche Erzählung zu machen?

— Ist es nur das? antwortete ich, wir verstehen Alle Italienisch, sprechen Sie zu uns in der Sprache Dante's, sie ist wohl so gut als eine andere.

— Wohl an! es sei, erwiderte Bellini, indem er mir die Hand reichte, aber unter einer Bedingung.

— Welche?

— dass Sie bei Ihrer Rückkehr, wenn Sie die Örtlichkeiten gesehen, wenn Sie sich in Mitte dieses wilden Volkes und dieser pittoresken Natur wieder gestärkt haben werden, mir aus Pascal Bruno eine Oper machen.

— Bei Gott! das ist eine abgemachte Sache, rief ich aus, indem ich ihm die Hand reichte.

Und Bellini erzählte die Geschichte, welche man lesen wird.

Sechs Monate nachher reiste ich nach Italien ab, ich besuchte Calabrien, ich landete in Sizilien, und das, was ich immer als den ersehnten Punkt, als das Ziel meiner Reise unter allen diesen erhabenen Erinnerungen ansah, war diese Volkssage, welche ich aus dem Munde des musikalischen Dichters gehört hatte, und die aufzusuchen ich achthundert Stunden weit herkam; endlich gelangte ich nach Bauso, ich sah das Wirtshaus, ich ging die Straße hinauf, ich erblickte die beiden eisernen Käfige, von denen der eine leer und der andere voll war.

Dann kehrte ich nach einer Abwesenheit von einem Jahre nach Paris zurück; als ich mich nun des gegebenen Versprechens erinnerte, suchte ich Bellini auf.

Ich fand ein Grab.

---

## I.

Es geht mit den Städten wie mit den Menschen, der Zufall leitet ihre Gründung oder ihre Geburt, und die topographische Stelle, auf welcher man die einen er» baut, die gesellschaftliche Stellung, in welcher die andern geboren werden, wirkt im Guten oder im Bösen auf ihr ganzes Dasein ein, ich habe so edle, stolze Städte gesehen, dass sie Alles hatten überragen wollen, was sie umgab, so dass kaum einige Häuser gewagt hatten, sich auf dem Gipfel des Berges zu erheben, auf den sie ihren Grundstein gelegt; sie blieben daher auch immer hochmütig und arm, indem sie ihre mit Zinnen versehenen und unaufhörlich von den Gewittern des Sommers und von den Stürmen wen des Winters gepeitschten Stirnen in den Wolken verbargen. Man hätte sie für verbannte Königinnen halten können, denen nur einige Höflinge in ihr Unglück gefolgt waren, und die es verschmähten, sich so weit herabzulassen, um von der Ebene ein Volk und ein Königreich zu verlangen. Ich habe kleine so bescheidene Städte gesehen, dass sie sich in den Grund eines Thales geflüchtet, dass sie an dem Ufer eines Baches ihre Höfe, ihre Mühlen und ihre Hütten aufgeführt hatten, dass sie, von Hügeln geschützt, welche sie vor der Hitze und vor der Kälte sicherten, dort ein unbekanntes und ruhiges Leben gleich dem jener Menschen ohne Feuer und ohne Ehrgeiz führten, die jedes Geräusch erschreckt, die jedes Licht blendet und für die es nur in dem Schatten und in der Stille ein Glück gibt. Es gibt andere, welche damit angefangen haben, ein armseliges Dorf an dem Ufer des Meeres zu sein, und die allmählich, indem sie kleine Schiffe den Barken und große Schiffe den kleinen Schiffen folgen sahen, ihre Hütten in Häuser und ihre Häuser in Paläste verwandelt haben, so dass jetzt das Gold von Potosi und die Diamanten Indiens ihren Häfen zuströmen, und sie ihre Dukaten klingen lassen und ihren Schmuck wie Emporkömmlinge zur Schau stellen, die uns mit ihren Equipagen bespritzen und uns durch ihre Bedienten beleidigen

lassen. Endlich gibt es deren noch, welche sich anfangs in reicher behaglicher Weise auf lachenden Wiesen erhoben hatten, die auf bunten Blumentepichen einhergingen, zu denen man auf launigen und pittoresken Fußpfaden gelangte, denen man ein langes und gedeihliches Schicksal prophezeit hätte, und die plötzlich ihr Dasein durch eine wetteifernde Stadt bedroht gesehen haben, die, an einer Heerstraße entstehend, Handelsleute und Reisende anzog und die arme Abgesonderte langsam wie ein junges Mädchen vergehen ließ, deren Quellen des Lebens eine unerwiderte Liebe versiegt. Deshalb fasst man Sympathie oder Widerwillen, Liebe oder Hass für diese oder jene Stadt, wie für diese oder jene Person; deshalb gibt man kalten und leblosen Steinen Beinamen, welche nur lebenden und menschlichen Wesen angehören; deshalb nennt man Messina die Edle, Syrakus die Treue, Girgenti die Prachtvolle, Tapani die Unbesieglige, Palermo die Glückliche.

In der Tat, wenn es eine auserkorene Stadt gibt, so ist es Palermo, unter einem Himmel ohne Wolken, auf einem fruchtbaren Boden in Mitte pittoresker Landhäuser gelegen, seinen Hafen einem Meere mit himmelblauen Wellen öffnend, im Norden von dem Hügel der heiligen Rosalie, im Osten durch das Kap Raferano beschützt, von allen Seiten mit einer Gebirgskette umgeben, welche die unermessliche Ebene einschließt, auf welchem sie steht, wie sich niemals eine byzantinische Odaliske oder ägyptische Sultanin in den cyrenäischen Wellen oder in denen des Bosporus spiegelt, oder wie es, mit dem Gesichte nach ihrer Mutter gewandt, die altertümliche Tochter Chaldäas tut. Es hat daher auch vergebens den Herrn gewechselt, seine Herren sind verschwunden und die Stadt Palermo ist geblieben, und von ihren verschiedenen, immer durch ihre Anmut und durch ihre Schönheit verführten Beherrschern hat die königliche Sklavin nur Schmuck statt aller Fesseln behalten. Die Menschen und die Natur haben sich aber auch vereinigt, um sie prachtvoll unter den Reichen zu machen. Die Griechen haben ihr ihre Tempel, die Römer ihre Wasserleitungen, die Sarazenen ihre Schlösser, die Normannen ihre Basiliken, die Spanier ihre Kathedralen gelassen, und da die Breite, unter welcher sie liegt, jeder Pflanze dort zu blühen, jedem

Baum sich dort zu entwickeln erlaubt, so vereinigt sie in ihren glänzenden Gärten den Oleander von Lakonien, den Palmbaum Ägyptens, die Feige Indiens, die Aloe Afrikas, die Fichte Italiens, die Zypresse Schottlands und die Eiche Frankreichs.

Nichts ist daher auch schöner als die Tage Palermos, wenn es nicht seine Nächte sind; orientalische Nächte, klare und duftige Nächte, in denen das Murmeln des Meeres, das Rauschen der Abendluft, das Getöse der Stadt wie ein allgemeines Konzert der Liebe erscheinen, in welchem jedes Ding der Schöpfung, von der Welle bis zu der Pflanze, von der Pflanze bis zu dem Menschen einen geheimnisvollen Seufzer ausstößt. Steigt auf den Altan der *Zisa* oder auf die Terrasse des *Palazzo Reale*, wenn Palermo schläft, und es wird euch scheinen, als ob ihr an dem Bette eines jungen Mädchens in üppigen Träumen säßet.

Das ist die Stunde, zu welcher die Piraten von Algier und die Korsaren von Tunis aus ihren Raubnestern hervorkommen, indem sie die dreieckigen Segel ihrer barbarischen Feluken in den Wind stellen und um die Insel herumstreifen, wie die Hyänen der Sahara und die Löwen des Atlas um eine Schäferei. Wehe dann den unvorsichtigen Städten, welche ohne Leuchttürme und ohne Wachen an den Ufern des Meeres einschlafen, denn ihre Bewohner erwachen bei dem Scheine der Feuersbrunst und bei dem Geschreie ihrer Frauen und Töchter, und bevor die Hilfe herbeigekommen, sind die Geier von Afrika mit ihrer Beute davongeeilt, dann, wenn der Tag anbricht, wird man die Flügel ihrer Schiffe am Horizonte erbleichen und hinter den Inseln Porri, Favignana oder Lampadouze verschwinden sehen.

Zuweilen ereignet es sich auch, dass das Meer plötzlich bleifarbig wird, dass der Wind fällt, dass die Stadt schweigt; das kommt daher, weil einige blutige Wolken rasch von Süden nach Norden an dem Himmel hingezogen sind, weil diese Wolken den *Sirocco* verkündigen, diesen so sehr von den Arabern gefürchteten *Rhamsin*, ein glühender Dunst, der in den Sandsteppen von Libyen entsteht und den der Südostwind nach Europa treibt; sogleich beugt sich Alles, Alles leidet, Alles beklagt sich; die ganze Insel stöhnt, wie

wenn der Ätna droht, die Tiere und die Menschen suchen voller Besorgnis ein Obdach, und wenn sie es gefunden haben, so legen sie sich keuchend nieder, denn dieser Wind schlägt allen Mut zu Boden, lähmt jede Kraft, erlöscht jede Fähigkeit. Palermo röchelt dann gleich einer mit dem Tode Ringenden bis zu dem Augenblicke, wo ein reiner, von Calabrien kommender Hauch der Sterbenden wieder Kraft gibt, welche bei dieser belebenden Luft erbebt, wieder zum Dasein kommt, mit demselben Glücke Atem schöpft, als ob sie aus einer Ohnmacht erwache, und am folgenden Tage wieder sorgenlos ihr Leben des Vergnügens und der Lust beginnt.

Es war an einem Abende des Monats September 1803; der Sirocco hatte den ganzen Tag über geweht, aber bei Sonnenuntergange hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt, das Meer war wieder azurblau geworden und einige frische Windstöße bliesen von dem Lipariotischen Archipel her. Diese Veränderung der Atmosphäre übte, wie wir bemerkt, ihren wohltätigen Einfluss auf alle belebten Wesen aus, die allmählich aus ihrer Erstarrung erwachten; man hätte glauben können, einer zweiten Schöpfung beizuwohnen, um so mehr, als Palermo, wie wir gesagt, ein wahres Eden ist.

Unter allen den Töchtern Evas, welche in diesem Paradiese, das sie bewohnen, aus der Liebe ihre Hauptbeschäftigung machen, gibt es eine, welche eine zu wichtige Rolle in dem Laufe dieser Geschichte spielen wird, als dass wir nicht auf sie und auf den Ort, den sie bewohnt, die Aufmerksamkeit und die Blicke unserer Leser fesseln sollten. Sie mögen daher mit uns Palermo durch das Thor San-Giorgio verlassen, sie mögen Costello-a-Mare zur Rechten lassen, einige Zeit lang dem Ufer folgen und an jener köstlichen Villa anhalten, welche sich dort an dem Strande des Meeres erhebt und deren bezaubernde Gärten sich bis an den Fuß des Berges Pellegrino erstrecken, das ist die Villa des Fürsten von Carini, Vizekönigs von Sizilien für Ferdinand IV., der zurückgekehrt ist, um von seiner schönen Stadt Neapel Besitz zu nehmen.

Auf dem ersten Stockwerke dieser eleganten Villa, in einem mit himmelblauen Atlas behangenen Zimmer, dessen Falten mit

Perlschnüren aufgeschlagen sind und dessen Decke in Fresko gemalt ist, liegt eine Frau in einem einfachen Morgenkleid, mit herabhängenden Armen, zurückgeworfenem Kopfe und aufgelösten Haaren auf einem Sofa, noch vor einem Augenblicke hätte man sie für eine Marmorstatue halten können, aber ein leichter Schauer hat ihren ganzen Körper überlaufen, ihre Wangen beginnen sich zu färben, ihre Augen haben sich wieder geöffnet; die wundervolle Statue belebt sich, seufzt, streckt die Hand nach einer kleinen, auf einem Marmortische von Selinunt stehenden silbernen Schelle aus, bewegt sie nachlässig, und wie von der Anstrengung ermüdet, die sie gemacht hat, lässt sie sich wieder auf das Sofa zurücksinken. Indessen ist der Silberklang gehört worden, eine Tür geht auf, und eine junge und hübsche Kammerfrau erscheint auf der Schwelle, deren in Unordnung geratene Toilette andeutet, dass sie, wie ihre Gebieterin, dem Einfluss des afrikanischen Windes unterlegen ist.

— Sind Sie es, Theresa? sagte ihre Gebieterin schmachkend, indem sie den Kopf nach ihrer Seite wandte. O mein Gott! es ist zum Sterben, bläst der Sirocco etwa immer noch?

— New, Signoria, er hat sich gänzlich gelegt, und man beginnt wieder zu atmen.

— Bringen Sie mir Früchte und Eis, und geben Sie mir Luft.

Theresa vollzog diese beiden Befehle mit eben so viel Schnelligkeit, als es ihr ein Rest von Schwäche und Unbehagen gestattete. Sie stellte die Erfrischungen auf den Tisch und machte das Fenster auf, welches auf das Meer ging.

— Sehen Sie, Frau Gräfin, sagte sie, wir werden morgen einen herrlichen Tag haben, und die Luft ist so rein, dass man deutlich die Insel Alicudi steht, obgleich der Tag sich zu neigen beginnt.

— Ja, ja, diese Luft tut wohl. Gib mir den Arm, Theresa, ich will versuchen, mich bis an dieses Fenster zu schleppen.

Die Kammerfrau näherte sich ihrer Gebieterin, welche den Sorbet wieder auf den Tisch stellte, den ihre Lippen kaum berührt hatten, und sich, auf ihre Schultern stützend, schmachkend bis nach dem Balkon ging.

— Ah! sagte sie, indem sie die Abendluft einsog, wie man bei

dieser milden Luft wieder auflebt. Bringen Sie mir diesen Sessel, und öffnen Sie auch noch das Fenster, welches auf den Garten geht. Gut! ist der Fürst von Montreal zurückgekehrt?

— Noch nicht.

— Um so besser, ich möchte nicht, dass er mich bleich und entstellt sähe, wie ich jetzt bin. Ich muss abscheulich sein.

— Die Frau Gräfin ist niemals schöner gewesen, und ich bin überzeugt, dass es in der ganzen Stadt, welche wir von hier aus übersehen, nicht eine Frau gibt, die nicht eifersüchtig auf die Signoria ist.

— Selbst die Marquise von Rudini? selbst die Fürstin von Butera?

— Ich nehme Niemand aus.

— Der Fürst bezahlt Sie, um mir zu schmeicheln, Theresa.

— Ich schwöre der gnädigen Frau, dass ich ihr nur das sage, was ich denke.

— O! was es so angenehm ist, in Palermo zu leben, sagte die Gräfin, indem sie mit voller Brust Atem schöpfte.

— Besonders, wenn man zwei und zwanzig Jahre alt, wenn man reich und wenn man schön ist, fuhr Theresa lächelnd fort.

— Du endigst meinen Gedanken; ich will daher auch Jedermann um mich herum glücklich sehen. Wann ist Deine Hochzeit, he?

Theresa antwortete nicht.

— War sie nicht für nächsten Sonntag bestimmt? fuhr die Gräfin fort.

— Ja, Signoria, antwortete die Kammerfrau seufzend.

— Was gibt es denn? Bist Du nicht mehr entschlossen?

— Doch, immer noch.

— Hast Du einen Widerwillen gegen Gaetano?

— Nein, ich halte ihn für einen rechtschaffenen Mann, der mich glücklich machen wird. Außerdem ist diese Heirat ein Mittel, immer bei der Frau Gräfin zu bleiben, und das ist es, was ich wünsche.

— Warum seufzt Du dann?

— Die Signoria möge mir verzeihen, es ist eine Erinnerung

unserer Heimat.

— Unserer Heimat?

— Ja, als die Frau Gräfin sich in Palermo erinnerte, dass sie in dem Dorfe, dessen Herr Ihr Vater war, eine Milchschwester zurückgelassen hätte, und sie mir schrieb, zu ihr zu kommen, stand ich im Begriffe, einen jungen Mann von Bauso zu heiraten.

— Warum hast Du mir davon Nichts gesagt? Der Fürst hatte ihn auf meine Empfehlung in seinen Hofhalt angestellt.

— O! er hätte kein Bedienter sein wollen, er ist zu stolz dazu.

— Wahrhaftig?

— Ja.

Er hatte bereits eine Stelle in dem Hause des Prinzen Golo ausgeschlagen.

— Dieser junge Mann war also ein vornehmer Herr?

— Nein, Frau Gräfin, er war ein einfacher Gebirgsbewohner.

— Wie hieß er?

— O! ich glaube nicht, dass die Signoria ihn kennt, sagte Theresa rasch.

— Und bedauerst Du ihn?

Ich vermöchte es nicht zu sagen. — Ich weiß nur so viel, dass, wenn ich seine Frau würde, statt die Gaëtanos zu sein, ich arbeiten müsste, um zu leben, und dass mir das sehr schwer werden würde, besonders bei dem Austritte aus dem Dienste der Frau Gräfin, die so nachsichtig und so sanft ist.

— Man beschuldigt mich indessen der Heftigkeit und des Stolzes; ist das wahr, Theresa?

— Die gnädige Frau ist vortrefflich gegen mich; das ist Alles, was ich sagen kann.

— Dieser Adel von Palermo ist es, der das sagt, weil die Grafen von Castelnuovo von Karl V. geadelt sind, während die Ventimilles und die Partannas, wie sie behaupten, von Tancred und von Roger abstammen. Aber die Frauen sind deshalb nicht böse auf mich, sie verbergen ihren Hass unter der Geringschätzung, und sie hassen mich, weil Rodolfo mich liebt und weil sie eifersüchtig auf die Liebe

des Vizekönigs sind. Sie tun daher auch Alles, was sie vermögen, um ihn mir zu rauben, aber es wird ihnen nicht gelingen, ich bin weit schöner als sie; Carini sagt es mir täglich, und Du auch, Lügnerin.

— Es gibt hier Jemand, der ein noch weit größerer Schmeichler ist, als seine Exzellenz und ich.

— Und wer das?

— Der Spiegel der Frau Gräfin.

Närrin! Zünde die Kerzen der Psyche an. — Die Kammerfrau gehorchte. — Jetzt mach dieses Fenster zu und lass mich allein; das des Gartens wird genug Luft geben.

Theresa gehorchte und entfernte sich, kaum hatte die Gräfin sie verschwinden sehen, als sie sich vor die Psyche setzte, sich in dem Spiegel betrachtete und zu lächeln begann.

Diese Gräfin Emma, oder vielmehr *Gemma*, denn ihre Eltern hatten von ihrer Kindheit an ihrem Taufnamen ein G hinzugefügt, so dass sie sich Dank dieser Hinzufügung! *Diamant* nannte, war aber auch ein wundervolles Geschöpf. Gewiss war es mit Unrecht, dass sie ihren Adel auf eine Unterschrift Karls V. zurückgehen ließ, denn an ihrem schlanken und schmiegsamen Wuchs erkannte man die Jonierin, an ihren dunkel schwarzen Augen die arabische Abstammung, an ihrer weißen und rosigen Haut die Tochter Galliens. Sie konnte daher gleicher Weise sich rühmen, von einem Archonten von Athen, von einem sarazenischen Emir oder von einem normannischen Feldherrn abzustammen; sie war eine Jener Schönheiten, wie man deren zuvörderst in Sizilien findet, dann in einer einzigen Stadt der Welt, in Arles, wo dieselbe Mischung des Blutes, dieselbe Kreuzung der Stämme zuweilen in einer einzigen Person diese drei so verschiedenen Grundzüge vereinigt. Statt daher auch, wie sie anfangs die Absicht gehabt hatte, die Kunst der Toilette zu Hilfe zu rufen, fand sich Gemma in ihrem halb verwirrten Anzug so reizend, dass sie sich einige Zeit lang mit naiver Bewunderung betrachtete, wie sich eine Blume betrachten muss, die sich auf einen Bach neigt. Und diese Bewunderung war kein Stolz, es war eine Verehrung für den Herrn, der so schöne Geschöpfe

schaffen will und kann. Sie blieb daher so, wie sie war. In der Tat, welcher Kopfputz konnte ihre Haare besser hervorheben, als diese Vernachlässigung, welche ihnen erlaubte, in ihrer prachtvollen Länge zu wallen? Welcher Pinsel hätte dem regelmäßigen Bogen ihrer samtartigen Augenbrauen eine Linie hinzufügen können? Und welcher Karmin hätte gewagt, mit ihren feuchten, wie der Granatapfel glühene den Korallenlippen zu rivalisieren? Sie begann dagegen, wie wir gesagt haben, ohne einen andern Gedanken, sich zu betrachten, als dm, sich zu sehen, und allmählich versank sie in eine tiefe Träumerei voller Entzücken, und wie ein Hintergrund für diesen Engelskopf, warf der Spiegel, welcher vor dem offengebliebenen Fenster stand, den Himmel zurück, und Gemma belustigte sich ohne Zweck, ohne Beweggrund, indem sie sich in einem unbestimmten und unendlichen Glücke einwiegte, in diesem Spiegel die Sterne zu zählen, welche nach ihrer Reihe erschienen, und ihnen in dem Maße, als sie an dem Himmel auftauchten, Namen zu geben. Plötzlich schien es ihr, als ob ein auftauchender Schatten sich vor diese Sterne stelle, und als ob eine Gestalt sich hinter ihr zeige, sie wandte sich rasch um, ein Mann stand auf ihrem Fenster. Gemma stand auf und öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen; aber der Unbekannte sprang in das Zimmer, faltete die beiden Hände und sagte mit flehender Stimme zu ihr: — Im Namen des Himmels, rufen Sie nicht, gnädige Frau, denn, bei meiner Ehre, Sie haben Nichts zu fürchten, und ich will Ihnen kein Leid zufügen!

---

## II.

Gemma sank auf ihren Sessel zurück, und dieser Erscheinung und diesen Worten folgte ein Augenblick des Schweigens, während dem sie die Zeit hatte, einen raschen und furchtsamen Blick auf den Fremden zu werfen, der auf eine so wunderliche und ungewöhnliche Weise in ihr Zimmer gedrungen war.

Es war ein junger Mann von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, welcher der Volksklasse anzugehören schien; er trug den calabresischen Hut mit einem breiten Bande, das wallend auf seine Achseln herabfiel eine Sammetjacke mit silbernen Knöpfen, ein Beinkleid von demselben Stoffe und mit ähnlichen Verzierungen, um seine Hüften trug er einen Gürtel von roter Seide mit Stickereien und grünen Fransen, wie man deren in Messina, die der Levante nachahmend, anfertigt. Endlich vervollständigten lederne Gamaschen und Schuhe dieses Gebirgskostüm, dem es nicht an Eleganz fehlte, und das gewählt zu sein schien, um die glücklichen Verhältnisse der Gestalt dessen hervorzuheben, der es angenommen hatte. Was sein Gesicht anbelangt, so war es von milder Schönheit; es waren diese starken, hervortretenden Züge der Männer des Südens, ihre kühnen und stolzen Augen, ihre schwarzen Haare und Bart, ihre Adlernase und ihre Schakalzähne.

Ohne Zweifel war Gemma durch diese Musterung nicht beruhigt, denn der Fremde sah sie den Arm nach der Seite des Tisches ausstrecken, und da er erriet, dass sie die silberne Schelle suchte, welche dort stand, sagte er zu ihr, indem er seiner Stimme jenen unendlichen Ausdruck von Sanftmut gab, für welche die sizilianische Sprache so günstig ist:

— Haben Sie mich nicht verstanden, gnädige Frau? Ich will Ihnen durchaus kein Leid zufügen, vielmehr, wenn Sie mir die Bitte bewilligen, welche ich an Sie richten will, will ich Sie wie eine Madonna anbeten; Sie sind ja so schön wie die Mutter Gottes, seien Sie auch eben so gut, als sie.

— Aber was wollen Sie denn nur von mir? sagte Gemma mit noch zitternder Stimme, und wie können Sie so zu dieser Stunde bei mir eintreten?

— Wenn ich Sie, edle, reiche und von einem Manne geliebte Dame, der fast ein König ist, um eine Unterredung gebeten hätte, ist es wahrscheinlich, dass Sie mir, dem Armen und Unbekannten, dieselbe bewilligt hätten, gnädige Frau? Wenn Sie außerdem diese Güte gehabt hätten, so konnten Sie zögern, mir zu antworten, und ich hatte nicht die Zeit zu warten.

— Was vermag ich denn für Sie? sagte Gemma, indem sie sich immer mehr beruhigte.

— Alles, gnädige Frau, denn Sie haben meine Verzweiflung oder mein Glück, meinen Tod oder mein Leben in Ihren Händen.

— Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich.

— Sie haben ein junges Mädchen von Bauso in Ihren Diensten,

— Theresa? .

— Ja, Theresa, fuhr der junge Mann mit bebender Stimme fort; nun aber steht dieses junge Mädchen im Begriffe, sich mit einem Kammerdiener des Fürsten Carini zu verheiraten, und dieses junge Mädchen ist meine Verlobte.

— Ah! Sie sind es? . . .

— Ja. ich bin es, den sie in dem Augenblicke zu heiraten im Begriffe stand, als sie den Brief erhielt, welcher sie zu Ihnen berief. Sie versprach mir treu zu bleiben, mit Ihnen für mich zu sprechen, und, wenn Sie ihre Bitte ausschlugen, wieder zu mir zu kommen; ich wartete daher; aber drei Jahre, sind verflossen, ohne dass ich sie wiedersah, und da sie nicht zurückkehrte, so bin ich Hierher gekommen. Bei meiner Ankunft habe ich Alles erfahren, ich habe nun gedacht, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und Sie um Theresa zu bitten.

— Theresa ist ein Mädchen, das ich liebe, und von der ich mich nicht trennen will. Gaëtano ist der Kammerdiener des Fürsten, und indem sie ihn heiratet, wird sie bei mir bleiben.

— Wenn das eine Bedingung ist, so werde ich bei dem Fürsten in

Dienst treten, sagte der junge Mann, indem er sich einen sichtlichen Zwang antat.

— Theresa hatte mir gesagt, dass Sie nicht dienen wollten.

— Das ist wahr! wenn es indessen sein muss, so werde ich dieses Opfer bringen; nur, wenn es möglich wäre, würde ich es vorziehen, auf seinen Gütern eine Stelle zu erhalten, als in seine Dienerschaft einzutreten.

— Es ist gut, ich werde mit dem Fürsten darüber sprechen, und wenn er einwilligt. . . .

— Der Fürst will Alles, was Sie wollen, gnädige Frau; Sie bitten nicht, Sie befehlen, ich weiß es.

— Aber wer wird mir Bürgschaft für sie leisten?

— Meine ewige Dankbarkeit, gnädige Frau.

— Dabei muss ich noch wissen, wer Sie sind.

— Ich bin ein Mann, dessen Unglück oder Glückseligkeit Sie machen können, das ist Alles.

— Der Fürst wird Ihren Namen von mir verlangen.

— Was kümmert ihn mein Name? kennt er ihn? Ist der Name eines Landmannes von Bauso jemals bis zu dem Fürsten gelangt?

— Aber ich, ich bin aus derselben Gegend, als Sie, mein Vater war Graf von Castelnovo, und bewohnte eine kleine Feste, eine Viertelstunde weit von dem Dorfe.

— Ich weiß es, gnädige Frau, antwortete der junge Mann mit dumpfer Stimme.

— Nun denn? ich muss Ihren Namen kennen, so sagen Sie mir ihn denn, und ich werde sehen, was ich zu tun habe.

— Glauben Sie mir, Frau Gräfin, es ist besser, dass Sie ihn nicht kennen; was liegt an meinem Namen? Ich bin ein rechtschaffener Mann, ich werde Theresa glücklich machen, und wenn es sein muss, mich für den Fürsten und für Sie töten lassen.

— Ihr Eigensinn ist seltsam, und ich halte um so mehr darauf Ihren Namen zu wissen, als ich ihn bereits von Theresa verlangt, und diese, wie Sie, sich geweigert hat, ihn mir zu nennen. Ich sage Ihnen indessen im Voraus, dass ich nur unter dieser Bedingung

etwas tun werde.

— Sie wollen es, gnädige Frau?

— Ich verlange es.

— Nun denn! zum letzten Mal, ich bitte Sie inständigst . . .

— Entweder Sie nennen Ihren Namen, oder Sie entfernen sich!  
sagte Gemma mit einer gebieterischen Gebärde.

— Ich heiße Pascal Bruno, antwortete der junge Mann mit so ruhiger Stimme, dass man hätte glauben können, alle Gemütsbewegung sei plötzlich verschwunden, wenn sein bleiches Ansehen nicht verraten hätte, was er in seinem Innern litt.

— Pascal Bruno! rief Gemma ihren Sessel zurück schiebend aus, Pascal Bruno! wären Sie etwa der Sohn Antonio Brunos, dessen Kopf in dem eisernen Käfige an dem Schloss von Bauso ist?

— Ich bin sein Sohn.

— Wohl an! wissen Sie, warum der Kopf Ihres Vaters dort ist, sagen Sie? Pascal schwieg.

— Nun denn, fuhr Gemma fort, weil Ihr Vater den meinigen hat ermorden wollen.

— Ich weiß das Alles, gnädige Frau, ich weiß ferner, dass, wenn man sie als Kind in dem Dorf spazieren führte, Ihre Kammerfrauen und Ihre Bedienten Ihnen diesen Kopf zeigten, indem sie zu Ihnen sagten, dass es der meines Vaters wäre, der den Ihrigen hätte ermorden wollen; aber was man Ihnen nicht sagte, gnädige Frau, das ist, dass Ihr Vater den meinigen entehrt hatte.

— Sie lügen.

— Gott soll mich strafen, wenn ich nicht die Wahrheit sage, gnädige Frau; meine Mutter war schön und sittsam, der Graf liebte sie, und meine Mutter widerstand allen Anträgen, allen Versprechungen, allen Drohungen, aber, als mein Vater eines Tages nach Taormino gegangen war, hat er sie von vier Mann entführen, in ein kleines, ihm angehörendes Haus zwischen Limerò und Furnari bringen lassen, das jetzt ein Wirtshaus ist . . . Und dort! . . . dort, gnädige Frau, schändete er sie!

— Der Graf war Herr und Gebieter des Dorfes von Bauso; seine

Bewohner gehörten ihm mit Leib und Gut an und er erwies Ihrer Mutter viel Ehre, dass er sie liebte! . . .

— Wie es scheint, dachte mein Vater nicht so, sagte Pascal, indem er die Stirn runzelte, und das ohne Zweifel, weil er in Stillea, auf dem Gebiete des Fürsten von Moncada-Paterno geboren war, was die Veranlassung war, dass er den Grafen traf. Die Wunde war nicht tödlich, um so besser, ich habe es lange bedauert, aber heute wünsche ich mir zu meiner Schande Glück dazu.

— Wenn ich mich recht erinnere, so ward Ihr Vater nicht allein als Mörder hingerichtet, sondern Ihre Oheime sind auch noch auf der Galeere?

— Sie hatten dem Mörder ein Obdach gewährt, sie hatten ihn verteidigt, als die Sbirren gekommen waren, um ihn zu verhaften; sie wurden als Mitschuldige angesehen, und, mein Oheim Placido nach Favignana, mein Oheim Pietro nach Livari und mein Oheim Pepe nach Vulcana gesandt. Was mich anbetrifft, so war ich zu jung, und obgleich man mich mit ihnen verhaftet hatte, so gab man mich doch meiner Mutter zurück.

— Und was ist aus Ihrer Mutter geworden?

— Sie ist gestorben.

— Wo das?

— In dem Gebirge, zwischen Pizzo de Goto und Risi.

— Warum hatte sie Bauso verlassen?

— Damit wir nicht jedes Mal, wenn wir vor dem Schloss vorübergingen, sie, den Kopf ihres Gatten, ich nicht den Kopf meines Vaters sähe. Ja, sie ist dort ohne Arzt, ohne Priester gestorben, sie ist in ungeweihter Erde begraben worden, und ich bin ihr einziger Totengräber gewesen. . . da, gnädige Frau, Sie werden mir hoffentlich verzeihen, habe ich auf der frisch umgegrabenen Erde geschworen, meine ganze Familie, die ich allein überlebte, denn ich rechne meine Oheime nicht mehr als dieser Welt angehörig, an Ihnen zu rächen, die Sie allein von der Familie des Grafen übrig sind. Aber, dem ist einmal nun so, ich wurde in Theresa verliebt; ich verließ meine Berge, um das Grab nicht mehr zu sehen, dem ich meineidig zu werden begann, ich ging in die Ebene hinab, ich

näherte mich Bauso, und ich »hat noch mehr; als ich erfuhr, dass Theresa das Dorf verließ, um in Ihren Dienst zu treten, dachte ich daran, in den des Grafen zu treten. Ich bebte lange vor diesem Gedanken zurück, endlich gewöhnte ich mich daran. Ich gewann es über mich, Sie zu sehen; ich habe Sie gesehen, und hier bin ich ohne Waffen und als Bittender Ihnen gegenüber, gnädige Frau, vor der ich nur als Feind erscheinen durfte.

— Sie werden die Unmöglichkeit begreifen, antwortete Gemma, dass der Fürst einen Mann in seinen Dienst nimmt, dessen Vater gehangen worden, und dessen Oheime auf den Galeeren sind.

— Warum nicht, gnädige Frau, wenn dieser Mann zu vergessen einwilligt, dass alles das ungerechter Weise geschehen ist?

— Sie sind wahnsinnig!

— Frau Gräfin, wissen Sie, was ein Schwur für einen Gebirgsbewohner ist? Wohl an! ich werde meinen Eid brechen. Sie wissen, was die Rache für einen Sizilianer ist? Wohl an! ich werde auf meine Rache verzichten . . . Ich wünsche Nichts mehr als zu vergessen, zwingen Sie mich nicht, mich zu erinnern.

— Und was würden Sie in diesem Falle tun?

— Ich will nicht daran denken.

— Es ist gut! wir werden unsere Maßregeln dem zu Folge treffen.

— Ich bitte Sie inständigst, Frau Gräfin, seien Sie gütig für mich; Sie sehen, dass ich tue, was ich vermag, um ein rechtschaffener Mann zu bleiben. Sobald ich einmal bei dem Fürsten in Diensten stehe, sobald ich der Gatte Theresas bin, so stehe ich für mich . . . Außerdem werde ich nicht nach Bauso zurückkehren.

— Das ist unmöglich.

— Frau Gräfin. Sie haben geliebt! (Gemma lächelte geringschätzend.) Sie müssen also wissen, was Eifersucht ist; Sie müssen wissen, was man leidet und wie man sich dem Wahnsinn nahe fühlt. Wohl an! ich liebe Theresa, ich bin eifersüchtig auf sie, ich fühle, dass ich den Verstand verlieren würde, wenn diese Heirat sich nicht schließt, und dann. . .

— Und dann?

— Dann! . . . wehe dann, wenn ich mich des Käfigs erinnere, in welchem der Kopf meines Vaters ist, der Galeeren, auf denen meine Oheime leben, und des Grobes, in welchem meine Mutter schläft.

In diesem Augenblicke ließ sich ein seltsamer Schrei der ein Signal zu sein schien, unten an dem Fenster hören, und fast sogleich läutete eine Schelle.

— Da ist der Fürst! rief Gemma aus.

— Ja, ja, ich weiß es, murmelte Pascal mit dumpfer Stimme, aber bevor er an diese Tür gekommen ist, haben Sie noch die Zeit, mir Ja zu sagen. Ich bitte Sie inständigst, gnädige Frau, bewilligen Sie mir das, war« um ich Sie bitte, geben Sie mir Theresa, stellen Sie mich bei dem Fürsten an.

— Lassen Sie mich durch, sagte Gemma gebieterisch, indem sie auf die Tür zuschritt; aber weit davon entfernt zu gehorchen, stürzte Bruno auf den Riegel zu, den er vorschob. — Sollten Sie es wagen, mich zurückzuhalten? fuhr Gemma fort, indem sie die Schnur einer Schelle ergriff. — Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!

— Rufen Sie nicht, gnädige Frau, sagte Bruno, in» dem er sich noch beherrschte, denn ich habe Ihnen gesagt, dass ich Ihnen kein Leid zufügen wollte. — Ein zweiter Schrei gleich dem ersten, ließ sich unten an dem Fenster hören. — Es ist gut, es ist gut, Ali, Du wachst getreulich, mein Sohn, sagte Bruno. Ja, ich weiß, dass der Graf kommt, ich höre seine Schritte auf dem Korridor. Gnädige Frau, gnädige Frau, es bleibt Ihnen noch ein Augenblick, eine Sekunde, und alles das Unglück, welches ich voraussehe, wird nicht stattfinden.

— Zu Hilfe! Rodolfo, zu Hilfe! rief Gemma aus.

— Sie haben also weder Herz, noch Seele, noch Erbarmen, weder für sich noch für Andere! sagte Bruno, indem er mit seinen Händen in seine Haare fuhr und die Tür anblickte, welche man gewaltsam erschütterte.

— Ich bin eingeschlossen, fuhr die Gräfin fort, indem sie sich durch den herzukommenden Beistand beruhigte.

— mit einem Manne eingeschlossen, der mir droht. Zu Hilfe! zu Hilfe! Rodolfo, zu Hilfe! zu Hilfe!

— Ich drohe nicht, ich bitte . . . ich bitte noch . . . aber da Sie es wollen! . . .

Bruno stieß das Brüllen eines Tigers aus, und stürzte auf Gemma zu, um sie ohne Zweifel zwischen seinen Händen zu erdrosseln, denn, wie er gesagt, er hatte keine Waffen. Im selben Augenblicke ging eine geheime Tür im Hintergrunde des Alkovens auf, ein Pistolenschuss knallte, das Zimmer füllte sich mit Dampf, und Gemma sank in Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in den Armen ihres Geliebten, ihre Augen suchten voller Entsetzen um sich herum in dem Zimmer, und sobald sie ein Wort auszusprechen vermochte, sagte sie:

— Was ist aus diesem Manne geworden?

— Ich weiß es nicht. Ich muss ihn gefehlt haben, antwortete der Fürst, denn, während ich über das Bett stieg, ist er aus dem Fenster gesprungen, und da ich Sie ohne Bewusstsein sah, habe ich mich nicht um ihn, sondern um Sie bekümmert. Ich muss ihn gefehlt haben, wiederholte er, indem er die Augen in dem Zimmer herum warf, und dennoch ist es sonderbar, ich sehe die Kugel nicht in der Tapete.

— Lassen Sie ihm nachsetzen, rief Gemma aus, und keine Gnade, kein Erbarmen für diesen Mann, gnädiger Herr, denn dieser Mann ist ein Bandit, der mich ermorden wollte.

Man suchte die ganze Nacht in der Villa, in den Gärten und an dem Ufer, aber vergebens; Pascal Bruno war verschwunden.

Am folgenden Morgen entdeckte man eine Blutspur, welche unten an dem Fenster anfang, und sich an dem Meere verlor.

---

### III.

Mit Tagesanbruch verließen Fischerbarken wie gewöhnlich den Hafen, und zerstreuten sich auf dem Meere; die eine von ihnen, auf welcher sich ein Mann und ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren befanden, hielt indessen im Angesicht von Palermo an, zog ihr Segel ein, um beizulegen, und da diese Regungslosigkeit an einem für den Fischfang wenig günstigen Orte Verdacht auf sie ziehen konnte, so beschäftigte sich der Knabe damit, seine Netze auszubessern; was den Mann anbetrifft, so lag er in dem Boote, den Kopf auf eines der Borde gestützt, und schien in ein tiefes Sinnen versunken, von Zeit zu Zeit schöpfte er indessen wie mit einer maschinenmäßigen Bewegung Seewasser mit seiner rechten Hand, und goss dieses Wasser auf seine linke, mit einer blutigen Binde zusammengezogene Schulter. Dann zog sich sein Mund mit einem so wunderlichen Ausdrucke zusammen, dass man Mühe gehabt hätte zu unterscheiden, ob es ein Lachen oder ein Knirschen der Zähne wäre, das ihm diesen Ausdruck verlieh. Dieser Mann war Pascal Bruno, und dieser Knabe war der, welcher, unten an dem Fenster stehend, ihm zwei Male durch einen Schrei das Signal zur Flucht gegeben hatte; auf den ersten Blick konnte man ihn leicht für den Sohn eines noch weit heißeren Landes erkennen, als das, in dem sich die Ereignisse zutragen, welche wir erzählen. In der Tat, dieser Knabe war an der Küste von Afrika geboren, und sehen wir jetzt, wie Bruno und er einander begegnet waren.

Es war ungefähr ein Jahr her, dass Algerische Seeräuber, welche wussten, dass der Fürst von Moncada-Paterno, einer der reichsten Herren von Sizilien, in einem kleinen Speronaro von Pantellerie nach Cutanea, nur von ein Dutzend Männern seines Gefolges begleitet zurückkehrte, sich hinter der ungefähr zwei Meilen weit von der Küste gelegenen Insel Porri einschifften. Wie die Seeräuber es vorhergesehen, kam das Schiff des Fürsten zwischen der Insel und dem Ufer vorüber; aber in dem Augenblicke, wo sie es in der

Meerenge sahen, verließen sie mit drei Barken die kleine Bucht, in welcher sie versteckt waren, und ruderten mit aller Macht, um dem, Schiffe des Fürsten den Weg abzuschneiden. Dieser befahl sogleich dem Lande zuzusteuern, und das Schiff auf den Strand von Fugello laufen zu lassen. Da an dem Orte, wo das Schiff aufgefahren war, das Wasser kaum drei Fuß Tiefe hatte, so sprangen der Fürst und sein Gefolge in das Meer, indem sie ihre Waffen über ihre Köpfe hielten, und das Dorf zu erreichen hofften, das sie ungefähr eine halbe Meile weit von da sich erheben sahen, ohne dass sie nötig hätten, sich ihrer zu bedienen. Kaum aber waren sie gelandet, als ein anderer Haufen von Seeräubern, der in der Voraussicht dieses Manövers mit einer Barke dem Bufaidonne wieder hinaufgefahren war, aus dem Schilfe hervorkam, in dessen Mitte der Fluss stieß, und dem Fürsten den Rückzug abschnitt, auf den er rechnete. Der Kampf begann sogleich, aber während die Leute des Fürsten mit diesem ersten Haufen zu tun hatten, langte der zweite an, und da jeder Widerstand sichtlich nutzlos wurde, so ergab sich der Fürst, indem er Lösegeld für sich und sein ganzes Gefolge zu bezahlen versprach. In dem Augenblicke, wo die Gefangenen ihre Waffen gestreckt hatten, erblickte man einen Haufen von Landleuten, welche mit Gewehren und Sensen bewaffnet herbeieilten. Die Seeräuber, welche, Heeren der Person des Fürsten, dem zu Folge den Zweck erreicht hatten, den sie wünschten, warteten die neu Ankommenden nicht ab, und schifften sich mit einer solchen Eile ein, dass sie drei Mann ihrer Mannschaft, welche sie für tot oder für tödlich verwundet hielten, auf dem Schlachtfelde zurückließen.

Unter denen, welche so herbeieilten, befand sich Pascal Bruno, dessen unstetes Leben ihn bald hier bald dorthin führt«, und den sein unruhiger Geist in alle abenteuerliche, Unternehmungen verwickelte. Auf dem Strande angelangt, wo der Kampf stattgefunden hatte, , fanden die Landleute einen Bedienten des Fürsten von Paterno tot, einen andern leicht an dem Schenkel verwundet, und drei Seeräuber in ihren, Blute ausgestreckt, aber noch atmend. Zwei Flintenschüsse hatten bald jedem von ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ein Pistolenschuss sollte eben

den dritten seinen Kameraden nachsenden, als Bruno, der bemerkte, dass es ein Kind wäre, die Hand abwandte, die eben das Pistole losdrücken wollte, und erklärte, dass er den Verwundeten unter seinen Schutz nähme. Einige Einsprüche erhoben sich gegen dieses Mitleiden, das unzeitig schien; wenn aber Bruno einmal etwas gesagt hatte, so beharrte er auch darauf; er spannte daher seine Büchse, und erklärte, dass er dem ersten den Kopf zerschmettern würde, der sich seinem Schützling näherte, und da man ihn als einen Mann kannte, der seine Drohung augenblicklich in Ausführung brachte, so ließ man ihn den Knaben in seine Arme nehmen und sich mit ihm entfernen. Bruno ging sogleich nach dem Ufer zu, stieg in eine Barke, in welcher er gewöhnlich seine abenteuerlichen Züge machte, und deren Eigenschaften er so genau kannte, das sie ihm wie ein Pferd seinem Reiter zu gehorchen schien, spannte sein Segel und steuerte nach dem Vorgebirge Aliga-Grande.

Kaum hatte er sich überzeugt, dass die Barke den rechten Strich verfolgte und ihres Steuermannes nicht mehr bedürfe, als er sich mit seinem immer noch ohnmächtigen Verwundeten beschäftigte. Er schlug den weißen Burnus zurück, in den er gehüllt war, schnallte den Gürtel ab, in welchem noch sein Yatagan steckte, und sah bei dem letzten Scheine der untergehenden Sonne, dass die Kugel zwischen der rechten Hüfte und den falschen Rippen eingedrungen und am Rückgrate wieder herausgekommen wäre, die Wunde war gefährlich, aber nicht tödlich.

Der Abendwind, das Gefühl von Frische, das von dem Seewasser hervorgebracht ward, mit welchem Bruno die Wunde wusch, brachten den Knaben wieder zur Besinnung, ohne die Augen aufzuschlagen, sprach er einige Worte in einer unbekannten Sprache aus, aber Bruno, welcher wusste, dass eine Schusswunde gewöhnlich einen heftigen Durst hervorbrachte, erriet, dass er zu trinken verlange, und näherte seinen Lippen eine Flasche mit Wasser; der Knabe trank begierig, stieß einige undeutliche Klagen aus, und sank wieder in seine Ohnmacht zurück. Pascal legte ihn so weich als er es vermochte auf den Boden seiner Barke, und indem er die Wunde der Luft ausgesetzt ließ, fuhr er fort, von fünf zu fünf

Minuten sein in Seewasser getauchtes Taschentuch darauf zu drücken, ein Mittel, das die Seeleute gegen alle ihre Wunden für wirksam halten.

Gegen die Stunde des Aue Maria befanden sich unsere Seefahrer an der Mündung der Ragusa, der Wind blies von Afrika, Pascal hatte daher nur ein leichtes Manöver zu machen, um in den Fluß einzufahren, und drei Stunden nachher fuhr er, indem er Modica zur Rechten ließ, unter der, auf der von Noto nach Chiaramonti führenden Heerstraße geschlagenen Brücke durch. So legte er noch eine halbe Meile zurück; da aber nun der Fluss aufhörte schiffbar zu sein, so zog er seine Barke in die Oleander- und Papyrus-Büsche, welche das Ufer begrenzen, und indem er den Knaben wieder auf seine Arme nahm, trug er ihn Land einwärts. Bald erreichte er den Eingang eines Thales, in das er sich vertiefte» und es dauerte nicht lange, dass er zu seiner Rechten und zu seiner Linken den Berg steil wie eine Mauer und von Stelle zu Stelle ausgehöhlt fand, denn in diesem Thale sind die letzten Reste einer alten Troglodyten, Stadt, dieser ersten Ansiedlungen der Insel, welche die griechischen Kolonien zivilisierten. Bruno trat in eine dieser Höhlen, die durch eine Treppe mit einem oberen Stocke in Verbindung stand, dem ein einziges viereckiges Loch in Form eines Fensters Luft gab; ein Bett von Schilf war in einer Ecke aufgehäuft; er breitete den Burnus des Knaben darauf aus und legte ihn auf den Burnus; stieg dann wieder hinab, um Feuer anzuzünden, und kehrte bald mit einem brennenden Fichtenzweige zurück, den er in der Wand befestigte, dann setzte er sich neben das Lager des Verwundeten auf einen Stein, und wartete, bis er wieder zu sich käme.

Es war nicht das erste Mal, dass Bruno diese Zufluchtsstätte besuchte; oft war er auf seinen zwecklosen Streifzügen, die er durch Sizilien unternahm, um sein einsames Leben zu zerstreuen, die Tätigkeit seines Geistes zu beruhigen und seine bösen Gedanken zu verscheuchen, in dieses Tal gekommen, und hatte dieses seit drei Tausend Jahren in dem Felsen ausgehauene Zimmer bewohnt, dort gab er sich jenen unbestimmten und unzusammenhängenden Träumereien hin, welche den denkenden Menschen, denen die

Wissenschaft fehlt, eigentümlich sind. Er wusste, dass es ein von der Erde verschwundenes Geschlecht wäre, welche in fernen Zeiten diese Zufluchtsstätten ausgehauen, hatten, und, dem Volksaberglauben ergeben, glaubte er wie alle Bewohner der Umgegend, dass diese Menschen Zauberer waren; dieser Glaube aber, weit davon entfernt ihn von diesen furchtbaren Orten zurückzuhalten, zog ihn vielmehr unwiderstehlich dorthin, er hatte in seiner Jugend gar viele Geschichten von bezauberten Waffen, von unverwundbaren Menschen, von unsichtbaren Reisenden erzählen hören, und seine furchtlose und nach dem Wunderbaren begierige Seele hegte nur einen Wunsch, nämlich den, irgend ein solches fabelhaftes Wesen, einen Hexenmeister, Zauberer oder Dämon anzutreffen, das ihm mittelst eines höllischen Bündnisses eine übernatürliche Gewalt verleihe, welche ihm Überlegenheit über die andern Menschen verschaffen würde. Aber vergebens hatte er die Schatten der ehemaligen Bewohner des Thales von Modica beschworen; keine Erscheinung hatte auf seine Wünsche geantwortet, und Pascal Bruno war zu seiner großen Verzweiflung ein Mensch wie andere Menschen geblieben, nur mit Ausnahme der Kraft und Gewandtheit, welche wenig Gebirgsbewohner in einem Grade besaßen, der mit ihm hätte verglichen werden können,

Seit ungefähr einer Stunde träumte Bruno so neben seinem jungen Verwundeten, als dieser aus dem Zustande von Erstarrung erwachte, in welche er versunken war; er schlug die Augen auf, blickte mit einer Art von Verwirrung um sich, und ließ seine Blicke auf dem verweilen, der ihn gerettet hatte, ohne noch zu wissen, ob er in ihm einen Freund oder einen Feind sehen solle. Während dieser Prüfung, und in einem unbestimmten Instinkte der Verteidigung, legte der Knabe die Hand an seinen Gürtel, um seinen getreuen Yatagan zu suchen, als er ihn aber dort nicht fand, stieß er einen Seufzer aus.

— Leidest Du? sagte Bruno zu ihm, indem er, um sich verständlich zu machen, jene Frankensprache an» wandte, welche die allgemeine Sprache der Küsten des mittelländischen Meeres von Marseille bis nach Alexandrien, von Constantinopel bis Algier ist,

und mit deren Hilfe man die Runde der alten Welt machen kann.

— Wer bist Du? antwortete der Knabe.

— Ein Freund.

— Ich bin also kein Gefangener?

— Nein.

— Und wie komme ich dann hierher?

Pascal erzählte ihm Alles, der Knabe hörte ihm aufmerksam zu; als der Erzähler seinen Bericht beendigt, heftete jener seine Augen auf die Brunos, und sagte mit dem Ausdrucke inniger Dankbarkeit zu ihm:

Du willst also mein Vater sein, da Du mir das Leben gerettet hast?

Ja, sagte Bruno, ich will es.

— Vater, sagte der Verwundete, Dein Sohn nennt sich Ali, und Du, wie nennst Du Dich?

— Pascal Bruno.

— Allah beschütze Dich! sagte der Knabe.

— Wünschst Du irgend etwas?

— Ja, Wasser, ich habe Durst.

Pascal nahm eine irdene, in einer Vertiefung des Felsens verborgene Schale, und ging hinab, um Wasser an einer Quelle zu schöpfen, welche neben der Höhle floss. Als er wieder hinaufkam, warf er die Augen auf den Yatagan des Knaben, und er sah, dass dieser nicht einmal daran gedacht hatte, sich ihm zu nähern. Ali nahm begierig die Schale und leerte sie in einem Zuge.

— Allah möge Dir eben so viel glückselige Jahre verleihen, als sich Tropfen Wasser in dieser Schale befanden.

— Du bist ein gutes Geschöpf, murmelte Bruno, Sorge jetzt nur für Deine Genesung, und wenn Du geheilt bist, so kannst Du nach Afrika zurückkehren.

Der Knabe genas und blieb in Sizilien, denn er hatte eine heftige Freundschaft zu Bruno gefasst, dass er ihn nie mehr verlassen wollte. Seitdem war er beständig bei ihm geblieben, er begleitete ihn auf seinen Jagden in den Gebirgen, half ihm seine Barke auf dem Meere steuern, und war bereit, sich auf einen Wink des Mannes

töten zu lassen, den er seinen Vater nannte.

Am Tage zuvor hatte er ihn nach der Villa des Fürsten von Carini begleitet; er erwartete ihn unter den Fenstern während seiner Unterredung mit Gemma, und er war es, der diesen zweimaligen Alarmruf ausgestoßen hatte, das erste Mal, als der Fürst an dem Gittertor geläutet, und das zweite Mal, als er in das Schloss eingetreten war. Er stand im Begriffe, selbst in das Zimmer hinaufzugehen, um Bruno Hilfe zu leisten, wenn es nötig wäre, als er diesen aus dem Fenster springen sah. Er folgte ihm auf seiner Flucht. Beide gelangten an das Ufer, warfen sich in ihre Barke, welche sie erwartete, und da sie in der Nacht nicht das hohe Meer erreichen konnten, ohne Argwohn zu erwecken, so begnügten sie sich, sich unter die Fischerbalken zu mischen, welche den Anbruch des Tages erwarteten, um den Hafen zu verlassen.

Während dieser Nacht erwies Ali nun auch Pascal alle die Pflege, welche er in einem ähnlichen Zustande von ihm erhalten hatte, denn der Fürst von Carini hatte richtig gezielt, und die Kugel, welche er vergebens in seiner Tapete suchte, hatte die Schulter Brunos fast durchbohrt, so dass Ali mit seinen Yatagan nur einen leichten Einschnitt zu machen brauchte, um sie an der entgegengesetzten Seite von der, durch welche sie eingedrungen war, wieder heraus zu ziehen. Alles das hatte sich zugetragen, ohne dass Bruno sich kaum darein mischte und nur daran zu denken schien, und das einzige Zeichen von Aufmerksamkeit, welches er seiner Wunde widmete, war, wie wir bemerkt, sie von Zeit zu Zeit mit Seewasser anzufeuchten, während der Knabe tat, als ob er seine Netze ausbessere.

— Vater, sagte Ali plötzlich, indem er sich in dieser scheinbaren Beschäftigung unterbrach, sieh doch nach der Seile des Landes!

— Was gibt es?

— Ein Haufen von Leuten.

— Wo das?

— Dort, auf dem Wege nach der Kirche.

In der Tat, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft ging den sich windenden Weg hinauf, auf welchen man auf den heiligen Berg

gelangte. Bruno erkannte, dass es das Gefolge einer Hochzeit wäre, die sich nach der Kapelle der heiligen Rosalia begab.

— Steuere nach dem Lande und rudere herzhaft, rief er aus, indem er sich völlig aufrichtete.

Der Knabe gehorchte, ergriff mit jeder Hand ein Ruder, und las kleine Boot schien über die Oberfläche des Meeres dahinzufiegen.

In dem Maße, als es sich dem Ufer näherte, nahmen Brunos Züge einen immer schrecklicheren Ausdruck an; endlich, als sie nur noch ungefähr eine halbe Meile entfernt waren, rief er mit dem Ausdrücke kaum zu schildernder Verzweiflung aus:

— Das ist Theresa! Sie haben die Verheiratung beschleunigt, sie haben den Sonntag nicht abwarten wollen, sie haben sich gefürchtet, dass ich sie bis dahin entführen möchte! . . . Gott ist mein Zeuge, dass ich Alles getan habe, was ich vermocht, damit alles ein gutes Ende nähme. . . Sie sind es, die es nicht gewollt, wehe ihnen! Bei diesen Worten spannte Bruno mit Alis Hilfe das Segel der kleinen Barke auf, welche, indem sie sich um den Berg Pellegrino wandte, nach Verlauf von zwei Stunden hinter dem Vorgebirge Gallo verschwand.

---

## IV.

Pascal hatte sich nicht geirrt. Aus Furcht vor irgend einem Unternehmen von Seiten Brunos hatte die Gräfin die Verheiratung um drei Tage beschleunigt, ohne Theresa etwas von der Zusammenkunft zu sagen, welche sie mit ihrem Geliebten gehabt hatte, und aus besonderer Frömmigkeit hatten die bellen Gatten für die Feier der Hochzeit die Kapelle der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin von Palermo, gewählt.

Das ist wieder einer der charakteristischen Züge von Palermo, einer ganz der Liebe gehörenden Stadt, sich unter den Schutz einer jungen und hübschen Heiligen gestellt zu haben. Die heilige Rosalie ist daher auch für Palermo das, was der heilige Januarius für Neapel ist, die allmächtige Spenderin der Wohltaten des Himmels, aber sie ist mehr als der heilige Januarius, sie ist von französischem und königlichem Geschlecht und sie stammt in gerader Linie von Karl dem Großen<sup>1</sup> ab, wie es ihr über der äußern Tür der Kapelle gemalter Stammbaum beweist, ein Baum, dessen Stamm aus der Brust von Wittekinds Besieger empor sproßt, und nachdem er sich in verschiedene Zweige geteilt, diese auf dem Gipfel wieder vereinigt, um den Fürsten Sinebaldo, dem Vater der heiligen Rosalie, entstehen zu lassen. Aber aller Adel ihres Geschlechtes, aller Reichtum ihres Hauses, alle Schönheit ihrer Person vermochten nichts über die junge Prinzessin. Sie verließ im Alter von achtzehn Jahren den Hof Rüdigers, und zu dem beschauenden Leben fortgerissen, verschwand sie plötzlich, ohne dass man wusste, was aus ihr geworden wäre, und erst nach ihrem Tode fand man sie schön und frisch, als ob sie noch lebte, in der Grotte wieder, die sie bewohnt hatte, und in derselben Stellung, in welcher sie in dem keuschen und unschuldigen Schlummer der Auserkorenen entschlafen war.

Diese Grotte war an der Seite des vor alten Zeiten Evita genannten Berges ausgehöhlt, der in dem Laufe der punischen Kriege durch die uneinnehmbaren Stellungen so berühmt war,

welche er den Carthaginensern lieferte;,, aber heut zu Tage hat der profane Berg den Namen gewechselt. Sein unfruchtbares Haupt hat die Taufe des Glaubens erhalten und man nennt ihn den Berg Pellegrino, ein Wort, das in seiner doppelten Bedeutung gleicher Weise der kostbare Hügel oder der Berg des Pilgers sagen will. Im Jahre 1624 verheerte Palermo eine Pest; die heilige Rosalie wurde angerufen. Man holte den wunderthuenden Leib aus der Grotte, brachte ihn mit großem Prunke in die Kathedrale von Palermo, und kaum hatten die heiligen Gebeine die Schwelle des halbchristlichen, halbarbarischen, von dem Erzbischof Gauthier erbauten Monumentes berührt, als auf die Bitte der Heiligen, Jesus Christus nicht allein die Pest, sondern auch noch den Krieg und die Hungersnot aus der Stadt verjagte, wie es das von Cannova errichtete Basrelief der Villa-Reale beweist. Damals verwandelten die dankbaren Bewohner von Palermo die Grotte der heiligen Rosalie in eine Kirche, stellten den herrlichen Weg her, der zu ihr führt und dessen Bau in jene Zeiten zurückzugehen scheint, in denen eine römische Kolonie eine Brücke oder eine Wasserleitung, gleich der Granitunterschrift der Mutterstadt, von einem Berge zu dem andern schlug. Endlich wurde die Leiche der Heiligen durch eine liebliche, mit Rosen bekränzte und in der Stellung, in welcher die Heilige entschlafen, an dem Orte selbst, an welchem sie wiedergefunden worden, liegende Marmorstatue ersetzt, und das Meisterstück des Künstlers wurde noch durch ein königliches Geschenk bereichert. Karl III. von Bourbon schenkte ihr ein fünfundzwanzig Tausend Livres geschätztes Kleid von Goldstoff ein Halsband von Diamanten und kostbare Ringe, und da er die ritterlichen Ehren mit den weltlichen Reichtümern vereinigen wollte, so erlangte er für sie das Großkreuz von Malta, das an einer goldenen Kette hängt, und den Orden der Maria Theresia, der in einem mit Lorbeeren umgebenen Stern mit dem Wahlspruch besteht: **F o r t i t u d i n i**.

Was die Grotte selbst anbetrifft, so ist sie eine, in ein mit Kalklagen bedecktes Urgebirge gehauene Höhle, von deren Gewölbe glänzende Tropfsteine herabhängen; zur Linken befindet sich ein

Altar, in dessen unterem Teile die Statue der Heiligen liegt, die man durch ein goldenes Gitter sieht, und hinter dem Altar stieß die Quelle, an welcher sie ihren Durst löschte. Was die Halle dieser natürlichen Kirche anbelangt, so ist sie durch einen Zwischenraum von drei bis vier Fuß von ihr getrennt, durch welchen das Tageslicht hereinfällt und Efeugewinde herabhängen, so dass die Sonnenstrahlen gleich einem lichtvollen Vorhang den Geistlichen von seinen Zuhörern trennen.

In dieser Kirche wurden Theresa und Gaëtano verheiratet.

Als die Feierlichkeit beendet, begab sich der Hochzeitszug wieder nach Palermo hinab, wo ihn Wagen erwarteten, um die Gäste nach dem Dorfe Carini zu führen, ein fürstliches Lehen, von welchem Rodolfo seinen Namen und seinen Titel hatte. Dort waren durch die Aufmerksamkeit der Gräfin alle Vorbereitungen zu einem Prachtvollen Mahle getroffen worden; die Landleute der Umgegend waren eingeladen, sie waren von zwei bis drei Stunden im Umkreise, von Montreale, von Capaci und von Favarola herbeigeeilt, und unter allen diesen jungen Landleuten, welche ländlichen Prunk gezeigt hatten, erkannte man die von *Pinna de Greci* an ihren Kostümen von Morea, das sie getreulich beibehalten haben, obgleich die Kolonie, welche es ihnen vermacht und die es von ihren Vätern hatte, seit zwölfhundert Jahren ihr Geburtsland gegen ein anderes Vaterland vertauscht hat.

Tische waren auf einer von grünen Eichen und schirmenden Fichten beschatteten, von Orangen- und Zitronenbäumen duftenden Esplanade gedeckt worden, welche von Hecken von Granat« und indischen Feigenbäumen umgeben war, eine doppelte Wohltat der Vorsehung, die, indem sie an den Hunger und an den Durst des Armen dachte, diese Bäume gleich einer neuen Manna auf der ganzen Ausdehnung von Sizilien ausgesät hat. Man gelangt zu dieser Esplanade auf einem mit Aloes eingefasstem Wege, deren riesenhafte Blumen, die in der Ferne den Lanzen arabischer Reiter gleichen, einen weit glänzenderen und weit festeren Faden als den des Hanfes und des Flachses enthalten, und während im Süden die Aussicht durch den Palast begrenzt war, über dessen Terrasse sich

die Gebirgskette erhob, welche die Insel in drei große Regionen trennt, sah man in Westen, in Norden und in Osten, an den äußersten Enden dreier Täler, dreimal dieses herrliche Meer von Sizilien wieder, das man nach seinen verschiedenen Farben für drei Meere gehalten hätte; denn durch ein von der Sonne, welche am Horizonte zu verschwinden begann, hervorgebrachtes Spiel des Lichtes war es nach der Seite von Palermo himmelblau, um die Fraueninsel herum rollte es Silberwellen, während seine Wogen sich wie flüssiges Gold an den Felsen von Saint-Vito brachen.

Im Augenblicke des Nachtisches und als das Hochzeitsfest eben in seiner vollen Freude war, öffneten sich die Thor des Schlosses und Gemma, auf die Schulter des Fürsten gestützt, mit zwei Dienern voraus, welche Fackeln trugen, und von einer Welt von Bedienten gefolgt, ging die Marmortreppe hinab und näherte sich der Esplanade. Die Landleute wollten aufstehen, aber der Fürst gab ihnen einen Wink, sich nicht stören zu lassen. Gemma und er begannen die Runde um die Tische und blieben zuletzt hinter den Brautleuten stehen. Nun reichte ein Diener einen goldenen Becher hin, Gaëtano füllte ihn mit Wein von Syracus, der Diener bot den Becher Gemma, Gemma sprach einen Wunsch zu Gunsten der Neuvermählten aus, berührte mit ihren Lippen den goldenen Becher und reichte ihn dem Prinzen, der, indem er ihn mit einem Zuge leerte, eine Börse voll Unzen<sup>2</sup> hineinschüttete und ihn Theresa überbringen ließ, deren Hochzeitsgeschenk es war; im selben Augenblicke ließen sich die Rufe: Es lebe der Fürst von Carini! es lebe die Gräfin von Castel-Nuovo! hören; die Esplanade erleuchtete sich wie durch einen Zauber, und die edlen Besucher entfernten sich, indem sie, wie eine himmlische Erscheinung, Licht und Freude zurückließen.

Kaum waren sie mit ihrem Gefolge in das Schloss zurückgekehrt, als sich eine heitere Musik hören ließ, die jungen Leute verließen die Tische und eilten noch dem für den Tanz zubereiteten Orte. Gaëtano stand dem Gebrauche gemäß im Begriffe, den Ball mit seiner Braut zu eröffnen, und schon schritt er auf sie zu, als ein Fremder, der auf dem Wege der Aloes ankam, auf der Esplanade erschien; es war

Pascal Bruno im calabresischen Kostüme, das wir bereits geschildert haben; nur befanden sich ein Paar Pistolen und ein Dolch in seinem Gürtel, und seine Jacke, wie ein Husarendolman über seine rechte Schulter geworfen, ließ den blutigen Ärmel seines Hemdes sehen. Theresa war die erste, welche ihn erblickte; sie stieß einen Schrei aus, und indem sie ihre entsetzten Augen auf ihn heftete, blieb sie bleich und starr wie bei dem Anblicke einer Erscheinung stehen. Jeder wandte sich nach dem Neu angekommenen um, und diese ganze Menge blieb in schweigender Erwartung, denn sie erriet, dass sich irgend etwas Schreckliches zutragen würde. — Pascal Bruno schritt gerade auf Theresa zu, und indem er vor ihr stehen blieb, schlug er die Arme übereinander und blickte sie fest an.

— Sie sind es, Pascal? murmelte Theresa.

— Ja, ich bin es, antwortete Bruno mit heiserer Stimme; ich habe in Bauso, wo ich Sie erwartete, erfahren, dass Sie sich in Carini verheiraten würden, und ich bin hoffentlich zeitig genug gekommen, um mit Ihnen die erste Tarantella zu tanzen.

— Das ist das Recht des Bräutigams, unterbrach ihn Gaëtano, welcher sich näherte.

— Es ist das Recht des Geliebten, antwortete Bruno. Nun denn, Theresa, wie mir scheint, ist dies das Geringste, was Sie für mich tun können.

— Theresa ist meine Gattin, rief Gaëtano aus, indem er den Arm nach ihr ausstreckte.

— Theresa ist meine Geliebte, sagte Pascal, indem er ihr die Hand reichte.

— Zu Hilfe! rief Theresa aus.

Gaëtano packte Pascal beim Kragen; aber im selben Augenblicke stieß er einen Schrei aus und sank, mit dem Dolche Pascals bis an das Heft in der Brust, zu Boden. Die Männer machten eine Bewegung, um über den Mörder herzufallen, der kaltblütiger Weise eine Pistole aus dem Gürtel zog und sie spannte, dann gab er den Musikanten mit der Pistole einen Wink, die Musik der Tarantella zu beginnen. Sie gehorchten maschinenmäßig; jeder blieb regungslos.

— Vorwärts, Theresa! sagte Bruno.

Theresa schien kein lebendiges Wesen mehr zu sein, sondern ein Automat, dessen Feder die Furcht war. Sie gehorchte, und dieser grässliche Tanz neben einer Leiche dauerte bis auf den letzten Takt. Endlich hörten die Musikanten auf, und als ob diese Musik Theresa allein aufrecht erhalten hätte, sank sie ohnmächtig auf die Leicht Gaetano's.

— Ich danke Dir, Theresa, sagte der Tänzer, indem er sie mit trockenem Auge anblickte. Und jetzt, wenn es hier Jemanden gibt, der meinen Namen zu wissen wünscht, um mich anderswo wiederzufinden, ich nenne mich Pascal Bruno.

— Der Sohn Antonio Bruno's, dessen Kopf an dem Schloss Bauso in einem eisernen Käfig ist? sagte eine Stimme.

— Ganz recht, antwortete Pascal; aber wenn Ihr ihn dort noch zu sehen wünscht, so eilt Euch, denn ich schwöre Euch, dass er dort nicht mehr lange bleiben wird.

Nach diesen Worten verschwand Pascal, ohne dass irgend Jemand Lust hatte, ihm zu folgen, außerdem beschäftigte sich Jedermann entweder aus Furcht oder aus Teilnahme mit Gaetano und Theresa..

Der eine war tot, die andere war wahnsinnig.

Am folgenden Sonntag fand in Bauso das Kirchweihfest statt; das ganze Dorf war voller Freude, man trank in allen Schenken, man schoss an allen Straßenecken mit Böllern. Die Straßen waren geschmückt und lärmend, und vor allen war die, welche nach dem Schloss führte, voller Menschen, die sich dort aufgehäuft hatten, um die jungen Leute nach der Scheibe schießen zu sehen. Es war dies eine Belustigung, welche von dem Könige Ferdinand IV. während seines gezwungenen Aufenthalts in Sizilien sehr begünstigt worden war, und mehrere von denen, welche sich in diesem Augenblicke dieser Übung widmeten, hatten vor Kurzem in dem Gefolge des Kardinals Russo Gelegenheit gehabt, ihre Geschicklichkeit an den neapolitanischen Patrioten und den französischen Republikanern zu beweisen; aber für den Augenblick war das Ziel eine einfache Karte

und der Preis ein silberner Becher geworden. Die Scheibe war gerade unter dem eisernen Käsig angebracht, in welchem sich der Kopf Antonio Bruno's befand, zu dem man nur über eine Treppe gelangen konnte, welche von dem Innern der Festung zu einem Fenster führte, vor welchem dieser Käfig befestigt war. Die Bedingungen des Schießens waren übrigens höchst einfach; um zu der Gesellschaft zu gehören, hatte man nur nötig, in die gemeinschaftliche Kasse, welche dazu dienen sollte, den silbernen Becher zu bezahlen, die mäßige Summe von zwei Carlins für jeden Schuss zu hinterlegen, den man zu tun wünschte, und man empfing dagegen eine auf den Zufall gezogene stummer, welche die Reihe bestimmte, in welcher man zum Schuß gelangte, die Minder geschickten nahmen bis zu zehn, zwölf und vierzehn Kugeln, die, welche auf ihre Geschicklichkeit rechneten, beschränkten sich auf fünf bis sechs. Unter allen diesen ausgestreckten Armen und allen diesen verworrenen Stimmen streckte sich ein Arm aus, der zwei Carlins hinwarf, und eine Stimme ließ sich hören, welche eine einzige Kugel verlangte. Jedermann wandte sich erstaunt über diese Armut oder über dieses Vertrauen um. Der Schütze, welcher eine einzige Kugel verlangte, war Pascal Bruno.

Obgleich er seit vier Jahren nicht in dem Dorfe erschienen war, so erkannte ihn doch jeder wieder; aber Niemand redete ihn an. Da man ihn aber als den geschicktesten Schützen der ganzen Gegend kannte, so wunderte man sich nicht, dass er nur eine einzige Kugel genommen: er hatte Nr. 11. Das Schießen begann.

Jeder Schuss wurde mit Gelächter oder Beifallsbezeugungen empfangen, und in dem Maße, als die ersten Kugeln verschossen wurden, wurde auch das Gelächter minder lärmend. Was Pascal anbelangt, so schien er, traurig und tiefsinnig auf seine englische Büchse gestützt, keinen Anteil an dem Entzücken oder an der Lustigkeit seiner Landsleute zu nehmen; endlich kam auch an ihn die Reihe; man rief seinen Namen, er erbebt und erhob den Kopf, als ob er diesen Ruf nicht erwartet; aber indem er sich sogleich wieder fasste, nahm er den Platz hinter dem gespannten Stricke ein, der zur Schranke diente. Jeder folgte ihm voller Angst mit den

Augen; kein Schütze hatte solche Teilnahme erregt und eine solche Stille hervorgebracht.

Pascal selbst schien die ganze Wichtigkeit des Schusses zu fühlen, den er zu tun im Begriffe stand, denn er stellte sich fest, das linke Bein vorgestreckt, und indem er seinen Körper auf dem rechten Beine ruhen ließ, legte er sorgfältig an und, seine Linie von unten auf nehmend, er« hob er langsam den Lauf seiner Büchse. Jedermann folgte ihm mit den Augen, und man sah mit Erstaunen, wie die Mündung der Büchse die Höhe der Scheibe überschritt, und indem er sie immer noch erhob, erst in der Richtung des eisernen Käfigs anhalten; jetzt blieben der Schütze und die Büchse einen Augenblick lang regungslos, als ob sie von Stein wären; endlich fiel der Schuss, und der aus dem eisernen Käfig<sup>3</sup> fortgerissene Kopf fiel von der Höhe der Mauer zu dem Fuße der Scheibe! . . . Ein Schauer überlief alle Anwesenden, und kein Ausruf empfing diesen Beweis von Geschicklichkeit.

In Mitte dieses Schweigens raffte Pascal Bruno den Kopf seines Vaters auf und schlug, ohne ein Wort zu sagen und ohne ein einziges Mal hinter sich zu blicken, den Fußpfad ein, der nach den Bergen führte.

---

## V.

Es war kaum ein Jahr seit den Ereignissen verflossen, welche wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, und ganz Sizilien, von Messina bis Palermo, von Cefalu bis zum Vorgebirge Passaro, war bereits voll von den Gerüchten der Heldentaten des Banditen Pascal Bruno. In Ländern wie Spanien und Italien, wo die schlechte Einrichtung der Gesellschaft immer darnach strebt, das nach unten zurückzuweisen, was unten geboren ist, und wo die Seele keine Flügel hat, um den Körper zu erheben, wird ein überwiegender Verstand gar häufig ein Unglück für eine niedrige Geburt; da er immer aus dem politischen und geistigen Kreise hervortreten trachtet, in den der Zufall ihn eingeschlossen hat, da er beständig einem Ziele zuschreitet, von dem ihn Tausend Hindernisse trennen, da er ohne Unterlass das Licht sieht, das er nicht bestimmt ist, zu erreichen, so fängt er damit an, zu hoffen, und endigt damit, zu verwünschen. Dann empört er sich gegen diese Gesellschaft, welche Gott seiner Meinung nach so blind in zwei Hälften geteilt hat, die eine für das Glück, die andere nur zu Leiden; er lehnt sich gegen diese himmlische Parteilichkeit auf, und macht sich aus eigener Macht zum Verteidiger des Schwachen und zum Feinde des Mächtigen. Deshalb ist der spanische und der italienische Bandit zugleich so poetisch und so volkstümlich, weil es zuvörderst fast immer ein großer Schmerz ist, der ihn von der rechten Bahn abgebracht, und weil später sein Dolch und seine Büchse das Göttliche durch die menschlichen Satzungen verfälschte Gleichgewicht wieder herzustellen streben.

Man wird sich daher nicht verwundern, dass Pascal Bruno mit seinen Familienschicksalen seinen verwegenen Charakter, seiner außergewöhnlichen Geschicklichkeit und Stärke, die wunderliche Person geworden ist, welche er werden wollte. Es kam dies daher, weil er sich, wenn man so sagen darf, zum Richter der Gerechtigkeit gemacht hatte, es kam daher, weil in ganz Sizilien, und besonders in

Bauso und seiner Umgegend, kein Act der Willkür begangen wurde, der seinem Richterstuhle zu entgehen vermochte; und da seine Urtheile fast immer die Starken traf, so hatte er alle Schwachen für sich. So, wenn ein übertriebener Pacht von einem reichen Herrn irgend einem armen Pächter auferlegt worden war, wenn eine Heirat auf dem Punkte stand, durch die Habgier einer Familie fehl zuschlagen, wenn ein ungerechtes Urteil einen Unschuldigen treffen sollte, so nahm Pascal Bruno auf die Nachricht, welche er davon erhielt, seine Büchse, ließ vier korsische Hunde los, welche seine einzige Bande bildeten, bestieg sein Pferd von Val-de-Noto, das wie ein halber Araber und ein halber Gebirgsbewohner war, verließ die kleine Feste Castel-Nuovo, die er zu seiner Residenz gemacht hatte, suchte den Herrn, den Vater oder den Richter auf, und die Pachtsumme ward verringert, die Heirat ward geschlossen, der Gefangene freigegeben. Man wird daher leicht einsehen, dass alle diese Leute, denen er zu Hilfe gekommen war, ihm ihr Glück durch treue Ergebenheit vergalten, und dass jedes gegen ihn gerichtete Unternehmen an der dankbaren Wachsamkeit der Landleute scheiterte, welche ihn durch verabredete Signale sogleich von den ihn bedrohenden Gefahren benachrichtigten.

Dann begannen wunderliche Erzählungen in dem Munde aller zu kreisen, denn je schwächer der Verstand ist, desto mehr ist er geneigt, an das Wunderbare zu glauben. Man sagte, dass Pascal Bruno in einer Gewitternacht, in welcher die ganze Insel gebebt, ein Bündnis mit einer Hexe geschlossen und von ihr gegen seine Seele erlangt hätte, unsichtbar zu sein, die Gabe zu haben, sich in einem Augenblicke von einem Ende der Insel zu dem andern zu begeben, und weder durch Blei, noch durch Eisen, noch durch Feuer besiegt werden zu können. Das Bündnis sollte, wie man sagte, drei Jahre dauern, da es Bruno nur eingegangen war, um eine Rache zu vollziehen, zu welcher dieser Termin genügte, so beschränkt er auch schien. Weit davon entfernt, diesen Verdacht zu zerstören, sah Pascal ein, wie günstig er ihm sei, und trachtete im Gegenteile, ihm Glaubwürdigkeit zu geben. Seine vielfachen Verbindungen hatten ihm so oft Mittel geliefert, an seine Unsichtbarkeit glauben zu lassen,

indem sie ihn mit Umständen bekannt machten, von denen man annehmen musste, dass sie ihm gänzlich unbekannt waren. Die Schnelligkeit seines Pferdes, mit dessen Hilfe er sich am Morgen in unglaublichen Entfernungen von den Orten befand, wo man ihn am Abend zuvor gesehen, hatte von seiner Gabe, den Ort zu wechseln, überzeugt, endlich hatte ein Umstand den er mit der Geschicklichkeit eines Mannes von höherem Verstand benutzt, durchaus keinen Zweifel über seine Unverwundbarkeit mehr übrig gelassen. Es war folgender:

Der Mord Gaëtanos hatte großes Aufsehen gemacht, und der Fürst von Carini hatte allen Hauptleuten Befehle erteilt, dass sie sich des Mörders bemächtigen sollten, der übrigens durch die Verwegenheit seines Benehmens denen ein leichtes Spiel bot, welche ihn verfolgten. Sie hatten dem zu Folge diese Befehl ihren Untergebenen mitgeteilt, und der Landrichter von Spadafora wurde eines Morgens benachrichtigt, dass Pascal Bruno die Nacht in dem Dorfe zugebracht hatte, um nach Divicto zu gehen. Er legte die beiden folgenden Nächte Männer an der Straße in den Hinterhalt, in der Hoffnung, Pascal werde auf demselben Wege zurückkehren, den er eingeschlagen hatte, um hinzu« gehen, und für seine Rückkehr die Dunkelheit benutzen.

Ermüdet, zwei Nächte gewacht zu haben, versammelten sich am Morgen des dritten Tages, der ein Sonntag war, die Soldaten in einer zwanzig Schritte weit von der Straße gelegenen Schenke; sie waren eben mit ihrem Frühstück beschäftigt, als man ihnen meldete, dass Pascal Bruno ruhig den Berg auf der Seite von Divicto herab käme. Da sie nicht mehr Zeit hatten, sich wieder in ihren Hinterhalt zu legen, so erwarteten sie ihn da, wo sie waren, und als er nur noch fünfzig Schritte weit von dem Wirtshaus entfernt war, stellten sie sich vor der Tür auf, ohne dass sie indessen auf ihn zu achten schienen. Bruno sah alle diese Angriffsvorbereitungen, ohne sich scheinbar darum zu bekümmern, und statt wieder umzukehren, was ihm ein Leichtes gewesen wäre, setzte er sein Pferd in Galopp, ohne seinen Weg zu unterbrechen. Als die Soldaten sahen, was seine Absicht war, bereiteten sie ihre Waffen vor und die ganze Compagnie

begrüßte ihn in dem Augenblicke, wo er vor ihr vorüberkam, mit einer allgemeinen Salve, aber weder das Pferd noch der Reiter wurden davon getroffen, und Mensch und Tier verließen unversehrt den Dampfwirbel, in den sie einen Augenblick lang gehüllt gewesen waren. Die Soldaten sahen sich einander kopfschüttelnd an, und erzählten dem Landrichter von Spadafora, was ihnen begegnet war.

Das Gerücht von diesem Abenteuer verbreitete sich am selben Abend in Bauso, und einige weit erfinderische Köpfe, als die andern, begannen zu glauben, dass Pascal Bruno bezaubert wäre, und dass Blei und Eisen, wenn es gegen ihn gerichtet wäre, sich abplatteten und stumpf würden. Am folgenden Tage wurde diese Behauptung durch einen unverwerflichen Beweis bestätigt, man fand an der Tür des Richters von Bauso die Jacke Pascal Brunos aufgehängt, die von dreizehn Kugeln durchbohrt war, und die in ihren Taschen die dreizehn abgeplatteten Kugeln enthielt. Einige Freigeister behaupteten wohl, und unter diesen war Cäsar Alletto, Notar von Calvaruso, aus dessen Munde wir diese Umstände haben, dass der dem Gewehrfeuer wundervoller Weise entkommene Bandit, indem er diesen Umstand benutzen wollte, selbst seine Jacke an einen Baum gehängt, und die dreizehn Schüsse auf sie getan, deren Spuren sie trug, aber die Mehrzahl blieb nichtsdestoweniger von der Bezauberung überzeugt, und die Furcht, welche Pascal bereits einflößte, vermehrte sich dadurch beträchtlich. Diese Furcht war so groß, und Bruno war so überzeugt, dass sie von den unteren Klassen zu den höheren übergegangen wäre, dass, da er einige Monate vor der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, für eines seiner philanthropischen Werke (es handelte sich um die Wiederaufbauung eines abgebrannten Wirtshauses) zwei Hundert Unzen Gold nötig hatte, er sich an den Fürsten von Butera wandte, um diese Summe von ihm zu entleihen, indem er ihm einen Ort des Gebirges andeutete, wo er es abholen würde und ihn aufforderte, es dort pünktlich zu vergraben, damit er es während einer Nacht, die er dem Fürsten bezeichnete, abholen könnte; im Falle der Nichtausführung dieser Aufforderung, welche für einen Befehl gelten konnte, benachrichtigte Bruno den Fürsten, dass es zum offenen Kriege

zwischen dem Könige des Gebirges und dem Herrn der Ebene kommen würde; wenn aber dagegen der Fürst die Gefälligkeit hätte, ihm diese Summe zu leihen, so würden ihm die zwei Hundert Unzen Gold getreulich von der ersten Summe zurückerstattet werden, die er dem königlichen Schatz nähme.

Der Fürst von Butera war einer jener Männer, wie es deren in unsern modernen Zeiten eben keine mehr gibt, er war ein Überrest des alten sizilianischen Adels, verwegen und ritterlich wie jene Normannen, von denen er abstammte. Er nannte sich Herkules, und schien nach dem Vorbild seines altertümlichen Patrons gebaut. Er schlug mit einem Faustschlag ein widerspenstiges Pferd zu Boden, zerbrach auf seinem Knie eine einen halben Zoll dicke Eisenstange und verbog einen Piaster. Ein Ereignis, in welchem er Beweis von großer Kaltblütigkeit abgelegt hatte, hatte ihn zum Abgott des Volkes von Palermo gemacht. Im Jahre 1770 hatte das Brot in der Statt gefehlt, ein Aufstand war ausgebrochen; der Gouverneur hatte das ultimo ratio geltend machen wollen, eine Kanone war in der Straße Toledo aufgefahren worden, das Volk marschierte gegen die Kanone, und der Artillerist stand, die brennende Lunte in der Hand, im Begriffe, auf das Volk zu schießen, als der Fürst von Butera sich auf die Mündung des Stückes setzte, wie er es auf einen Sessel getan haben würde, und von dort aus eine dermaßen beredsame und vernünftige Rede hielt, dass das Volk sich augenblicklich zurückzog, und der Artillerist, Lunte und Kanone ungebraucht in das Zeughaus zurückkehrten. Aber das war nicht der einzige Grund, dem er seine Volkstümlichkeit verdankte.

Alle Morgen ging er auf der Terrasse spazieren welche den Marineplatz übersah, und da die Türen seines Palastes von Tagesanbruch an für Jedermann offen standen, so fand er daselbst immer eine zahlreiche Versammlung armer Leute; er trug für diese Runde gewöhnlich eine große Weste von Hirschleder, deren ungeheure Taschen alle Morgen von seinem Kammerdiener mit Carlins und halben Carlins gefüllt werden mussten, die während dieses Spazierganges bis auf den letzten verschwanden, und zwar mit einer Weise zu verfahren und zu sprechen, die nur ihm

angehörte, so dass er immer bereit schien, die niederzuschlagen, denen er Almosen gab.

— Exzellenz, sagte eine arme, von ihrer Familie umgebene Frau, haben Sie Erbarmen mit einer armen Mutter, die fünf Kinder hat.

— Ein schöner Grund! antwortete der Fürst zornig, habe ich sie Dir etwa gemacht?

— und mit einer drohenden Gebärde ließ er eine Hand voll Münzen in ihre Schürze fallen.

— Signor Principe, sagt ein anderer, ich habe nichts zu essen.

— Einfaltspinn! antwortete der Fürst, indem er einen Faustschlag nach ihm führte, der ihn für acht Tage satt machen konnte, backe ich etwa Brot? scher Dich zu dem Bäcker.<sup>4</sup>

Wenn der Fürst durch die Straßen kam, so entblößten sich daher auch alle Köpfe, wie wenn Herr von Beaufort durch die Hallen ging; aber noch weit mächtiger als der französische Frondeur, hätte er nur ein Wort zu sagen gehabt, um sich zum Könige von Sizilien zu machen; es war ihm jedoch niemals eingefallen, und er blieb Fürst von Butera, was wohl eben so viel wert war.

Diese Freigebigkeit hatte indessen einen Tadler gefunden, und das in dem Hause des Fürsten selbst! Dieser Tadler war sein Haushofmeister. Man wird begreifen, dass ein Mann von dem Charakter, den wir anzudeuten versucht haben, besonders auf seine Mahlzeiten jenen Luxus und jene Pracht verwenden musste, die ihm so natürlich waren; er hielt daher auch im buchstäblichen Sinne des Wortes offene Tafel, und er hatte täglich zum Mindesten fünf und zwanzig bis dreißig Gäste zu Tische, unter denen sieben oder acht ihm immer unbekannt waren, während andere sich dagegen mit der Regelmäßigkeit von Kostgängern einer Table d'hote daran setzten. Unter diesen Letzteren war auch ein gewisser Hauptmann Altavilla, der seine Epauletten erlangt hatte, indem er dem Kardinal Russo von Palermo nach Neapel folgte, und der mit einem Jahresgehalt von Tausend Dukaten von Neapel nach Palermo zurückgekehrt war. Unglücklicher Weise hatte der Hauptmann den Fehler, ein wenig Spieler zu sein, was seine Pension für seine Bedürfnisse unzulänglich gemacht hätte, wenn er nicht zwei Mittel gefunden,

durch welche sein Vierteljahresgehalt der am wenigsten wichtige Teil seines Einkommens geworden wäre, das erste dieser Mittel, und dieses stand, wie ich gesagt, zur Verfügung von Jedermann, das erste dieser Mittel war, täglich bei dem Fürsten zu Mittag zu essen, und das zweite, pünktlich jeden Tag, wenn er vom Tische aufstand, sein silbernes Besteck in seine Tasche zu stecken. Dieses Manöver dauerte einige Zeit lang, ohne dass diese tägliche Entwendung bemerkt wurde; aber so gut die Schenktische des Fürsten auch versehen sein mochten, so fing man doch an zu bemerken, dass eine Leere in ihnen entstand. Der Verdacht des Haushofmeisters fiel sogleich auf den Santa-Fede;<sup>5</sup> er belauerte ihn aufmerksam, und es bedurfte nur einer Aufsicht von zwei bis drei Tagen, um seinen Argwohn in Gewissheit zu verwandeln. Er benachrichtigte sogleich den Fürsten davon, der einen Augenblick lang überlegte und dann antwortete, dass, so lange der Hauptmann nur sein Besteck nehmen würde, er Nichts dagegen zu sagen hätte; wenn er aber die seiner Nachbarn in seine Tasche stecke, er dann schon einen Entschluss zu fassen wissen würde. Der Hauptmann Altavilla war daher einer der häufigsten Gäste seiner Exzellenz des Fürsten Herkules von Butera geblieben.

Dieser letztere befand sich in Castrogiovanni, wo er eine Villa besaß, als man ihm den Brief Brunos überbrachte; er las ihn und fragte, ob der Bote die Antwort erwarte. Man antwortete ihm mit nein und er steckte den Brief mit derselben Kaltblütigkeit in seine Tasche, als ob es ein gewöhnliches Schreiben wäre.

Die von Bruno festgesetzte Nacht kam herbei, der Ort, den er bezeichnet hatte, lag auf dem südlichen Rücken des Ätna, neben einem jener Tausend erloschenen Vulkane, welche ihre eintägige Flamme seiner ewigen Flamme verdanken, und deren vorübergehendes Dasein genügt hat, um Städte zu zerstören. Man nannte diesen den Monlebaldo; denn jeder dieser schrecklichen Hügel hat einen Namen erhalten, sobald er aus der Erde hervortrat. Zehn Minuten Weges weit von seinem Fuße erhob sich ein riesenhafter und allein stehender Baum, den man den *Kastanienbaum der Hundert Pferde nannte*, weil um seinen Stamm

herum, der Hundert und acht und siebenzig Fuß Umfang hat, und unter seinem Laube, das für sich allein einen Wald bildet, man Hundert Reiter mit ihren Pferden unterstellen kann. In der Wurzel dieses Baumes kam Pascal das Pfand zu suchen, welches ihm anvertraut werden sollte. Er brach dem zu Folge gegen elf Uhr von Centorbi auf, und begann gegen Mitternacht bei dem Scheine des Mondes den riesenhaften Baum und das kleine zwischen seinen verschiedenen Stämmen erbaute Haus zu erblicken, welches dazu dient, die unermessliche Ernte seiner Früchte aufzunehmen. In dem Maße, als er näher kam, glaubte Pascal einen Schatten zu unterscheiden, der gegen einen der fünf Stämme gelehnt stand, welche ihren Saft aus derselben Wurzel schöpften. Bald nahm dieser Schatten einen Körper an, der Bandit blieb stehen und spannte seine Büchse, indem er ausrief:

— Wer da?

— Ein Mensch, bei Gott! sagte eine starke Stimme; hast Du geglaubt, dass das Geld von selbst kommen würde?

— Nein, gewiss nicht, erwiderte Bruno, aber ich hätte nicht geglaubt, dass der, welcher es überbrachte, kühn genug wäre mich zu erwarten.

— Dann kanntest Du den Fürsten Herkules von Butera nicht.

— Wie! Sie sind es selbst, gnädiger Herr? sagte Bruno, indem er seine Büchse wieder auf seine Schulter warf, und mit dem Hut in der Hand auf den Fürsten zuschritt.

— Ja, ich bin es, Schelm; ich bin es, der gedacht hat, dass ein Bandit eben so gut Geld nötig haben könnte, wie ein anderer Mensch, und ich habe meinen Geldbeutel nicht einmal einem Banditen verweigern wollen. Nur habe ich den Einfall gehabt, es ihm selbst zu überbringen, damit der Bandit nicht glauben möchte, dass ich es ihm aus Furcht gäbe.

— Eure Exzellenz ist ihres Rufes würdig, sagte Bruno.

— Und Du, bist Du des Deinigen würdig? antwortete der Fürst.

— Das kommt auf den an, den man mir bei Ihnen gemacht hat, gnädiger Herr; denn ich muss mehr als einen haben.

— Nun denn, fuhr der Fürst fort, ich sehe, dass es Dir weder an Verstand noch an Entschlossenheit fehlt; ich liebe die Leute von Herz überall, wo ich sie antreffe. Höre, willst Du diesen calabresische n Anzug gegen eine Uniform als Hauptmann vertauschen und gegen die Franzosen kämpfen? ich übernehme es, Dir eine Compagnie auf meinen Gütern zu errichten, und Dir die Epauletten zu kaufen.

— Ich danke, gnädiger Herr, ich danke, sagte Bruno; Ihr Anerbieten ist das eines großmütigen Fürsten; aber ich habe eine gewisse Rache zu vollziehen, die mich noch für einige Zeit lang in Sizilien zurückhält, nachher wollen wir sehen.

— Es ist gut, sagte der Fürst, Du bist frei, aber glaube mir, Du würdest besser thun, es anzunehmen.

— Ich kann nicht, Exzellenz.

— So nimm hier die Börse, welche Du von mir verlangt hast, Pack Dich damit zum Teufel, und hüte Dich, Dich nicht vor der Tür meines Hotels hängen zu lassen.<sup>6</sup>

Bruno wog die Börse in seiner Hand.

— Wie mir scheint, gnädiger Herr, ist diese Börse sehr schwer.

— Weil ich nicht gewollt habe, dass ein Schuft, wie Du, sich rühme, der Freigebigkeit des Fürsten von Butera eine Summe bestimmt zu haben, und ich statt der zwei Hundert Unzen, welche Du von mir verlangt hast, drei Hundert hineingetan habe.

— Welches die Summe auch sein möge, die es Ihnen beliebt hat, mir zu überbringen, gnädiger Herr, sie wird Ihnen getreulich wieder zurückerstattet werden.

— Ich schenke, aber borge nicht, sagte der Fürst.

— Und ich borge oder ich stehle, aber ich bettle nicht, sagte Bruno.

Nehmen Sie Ihre Börse zurück, gnädiger Herr, ich werde mich an den Fürsten von Ventimille oder von le Cattolica wenden.

— Wohl an! es sei, sagte der Fürst.

Ich habe niemals einen eigensinnigeren Banditen gesehen, als Dich; vier Schelme Deiner Art würden mich um meinen Verstand

bringen und um d Leb wohl!

— Leben Sie Wohl, gnädiger Herr, und möge die heilige Rosalie Sie in ihren Schutz nehmen! . .

Der Fürst entfernte sich, die Hände in den Taschen seiner hirschledernen Weste, und sein Lieblingslied pfeifend. Bruno blieb regungslos, indem er ihn sich entfernen sah, und erst, als er ihn aus dem Gesicht verloren hatte, zog auch er sich nach seiner Seite zurück, indem er einen Seufzer ausstieß.

Am folgenden Tage empfing der abgebrannte Gastwirt aus den Händen Alis die drei Hundert Unzen des Fürsten von Butera.

---

## VI.

Einige Zeit nach dem so eben von uns erzählten Auftritte erfuhr Bruno, dass eine von vier Gendarmen und einem Brigadier begleitete Geldsendung von Messina nach Palermo abgehen würde.

Das war das Lösegeld des Fürsten von Moncada-Paterno, welches in Folge einer Finanzberechnung, die der Erfindungsgabe Ferdinands IV. die größte Ehre macht, das neapolitanische Budget rund machen sollte, statt, wie es seine erste Bestimmung war, den Schatz der Casaubas zu vergrößern. — Hier ist übrigens die Geschichte, so wie sie mir an Ort und Stelle erzählt worden ist; da sie eben so merkwürdig als authentisch ist, so glauben wir, dass sie der Mühe wert ist, erzählt zu werden; außerdem wird sie einen Begriff von der sonderbaren Weise geben, mit welcher die Auflagen in Sizilien erhoben werden.

Wir haben in dem ersten Teile dieser Geschichte gesagt, wie der Fürst Moncada-Paterno von Seeräubern der Raubstaaten bei dem kleinen Dorfe Fugello gefangen genommen wurde, als er von der Insel Pontellerie zurückkehrte; er wurde mit seinem ganzen Gefolge nach Algier geführt, und der Preis seines Lösegelds und der seines Gefolges wurde in freundschaftlicher Übereinkunft auf die Summe von fünfmal hunderttausend Piaster (2, 500, 000 Franken) festgesetzt, wovon die Hälfte vor seiner Abreise, die Hälfte nach seiner Rückkehr nach Sizilien zahlbar war.

Der Fürst schrieb an seinen Intendanten, um ihm die Lage mitzuteilen, in welcher er sich befände, und dass er ihm so schnell als möglich die zweimal hundert fünfzigtausend Piaster zu senden habe, gegen welche er seine Freiheit wieder erlangen sollte. Da der Fürst von Moncada-Paterno einer der reichsten Gutsbesitzer von Sizilien war, so wurde die Summe leicht zusammengebracht und schnell nach Afrika abgesandt; getreu seinem Versprechen, wie ein wahrer Anhänger des Propheten, setzte der Dey von Algier den Fürsten von Paterno nun auf sein Ehrenwort in Freiheit, vor Ablauf

eines Jahres die noch fehlenden zweimal hundert fünfzigtausend Piaster zu übersenden. Der Fürst kehrte nach Sizilien zurück, wo er sich damit beschäftigte, das für seine zweite Zahlung notwendige Geld zusammenzubringen, als ein Befehl Ferdinands IV., der sich auf folgenden Beweggrund stützte, dass, da er mit der Regentschaft von Algier im Kriege wäre, er nicht wolle, dass seine Untertanen seine Feinde bereicherten, er Einspruch in die Hände des Fürsten lege und ihn auffordere, die in Rede stehenden zweimal hundert fünfzigtausend Piaster in den Schatz von Messina, zu bezahlen. Der Fürst von Paterno, der ein Mann von Ehre und zu gleicher Zeit ein getreuer Untertan war, gehorchte dem Befehle seines Gebieters und der Stimme seines Gewissens, so dass das Lösegeld ihm siebenmal hundert fünfzigtausend Piaster kostete, von denen zwei Drittel an den ungläubigen Seeräuber gesandt und das andere Drittel in Messina an den Fürsten von Carini, den Bevollmächtigten des christlichen Seeräubers, ausgezahlt wurden. Diese Summe war es, welche der Vizekönig nach Palermo, dem Sitze der Regierung, unter der Bedeckung von vier Gendarmen und einem Brigadier ab sandte; dieser letztere war außerdem beauftragt, im Namen des Fürsten seiner geliebten Gemma einen Brief zu übergeben, die er aufforderte, zu ihm nach Messina zu kommen, wo Regierungsangelegenheiten ihn noch einige Monate zurückhalten sollten.

An dem Abend, wo die Bedeckung bei Bauso vorüber kommen musste, ließ Bruno seine vier korsischen Hunde los, ging mit ihnen durch das Dorf, dessen Herr er geworden war, und legte sich an der Heerstraße zwischen Divicto und Spadafora in den Hinterhalt, er befand sich ungefähr seit einer Stunde dort, als er das Rollen eines Munitionswagens und den Trab eines Reiterhaufens hörte. Er sah nach, ob die Pfanne seiner Büchse mit Pulver versehen wäre, versicherte sich, dass sein Dolch aus der Scheide ging, piff seinen Hunden, die sich zu seinen Füßen legten, und wartete, mitten auf der Heerstraße stehend. Einige Minuten nachher erschien die Bedeckung an der Wendung eines Weges und näherte sich bis auf die Entfernung von ungefähr fünfzig Schlitten demjenigen, der sie

erwartete; nun erblickten die Gendarmen einen Mann und riefen: Wer da? — Pascal Bruno, antwortete der Bandit, und auf ein eigentümliches Pfeifen fielen die auf dieses Manöver abgerichteten Hunde über die kleine Schar her.

Bei dem Namen Pascal Bruno hatten die vier Gendarmen die Flucht ergriffen, die Hunde verfolgten aus natürlichem Antrieb die, welche flohen.

Allein geblieben, zog der Brigadier seinen Säbel und sprengte auf den Banditen zu.

Pascal setzte mit derselben Kaltblütigkeit und derselben Langsamkeit, als ob er sich anschicke, nach einer Scheibe zu schießen, seine Büchse an seine Schulter, entschlossen, erst dann Feuer zu geben, wenn der Reiter nur noch zehn Schritte weit von ihm entfernt, wäre, als in dem Augenblicke, wo er den Finger an den Drücker legte, Pferd und Reiter in den Staub fielen, das kam daher, weil Ali Bruno gefolgt war, ohne ihm etwas davon zu sagen, und, als er ihn von dem Brigadier angegriffen sah, wie eine Schlange aus die Straße gekrochen war und mit seinem Yatagan die Kniekehle des Pferdes durchschnitten hatte; was den Brigadier anbelangt, der sich nicht hatte zurückhalten können, so rasch und unerwartet war sein Sturz gewesen, so war er mit dem Kopfe auf das Pflaster gefallen und in Ohnmacht gesunken.

Bruno näherte sich ihm, nachdem er sich versichert, dass er nichts mehr zu fürchten hätte; er brachte ihn mit Hilfe Ali's in den Wagen, dem er einen Augenblick zuvor zur Bedeckung diente, und indem er den Händen des jungen Arabers die Zügel der Pferde übergab, befahl er ihm, den Wagen und den Brigadier nach der Feste zu führen. Was ihn anbelangt, so ging er nach dem verwundeten Pferde, nahm den Karabiner von dem Sattel, an welchem er befestigt war, suchte in den Halftern, nahm daraus eine Rolle Papier, welche sich darin befand, piff seinen Hunden, die mit blutigem Rachen zurückkehrten, und folgte dem Fange, den er gemacht hatte.

In dem Hofe der kleinen Feste angelangt, verschloss er das Thor hinter sich, nahm den noch immer ohnmächtigen Brigadier auf seine

Schultern, trug ihn in ein Zimmer und legte ihn auf die Matratze, auf welche er gewohnt war, sich selbst ganz angekleidet zu werfen; hierauf stellte er entweder aus Vergessen oder aus Unvorsichtigkeit den Karabiner, den er von dem Sattel genommen hatte, in eine Ecke und verließ das Zimmer.

Fünf Minuten nachher schlug der Brigadier die Augen wieder auf, blickte um sich, fand sich an einem Orte, der ihm gänzlich unbekannt war, und da er sich unter der Herrschaft eines Traumes glaubte, so befühlte er sich selbst, um zu wissen, ob er wirklich wache. Jetzt, da er einen Schmerz an der Stirn fühlte, legte er die Hand daran, und da er sie voller Blut zurückzog, so wurde er gewahr, dass er verwundet wäre. Diese Wunde war ein Anhaltspunkt der Erinnerung für sein Gedächtnis, nun erinnerte er sich, dass er von einem einzigen Manne angehalten, feiger Weise von seinen Gendarmen verlassen und dass in dem Augenblicke, wo er auf diesen Mann zu sprengte, sein Pferd gestürzt wäre. Was weiter vorgefallen, davon erinnerte er sich nichts mehr.

Dieser Brigadier war ein Tapferer; er fühlte, welche Verantwortlichkeit auf ihm lastete, und sein Herz wurde vor Zorn und vor Scham beklommen, er blickte in dem Zimmer um sich, indem er sich zu orientieren versuchte, aber Alles war ihm gänzlich unbekannt. Er stand auf, ging an das Fenster und sah, dass es auf das Feld ginge. Nun fasste er eine Hoffnung, nämlich die, aus diesem Fenster zu springen, bewaffnete Macht zu holen und mit ihr zurückzukehren, um seine Revanche zu nehmen; er hatte das Fenster bereits aufgemacht, um diesen Plan auszuführen, als er einen letzten Blick in das Zimmer warf und seinen Karabiner fast an dem Kopfe seines Bettes stehend erblickte; bei diesem Anblicke klopfte ihm das Herz heftig, denn ein anderer Gedanke, als der der Flucht, bemächtigte sich seiner sogleich, er sah nach, ob er wirklich allein wäre, und nachdem er sich versichert, dass er von Niemand gesehen sei noch es werden könnte, ergriff er rasch die Waffe, in welcher er ein weit gewagteres Mittel der Rettung, aber ein weit schnelleres der Rache sah, versicherte sich rasch, dass Pulver auf der Pfanne wäre, indem er sie aufschlug, dass sie geladen wäre,

indem er den Ladestock in den Lauf stieß, indem er sie hierauf wieder an denselben Ort stellte, legte er sich nieder, als ob er noch nicht wieder zur Besinnung gekommen wäre. Kaum lag er auf dem Bette ausgestreckt, als Bruno wieder eintrat.

Er trug einen brennenden Tannenzweig in der Hand, den er in das Kamm warf und der seine Flamme dem darin vorbereiteten Holze mitteilte; hierauf ging er an einen in der Mauer angebrachten Schrank, nahm aus ihm zwei Teller, zwei Gläser, zwei Krüge Wein, eine gebratene Hammelkeule, stellte das Ganze auf den Tisch und schien abzuwarten, dass der Brigadier wieder aus seiner Ohnmacht erwache, um ihm mit diesem improvisierten Mahle Ehre zu erweisen.

Wir haben das Zimmer gesehen, in welchem der Auftritt vorgefallen ist, den wir erzählen; es war ein mehr langes als breites Zimmer, das nur ein einziges Fenster an einer Seite, eine einzige Tür an der andern, und das Kamin zwischen beiden hatte. Der Brigadier, der jetzt Hauptmann der Gendarmerie in Messina ist und der uns diese Umstände selbst erzählt hat, lag, wie wir bemerkt, neben dem Fenster; Bruno stand vor dem Kamine, die Augen nach der Seite der Thür geheftet, und schien sich immer mehr in ein tiefes Sinnen zu versenken.

Das war der Moment, welchen der Brigadier abgewartet hatte, ein entscheidender Moment, in welchem es sich darum handelte, Alles für Alles, Leben für Leben, Kopf für Kopf auf das Spiel zu setzen. Er richtete sich auf, indem er sich auf seine linke Hand stützte, streckte langsam und ohne Bruno aus dem Gesicht zu verlieren, die rechte Hand nach dem Karabiner aus, ergriff ihn zwischen dem Schloss und dem Kolben, blieb dann einen Augenblick lang so, ohne dass er eine Bewegung mehr zu machen wagte, erschreckt über das Klopfen seines Herzens, das der Bandit hätte hören können, wenn er nicht so sehr zerstreut gewesen wäre; als er endlich sah, dass er sich, so zu sagen, selbst hingäbe, fasste er wieder Vertrauen, warf einen letzten Blick auf das Fenster, sein einziges Mittel der Flucht, legte die Waffe an seine Schulter, zielte auf Bruno wie ein Mann, der weiß, dass sein Leben von seiner Kaltblütigkeit abhängt, und gab Feuer.

Bruno bückte sich ruhig, raffte irgend etwas zu seinen Füßen auf, betrachtete den Gegenstand bei dem Lichte, und indem er sich nach dem vor Erstaunen stummen und verblüfften Brigadier umwandte, sagte er zu ihm:

— Kamerad, wenn Ihr auf mich schießen wollt, so nehmt silberne Kugeln, sonst, seht, werden sie sich wie diese da abplatteln.

Übrigens freut es mich, dass Ihr wieder zur Besinnung gekommen seid, denn ich fing an Hunger zu haben, und wir wollen zu Nacht essen.

Der Brigadier war mit gestäubten Haaren und mit Schweiß bedeckter Stirn in derselben Stellung geblieben.

Im selben Augenblicke ging die Tür auf und Ali stürzte, seinen Yatagan in der Hand, in das Zimmer.

— Es ist nichts, mein Sohn, es ist nichts, sagte Bruno in fränkischer Sprache zu ihm; der Brigadier hat seinen Karabiner abgeschossen, sonst nichts. Geh daher ruhig zu Bett und fürchte nichts für mich. Ali verließ das Zimmer, ohne zu antworten, und streckte sich vor der ersten Tür auf dem Pantherfelle aus, das ihm zum Bette diente.

— Nun! fuhr Bruno fort, indem er sich nach dem Brigadier umwandte und Wein in die beiden Gläser einschenkte, haben Sie mich nicht verstanden?

— Doch, antwortete der Brigadier, indem er aufstand, und da ich Sie nicht habe töten können, so will ich mit Ihnen trinken, wären Sie auch der Teufel.

Mit diesen Worten ging er festen Schrittes auf den Tisch zu, nahm das Glas, stieß mit Bruno an und leerte den Wein mit einem einzigen Zuge.

— Wie heißen Sie? sagte Bruno.

— Paolo Tommasi, Brigadier der Gendarmerie, Ihnen aufzuwarten.

— Nun denn! Paolo Tommasi, fuhr Bruno fort, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, Sie sind ein Tapferer, und ich habe Lust, Ihnen ein Versprechen zu geben.

— Welches?

— Niemanden als Sie die dreitausend Dukaten verdienen zu lassen, die man auf meinen Kopf gesetzt hat.

— Sie haben da einen guten Einfall, antwortete der Brigadier.

— Ja, aber er muss erst noch reifen, sagte Bruno, da ich des Lebens noch nicht müde bin, so lassen Sie uns einstweilen zu Tische setzen und essen, wir werden späterhin weiter über die Sache sprechen.

— Darf ich das Zeichen des Kreuzes machen, bevor ich esse? sagte Tommasi.

— Vollkommen, antwortete Bruno.

— Ich fürchtete nämlich, dass Ihnen das unangenehm sein möchte. Man weiß zuweilen nicht.

— In keiner Weise.

Der Brigadier machte das Zeichen des Kreuzes, setzte sich an den Tisch und begann die Hammelkeule wie ein Mann anzugreifen, der ein vollkommen ruhiges Gewissen bat und der weiß, dass er unter einem schwierigen Umstand Alles das getan hat, was ein tapferer Soldat zu tun vermag. Bruno leistete ihm wacker Gesellschaft, und gewiss, wenn man diese beiden Männer an demselben Tische essen, aus derselben Flasche trinken, aus derselben Schüssel schöpfen sah, so hätte man nicht geglaubt, dass jeder nach seiner Reihe und in dem Zeitraume von einer Stunde Alles das getan, was er vermocht, um den andern zu töten.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, das halb durch die wichtige Beschäftigung veranlasst war, der sich die Tischgenossen hingaben, halb durch die Gedanken, welche ihren Geist erfüllten. Paolo Tommasi brach es zuerst, um den doppelten Gedanken auszudrücken, der ihn beschäftigte.

— Kamerad, sagte er, man isst gut bei Ihnen, ich muss es zugeben, Sie haben guten Wein, das ist wahr; Sie machen die Honneurs Ihres Tisches wie ein guter Wirt vortrefflich; aber ich würde Alles das weit besser finden, wenn ich wüsste, wann ich von hier fortkäme.

— Ei, ich meine morgen früh.

— Sie werden mich also nicht als Gefangener behalten?

— Gefangener! was der Teufel wollen Sie, dass ich mit Ihnen anfangen?

— Hm! sagte der Brigadier, das ist schon nicht übel. Aber, fuhr er mit sichtlicher Verlegenheit fort, das ist noch nicht Alles.

— Was gibt es noch? sagte Bruno, indem er ihm zu trinken einschenkte.

— Es gibt, es gibt, fuhr der Brigadier fort, indem er die Lampe durch sein Glas betrachtete, es gibt. . . sehen Sie, das ist eine ziemlich kitzlige Frage.

— Sprechen Sie; ich höre.

— Sie werden nicht böse werden?

— Ich meine, dass Sie meinen Charakter kennen müssten.

— Das ist wahr, Sie sind nicht empfindlich, ich weiß es wohl. Ich sage also, dass ich nicht allein auf dem Wege war.

— Ja, ja, es befanden sich noch vier Gendarmen darauf.

— O! ich spreche nicht von ihnen: ich spreche von einem . . . von einem gewissen Munitionswagen.

Da ist das Wort ausgesprochen.

— Er steht in dem Hofe, sagte Bruno, indem er nun auch die Lampe durch sein Glas betrachtete.

— Ich denke es mir wohl, antwortete der Brigadier, aber Sie werden begreifen, dass ich nicht ohne meinen Munitionswagen gehen kann.

— Sie werden daher auch mit ihm gehen.

— Und unangetastet?

— Hm! äußerte Bruno, es wird daran wenig in Bezug auf die Summe fehlen, ich werde nur das von ihr nehmen, was ich durchaus notwendig habe.

— Und sind Sie sehr in Not?

— Ich brauche dreitausend Unzen.

— Nun denn, das ist billig, sagte der Brigadier, und gar viele Leute

würden nicht so zartfühlend sein.

— Übrigens seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen einen Empfangsschein geben, sagte Bruno.

— Ah, von Empfangsschein zu sprechen! rief der Brigadier aus, indem er aufstand, ich hatte Papiere in meinen Halftern!

— Machen Sie sich darum keine Sorgen, sagte Bruno, hier sind sie.

— Ach! Sie erzeigen mir einen großen Dienst, sie mir zurückzugeben.

—Ja, sagte Bruno, ich begreife es, denn ich habe mich von ihrer Wichtigkeit überzeugt; das erste ist Ihre Bestallung als Brigadier, und ich habe ihr eine Bemerkung hinzugefügt, welche bestätigt, dass Sie sich hinlänglich gut benommen haben, um Wachtmeister zu werden; das zweite ist mein Signalement, und ich habe mir erlaubt, ihm einige kleine Berichtigungen hinzuzufügen, zum Beispiel zu den besonderen Zeichen habe ich hinzugefügt, *incantato* (bezaubert); das dritte endlich ist ein Brief Sr. Exzellenz des Vizekönigs an die Gräfin Gemma von Castel-Nuovo, und ich habe zu viel Dankbarkeit gegen diese Dame, dass sie mir ihr Schloss leiht, um ihren Liebesbriefen Hindernisse in den Weg zu legen. Hier sind daher Ihre Papiere, mein Wackerer, ein letztes Glas auf Ihre Gesundheit. Morgen um fünf Uhr werden Sie sich wieder auf den Weg begeben; glauben Sie mir, es ist weit vorsichtiger, bei Tage als bei Nacht zu reisen, denn vielleicht würden Sie nicht immer das Glück haben, in so gute Hände zu fallen.

— Ich glaube, dass Sie Recht haben, sagte Tommasi, indem er seine Papiere einsteckte, und Sie scheinen mir ein noch weit rechtschaffenerer Mann zu sein, als viele rechtschaffene Leute, die ich kenne.

— Es freut mich sehr.

Sie mit solchen Ansichten zu verlassen, Sie werden dadurch weit ruhiger schlafen. Apropos, ich muss Sie vor einem warnen, nämlich nicht in den Hof hinabzugehen, denn meine Hunde könnten Sie leicht zerreißen.

— Ich danke für die Warnung, antwortete der Brigadier.

— Gute Nacht, sagte Bruno, und er verließ das Zimmer, indem er es dem Brigadier freistellte, sein Abendessen bis in das Unendliche zu verlängern oder sich schlafen zu legen.

Am folgenden Tage um fünf Uhr kehrte Bruno, wie es verabredet war, in das Zimmer seines Gastes zurück; dieser war schon aufgestanden und bereit, abzureisen; er ging mit ihm hinab und führte ihn an das Thor. Er fand dort den vollständig angespannten Munitionswagen und ein prachtvolles Reitpferd, auf welches man Sorge getragen, das ganze Geschirr dessen zu legen, das der Yatagan Ali's dienstunfähig gemacht hatte. Bruno bat seinen Freund Tommasi, dieses Geschenk als ein Andenken von ihm anzunehmen. Der Brigadier ließ sich durchaus nicht bitten, schwang sich auf sein Pferd, peitschte das Gespann des Munitionswagens an und brach auf, indem er über seine neue Bekanntschaft entzückt zu sein schien.

Bruno sah ihn sich entfernen; als er dann zwanzig Schritte weit zurückgelegt, rief er ihm nach: — Vergessen Sie vor Allem nicht, der schönen Gräfin Gemma den Brief des Fürsten von Carini zu übergeben. — Tommasi nickte mit dem Kopfe und verschwand an die Ecke der Straße.

Wenn jetzt unsere Leser uns fragen, wie Pascal Bruno nicht durch den Karabinerschuss Paolo Tommasi's getödtet worden ist, so werden wir ihnen das antworten, was uns Signor Cäsar Aletto, Notar von Calvaruso, geantwortet hat: — Nämlich, dass wahrscheinlich während des Weges von der Heerstraße nach der Feste der Bandit die Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, die Kugel aus dem Karabiner zu ziehen. Was Paolo Tommasi anbelangt, so hat er es immer weit einfacher gefunden, zu glauben, dass Zauberei obwalte.

Wir überliefern die beiden Meinungen unsern Lesern und überlassen es vollkommen ihrem freien Willen, die anzunehmen, welche ihnen behagt.

---

## VII.

Man wird leicht begreifen, dass das Gerücht von solchen Taten nicht auf den Gerichtsbezirk des Dorfes Bauso beschränkt blieb, es war daher auch in ganz Sizilien nur die Rede von dem kühnen Räuber, der sich der Feste Castelnovo bemächtigt hatte, und der von dort aus, gleich einem Adler von seinem Horste, sich auf die Ebene herabließ, bald um die Großen anzugreifen, bald um die Kleinen zu verteidigen. Unsere Leser werden sich daher auch nicht verwundern, den Namen unseres Helden in den Sälen des Fürsten von Butera aussprechen zu hören, der in seinem Hotel des Marineplatzes ein Fest gab.

Bei dem Charakter, den wir an dem Fürsten kennen, wird man begreifen, was ein von ihm gegebenes Fest sein musste. Besonders dieses da übertraf wahrhaft alles das, was die Einbildungskraft am meisten Glänzende des träumen kann. Es war etwas wie ein arabisches Märchen; die Erinnerung daran hat sich daher auch in Palermo verewigt, obgleich Palermo die Stadt der Zaubereien ist.

Man stelle sich glänzende, gänzlich von der Decke bis zu dem Fußboden mit Spiegeln bedeckte Säle vor, von denen die einen in belaubte Gänge mit getäfelten Fußböden führten, von deren Gipfel die schönsten Trauben von Syracus und Lipari herabhingen, die andern zu Plätzen von blühenden und Früchte tragenden Orangen- und Granatbäumen gebildet, die ersten dienten für die englischen Tänze, die andern für die französischen Contretänze. Was die Walzer anbelangt, so reihten sie sich um zwei unermessliche Marmorbassins, von denen jedes eine prachtvolle Wassergarbe in die Luft sprühte. Von diesen verschiedenen Tanzsälen gingen mit Goldsand bestreute Wege aus.

Diese Wege führten nach einem kleinen, mit silbernen Springbrunnen umgebenen Hügel, die alle Erfrischungen enthielten, welche man wünschen konnte, und von Bäumen beschattet waren, welche statt natürlicher Früchte, überzuckerte Früchte trugen.

Endlich befand sich auf dem Gipfel dieses Hügels, den zu ihm führenden Wegen gegenüber, ein viereckiger Schenktisch, der beständig mittelst eines inneren Mechanismus frisch besetzt wurde. Was die Musikanten anbetrifft, so waren sie unsichtbar, und nur der Klang der Instrumente gelangte bis zu den Gästen; man hätte es für ein von Luftgeistern gegebenes Fest halten können.

Jetzt stelle man sich, um diese zauberische Dekoration zu beleben, die schönsten Frauen und die reichsten Kavalierere von Palermo in Charakterkostümen vor, von denen die einen glänzender oder wunderlicher als die andern waren, die Maske vor dem Gesicht oder in der Hand, diese würzige Luft einatmend, sich an den unsichtbaren Melodien berauschend, von Liebe träumend oder sprechend, und man wird noch weit davon entfernt sein, sich von diesem Feste ein Bild gleich den Erinnerungen zu entwerfen, das bei meiner Durchreise nach Palermo, das heißt zwei und dreißig Jahre nach dem Ereignisse, die Personen bewahrt, welche ihm beigewohnt hatten.

Unter den Gruppen, welche in diesen Alleen und in diesen Sälen kreisten, befand sich besonders eine, welche die Blicke der Menge weit mehr auf sich zog; das war die, welche sich im Gefolge der schönen Gräfin gebildet hatte, und die sie wie eine Sonne ihre Trabanten nach sich zog; sie war so eben mit einer Gesellschaft von fünf Personen angekommen, welche, wie sie, das Kostüm der jungen Frauen und der jungen Adelligen angenommen hatte, die auf der prächtigen, von dem Pinsel Orgagnas an den Wänden des Campo Santo in Pisa zu sehen sind, singend und fröhlich, während der Tod an ihre Türe klopft. Dieser so ungekünstelte und zugleich so elegante Anzug des dreizehnten Jahrhunderts schien von Gemma ausdrücklich gewählt, um das herrliche Verhältnis ihrer Formen hervortreten zu lassen, und sie schritt unter einem Murmeln der Bewunderung von dem Fürsten Butera selbst geführt heran, der, als Mandarin verkleidet, sie an der Eingangstüre empfangen hatte und ihr vorausging, um sie, wie er sagte, der Tochter des Kaisers von China vorzustellen. Da man vermutete, dass es irgend eine neue, von dem Wirte aufgesparte Überraschung wäre, so folgte man dem

Fürsten eifrig, und das Gefolge wuchs mit jedem Schritte. Er blieb vor einer von zwei chinesischen Soldaten bewachten Pagode stehen, die auf ein Zeichen die Türe eines gänzlich mit ausländischen Gegenständen geschmückten Zimmers öffneten, in dessen Mitte auf einer Erhöhung in einem prachtvollen chinesischem Kostüme, das allein dreißig Tausend Franken gekostet hatte, die Fürstin von Butera saß, welche, sobald sie die Gräfin erblickte, ihr von einem ganzen Hofe von Officieren Mandarinen und Magots, gefolgt, von denen die einen glänzender, mürrischer oder possierlicher waren als die andern, entgegen ging. Diese Erscheinung hatte etwas so Orientalisches und Fantastisches, dass sogar diese ganze, an Luxus und Pracht gewöhnte Gesellschaft in Erstaunen ausbrach. Man umringte die Fürstin, man berührte ihr mit Edelsteinen gesticktes Kleid, man ließ die goldenen Glöckchen ihres spitzigen Hutes läuten, und einen Augenblick lang wendete sich die Aufmerksamkeit von der schönen Gemma ab, um sich ganz auf die Herrin vom Hause zu richten. Jeder sagte ihr Artigkeiten und bewunderte sie, und unter den übertriebensten Schmeichlern und Bewunderern befand sich der Hauptmann Altavilla, den der Fürst zur großen Betrübniß seines Haushofmeisters fortwährend bei seinen Mittagessen empfing, und der, ohne Zweifel als eine Verkleidung, seine Staatsuniform angelegt hatte.

— Nun! sagte der Fürst von Butera zu der Gräfin von Castelnuovo, was sagen Sie zu der Tochter des Kaisers von China?

— Ich sage, antwortete Gemma, dass es für seine Majestät Ferdinand den IV. ein großes Glück ist, dass sich der Fürst von Carini in diesem Augenblicke in Messina befindet, da er mit dem Herzen, das ich an ihm kenne, für einen Blick der Tochter leicht dem Vater Sizilien ausliefern könnte, was uns zwingen würde, eine neue Vesper gegen die Chinesen zu veranstalten.

In diesem Augenblicke näherte sich der Fürst von Moncada-Paterno als calabresischer Räuber verkleidet der Fürstin.

— Werden Eure Hoheit mir erlauben, in meiner Eigenschaft als Kenner ihr prachtvolles Kostüm zu untersuchen?

— Erhabene Tochter der Sonne, sagte der Hauptmann Altavilla,

indem er auf den Fürsten deutete, nehmen Sie Ihre goldenen Glöckchen in Acht, denn ich sage Ihnen, dass Sie mit Pascal Bruno zu tun haben.

— Die Fürstin würde vielleicht bei Pascal Bruno weit mehr in Sicherheit sein, sagte eine Stimme, als bei einem gewissen *Santa-Fede* meiner Bekanntschaft. Pascal Bruno ist ein Mörder und kein Spitzbube, ein Bandit und kein Beutelschneider.

— Gut geantwortet, sagte der Fürst von Butera.

Der Hauptmann biß sich in die Lippen.

— Apropos, fuhr der Fürst de la Cattolica fort, kennen Sie seine letzte Heldentat?

— Wessen?

— Pascal Bruno's.

— Nein, was hat er gethan?

— Er hat die Geldsendung angehalten, welche der Fürst von Carini nach Palermo sandte.

— Mein Lösegeld! sagte der Fürst von Paterno.

— O! mein Gott, ja, Excellenz, es scheint nun einmal den Ungläubigen bestimmt.

— Den Teufel! wenn nur der König nicht verlangt, dass ich ihm ein zweites Mal dafür stehe! erwiderte Moncada.

— Möge Eure Excellenz sich beruhigen, sagte dieselbe Stimme, welche bereits Altavilla geantwortet hatte: Pascal Bruno hat nur drei Tausend Unzen genommen.

— Und woher wissen Sie das, Herr Albanese? sagte der Fürst de la Cattolica, der sich neben demjenigen befand, der gesprochen hatte, und der ein hübscher junger Mann von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren im Kostüme von Vina<sup>7</sup> war.

— Ich habe es sagen hören, antwortete der Grieche nachlässig, indem er mit seinen Yatagan spielte; wenn aber Eure Exzellenz bestimmtere Auskünfte wünscht, so ist hier ein Mann, der sie ihr geben kann.

Der, den man so der öffentlichen Neugierde bezeichnete, war Niemand anders, als unser alter Bekannter, Paolo Tommasi, der, ein

Slav seines Auftrages, sich gleich nach seiner Ankunft zu der Gräfin von Castelnuovo hatte führen lassen, und der, da er sie nicht zu Haus fand und wusste, dass sie auf dem Feste war, sich seiner Eigenschaft als Abgesandter des Vizekönigs bedient hatte, um in die Gärten des Fürsten von Butera zu dringen, in einem Augenblicke ward er zum Mittelpunkt eines unermesslichen Kreises und der Gegenstand von Tausend Fragen. Aber Paolo Tommasi war, wie wir gesehen haben, ein Tapferer, der sich nicht so leicht einschüchtern ließ; er begann daher damit, der Gräfin den Brief des Fürsten zu übergeben.

— Fürst, sagte Gemma, nachdem sie das empfangene Schreiben gelesen hatte, Sie ahnten nicht, dass Sie mir ein Abschiedsfest gäben, der Vizekönig befiehlt mir, mich nach Messina zu begeben, und als getreue Untertanin werde ich mich morgen auf den Weg machen. Ich danke, mein Freund, fuhr sie fort, indem sie Paolo Tommasi ihre Börse gab, Sie können sich jetzt entfernen.

Tommasi versuchte die Erlaubnis der Gräfin zu benutzen, aber er war zu sehr umringt, um sich so leicht zurückzuziehen. Er musste sich auf Gnade oder Ungnade ergeben, und die Bedingung seiner Freiheit war die genaue Erzählung seines Zusammentreffens mit Pascal Bruno.

Wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sie mit der ganzen einfachen Offenherzigkeit des wahren Mutes erzählte; er sagte, ohne etwas hinzuzufügen, seinen Zuhörern, wie er zum Gefangenen gemacht, wie er nach der Feste Castelnuovo geführt worden wäre, wie er ohne Erfolg auf den Banditen geschossen hatte, und wie endlich dieser ihn freigelassen, indem er ihm ein prachtvolles Pferd zum Ersatz dessen geschenkt, das er verloren hatte. Jedermann hörte diese Erzählung, welche das Gepränge der Wahrheit trug, mit dem Schweigen der Aufmerksamkeit und des Glaubens an, mit Ausnahme des Hauptmannes Altavilla, welcher einige Zweifel über die Wahrhaftigkeit des rechtschaffenen Brigadiers erhob, aber glücklicher Weise für Paolo Tommasi kam ihm der Fürst von Butera selbst zu Hilfe.

— Ich möchte wetten, sagte er, dass Nichts wahrer ist, als das, was dieser Mann so eben erzählt hat, denn alle diese Umstände scheinen mir vollkommen dem Charakter Pascal Brunos angemessen.

— Sie kennen ihn also? sagte der Fürst von Moncada-Paterno.

— Ich habe eine Nacht mit ihm zugebracht, antwortete der Fürst von Butera.

— Und wo das?

— Auf Ihren Gütern.

, Nun war die Reihe an dem Prinzen; er erzählte, wie Pascal und er einander unter dem Kastanienbaum der Hundert Pferde begegnet wären, wie er, der Fürst von Butera, ihm Dienste angeboten, die er ausgeschlagen, und wie er ihm drei Hundert Unzen geliehen hätte. Bei diesem letzten Zuge vermochte Altavilla seine Lustigkeit nicht zu unterdrücken.

— Und Sie glauben, dass er sie Ihnen zurückerstatten wird, gnädiger Herr? sagte er zu ihm.

— Ich bin davon überzeugt, antwortete der Fürst.

— Da wir einmal daran sind, fiel die Fürstin von Butera ein, befindet sich noch niemand in der Gesellschaft, der Pascal Bruno gesehen, und mit ihm gesprochen hat? Ich habe die Räubergeschichten für mein Leben gern, sie verursachen mir so ein angenehmes Grausen.

— Die Gräfin Gemma von Castelnuevo, sagte der Albanese.

Gemma erbebte, alle Blicke richteten sich auf sie, wie um sie zu befragen.

— Wäre es wahr? rief der Fürst aus.

— Ja, antwortete Gemma erbebend, aber ich hatte es vergessen.

— Um so besser, erinnert er sich daran, murmelte der junge Mann.

Man drängte sich um die Gräfin, welche sich vergebens dagegen sträuben wollte; sie musste gleichfalls den Auftritt erzählen, mit welchem wir diese Geschichte eröffnet haben, sagen, wie Bruno in ihr Zimmer gedrungen war, wie der Fürst auf ihn geschossen hatte,

und wie er, um sich zu rächen, am Tage der Hochzeit in die Villa gedrungen, und den Gatten Theresas getötet hatte; diese Geschichte war die schrecklichste von allen, sie ließ daher auch in dem Geiste der Zuhörer eine tiefe Erschütterung zurück. Es war, als ob ein Schauer die ganze Versammlung überlief, und wenn nicht diese Toiletten, und dieser Schmuck gewesen wären, so hätte man nicht geglaubt, einem Feste beizuwohnen.

— Bei meiner Ehre, sagte der Hauptmann Altavilla, indem er zuerst das Schweigen brach, der Bandit hat das größte seiner Verbrechen begangen, indem er das Fest unseres Wirtes so traurig macht; ich hätte ihm seine andern Missetaten verzeihen können, aber wegen dieser da, ich schwöre es bei meinen Epauletten, werde ich Rache an ihm nehmen, und von diesem Augenblicke an widme ich mich seiner Verfolgung.

— Sprechen Sie im Ernste, Hauptmann Altavilla? sagte der Albanese.

— Ja, bei meiner Ehre, und ich versichere hier, dass ich nichts so sehr wünsche, als mich ihm gegenüber zu befinden.

— Das ist etwas Mögliches, sagte der Albanese nachlässig hin.

— Dem, welcher mir diesen Dienst erwiese, fuhr Altavilla fort, würde ich . . .

— Es ist unnötig eine Belohnung festzusetzen, Hauptmann, ich kenne einen Mann, der Ihnen diesen Dienst umsonst erzeigen wird.

— Und wo könnte ich diesen Mann antreffen? erwiderte Altavilla, indem er ein Lächeln des Zweifels offerierte.

— Wenn Sie mir folgen wollen, so mache ich mich anheischig es Ihnen zu sagen. — Und bei diesen Worten entfernte sich der Albanese, wie um den Hauptmann aufzufordern ihm nachzugehen.

Der Hauptmann zögerte einen Augenblick, aber er war zu weit gegangen, um zurückzutreten, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er sah ein, dass die geringste Schwäche seinen Ruf stürzen würde; außerdem hielt den Vorschlag für einen Scherz.

— Nun denn, rief er aus, Alles zu Ehren der Damen! Und er folgte dem Albanesen.

— Wissen Sie, wer dieser junge, als Grieche verkleidete Kavalier ist? Sagte die Gräfin mit bebender Stimme zu dem Fürsten von Butera.

— Nein, bei meiner Seele, antwortete der Fürst, weiß es Jemand? Alle blickten einander an; aber Niemand antwortete.

— Mit Ihrer Erlaubnis, sagte Paolo Tommasi, indem er die Hand an seinen Hut legte, ich weiß es.

— Und wer ist es, mein wackerer Brigadier?

— Pascal Bruno, gnädiger Herr! Die Gräfin stieß einen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Dieser Vorfall machte dem Feste ein Ende.

Eine Stunde nachher hatte sich der Fürst von Butera in sein Zimmer zurückgezogen, und ordnete vor seinem Schreibtische einige Papiere, als der Haushofmeister mit triumphierender Miene eintrat.

— Was gibt es, Giacomo? sagte der Fürst.

— Ich hatte es Ihnen wohl gesagt, gnädiger Herr. . .

— Sprich, was hattest Du mir gesagt?

— dass Ihre Güte ihn dreist mache.

— Wen denn?

— Den Hauptmann Altavilla.

— Was hat er denn getan?

— Was er getan hat, gnädiger Herr? . . .

Zuvörderst wird Eure Exzellenz sich erinnern, dass ich Sie benachrichtigt habe, dass er regelmäßig sein silbernes Besteck in seine Tasche steckte.

— Ja» weiter?

— Verzeihung, und Eure Exzellenz hat geantwortet, dass, so lange er nur das seinige einstecke, nichts dagegen zu sagen wäre.

— Ich erinnere mich dessen.

— Wohl an! heute, gnädiger Herr, scheint es, dass er nicht allein das seinige, sondern auch noch die seiner Nachbarn eingesteckt hat, denn es fehlen acht.

— Dann ist es etwas anderes, sagte der Fürst.

Er nahm ein Blatt Papier und schrieb:

»Der Fürst Herkules von Butera hat die Ehre, den Hauptmann Altavilla zu benachrichtigen, dass, da er nicht mehr zu Haus zu Mittag isst, und sich durch diesen unvorhergesehenen Umstand des Vergnügens beraubt sieht, ihn künftig hin zu empfangen, er ihn bittet, die Kleinigkeit anzunehmen, welche er ihm als eine geringe Schadloshaltung für die Störung übersendet, welche dieser Entschluss in seinen Gewohnheiten verursachen wird.«

— Da, fuhr der Fürst fort, indem er den Haushofmeister fünfzig Unzen<sup>8</sup> übergab, Sie werden morgen diesen Brief und dieses Geld dem Hauptmann Altavilla überbringen.

Giacomo, welcher wusste, dass nichts einzuwenden war, sobald der Fürst gesprochen hatte, verneigte sich und verließ das Zimmer; der Fürst fuhr ruhig fort seine Papiere zu ordnen, als er dann nach Verlauf von zehn Minuten ein Geräusch an der Türe seines Kabinetts hörte, erhob er den Kopf, und erblickte eine Art von Calabresischen Landmann auf der Schwelle seines Zimmers stehen, der seinen Hut in der einen, und ein Bündel in der andern Hand hielt.

— Wer ist da? sagte der Fürst.

— Ich, gnädiger Herr, sagte eine Stimme.

— Wer, Du?

— Pascal Bruno.

— Warum kommst Du?

— Zuvörderst, gnädiger Herr, sagte Pascal Bruno, indem er näher trat und seinen Hut voller Gold auf dem Schreibtische ausleerte, zuvorst komme ich, um Ihnen die drei Hundert Unzen zu bringen, welche Sie mir so gefälliger Weise geliehen haben, Sie haben die Ihnen angegebene Bestimmung erfüllt; das abgebrannte Wirtshaus ist wieder aufgebaut.

— Ah, ah! Du bist ein Mann von Wort, nun denn! es freut mich.

Pascal verneigte sich.

— Sodann, fügte er nach einer kurzen Paust hinzu, komme ich, um Ihnen acht silberne Löffel und Gabeln mit Ihrem Wappen und Ihrem Namenszuge zurückzugeben, welche ich in der Tasche des

Hauptmannes gefunden habe, der sie Ihnen wahrscheinlich gestohlen hatte.

— Bei Gott! sagte der Fürst, es ist merkwürdig, dass sie mir durch Dich wieder zukommen. Und jetzt, was befindet sich in diesem Bündel?

— In diesem Bündel befindet sich der Kopf eines Elenden, der Ihre Gastfreundschaft missbraucht hat, und den ich Ihnen als einen Beweis meiner Ergebenheit, die ich Ihnen geschworen habe, überbringe.

Bei diesen Worten knüpfte Pascal Bruno das Taschentuch auf, und indem er den Kopf des Hauptmanns Altavills bei den Haaren nahm, stellte er ihn ganz blutig auf den Schreibtisch des Fürsten.

— Was Teufel willst Du, dass ich mit einem solchen Geschenke mache? sagte der Fürst.

— Was Ihnen beliebt, gnädiger Herr, antwortete Pascal Bruno. Hinauf verneigte er sich und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick lang blieb der Fürst von Butera die Augen auf diesen Kopf geheftet, allein, indem er sich in seinem Sessel schaukelte und sein Lieblingslied pfiff; sodann schellte er; der Haushofmeister erschien wieder.

— Giacomo, sagte der Fürst, es ist unnötig, dass Sie morgen früh zu den Hauptmann Altavills gehen; zerreißen Sie den Brief, behalten Sie die fünfzig Unzen, und werfen Sie dieses Aas auf den Mist.

---

## VIII.

Zu der Zeit, wo sich die Ereignisse zutragen, welche wir erzählen, das heißt gegen den Anfang des Jahres 1804, befand sich Sizilien noch in jenem fast rohen Zustande, aus dem es der Aufenthalt des Königs Ferdinand und die Besetzung der Engländer ein wenig gezogen haben; die Straße, welche heute zu Tage von Palermo nach Messina über Taormino und Catanea geht, war noch nicht gebaut, und die einzige, welche, zwar noch bei weitem nicht gut, aber doch fahrbar war, um sich von der einen Hauptstadt nach der andern zu begeben, war die, welche längs des Meeres über Termini und Cefalu ging, und die, für ihre neue Nebenbuhlerin verlassen, heut zu Tage eben nur noch von Künstlern besucht wird, welche dort die herrlichen Aussichten suchen, die sie fast bei jeden Schritte entfaltet. Die einzige Art und Weise, auf dieser Straße zu reisen, auf welcher kein Postdienst eingerichtet war, war daher ehemals wie jetzt, das Maultier, die Sänfte mit zwei Pferden, oder sein eigener Wagen mit im Voraus abgesandtem Vorspanne, der von fünfzehn Stunden zu fünfzehn Stunden aufgestellt war, so dass die Gräfin Gemma von Castelnuovo, im Augenblicke der Abreise nach Messina, wohin zu kommen ihr der Fürst von Carini geschrieben hatte, genötigt war, zwischen diesen drei Mitteln zu wählen. Die Reise auf einem Maultier war zu ermüdend für sie, die Reise in der Sänfte bot außer dem Unannehmlichkeiten dieses Beförderungsmittels, von denen das hauptsächlichste die Langsamkeit ist, noch das Unangenehme die Seekrankheit zu verursachen, die Gräfin entschied sich daher ohne alles Zögern für den Wagen, und sandte Vorspannpferde voraus, die sie auf den vier Stationen erwarten sollten, welche sie auf der Reise zu machen gedachte, nämlich in Termini, in Cefalu, in Santa-Agata und in Melazzo.

Außer dieser ersten Vorsichtsmaßregel, welche einfach und allein die Weiterschaffung anging, war der Eilbote beauftragt eine zweite

zu treffen, welche darin bestand, an den benannten Punkten soviel Lebensmittel als möglich aufzuhäufen, eine wichtige Vorsichtsmaßregel, die wir denen nicht genug anempfehlen können, welche in Sizilien reisen, wo man in den Wirtshäusern buchstäblich nichts zu essen findet, und wo es im Allgemeinen nicht die Gastwirte sind, welche die Reisenden ernähren, sondern im Gegenteil die Reisenden, welche die Wirte ernähren. Die erste Anempfehlung, welche man uns bei der Ankunft in Messina macht, und die letzte, welche man beim Verlassen dieser Stadt erhält, dem Punkte von wo man gewöhnlich seine Ausflüge macht, ist die, sich mit Lebensmitteln zu versehen, Küchengeschirr zu kaufen und einen Koch anzunehmen, Alles das vermehrt gewöhnlich das Gefolge um zwei Maultiere und einen Mann, der bescheiden zu demselben Preise angeschlagen, einen Zuwachs der Ausgabe von drei Ducati<sup>9</sup> täglich macht. Einige erfahrene Engländer fügen gewöhnlich diesem Gepäck ein drittes Maultier hinzu, das sie mit einem Zelte beladen, und wir müssen hier trotz unserer Vorliebe für dieses herrliche Land wohl gestehen, dass diese letzte Vorsichtsmaßregel nicht genug empfohlen werden kann, obgleich sie weniger unentbehrlich ist, als die andern, wegen des traurigen Zustandes der Wirtshäuser, welche man an den Straßen antrifft, und die, da es ihnen an den notwendigsten Tieren für die ersten Bedürfnisse des Lebens mangelt, märchenhafter Weise mit allen denen bevölkert sind, die nur gut dazu taugen um zu quälen. Die Menge dieser letzteren Tiere ist so groß, dass ich Reisende gesehen habe, welche aus Mangel an Schlaf krank geworden waren, und der Mangel an den ersten ist so groß, dass ich Engländern begegnet bin, welche, nachdem sie ihre Vorräte erschöpft, ernstlich berieten, ob sie nicht ihren Koch verzehren sollten, der ihnen gänzlich nutzlos geworden war. Soweit war im Jahre der Gnade 1804 das fruchtbare Sizilien herabgekommen, das zu den Zeiten Augustus Rom und seine zwölf Millionen Einwohner mit seinem Überfluss ernährte.

Ich weiß nicht, ob es ein Gelehrter war, der das alte Sizilien von Grund aus kannte, aber zuverlässig war es ein Beobachter, der sein modernes Sizilien genau kannte, dem man in dem Wirtshaus *della*

*Croce* das Abendessen zubereitete, einem Wirtshaus, das mit den drei Hundert Unzen des Fürsten von Butera wieder neu aufgebaut worden war, und das an der Straße von Palermo nach Messina, zwischen Ficarra und Patti lag; die Tätigkeit des Gastwirtes und seiner Frau, welche, von einem Fremden geleitet, sich zugleich an Fischen, an Wildbret und Geflügel übte, bewies, dass der, für welchen die Pfannen, die Kessel und der Spieß in Beschlag genommen waren, nicht allein darauf hielt, dass es ihm nicht an dem Notwendigen mangle, sondern auch dass er kein Feind von dem Überfluss war. Er kam von Messina, reiste mit einem Wagen und eigenen Pferden, hatte sich dort aufgehalten, weil die Gegend ihm gefiel und aus seinem Vorratswagen alles das genommen, was einem wahren Schwelger und einem vollendeten Touristen notwendig war, von den Betttüchern an, bis zu dem Silbergeschirr, von dem Brot bis zu dem Wein. Kaum angekommen hatte er sich in das beste Zimmer führen lassen, in einer silbernen Rauchpfanne Wohlgerüche angezündet und erwartete auf einem reichen türkischen Teppiche liegend, und indem er aus seinem Chybuk von Ambraden besten Tabak des Berges Sinai rauchte, dass sein Mittagessen bereitet wäre.

Er war damit beschäftigt, mit der größten Aufmerksamkeit den wohlriechenden Rauchwolken zu folgen, die seinem Munde entschlüpfen und sich an der Decke verdichteten, als die Tür des Zimmers aufging, und der Gastwirt, von einem Bedienten in der Livree der Gräfin begleitet, auf der Schwelle stehen blieb.

— Exzellenz! sagte der würdige Mann, indem er sich bis auf den Boden verneigte.

— Was gibt es? antwortete, ohne sich umzuwenden der Reisende mit einem sehr deutlichen malthesischen Akzent.

— Excellenz, es ist die Fürstin Gemma von Castelnovo . . .

— Nun?

— Deren Wagen gezwungen ist, in meinem armen Wirtshaus einzukehren, weil das eine ihrer Pferde so sehr hinkt, dass sie ihre Reise nicht fortsetzen kann.

— Nun, und —?

— Und die, da sie heute Morgen bei ihrer Abreise von Santa-Agata diesen Unfall nicht vorausgesehen, heute Abend in Melazzo zu übernachten gedachte, wo sie ihren Vorspann erwarte, so dass sie durchaus keine Lebensmittel mit sich führte.

— Sagen Sie der Gräfin, dass mein Koch und meine Küche zu ihren Befehlen stehen.

— Tausend Dank im Namen meiner Gebieterin, Exzellenz, sagte der Diener; da aber die Gräfin ohne Zweifel gezwungen sein wird die Nacht in diesem Wirtshaus zuzubringen, weil man den Vorspann von Melazzo holen und hierher zurückführen muss, und sie nicht mehr Vorräte für die Nacht als Vorräte für den Tag hat, so läßt sie Eure Exzellenz fragen, ob Sie die Artigkeit haben würde. . .

— Die Gräfin möge die Gnade haben, unterbrach ihn der Reisende, mein Zimmer, so wie es eben ist, anzunehmen. Was mich betrifft, so bin ich ein an Beschwerden und Entbehrungen gewöhnter Mann, der sich mit dem ersten besten Zimmer begnügen wird. Gehen Sie daher hinab, der Gräfin zu melden, dass sie heraufkommen kann, und dass das Zimmer frei ist, während unser würdiger Wirt mich so gut als es ihm möglich ist, unterbringen wird.

Bei diesen Worten stand der Reisende auf und folgte dem Gastwirt; was den Diener anbetrifft, so ging er auf der Stelle wieder hinab, um seinen Auftrag auszurichten.

Gemma nahm das Erbieten des Reisenden wie eine Königin an, der ein Untertan huldigt, und nicht wie eine Frau, der ein Fremder einen Dienst erzeigt, sie war den maßen daran gewöhnt. Alles sich vor ihrem Willen beugen, Alles ihrem Stimme nachgeben, Alles ihrem Winke gehorchen zu sehen, dass sie die außerordentliche Artigkeit des Reisenden nur höchst einfach und natürlich fand. Sie war freilich so bezaubernd, als sie auf den Arm ihrer Kammerfrau gestützt nach dem Zimmer ging, dass sich Alles vor ihr verneigen musste, sie trug ein Amazonen-Reise Kostüm von der größten Eleganz, kurz, an den Armen und auf der Brust anschließend, und vorn mit seidenen Schnüren zugeheftet; um ihren Hals war aus Furcht vor der Kälte der Gebirge ein damals bei uns, wo er sich seitdem so sehr verbreitet hat, noch unbekannter Schmuck

geschlungen, es war eine Boa von Marderpelz, welche der Fürst von Carini von einem Malthesischen Handelsmanne gekauft, der sie von Constantinopel zurückgebracht hatte; auf ihrem Kopfe trug sie eine kleine Phantasiemütze von schwarzem Sammet gleich einer Kopfbedeckung des Mittelalters, und aus dieser Kopfbedeckung fielen lange gelockte Haare herab. Indessen, so vorbereitet sie auch war, ein zu ihrem Empfange bereitetes Zimmer zu finden, so konnte sie sich doch bei ihrem Eintritte nicht enthalten, sich über den Luxus zu verwundern, mit welchem der unbekante Reisende die Armseligkeit des Zimmers hatte verschwinden lassen; alle Toilettengeräthschaften waren von Silber; das Weißzeug, welches den Tisch bedeckte, war von außerordentlicher Feinheit, und die orientalischen Wohlgerüche, welche auf dem Kamine brannten, schienen geeignet ein Serail mit Wohlgerüchen zu erfüllen.

— Aber sieh doch, Gidsa, bin ich nicht auserkoren, sagte die Gräfin, ein ungeschickter Diener beschlägt meine Pferde schlecht, ich bin genötigt einzukehren, und ein guter Genius, der mich in der Verlegenheit sieht, erbaut auf meinem Wege einen Feenpallast.

— Hat die Frau Gräfin nicht irgend eine Vermutung über diesen unbekanten Genius?

— Nein, wahrhaftig nicht.

— Was mich anbetrifft, so meine ich, dass die Frau Gräfin erraten müsste.

— Ich versichere Ihnen, Gidsa, sagte die Gräfin, indem sie sich auf einen Stuhl sinken ließ, dass ich in der vollkommensten Unwissenheit bin. Lassen Sie hören, was meinen Sie denn?

— Ei ich meine . . . Die gnädige Frau wolle mir verzeihen, obgleich mein Gedanke sehr natürlich ist . . .

— Sprechen Sie!

— Ich meine, dass Seine Hoheit, der Vizekönig, welcher wusste, dass die Frau Gräfin auf der Reise ist, nicht die Geduld gehabt hat, Ihre Ankunft abzuwarten, und dass . . .

— Oh Sie haben da einen wundervoll richtigen Gedanken, und das ist wahrscheinlich . . . . In der That, wer hätte ein Zimmer mit so vieler Sorgfalt eingerichtet, um es mir abzutreten, wenn er es nicht

wäre? Indessen, Sie müssen schweigen. Wenn es eine Überraschung ist, welche Rodolfo mir bereitet, so will ich mich ihr ganz hingeben und nicht eine der Gemütsbewegungen verlieren welche seine unerwartete Anwesenheit mir verursachen wird. Es ist also abgemacht, dass er es nicht ist, dass dieser Fremde ein unbekannter Reisender ist. Behalten Sie daher Ihre Wahrscheinlichkeiten für sich, und lassen Sie mir meinen Zweifel. Außerdem, wenn er es wäre, so bin ich es, der seine Anwesenheit erraten hätte, und nicht Sie . . . . Was mein Rodolfo gütig für mich ist . . . . Wie er an Alles denkt! . . . . Wie er mich liebt . . .

— Und dieses mit so vieler Sorgfalt zubereitete Mittagessen, glauben Sie . . .

— Still! ich glaube nichts; ich benutze die Wohltaten, welche Gott mir sendet, und ich danke nur Gott dafür. Sehen Sie doch, dieses Silbergeschirr ist ein Wunder. Wenn ich diesen edlen Reisenden nicht gefunden hätte, wie hätte ich es denn angefangen, um aus etwas anderem zu essen? Sehen Sie doch diesen Becher von vergoldetem Silber, sieht er nicht aus, als ob er von Benvenuto gearbeitet wäre? . . . Geben Sie mir zu trinken, Gidsa.

Die Kammerfrau füllte den Becher mit Wasser, und goß nachher einige Tropfen Malvasier von Lipari hinein. Die Gräfin trank davon zwei bis drei Schluck, aber sichtlich viel mehr, um den Becher an ihren Mund zu sehen, als an Durst. Man hätte glauben können, dass sie durch die sympathetische Berührung ihrer Lippen zu erraten suchte, ob es wirklich ihr Geliebter wäre, der so allen Bedürfnissen des Luxus und des Prunkes entgegen kam, welche ein so notwendiger Überfluss werden, wenn man von Kindheit an daran gewöhnt worden ist.

Man trug das Abendessen auf. Die Gräfin aß, wie eine elegante Frau isst, indem sie alles nach der Weise der Kolibris, der Bienen und der Schmetterlinge berührte blieb zerstreut und tiefsinnig beim Essen, und die Augen beständig auf die Thür heftend, erbehte sie jedes Mal, wenn diese Thür aufging, mit beklommenem Busen und feuchten Augen; dann versank sie allmählich in ein köstliches Schmachten, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft abzulegen

vermochte. Gidsa wurde es gewahr und beunruhigte sich darüber.

— Leidet die Frau Gräfin etwa?

— Nein, antwortete Gemma mit schwacher Stimme, aber finden Sie nicht, dass diese Wohlgerüche berauschend sind?

— Will die Frau Gräfin, dass ich das Fenster aufmache?

— Hüten Sie sich davor; es ist mir allerdings so, als ob ich sterben würde; aber es scheint mir auch, als ob der Tod sehr süß sei. Nehmen Sie mir meinen Kopfputz ab, er drückt mich, und ich habe nicht mehr die Kraft, ihn zu tragen.

— Gidsa gehorchte, und die langen Haare der Gräfin sanken wallend auf auf den Boden.

— Empfinden Sie denn nichts dem Ähnliches, was ich empfinde, Gidsa? Es ist ein unbekanntes Wohlsein, etwas Himmlisches, das mir in den Adern fließt; ich werde irgend einen Liebestrank getrunken haben. Helfen Sie mir doch, mich aufzurichten, und führen Sie mich vor diesen Spiegel.

Gidsa unterstützte die Gräfin und half ihr an den Kamin. Vor ihm angelangt, stützte sie ihre beiden Ellenbogen auf das Gesims, senkte ihren Kopf auf ihre Hände und betrachtete sich.

Jetzt, sagte sie, lassen Sie alles das forttragen, entkleiden Sie mich, und lassen Sie mich allein.

Die Kammerfrau gehorchte, die Diener der Gräfin deckten den Tisch ab, und als sie sich entfernt, vollzog Gidsa den zweiten Teil des Befehls ihrer Gebieterin, ohne dass sie sich von dem Spiegel entfernte; nur erhob sie schmachmend die Arme, einen nach dem andern, um ihrer Kammerfrau die Möglichkeit zu lassen, ihren Dienst zu versehen, den sie gänzlich ausführte, ohne dass die Gräfin aus der Art von Entzücken erwachte, in das sie versunken war; endlich verließ sie das Zimmer, wie ihre Gebieterin es ihr befohlen hatte, und ließ sie allein.

Die Gräfin vollendete maschinenmäßig und in einem Zustande, gleich dem des Somnambulismus, den Rest ihrer Nachttoilette, legte sich zu Bett, blieb einen Augenblick lang auf ihren Ellbogen gestützt und die Blicke auf die Tür geheftet, dann endlich fielen allmählich,

trotz ihren Anstrengungen, wach zu bleiben, ihre Augenlider zu, ihre Augen schlossen sich und sie ließ den Kopf in die Kissen zurücksinken, indem sie einen langen Seufzer ausstieß und den Namen Rodolfos flüsterte.

Am folgenden Morgen streckte Gemma, als sie erwachte, die Hand aus, wie als ob sie jemand an ihrer Seite zu finden glaubte, aber sie war allein.

Ihre Augen irrten nun in dem Zimmer herum, dann hefteten sie sich auf den neben ihrem Bette stehenden Tisch; auf diesem Tische lag ein offener Brief, sie nahm ihn und las:

»Frau Gräfin,

»Ich konnte die Rache eines Räubers an Ihnen nehmen, ich habe es vorgezogen, mir ein fürstliches Vergnügen zu gewähren; damit Sie aber beim Erwachen nicht glauben möchten, dass Sie geträumt, so habe ich Ihnen einen Beweis der Wirklichkeit zurückgelassen, betrachten Sie sich in ihrem Spiegel.

Pascal Bruno.«

Gemma fühlte sich am ganzen Körper schauern, ein kalter Schweiß bedeckte ihr die Stirn; sie streckte die Hand aus, um zu rufen, aber indem sie sich aus weiblichen Instinkt zurückhielt, sammelte sie alle ihre Kräfte, sprang aus ihrem Bette, eilte vor den Spiegel und stieß einen Schrei aus; ihre Haare und ihre Augenbrauen warm rasiert.

Sogleich hüllte sie sich in einen Schleier, warf sich in ihren Wagen und befahl, nach Palermo zurückzukehren.

Kaum war sie dort angelangt, als sie dem Fürsten von Carini schrieb, dass ihr Beichtvater ihr zur Büßung ihrer Sünden befohlen hätte, sich die Haare und die Augenbrauen abzuschneiden, und ein Jahr lang in ein Kloster zu gehen.

---

## IX.

Am ersten Mai 1805 war ein Fest auf dem Schloss Castelnuovo; Pascal Bruno war guter Laune, und gab einem seiner guten Freunde, Namens Placido Meli, einem ehrbaren Schmuggler aus dem Dorfe Gesso, und zwei Mädchen, welche dieser letztere von Messina in der Absicht mitgebracht hatte, eine vergnügte Nacht zuzubringen, ein Abendessen. Diese freundschaftliche Aufmerksamkeit hatte Bruno innig gerührt, und um nicht an Artigkeit gegen einen so vorsorglichen Kameraden zurückzubleiben, hatte er es übernommen, der Gesellschaft die Ehre seines Hauses zu erzeigen, dem zu Folge waren die besten Weine von Sizilien und Calabrien aus den Keller, der kleinen Feste heraufgeholt, die ersten Köche von Bauso angenommen, und all dieser seltsame Luxus, in welchem sich der Held unserer Geschichte zuweilen gefiel, für diese Veranlassung entfaltet.

Das Gelage war teuflermäßig im Zuge, und dennoch waren die Tischgenossen erst an dem Anfange des Mittagessens, als Ali eintrat und Placido ein Billet eines Bauern von Gesso überbrachte. Placido las es, und indem er das Papier zornig zwischen seinen Händen zerrieb, rief er aus:

— Bei Christi Blut! er hat seine Stunde gut gewählt!

— Wer das, Gevatter? sagte Bruno.

— Bei Gott! Der Kapitän Luigi Cama von Villa-San-Giovanni.

— Ah! sagte Bruno, unser Rumlieferant?

— Ja, antwortete Placido; er lässt mir melden, dass er sich an dem Strande befindet und dass er eine ganze Ladung hat, deren er sich zu entledigen wünscht, bevor die Douaniers seine Ankunft erfahren.

— Die Geschäfte vor Allem, Gevatter, sagte Bruno. Ich werde Dich erwarten, ich bin in guter Gesellschaft, und sei unbesorgt, wenn Du nicht zu lange ausbleibst, so wirst Du von alledem wiederfinden, was Du zurücklässt, und mehr, als Du davon nehmen kannst.

— Es ist die Sache einer Stunde, erwiderte Placido, indem er sich in die Gründe seines Wirtes zu fügen schien; das Meer ist fünf Hundert Schritte weit von hier.

— Und wir haben die ganze Nacht, sagte Pascal.

— Guten Appetit, Gevatter.

— Glückliche Reise, Meister.

Placido entfernte sich, Bruno blieb allein mit den beiden Mädchen, und, wie er es seinem Gast versprochen hatte, litt die Fröhlichkeit des Abendessens durchaus nicht durch diese Abwesenheit; Bruno war liebenswürdig für zwei, und das Gespräch und die Pantomime begann eine höchst lebhaftere Wendung zu nehmen, als die Tür aufging und eine neue Person eintrat, Pascal wandte sich um und erkannte den maltesischen Kaufmann, von welchem wir bereits mehrere Male gesprochen haben, und von dem er einer der besten Kunden geworden war.

— Ah! bei Gott! sagte er, seien Sie willkommen, besonders wenn Sie Serailpastillen, Tabak von Latakis und Schärpen von Tunis mitbringen; hier sind zwei Odalisken, welche erwarten, dass ich ihnen das Taschentuch zuwerfe, und es wird ihnen eben so lieb sein, dass es mit Gold gestickt ist, als wenn es von einfachem Mousselin wäre. Apropos, Ihr Opium hat Wunder getan.

— Es freut mich, antwortete der Maltheser, aber in diesem Augenblicke komme ich wegen anderer Sachen, als meinem Handel.

— Du kommst zum Nachtessen, nicht wahr? Dann setze Dich dorthin, und sei ein zweites Mal willkommen; das ist ein königlicher Platz, einer Flasche gegenüber und zwischen zwei Mädchen.

— Euer Wein ist vortrefflich, ich bin überzeugt davon, und diese Damen scheinen mir liebenswürdig, antwortete der Maltheser, aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.

— Mir?

— Ihnen.

— Sag.

— Ihnen allein.

— Dann auf morgen die Mitteilung, mein würdiger Kommandeur.

— Ich muss Sie auf der Stelle sprechen.

— Dann sprich vor Allen; es ist hier Niemand zu viel, und wenn ich mich wohl befinde, so ist es mein Grundsatz, mich nicht stören zu lassen, handelt es sich auch um mein Leben.

— Gerade um dieses handelt es sich.

— Bah! sagte Bruno, indem er die Gläser füllte, es gibt einen Gott für die rechtschaffenen Leute. Auf Deine Gesundheit, Kommandeur.

— Der Maltheser leerte sein Glas. — Es ist gut! jetzt setze Dich und predige, wir hören Dir zu.

Der Kaufmann sah wohl, dass er sich in die Laune seines Wirtes fügen müsste, er gehorchte ihm dem zu Folge.

— So ist es recht, sagte Bruno, und jetzt, was gibt es?

— Sie wissen, fuhr der Maltheser fort, dass die Richter von Cavaruso, von Spadafora, von Bouso, von Saponara, von Divicto und von Romita verhaftet worden sind.

— Ich habe so etwas sagen hören, sagte Pascal Bruno nachlässig, indem er ein volles Glas Wein von Morsalla leerte, welcher der Madera Siziliens ist.

— Und Sie wissen die Ursache dieser Verhaftung?

— Ich denke sie mir; ist es nicht, weil der Fürst von Carini, übler Laune darüber, dass seine Geliebte sich in ein Kloster zurückgezogen hat, findet, dass sie zu viel Langsamkeit und Ungeschicklichkeit auf die Verhaftung eines gewissen Pascal Bruno verwenden, dessen Kopf drei Tausend Dukaten wert ist?

— Ganz recht.

— Sie sehen, dass ich von dem unterrichtet bin, was vorgeht.

— Indessen ist es möglich, dass es gewisse Dinge gibt, die Sie nicht wissen.

— Gott allein ist groß, wie Ali sagt; aber fahren Sie fort, und ich werde meine Unwissenheit gestehen, ich wünsche Nichts mehr, als mich zu unterrichten.

— Wohlan! die sechs Richter haben sich versammelt, und haben jeder fünf und zwanzig Unzen zusammengelegt, was Hundert und

fünfzig macht.

— Oder auch, antwortete Bruno immer mit derselben Sorglosigkeit, achtzehn Hundert und neunzig Livres. Sie sehen, dass wenn ich meine Bücher nicht pünktlich führe, es nicht deshalb geschieht, weil ich nicht rechnen kann . . . weiter?

— Nachher haben sie diese Summe zwei oder drei Leuten anbieten lassen, welche sie als Ihren gewöhnlichen Umgang kennen, ob sie ihnen helfen wollten, Sie gefangen zu nehmen.

— Mögen sie anbieten; ich bin fest überzeugt, dass sie auf zehn Meilen in der Runde keinen Verräter finden werden.

— Sie irren sich, sagte der Maltheser, der Verräter ist gefunden.

— Ah! äußerte Bruno, indem er die Stirn runzelte und die Hand an seinen Dolch legte, und woher weißt Du das?

— O! mein Gott, auf die einfachste und natürlichste Weise, ich war gestern in Messina bei dem Fürsten von Carini, der mich hatte rufen lassen, um türkische Stoffe zu kaufen, als ein Bedienter ihm ein paar Worte ins Ohr sagte. — Es ist gut, antwortete der Fürst laut, er möge eintreten. — Er gab mir nun einen Wink, in ein Kabinett zu treten, ich gehorchte, und da er durchaus nicht ahnete, dass ich Sie kenne, so hörte ich die Unterhaltung, welche Sie betraf.

— Ja, nun denn?

— Nun denn! der Mann, den man meldete, war der Verräter; er machte sich anheischig, die Thor Ihrer Feste zu öffnen, sie ohne Verteidigung zu überliefern, während Sie zu Nacht äßen, und selbst die Gendarmen bis in Ihren Speisesaal zu führen.

— Und kennst Du den Namen dieses Mannes? sagte Bruno.

— Es ist Plaeide Meli, antwortete der Maltheser.

— Gottes Blut! rief Pascal die Zähne knirschend aus, er war so eben hier.

— Und er ist ausgegangen?

— Einen Augenblick, bevor Sie kamen.

— Dann holt er die Gendarmen und die Compagnieen; denn so viel ich urteilen kann, waren Sie mit dem Abendessen beschäftigt.

— Du siehst es.

— Ganz recht. Wenn Sie fliehen wollen, so ist kein Augenblick zu verlieren.

— Ach fliehen! sagte Bruno lachend. Ali! . . .Ali! . . . — Ali trat ein. — Verschließe das Thor des Schlosses, mein Sohn, laß drei meiner Hunde in dem Hofe los, laß den vierten, Lionna, heraufkommen . . . und mach die Munition zurecht. — Die Frauen stießen Geschrei aus. — O! schweigt, meine Göttinnen, fuhr Bruno mit befehlender Gebärde fort, es handelt sich hier nicht darum, zu singen; still, und geschwind, wenn es beliebt. — Die Frauen schwiegen. — Leiste diesen Damen Gesellschaft, Kommandeur, fügte Bruno hinzu, was mich anbetrifft, so muss ich meine Runde machen.«

Pascal nahm seine Büchse, schnallte seine Patronentasche um und schritt auf die Thür zu, aber in dem Augenblicke, als er die Schwelle betreten wollte, blieb er horchend stehen.

— Was gibt es? sagte der Maltheser.

— Hören Sie nicht meine Hunde heulen? der Feind rückt heran; sehen Sie, sie kommen noch fünf Minuten später, als Sie. — Still, meine Tiger, fuhr Bruno fort, indem er das Fenster aufmachte und ein besonderes Pfeifen hören ließ. — Es ist gut, es ist gut, ich bin benachrichtigt. — Die Hunde stöhnten leise und schwiegen; die Frauen und der Maltheser schauderten vor Schrecken, indem sie errieten, dass sich irgend etwas Schreckliches zutragen würde. In diesem Augenblicke trat Ali mit der Lieblingshündin Pascals ein; das edle Tier ging gerade auf seinen Herrn zu, richtete sich auf seinen Hinterfüßen auf, legte ihm die beiden Vorderfüße auf die Schultern, blickte ihn voller Verstand an und begann leise zu heulen.

— Ja, ja, Lionna, sagte Bruno, ja, Du bist ein herrliches Thier. — Dann streichelte er es mit der Hand und küßte es auf die Stirn, wie er es mit einer Geliebten gemacht hätte. Die Hündin stieß ein zweites leises und klagendes Geheul aus. — Gehen wir, Lionna, fuhr Pascal fort, es scheint, dass es Eile hat. Gehen wir, meine Schöne, gehen wir. — Und er entfernte sich, indem er den Maltheser und die beiden Frauen in dem Eßzimmer ließ.

Pascal ging in den Hof hinab und fand die drei Hunde, welche sich unruhig gebärdeten, aber ohne noch anzudeuten, dass die Gefahr

sehr dringend wäre. Nun machte er die Gartentür auf und begann die Runde desselben zu machen. Plötzlich blieb Lionna stehen, hielt die Nase in den Wind und ging gerade auf einen Punkt des geschlossenen Raumes zu. An dem Fuße der Mauer angelangt, richtete sie sich auf, wie um sie zu ersteigen, indem sie ihre Zähne an einander klappern ließ und dumpf brüllte, wobei sie nachsah, ob ihr Herr ihr gefolgt wäre. Pascal Bruno stand hinter ihr.

Er verstand, dass in dieser Richtung und nur einige Schritte weit entfernt ein Feind versteckt wäre, und indem er sich erinnerte, dass das Fenster von dem Zimmer, in welchem Paolo Tommasi Gefangener gewesen war, gerade auf diesen Punkt die Aussicht hatte, so ging er rasch wieder hinauf, von Lionna gefolgt, welche mit offenem Rachen und blutigen Augen durch das Zimmer ging, in welchem die beiden Mädchen voller Angst das Ende dieses Abenteuers abwarteten, trat in das anstoßende Zimmer, das ohne Licht war, und dessen Fenster offen stand. Kaum eingetreten, legte sich Lionna auf den flachen Leib, kroch wie eine Schlange nach dem Fenster, dann, als sie nur noch einige Fuß weit von demselben entfernt war, und bevor Pascal nur daran dachte, sie zurückzuhalten, sprang sie wie ein Panther durch die ihr gebotene Öffnung, indem sie sich wenig darum bekümmerte, auf der andern Seite zwanzig Fuß hoch hinabzufallen.

Pascal fand sich zugleich mit der Hündin am Fenster; er sah sie drei Sprünge nach einem alleinstehenden Olivenbaum machen, dann hörte er einen Schrei. Lionna hatte einen hinter diesem Olivenbaum versteckten Mann bei der Gurgel gepackt.

— Zu Hilfe! rief eine Stimme aus, welche Pascal als die Placido's erkannte; zu Hilfe, Pascal! zu Hilfe! . . . ruf Deinen Hund zurück, oder ich schlitze ihm den Bauch auf.

— Pack an! . . . Lionna, pack an! Beiß ihn tot, beiß ihn tot, Lionna! bring den Verräter um! . . .

Placido erriet nun, dass Bruno Alles wusste, nun stieß auch er ein Brüllen des Schmerzes und des Zornes aus, und ein Kampf auf Tod und Leben begann zwischen dem Manne und dem Hunde. Bruno sah auf seine Büchse gestützt diesem seltsamen Zweikampfe zu.

Während zehn Minuten sah er bei dem Ungewissen Scheine des Mondes zwei Körper kämpfen, fallen und wieder aufstehen, von denen er weder die Natur, noch die Gestalt unterscheiden konnte, so sehr schienen sie nur noch einen auszumachen. Während zehn Minuten hörte er verworrenes Geschrei, ohne dass er das Geheul des Menschen von dem des Hundes zu unterscheiden vermochte; endlich, nach Verlauf von zehn Minuten fiel der eine von den beiden, um nicht wieder aufzustehen, es war der Mensch.

Bruno piff Lionna, schritt von Neuem durch das Esszimmer, ohne ein Wort zu sagen, ging rasch hinab und machte seiner Lieblingshündin das Thor auf, aber in dem Augenblicke, wo sie ganz blutig von Messerstichen zurückkehrte, sah er in der Straße, welche von dem Dorfe nach dem Schloss hinaufführte, unter einem Strahle des Mondes Flintenläufe blitzen. Sogleich verrammelte er die Tür, und ging wieder in das Zimmer hinauf, in welchem sich die zitternden Gäste befanden. Der Maltheser trank, die beiden Mädchen sagten ihre Gebete her.

— Nun? sagte der Maltheser.

— Nun, Kommandeur? wiederholte Bruno.

— Placido?

— Er hat sein Teil, sagte Bruno, aber da fällt eine andere Legion von Teufeln uns auf den Leib.

— Welche?

— Die Gendarmen und die Compagnieen von Messina, wenn ich mich nicht irre.

— Und was wollen Sie tun?

— Zuvörderst, so viel als ich vermag von ihnen töten.

— Und nachher?

— Nachher . . . werde ich mich mit dem Reste in die Luft sprengen.

Die Mädchen stießen lautes Geschrei aus.

— Ali, fuhr Pascal fort, führe diese Mädchen in den Keller, und gib ihnen Alles, was sie von Dir verlangen, ausgenommen Licht, aus Furcht, dass sie Feuer an das Pulver legen möchten, bevor es Zeit

ist.

Die armen Geschöpfe fielen auf die Knie.

— Vorwärts, vorwärts, sagte Bruno mit dem Fuße stampfend, gehorcht! Und er sagte das mit einer solchen Gebärde und in einem solchen Tone, dass die beiden Mädchen aufstanden und Ali folgten, ohne dass sie eine einzige Klage auszustoßen wagten.

— Und jetzt, Kommandeur, sagte Bruno, als sie hinausgegangen waren, löschen Sie die Lichter aus und stellen Sie sich in eine Ecke, wo die Kugeln Sie nicht treffen können, denn da kommen die Musikanten, und die Tarantella wird beginnen.

---

## X.

Einige Augenblicke nachher kehrte Ali zurück, indem vier Gewehre von demselben Kaliber und einen Korb voller Patronen auf seiner Schulter trug. Pascal Bruno machte alle Fenster auf, um zugleich nach den verschiedenen Seiten die Spitze zu bieten.

Ali nahm ein Gewehr und wollte sich an eines von ihnen stellen.

— Nein, mein Sohn, sagte Pascal mit einem ganz väterlichen Ausdrucke zu ihm, nein, das geht mich allein an. Ich will Dein Schicksal nicht auf diese Weise mit dem meinigen verbinden; ich will Dich nicht dahin mit fortreißen, wohin ich gehe. Du bist jung, nichts hat bis jetzt noch Dein Leben aus der gewöhnlichen Bahn fort getrieben; folge mir, bleibe in der von den Menschen vorgeschriebenen Bahn.

— Vater, sagte der junge Mann mit seiner sanften Stimme, warum willst Du nicht, dass ich Dich verteidige, wie Lionna Dich verteidigt hat? Du weißt wohl, dass ich nur Dich habe und dass ich, wenn Du stirbst, mit Dir sterben werde.

— Nicht doch, Ali, wenn ich sterbe, so werde ich vielleicht auf der Erde irgend einen geheimnisvollen und schrecklichen Auftrag zurücklassen, den ich nur meinem Sohne anvertrauen konnte, mein Sohn muss daher leben, um das zu tun, was ihm sein Vater befehlen wird.

— Es ist gut, sagte Ali.

Der Vater ist der Herr, der Sohn wird gehorchen.

»Pascal ließ seine Hand fallen, Ali ergriff und küsste sie.

— Werde ich Dir dann zu nichts dienen, Vater? sagte der Knabe.

— Lade die Gewehre, antwortete Bruno.

Ali machte sich an das Werk.

— Und ich? rief der Maltheser aus der, Ecke, in welche er sich gesetzt hatte.

Sie, Kommandeur, Sie behalte ich, um Sie als Parlamentär

abzusenden.

In diesem Augenblicke sah Pascal Bruno die Gewehre einer zweiten Truppe blitzen, welche von dem Gebirge herabkam, und die so geraden Weges auf den abgesonderten Olivenbaum zuschritt, an dessen Fuße Placido's Leiche lag, dass es augenscheinlich war, dass diese Truppe zu einem gegebenen Rendezvous kam. Die, welche voraus gingen, stießen auf die Leiche; nun bildete sich ein Kreis um sie, aber Niemand vermochte sie zu erkennen, so sehr hatten die scharfen Zähne Lionna's sie entstellt. Indessen, da Placido ihnen unter diesem Olivenbaum das Rendezvous gegeben hatte, da die Leiche an dem Fuße dieses Olivenbaumes lag und kein anderes lebendiges Wesen sich in der Umgegend zeigte, so war es augenscheinlich, dass der Tote Placido selbst wäre. Die Soldaten schlossen daraus, dass der Verrat entdeckt wäre und dass Bruno auf seiner Hut sein müsste. Nun hielten sie an, um zu beraten. An dem Fenster stehend, folgte Pascal allen ihren Bewegungen. In diesem Augenblicke trat der Mond hinter einer Wolke hervor. Sein Schein fiel auf ihn, einer der Soldaten erblickte ihn und deutete ihn seinen Kameraden mit der Hand an; der Ruf: *Der Bandit! . . . der Bandit!* ließ sich in den Gliedern hören und war augenblicklich von einem Pelotonfeuer gefolgt. Einige Kugeln prallten von der Mauer ab, andere flogen pfeifend an den Ohren und über dem Kopfe dessen vorbei, an den sie gerichtet waren, und drangen in die Balken der Decke. Pascal antwortete, indem er nacheinander die vier Gewehre abfeuerte, welche Ali geladen hatte; vier Mann fielen.

Die Compagnieen, welche nicht aus Linientruppen, sondern aus einer Art von Nationalgarde bestanden, welche für die Sicherheit der Straße errichtet war, zögerten einen Augenblick, als sie den Tod so rasch sich entgegenkommen sahen. Alle diese Leute, welche auf den Verrat Placido's gerechnet, hatten einen leichten Fang zu machen gehofft, aber statt dessen war es eine wahre Belagerung, welche sie machen mussten. Nun aber fehlte ihnen jedes zu einer Belagerung notwendige Gerät, die Mauern der kleinen Feste waren hoch und ihre Thore fest, und sie hatten weder Leitern noch Beile, es blieb noch die Möglichkeit, Pascal in dem Augenblicke zu töten,

war er genötigt war, sich frei zu stellen, um durch das Fenster zu zielen; aber das war eine ziemlich schlechte Aussicht für Leute, welche von der Unverwundbarkeit ihres Gegners überzeugt waren. Das Manöver, das sie für das notwendigste hielten, war daher, sich außer Schussweite zurückzuziehen, um über das zu beraten, was dabei zu thun wäre, aber ihr Rückzug ging nicht rasch genug vor sich, dass Pascal Bruno nicht die Zeit gehabt hätte, ihnen zwei neue Todesboten zu senden.

Als Pascal sich von dieser Seite für den Augenblick unbelagert sah, trat er an das gegenüber befindliche Fenster, welches die Aussicht auf das Dorf hatte; die Flintenschüsse hatten diesen ersten Haufen aufmerksam gemacht; kaum war er daher auch an dem Fenster erschienen, als er von einem Hagel von Kugeln empfangen wurde; aber dasselbe wunderbare Glück bewahrte ihn vor dem Tode; es war nun an eine Bezauberung zu glauben, während dagegen jeder seine Schüsse in dieser Masse traf, und Pascal konnte nach den Flüchen, welche er hörte, schließen, dass sie nicht umsonst gewesen waren.

Nun ereignete sich für diesen Haufen dasselbe, wie für den andern: Unordnung entstand in seinen Gliedern, indessen stellten sie sich, statt die Flucht zu ergreifen, gegen die Mauern der Feste selbst, ein Manöver, das Bruno in die Unmöglichkeit versetzte, auf seine Feinde zu schießen, ohne die Hälfte des Körpers aus dem Fenster hervorstrecken. Da nun aber der Bandit es für unnötig hielt, sich dieser Gefahr auszusetzen, so war die Folge von diesem doppelten Akte der Vorsicht, dass das Feuer für den Augenblick aufhörte.

— Sind wir mit ihnen fertig, sagte der Maltheser, und können wir Victoria rufen?

— Noch nicht, sagte Bruno, es ist nur ein Waffenstillstand; sie sind ohne Zweifel in das Dorf gegangen, um Leitern und Beile zu holen, und wir werden bald Nachrichten von ihnen erhalten. Seien Sie aber unbesorgt, fuhr der Bandit fort, indem er zwei Gläser füllte, wir werden nicht gegen sie zurückbleiben und ihnen Nachrichten von uns geben. . . Ali, hole ein Fass Pulver. Auf Ihre Gesundheit,

Kommandeur.

— Was wollen Sie mit diesem Fasse machen? sagte der Maltheser mit einer gewissen Besorgnis.

— O! fast nichts. . . Sie werden sehen.

Ali kehrte mit dem verlangten Gegenstande zurück.

— Es ist gut, fuhr Bruno fort, jetzt nimm einen Bohrer und bohre ein Loch in dieses Fass.

Ali gehorchte mit der passiven Schnelligkeit, welche das hervortretende Zeichen seiner Ergebenheit war. Während dieser Zeit zerriss Pascal eine Serviette, zog die Fäden aus, vereinigte sie, rollte sie in dem Pulver einer Patrone, steckte diese Lunte in das Loch des Fasses und verstopfte dieses Loch mit angefeuchtetem Pulver, das zugleich die Lunte befehligte; kaum hatte er diese Vorbereitungen getroffen, als Anschläge an dem Thor erschallten.

— Bin ich ein guter Prophet? sagte Bruno, indem er das Fass nach dem Eingange des Zimmers rollte, welches auf eine in den Hof führende Treppe ging, und indem er aus dem Feuer ein Stück brennendes Tannenholz nahm.

— Ah! äußerte der Maltheser, ich . . . fange an zu begreifen .

— Vater, sagte Ali, sie kehren von der Seite des Gebirges mit einer Leiter zurück.

Bruno eilte an das Fenster, aus welchem er das erste Mal Feuer gegeben hatte, und sah, dass in der Thal seine Gegner sich das Ersteignungswerkzeug verschafft hatten, das ihnen fehlte, und dass sie, beschämt über ihren ersten Rückzug, mit einer gewissen Fassung zum Angriffe zurückkehrten.

— Sind die Gewehre geladen? sagte Bruno.

— Ja, Vater, antwortete Ali, indem er ihm seine Büchse reichte.

Ohne sie anzublicken, nahm Bruno die Waffe, welche ihm der Knabe reichte, setzte sie langsam gegen seine Achsel und zielte mit weit mehr Aufmerksamkeit, als er es bis dahin getan hatte; der Schuss fiel, einer der beiden Leute, welche die Leiter trugen, sank zu Boden.

Ein Zweiter nahm seine Stelle ein; Bruno nahm ein zweites

Gewehr und der Soldat fiel neben seinem Kameraden.

Zwei andere Männer folgten den Getöteten und wurden gleichfalls getötet; die Leiter schien die verhängnisvolle Eigenschaft der Arche zu haben, kaum hatte man die Hand daran gelegt, als man tot zu Boden sank. Die Stürmer zogen sich ein zweites Mal zurück, indem sie ihre Leiter zurückließen und ein eben so nutzloses Feuer als die andern gaben.

Während dessen verdoppelten die, welche das Thor angriffen, ihre Axtschläge; auch die Hunde heulten von Zeit zu Zeit auf eine grässliche Weise, die Schläge wurden weit dumpfer und das Gebell weit erbitterter. Endlich wurde ein Flügel des Tores eingeschlagen, zwei bis drei Mann drangen durch diese Öffnung; aber aus ihrem Angstgeschrei schlossen ihre Kameraden, dass sie es mit weit schrecklicheren Feinden zu tun hätten, als sie es anfangs geglaubt; es war keine Möglichkeit, auf die Hunde zu schießen, ohne die Menschen zu töten. Ein Teil der Belagerer drang daher allmählich durch die Öffnung, der Hof füllte sich bald, und nun begann eine Art von Teilgefecht zwischen den Soldaten und den vier Bullenbeißern, die voller Erbitterung die schmale Treppe verteidigten, welche nachdem ersten Stocke der Feste führte. Plötzlich ging die auf der Höhe dieser Treppe befindliche Tür auf und das von Bruno zubereitete Fass Pulver, das von Stufe zu Stufe sprang, platzte wie eine Bombe in Mitte dieses Gemetzels.

Der Ausbruch war schrecklich, eine Mauer stürzte ein, Alles, was sich in dem Hofe befand, wurde vernichtet.

Es entstand ein Augenblick der Bestürzung unter den Belagernden, inzwischen hatten sich die beiden Truppen vereinigt, und sie boten noch eine Mannschaft von mehr als dreihundert Streitern. Ein Gefühl tiefer Scham bemächtigte sich dieser Menge, sich so durch einen einzigen Mann in Schach gehalten zu sehen; die Anführer benutzten es, um sie anzufeuern. Bei ihrer Stimme bildeten die Belagernden eine Kolonne, eine Bresche war durch den Sturz der Mauer angebracht, sie marschierten in guter Ordnung auf sie zu, und indem sie sich in ihrer ganzen Breite entfalteten, überschritten sie dieselbe ohne Hindernis, drangen in den Hof und befanden sich

der Treppe gegenüber. Dort entstand nochmals ein Augenblick des Zögerns. Endlich begannen einige sie unter ermutigenden Zuruf ihrer Kameraden zu ersteigen, die andern folgten ihnen, das Gedränge füllte die Treppe, und bald darauf war es den ersten, wenn sie auch hätten zurückweichen wollen, nicht mehr möglich; sie waren daher gezwungen, die Tür anzugreifen; aber gegen ihre Erwartung gab die Tür ohne Widerstand nach.

Die Belagerer verbreiteten sich nun unter lautem Siegesgeschrei in dem ersten Zimmer. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür des zweiten, und die Soldaten erblickten Bruno auf einem Pulverfass sitzend, indem er in jeder Hand eine Pistole hielt; zu gleicher Zeit stürzte der Maltheser entsetzt aus der offenen Tür, indem er mit einem Ausdrücke voller Wahrheit ausrief, der keinen Zweifel übrig ließ:

— Zurück! Alle zurück! die Feste ist unterminiert; wenn Ihr einen Schritt weiter tut, so springen wir in die Luft! . . .

Die Tür verschloss sich wie durch einen Zauber wieder, das Siegesgeschrei verwandelte sich in Schreckensgeschrei; man hörte diese ganze Menge die schmale Treppe hinabstürzen, welche in den Hof führte; einige sprangen aus den Fenstern, es schien diesen Leuten, als ob sie die Erde unter ihren Füßen erbeben fühlten. Nach Verlauf von fünf Minuten war Bruno von Neuem alleiniger Herr der Feste; was den Maltheser anbelangt, so hatte er die Gelegenheit benutzt, um sich zurückzuziehen.

Pascal, welcher kein Geräusch mehr hörte, stand auf und ging an ein Fenster; die Belagerung war in eine Blockade verwandelt; Posten waren allen Ausgängen gegenüber aufgestellt, und die, welche sie bildeten, hatten sich vor dem Feuer des Platzes hinter Karren und Fässern gesichert; es war augenscheinlich, dass ein neuer Feldzugsplan angenommen worden wäre.

— Es scheint, dass sie uns durch Hunger zu nehmen gedenken, sagte Bruno.

— Die Hunde! antwortete Ali.

— Beschimpfe die armen Tiere nicht, welche bei meiner Verteidigung gestorben sind, sagte Bruno lächelnd, und nenne die

Menschen Menschen.

— Vater! rief Ali aus.

— Nun?

— Siehst Du?

— Was?

— Diesen Schein? . . .

— In der Tat, was bedeutet er? . . . Das ist noch nicht der anbrechende Tag; außerdem kommt er aus Norden und nicht aus Osten.

— Es ist das Feuer, das im Dorfe ist, sagte Ali.

— Bei Christi Blut! ist das wahr? . . .

In diesem Augenblicke begann man lautes Notgeschrei zu hören .

. .

Bruno stürzte auf die Türe zu und befand sich dem Maltheser gegenüber.

— Sie sind es, Kommandeur? rief Pascal aus.

— Ja, ich bin es, . . . ich selbst. . . Irren Sie sich nicht und halten Sie mich nicht für einen andern. Ich bin ein Freund.

— Sein Sie willkommen, was geht vor?

— Was vorgeht? Da sie verzweifeln, Sie gefangen zu nehmen, so haben Sie das Dorf in Brand gesteckt, und sie werden es nicht eher löschen, als bis die Bauern einwilligen, gegen Sie zu rücken; was sie anbetrifft, so haben sie genug.

— Und die Bauern?

— Sie weigern sich.

— Ja. . . ja. . . ich wusste es im Voraus; sie würden eher alle ihre Häuser abbrennen lassen, als ein Haar meines Hauptes anzutasten . . . Es ist gut, Kommandeur; kehren Sie zu denen zurück, welche Sie senden, und sagen Sie ihnen, sie sollten das Feuer löschen.

— Wie das?

— Ich ergebe mich.

— Du ergibst Dich, Vater? rief Ali aus.

— Ja . . . aber ich habe mein Wort gegeben, mich nur einem

einzigem Manne zu ergeben, und ich werde mich nur ihm ergeben, man lösche daher die Feuersbrunst, wie ich gesagt habe, und hole mir diesen Mann von Messina.

— Und wer ist dieser Mann?

— Es ist Paolo Tommasi, der Brigadier der Gendarmerie.

— Haben Sie etwas anderes zu fordern?

— Nur Eines, antwortete Bruno, und er sprach leise mit dem Malteser.

— Ich hoffe, dass es nicht mein Leben ist, das Du verlangst? sagte Ali.

— Habe ich Dir nicht schon gesagt, dass ich Deiner vielleicht nach meinem Tode bedürfen würde?

— Verzeihung, Vater, ich hatte es vergessen.

— Gehen Sie, Kommandeur, und richten Sie das aus, was ich Ihnen gesagt habe; wenn ich das Feuer erlöschen sehe, so ist das ein Zeichen, dass meine Bedingungen angenommen sind.

— Sie sind nicht böse auf mich, dass ich den Auftrag übernommen habe?

— Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass ich Sie als Unterhändler behielte?

— Das ist richtig.

— Apropos, sagte Pascal, wie viel Häuser sind abgebrannt?

— Bereits zwei, als ich zu Ihnen gekommen bin.

— Es befinden sich dreihundert und fünfzehn Unzen in diesem Geldbeutel; Sie werden Sie unter die Eigentümer verteilen.

Auf Wiedersehen.

— Adieu.

Der Malteser entfernte sich.

Bruno warf seine Pistolen von sich, setzte sich wieder auf sein Pulverfass und versank in ein tiefes Sinnen, was den jungen Araber anbelangt, so streckte er sich auf sein Tigerfell aus und blieb regungslos, indem er die Augen schloss, als ob er schlief. Allmählich erlosch der Schein der Feuersbrunst, die Bedingungen waren angenommen.

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde ging die Tür des Zimmers auf; ein Mann erschien auf der Schwelle, und als er sah, dass weder Bruno noch Ali seine Ankunft gewahr würden, begann er zu husten; das war ein Mittel, seine Anwesenheit zu melden, das er auf dem Theater von Messina mit Erfolg hatte anwenden sehen.

Bruno wandte sich um.

— Ah! Sie sind es, Brigadier? sagte er lächelnd, es ist ein Vergnügen, Sie rufen zu lassen, Sie lassen nicht auf sich warten.

— Ja . . . Sie sind mir eine Viertelstunde weit von hier auf der Heerstraße begegnet, als ich mit meiner Compagnie kam . . .und sie haben mir gesagt, dass Sie mich rufen ließen.

— Das ist wahr, ich habe Ihnen beweisen wollen, dass ich ein Mann von Wort wäre.

— Bei Gott! ich wusste es wohl.

— Und da ich Ihnen versprochen habe, Sie die in Rede stehenden dreitausend Dukaten verdienen zu lassen, so habe ich Ihnen Wort halten wollen.

— Sapperment! . . .Sapperment!! . . . Supperment!!! . . . sagte der Brigadier mit zunehmender Energie.

— Was will das sagen, Kamerad?

— Das will sagen . . . das will sagen . . . dass ich diese dreitausend Dukaten auf eine andere Weise . . . an etwas anderem . . .in der Lotterie zum Beispiel, gewinnen mochte.

— Und warum das?

— Weil Sie ein Wackerer sind, und weil die Wackeren selten sind.

— Bah! was kümmert Sie das? . . .Das ist eine Beförderung für Sie, Brigadier.

— Ich weiß es wohl, antwortete Paolo mit höchst verzweifelter Miene; Sie ergeben sich also?

— Ich ergebe mich.

— Mir?

— Ihnen.

— Auf Wort?

— Auf Wort. Sie können daher sich all dieses Gesindel da

entfernen lassen, mit dem ich nichts zu thun haben will.

Paolo Tommasi ging an das Fenster.

— Ihr könnt Euch Alle zurückziehen, rief er aus, ich stehe für den Gefangenen, geht, seine Gefangennahme in Messina zu melden.

Die Soldaten stießen lautes Freudengeschrei aus.

— Wenn Sie sich jetzt an den Tisch setzen wollen, sagte Bruno zu dem Brigadier, so werden wir das Abendessen beenden, das von diesen Einfältigen unterbrochen worden ist.

— Mit Vergnügen, antwortete Paolo, denn ich habe acht Meilen in drei Stunden zurückgelegt, und ich sterbe vor Hunger und vor Durst.

— Nun denn! sagte Bruno, da Sie in so guter Stimmung sind und wir nur noch eine Nacht miteinander zuzubringen haben, so müssen wir sie vergnügt zubringen. — Ali, gehe die Damen zu holen. — Einstweilen, Brigadier, fuhr Bruno fort, indem er zwei Gläser füllte, auf Ihre Tressen als Wachtmeister! Fünf Tage nach den von uns so eben erzählten Ereignissen erfuhr der Fürst von Carini in Gegenwart der schönen Gemma, welche ihre Buße in dem Kloster der Heimsuchung beendet hatte und die erst seit acht Tagen in die Welt zurückgekehrt war, dass seine Befehle endlich ausgeführt, dass Pascal Bruno gefangen genommen und in die Gefängnisse von Messina geführt worden wäre.

— Es ist gut, sagte er; der Fürst von Goto möge die versprochenen dreitausend Dukaten bezahlen, ihm den Prozess machen und ihn hinrichten lassen.

— O! sagte Gemma mit dieser süßen und liebkosenden Stimme, welcher der Fürst nichts abzuschlagen vermochte, ich wäre sehr neugierig gewesen, diesen Mann zu sehen, den ich nicht kenne und von dem man so wunderliche Dinge erzählt!

— Darauf soll es nicht ankommen, mein schöner Engel, antwortete der Fürst, wir werden ihn in Palermo hängen lassen.

---

## XI.

Dem seiner Geliebten gegebenen Versprechen gemäß, hatte der Fürst von Carini befohlen, den Verurteilten von Messina nach Palermo zu bringen, und Pascal Bruno war mit großer Verstärkung von Gendarmerie in das Gefängnis der Stadt gebracht worden, welches hinter dem Palazzo-Reale gelegen war, und an das Irrenhaus grenzte.

Am zweiten Tage gegen Abend ging ein Priester in seinen Kerker hinab, als er den Mann Gottes eintreten sah, stand Pascal auf, weigerte sich indessen, zwar höflich, zu beichten, der Priester drang in ihn, aber Nichts vermochte Pascal zu bestimmen, diesen religiösen Act zu vollziehen. Als der Priester sah, dass er diese Hartnäckigkeit nicht zu überwinden vermöchte, fragte er ihn um die Ursache derselben.

— Die Ursache ist, sagte Bruno zu ihm, dass ich keine Gotteslästerung begehen will . . .

— Wie das, mein Sohn?

— Ist nicht die erste Bedingung einer guten Beichte nicht allein das Geständnis seiner eigenen Verbrechen, sondern auch noch das Vergessen der Verbrechen anderer?

— Ohne Zweifel, und es wäre keine vollkommene Beichte.

— Nun denn! sagte Bruno, ich habe nicht vergeben; meine Beichte wird daher falsch sein, und ich will keine falsche Beichte ablegen . . .

— Wäre es nicht vielmehr, sagte der Priester, dass Sie so ungeheure Verbrechen zu gestehen haben, dass Sie fürchten, Sie möchten die Gewalt der menschlichen Erlassung überschreiten? Beruhigen Sie sich, Gott ist barmherzig, und es ist immer da Hoffnung vorhanden, wo Reue vorhanden ist.

— Indessen, mein Vater, wenn zwischen Ihrer Absolution und dem Tode ein böser Gedanke in mir aufstiege, und ich nicht die Kraft

hätte ihn, zu überwinden . . .

— So würde die Frucht Ihrer Beichte verloren sein, sagte der Priester.

— Es ist daher unnütz, dass ich beichte, sagte Pascal, denn dieser böse Gedanke wird in mir aufsteigen.

— Können Sie ihn nicht aus Ihrem Geiste verbannen? Pascal lächelte.

— Er ist es, der mich leben lässt, mein Vater; glauben Sie, dass ich mich ohne diesen höllischen Gedanken, ohne diese letzte Hoffnung der Rache als ein öffentliches Schauspiel für diese Menge hätte fortschleppen lassen? Nicht doch, ich würde mich bereits mit der Kette erdrosselt haben, welche mich fesselt. Ich war dazu in Messina entschlossen, ich stand im Begriffe, es zu tun, als der Befehl angekommen ist, mich nach Palermo zu bringen. Ich habe mir gedacht, dass Sie mich hätte wollen sterben sehen.

— Wer?

— Sie.

— Aber wenn Sie so ohne Reue sterben, so wird Gott ohne Barmherzigkeit sein.

— Mein Vater, auch Sie wird ohne Reue sterben, denn Sie wird in dem Augenblicke sterben, wo Sie am wenigsten darauf gefasst sein wird; auch Sie wird ohne Priester und ohne Beichte sterben, auch Sie wird wie ich Gott ohne Barmherzigkeit finden, und wir werden mit einander verdammt sein.

In diesem Augenblicke trat ein Kerkermeister ein.

— Mein Vater, sagte er, die Trauerkapelle ist eingerichtet.

— Beharren Sie in Ihrer Weigerung, mein Sohn? sagte der Priester.

— Ich beharre darin, antwortete Bruno ruhig.

— Dann werde ich die Totenmesse, die ich für Sie lesen will, nicht durch längeres in Sie Dringen verschieben; außerdem hoffe ich, dass der Geist Gottes Sie heimsuchen und Ihnen bessere Gedanken eingeben wird, während Sie dieselbe anhören.

— Das ist möglich, mein Vater, aber ich glaube es nicht.

Die Gendarmen traten ein, banden Bruno los, führten ihn in die Kirche des heiligen Franz von Sales, welche sich dem Gefängnisse gegenüber befindet, und die hell erleuchtet war, dort sollte er dem Gebrauche gemäß die Totenmesse hören und die Nacht im Gebete zubringen, denn die Hinrichtung war für den folgenden Tag Morgens acht Uhr festgesetzt. Ein eiserner Ring war an einem Pfeiler des Chores befestigt, Pascal wurde an diesen Ring mit einer Kette geschlossen, welche ihm den Leib umschlang, die aber indessen hinlänglich lang war, dass er die Schwelle des Geländers erreichen konnte, wo die Gläubigen niederknieten, um das heilige Abendmahl zu empfangen.

In dem Augenblicke, wo die Messe begann, brachten die Krankenwärter des Irrenhospitals einen Sarg, den sie mitten in die Kirche stellten; er enthielt die Leiche einer im Laufe des Tages verstorbenen Wahnsinnigen, und der Direktor hatte gemeint, der Toten die Wohltat der Messe angedeihen zu lassen, welche für den Gelesenen gelesen wurde, der zum Tode ging. Außerdem war das für den Priester eine Ersparnis an Zeit und an Mühe, und da diese Einrichtung Jedermann recht war, so erlitt sie nicht die geringste Schwierigkeit. Der Messner zündete zwei Kerzen, die eine an dem Kopfe, die andere an dem Fuße des Sarges an, und der Gottesdienst begann, Pascal hörte ihm voller Andacht zu.

Als er beendigt war, ging der Priester zu ihm hinab, fragte ihn, ob er in besserer Stimmung sei, aber der Verurteilte antwortete ihm, dass trotz der Messe, welche er gehört hätte, trotz der Gebete, mit denen er sie begleitet, seine Gesinnungen des Hasses immer noch dieselben wären. Der Priester meldete ihm, dass er am folgenden Tage um sieben Uhr Morgens zurückkehren würde, um ihn zu fragen, ob eine Nacht der Einsamkeit und der Andacht in einer Kirche und dem Kreuze gegenüber nicht einige Veränderung in seinen Racheplänen hervorgebracht hätte.

Bruno blieb allein. Nun versank er in ein tiefes Sinnen. Sein ganzes Leben zog wieder seit den Jahren der ersten Kindheit, wo man sich zu erinnern beginnt, vor seinen Augen vorüber; erforschte und sann vergebens darüber nach, was er wohl getan haben konnte,

um das Schicksal zu verdienen, das seine Jugend erwartete. Er fand nichts, als einen kindlichen und frommen Gehorsam gegen die Eltern, welche der Herr ihm gegeben hatte. Er erinnerte sich dieses zuerst so ruhigen und so glücklichen väterlichen Hauses, das plötzlich, ohne dass er noch die Ursache davon wusste, ein Aufenthalt voller Tränen und Leiden geworden war; er erinnerte sich des Tages, wo sein Vater mit einem Dolche ausgegangen, und voller Blut zurückgekehrt war, er erinnerte sich der Nacht, während welcher der, dem er das Leben verdankte, verhaftet worden war, wie er es jetzt war, in welcher man ihn als Kind in eine Trauerkapelle geführt hatte gleich der, in welcher er jetzt eingeschlossen war, und des Momentes, wo er in dieser Kapelle einen wie er gefesselten Mann fand. Es schien ihm, als ob es ein verhängnisvoller Einfluss, ein launischer Zufall, eine siegreiche Überlegenheit des Bösen über das Gute wäre, welche so Alles in seiner Familie zum Bösen geführt hätten. Nun begriff er nichts mehr von den Verheißungen von Glückseligkeit, welche der Himmel den Menschen macht; er forschte vergebens in seinem Leben nach dem Erscheinen der so sehr gepriesenen Vorsehung, und, indem er dachte, dass ihm vielleicht in diesem feierlichen Augenblicke etwas von diesem ewigen Geheimnisse offenbart werden würde, stürzte er sich mit der Stirn gegen den Boden, und beschwor Gott aus aller Macht seiner Seele, ihm die Lösung dieses schrecklichen Rätsels zu geben, eine Ecke des geheimnisvollen Schleiers zu lüften, und sich ihm wie ein Vater oder wie ein Tyrann zu zeigen. Diese Hoffnung war eitel, Alles blieb stumm, ausgenommen die Stimme seines Herzens, welche dumpf wiederholte: Rache! Rache! Rache! . . .

Nun dachte er, dass der Tod vielleicht beauftragt sei, ihm zu antworten, und dass zu diesem Zwecke der Offenbarung eine Leiche zu ihm gebracht worden wäre, so sehr ist es wahr, dass der geringste Mensch aus seinem eigenen Dasein den Mittelpunkt der Schöpfung macht, glaubt, dass Alles sich an sein Wesen knüpft, und dass seine armselige Person der Pfeiler ist, um den sich das Weltall dreht. Er erhob sich daher wieder langsam, weit finsterer und weit bleicher über seinen Kampf mit seinen Gedanken, als über seinen

Kampf mit dem Schafotte, und wandte die Augen nach der Leiche; es war die eine Frau.

Pascal schauderte, ohne zu wissen warum; er suchte die Gesichtszüge<sup>10</sup> dieser Frau zu erkennen, aber eine Ecke des Leichentuches war über ihr Gesicht herabgefallen und verschleierte es. Plötzlich erweckte eine instinktmäßige Erinnerung in ihm das Andenken an Theresa, an Theresa, die er seit dem Tage nicht wiedergesehen, an welchem er mit den Menschen und mit Gott gebrochen hatte; Theresa, welche wahnsinnig geworden war, und die seit drei Jahren das Irrenhaus bewohnte, aus welchem dieser Sarg und diese Leiche kamen; an Theresa, seine Verlobte, mit welcher er sich vielleicht an dem Fuße des Altares wiederfand, wohin sie zu führen er so lange gehofft hatte, und wo sie sich nun durch einen bitteren Hohn des Schicksals wieder zusammenfanden, sie gestorben, und er bereit, zu sterben. Ein längerer Zweifel war ihm unerträglich, er schritt auf den Sarg zu, um sich von der Wirklichkeit zu versichern; aber plötzlich fühlte er sich bei der Mitte des Körpers zurückgehalten: das war seine Kette, die nicht lang genug war, dass er die Leiche erreichen konnte, und die ihn an seinen Pfeiler gefesselt zurückhielt, er streckte die Arme nach ihr aus, aber es fehlten einige Fuß, um sie zu erreichen. Er suchte, ob er nicht in dem Bereiche seiner Hand irgend etwas fände, mit dessen Hilfe er diese Ecke von Schleier zurückschlagen könnte, aber er sah nichts, er erschöpfte allen Atem seiner Brust, um dieses Grabtuch zu lüften, aber dieses Grabtuch blieb regungslos wie eine Marmorfalte. Nun wandte er sich mit einer unmöglich zu schildernden Regung innerer Wut um, ergriff seine Kette mit beiden Händen, und versuchte durch einen Ruck, in welchem er alle Kräfte seines Körpers sammelte, sie zu brechen; die Ringe waren fest aneinander genietet, die Kette widerstand. Nun bedeckte der kalte Schweiß ohnmächtiger Wut seine Stirn; er kehrte um, setzte sich an den Fuß eines Pfeilers, ließ seinen Kopf in seine Hände sinken und blieb regungslos, stumm wie die Statue der Mutlosigkeit, und als der Priester am folgenden Morgen zurückkehrte, fand er ihn in derselben Stellung wieder.

Heiter und ruhig, wie es einer Sendung des Friedens und seinem Amte der Versöhnung geziemte, schritt der Mann Gottes auf ihn zu; er glaubte, dass Pascal schlief, und legte ihm die Hand auf die Schulter; Pascal erbebte und erhob den Kopf.

— Nun denn! mein Sohn, sagte der Priester, sind Sie bereit, zu beichten? ich bin bereit, Sie zu absolvieren . . .

— Ich werde Ihnen sogleich antworten, mein Vater, aber zuvor erweisen Sie mir einen letzten Dienst, sagte Bruno.

— Welchen? Sprechen Sie.

Bruno stand auf, nahm den Priester bei der Hand, und führte ihn nach dem Sarg, dem er sich selbst so weit näherte, als es ihm seine Kette gestattete, indem er ihm hierauf die Leiche zeigte, sagte er zu ihm:

— Mein Vater, wollen Sie die Ecke des Leichentuches aufheben, welche mir das Gesicht dieser Frau verbirgt?

Der Priester erhob die Ecke des Leichentuches; Pascal hatte sich nicht geirrt, diese Frau war Theresa. Er betrachtete sie einen Augenblick mit unendlicher Traurigkeit, hierauf gab er dem Priester einen Wink, das Leichentuch zurückfallen zu lassen. Der Priester gehorchte.

— Nun denn mein Sohn, sagte er zu ihm, hat der Anblick dieser Frau Ihnen fromme Gedanken eingeflößt?

— Diese Frau und ich, mein Vater, antwortete Bruno, waren geboren, um glücklich und unschuldig zu sein, Sie hat sie meineidig, und mich zum Mörder gemacht; Sie hat uns, diese Frau auf dem Wege des Wahnsinnes, und mich auf dem der Verzweiflung an das Grab geführt, in das wir beide heute hinabsteigen werden . . . Möge Gott ihr verzeihen, wenn er es kann; aber ich, ich verzeihe ihr nicht! In diesem Augenblicke traten die Wachen ein, welche Pascal zu holen kamen, um ihn nach dem Schafott zu führen.

---

## XII.

Der Himmel war prachtvoll, die Luft klar und durchsichtig; Palermo erwachte wie zu einem Feste; man hatte den Schulen und den Seminarien Ferien gegeben, und die ganze Bevölkerung schien in der Straße Toledo versammelt, durch welche der Verurteilte in ihrer ganzen Länge kommen musste, um sich von der Kirche des heiligen Franz von Sales, in welcher er die Nacht zugebracht hatte, nach dem Marineplatz zu begeben, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Die Fenster der ersten Stockwerke waren mit Frauen besetzt, welche die Neugierde zu einer Stunde aus ihrem Bette gelockt, zu welcher sie gewöhnlich noch schlummerten; man sah gleich Schatten in ihren vergitterten Galerien<sup>11</sup> sich die Nonnen der verschiedenen Klöster von Palermo und seiner Umgebung bewegen, und auf den platten Dächern der Stadt wogte gleich einem Kornfelde die dichtgedrängte Bevölkerung. An der Tür der Kirche fand der Verurteilte den mit zwei Maultieren bespannten Karren; ihm ging die Brüderschaft der weißen Büsser voraus, von denen der erste das Kreuz, und die vier letzten den Sarg trugen, und denen der Henker zu Pferd mit einer roten Fahne in der Hand folgte; hinter dem Henker kamen seine beiden Gehilfen zu Fuß; dann endlich schloss hinter den Gehilfen eine andere Brüderschaft schwarzer Büsser den Zug, welcher zwischen einer doppelten Reihe von Bürger- und Liniensoldaten heranzog, während auf den Seiten, in Mitte der Menge, Männer in langen grauen Gewändern, den Kopf mit einer, für die Augen und den Mund durchlöchernden Kapuze bedeckt, dahin eilten, in der einen Hand eine Schelle, und in der andern einen Geldbeutel haltend und milde Gaben sammelnd, um die Seele des noch lebendigen Verbrechers aus dem Fegefeuer zu befreien. Übrigens hatte sich unter dieser ganzen Menge das Gerücht verbreitet, dass der Verurteilte nicht hätte beichten wollen, und dieses Widerstreben gegen alle angenommenen religiösen Ideen gab diesen Gerüchten von einem, zwischen Bruno und dem Feinde

des Menschengeschlechtes geschlossenen höllischen Bündnisses noch mehr Gewicht, das sich seit seinem Eintritt in die Laufbahn verbreitet hatte, die er so rasch und so thatenreich durchwandert, ein Gefühl des Entsetzens schwebte daher über dieser ganzen neugierigen, aber stummen Bevölkerung, und keine Verwünschung, kein Schrei, kein Murren störten die Grabgesänge, welche die weißen Büsser hören ließen, die die Spitze des Zuges bildeten, und die schwarzen Büsser, welche ihn beschloss. Hinter diesen Letzteren, und in dem Maße, als der Verurteilte in der Straße Toledo weiter kam, schlossen sich die Neugierigen dem Zuge an, und begleiteten ihn nach dem Marineplatz; was Pascal anbelangt, so war er der einzige, welcher in Mitte dieser aufgeregten Bevölkerung vollkommen ruhig schien, und er blickte die ihn umgebende Menge ohne Demut, wie ohne Prahlerei und wie ein Mann an, der, indem er die Pflichten der Personen gegen die Gesellschaft, und die Rechte der Gesellschaft gegen die Personen kennt, nicht bereut, die einen vergessen zu haben, und sich nicht beklagt, dass sie die andern rächt.

Der Zug hielt einen Augenblick lang auf dem Platze der Vier Cantons an, welcher den Mittelpunkt der Stadt bildet, denn es hatte sich eine solche Menschenmenge auf den beiden Seiten der Straße Cassero zusammengezogen, dass sie die Linie der Truppen durchbrochen, und die Mitte des Weges so gesperrt hatte, dass die Büsser sich keinen Weg bahnen konnten. Pascal benutzte diesen Moment der Ruhe, um sich auf seinem Karren aufrecht zu stellen, und blickte um sich, als ob er Jemand suchte, dem er einen letzten Auftrag zu geben, ein letztes Zeichen zu machen hätte; als er aber nach einer langen Musterung denjenigen nicht erblickte, den er suchte, so sank er wieder auf das Bund Stroh, das ihm zum Sitze diente, und sein Gesicht nahm einen finstren Ausdruck an, der immer mehr bis zu dem Augenblicke zunahm, wo der Zug auf dem Marienplatz anlangte. Dort fand eine neue Versperrung statt, welche einen neuen Halt notwendig machte. Pascal stand ein zweites Mal auf, warf zuerst einen gleichgültigen Blick auf das entgegengesetzte Ende des Platzes, wo der Galgen stand, und indem er hierauf den

ganzen unermesslichen Kreis dieses Platzes durchlief, der mit Köpfen gepflastert und erbaut schien, mit Ausnahme der Terrasse des Fürsten von Butera, die gänzlich leer war, ließ er seine Augen auf einem reichen Balkon verweilen, der mit Damast mit goldenen Blumen behangen und durch ein Zelt von Purpur geschützt war. Dort befand sich auf einer Art von Estrade, von den hübschesten Frauen und von den vornehmsten Adligen von Palermo umgeben, die schöne Gemma von Castelnovo, welche, da sie keine Minute von dem Todeskampfe ihres Feindes verlieren wollte, dort seinem Schafott gegenüber ihren Thron hatte aufschlagen lassen. Der Blick Pascal Brunos und der ihrige begegneten sich, und ihre Strahlen kreuzten sich wie zwei Blitze der Rache und des Hasses. Sie hatten sich noch nicht von einander getrennt, als ein seltsamer Ruf aus der Menge erschallte, welche den Karren umgab; Pascal erbebte, wandte sich rasch nach dem Punkte um, von wo aus dieser Ruf erschallte, und sein Gesicht nahm sogleich wieder nicht allein seinen früheren Ausdruck von Ruhe, sondern auch noch einen neuen Anschein von Freude an. In diesem Augenblicke tat der Zug einen Schritt, um sich wieder auf den Weg zu begeben, aber Bruno rief mit starker Stimme aus: Haltet!

Dieses Wort hatte eine magische Wirkung; diese ganze Menschenmenge schien augenblicklich in dem Boden ringewurzelt, die Köpfe Aller wandten sich nach dem Verurteilten um, und Tausende von glühenden Blicken hefteten sich auf ihn.

— Was willst Du? antwortete der Henker.

— Beichten, sagte Pascal.

— Der Priester ist nicht mehr da.

Du hast ihn fortgeschickt.

— Mein gewöhnlicher Beichtvater ist dieser Mönch, der sich dort zu meiner Linken in der Menge befindet; ich habe keinen andern gewollt, aber ich will diesen da.

Der Henker machte ein Gebärde der Ungeduld und der Weigerung; aber auf der Stelle rief das Volk, welches das Verlangen des Verurteilten gehört hatte: den Beichtvater! den Beichtvater! Der Henker war genötigt zu gehorchen, man trat vor dem Mönch auf die

Seite; es war ein großer junger Mann mit brauner Haut, der durch die Kasteiungen des Klosters abgemagert schien; er schritt auf den Karren zu und stieg hinein. Im selben Augenblicke fiel Bruno auf die Knie. Das war ein allgemeines Signal; auf dem Pflaster der Straße, auf den Balkons der Fenster, auf den Dächern der Häuser, kniete Jedermann nieder; nur der Henker blieb zu Pferde und seine Gehilfen blieb stehen, als ob diese verfluchten Männer von der allgemeinen Vergebung der Sünden ausgeschlossen wären. Zu gleicher Zeit begannen die Büsser die Sterbegebete zu singen, um mit ihren Stimmen das Geräusch der Beichte zu übertönen.

— Ich habe Dich lange gesucht, sagte Bruno.

— Ich erwartete Dich hier, antwortete Ali.

— Ich war bange, dass sie Dir das mir gegebene Wort nicht halten möchten.

— Sie haben es gehalten: ich bin frei.

— Höre mich wohl an.

— Ich höre.

— Hier zu meiner Rechten . . . — Bruno wandte sich nach dieser Seite, denn da seine Hände gebunden waren, so konnte er auf keine andere Weise andeuten, — auf diesem mit Goldstoff behangenen Balkone . . .

— Ja.

— Befindet sich eine junge und schöne Frau, welche Blumen in den Haaren hat.

— Ich sehe sie. Sie liegt auf den Knien und betet wie die andern.

— Diese Frau ist die Gräfin Gemma von Castelnovo.

— Diese Frau ist es, welche all mein Unglück verursacht hat; sie ist es, die mich mein erstes Verbrechen hat begehen lassen; sie ist es, die mich hier herführt.

— Gut.

— Ich würde nicht ruhig sterben, wenn ich glaubte, dass sie mich glücklich und geehrt überleben sollte, fuhr Bruno fort.

— Stirb ruhig, antwortete der Knabe.

— Ich danke, Ali.

— Lass mich Dich umarmen, Vater.

— Lebe wohl.

— Lebe wohl.

Der junge Mann umarmte den Verurteilten, wie der Priester gewohnt ist es zu tun, wenn er dem Schuldigen die Absolution erteilt, hierauf stieg er von dem Karren hinab und verlor sich in der Menge.

— Vorwärts, sagte Bruno, und der Zug gehorchte von Neuem, als ob der, welcher sprach, das Recht hätte zu befehlen.

Jedermann stand wieder auf; Gemma setzte sich wieder lächelnd.

Der Zug setzte seinen Weg nach dem Schafott fort.

An dem Fuße des Galgens angelangt, stieg der Henker vom Pferde, ging auf das Schafott hinauf, erklimmte die Leiter, pflanzte auf dem Querbalken<sup>12</sup> die blutrote Fahne auf, versicherte sich, dass der Strick gut befestigt wäre, und warf seinen Rock ab, um mehr Freiheit in den Bewegungen zu haben. Sogleich sprang Pascal von dem Karren, schob mit einer doppelten Bewegung der Schultern die Knechte zurück, die ihn unterstützen wollten, stieg rasch auf das Schafott, und lehnte sich selbst gegen die Leiter, die er rückwärts steigend erschreiten sollte. Im selben Augenblicke pflanzte der Büsser, der das Kreuz trug, es Pascal gegenüber auf, so dass er es während seines ganzen Todeskampfes sehen könne. Die Büsser, welche den Sarg trugen, setzten sich darauf, und ein Kreis von Truppen bildete sich um das Schafott herum, indem sie in ihrem Mittelpunkte nur die beiden Bruderschaften der Büsser, den Henker, seine Knechte und den Verurteilten ließen.

Pascal stieg, ohne die mindeste Unterstützung zu dulden, die Leiter mit derselben Ruhe hinauf, welche er bis jetzt gezeigt hatte; und da der Balkon Gemmas sich ihm gegenüber befand, so bemerkte man sogar, dass er die Augen mit lächelndem Ausdruck nach dieser Seite warf. Im selben Augenblicke legte ihm der Henker den Strick um den Hals, packte ihn um die Mitte des Leibes und warf ihn von der Leiter. Sogleich ließ er sich an dem Stricke hinabgleiten und sein ganzes Gewicht auf den Schultern des Verurteilten lasten, während die Knechte, indem sie sich an seine Beine klammerten, an dem unteren Teile des Körpers lasteten; aber plötzlich riss der Strick,

der nicht stark genug war, um diese vierfache Last zu tragen, und diese ganze ehrlose Gruppe, welche aus dem Henker, den Knechten und dem Opfer bestand, rollte auf das Schafott. Indessen erhob sich ein Mann zuerst wieder, es war Pascal Bruno, dessen Hände sich während der Hinrichtung von ihren Banden befreit hatten, und der sich in Mitte des Schweigens aufrichtete, indem er in der rechten Seite der Brust das Messer hatte, welches der Henker in der ganzen Länge seiner Klinge hineingestoßen hatte.

— Elender! rief der Bandit aus, indem er sich an den Scharfrichter wandte, Elender! Du bist weder würdig Henker, noch Bandit zu sein, Du verstehst weder zu hängen, noch zu morden! . . .

Bei diesen Worten riss er das Messer aus der rechten Seite, stieß es in die linke Seite und sank tot zu Boden.

Nun entstand ein lautes Geschrei und ein großes Getümmel in dieser Menschenmenge, die einen entflohen von dem Platze, die andern stürzten auf das Schafott. Der Verurteilte wurde von den Büßern fortgetragen, und der Scharfrichter von dem Volke zerrissen.

An dem Abend, welcher dieser Hinrichtung folgte, aß der Fürst von Carini bei dem Erzbischof von Montreal, während Gemma, welche in der heiligen Gesellschaft des Prälaten nicht empfangen werden konnte, in der Villa Carini blieb. Der Abend war prachtvoll, wie es der Morgen gewesen war. Von einem der Fenster des mit blauen Atlas behangenen Zimmers, in welchem wir den ersten Auftritt unserer Geschichte eröffnet haben, erblickte man deutlich Alicudi, und hinter ihr wie einen auf dem Meere schwebenden Dunst, die Inseln Filicudi und Salina. Von dem andern Fenster aus übersah man den ganz mit Orangen, Granaten und Fichten bepflanzten Park, man erkannte zur Rechten, von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel, den Berg Pellegrino, und die Aussicht konnte sich zur Linken bis nach Montreal erstrecken. An diesem Fenster blieb die schöne Gräfin Gemma von Castelnuovo lange, die Augen auf die ehemalige Residenz der Normannischen Könige geheftet, und indem sie in jedem Wagen, den sie nach Palermo hinabfahren sah, die Equipage des Vizekönigs zu erkennen suchte. Aber endlich hatte sich die Nacht immer dichter verbreitet, und da die entfernten Gegenstände

allmählich verschwunden waren, so kehrte sie in das Zimmer zurück, schellte ihrer Kammerfrau, und, ermüdet wie sie von den Erschütterungen des Tages war, legte sie sich zu Bett, hierauf ließ sie aus Besorgnis, dass die Seeluft sie während ihres Schlafes erreiche, die Fenster verschließen, welche auf die Inseln gingen, und befahl, nur dasjenige halb offen zu lassen, das auf den Park führte, und durch welches eine ganz von Jasmin und Orangen duftende Luft in ihr Zimmer drang.

Was den Fürsten anbelangt, so vermochte er sich erst sehr spät der artigen Aufmerksamkeit seines Wirtes zu entziehen, und es schlug elf Uhr auf der von Wilhelm dem Guten erbauten Kathedrale, als der Wagen des Vizekönigs ihn im Galopp seiner vier besten Pferde forttrug. Eine halbe Stunde genügte ihm, um nach Palermo zu gelangen, und in fünf Minuten legte er den Raum zurück, der sich zwischen der Stadt und der Villa erstreckt. Er fragte die Kammerfrau, wo Gemma wäre, und diese antwortete ihm, dass sich die Gräfin, welche sich ermüdet gefühlt, gegen zehn Uhr zu Bett gelegt hätte.

Der Fürst ging rasch nach dem Zimmer seiner Geliebten hinauf, und wollte die Eingangstür öffnen, aber sie war von Innen verschlossen; nun ging er nach der geheimen Tür, welche auf der andern Seite des Bettes in den Alkoven Gemmas führte, machte diese Tür leise auf, um die reizende Schläferin nicht zu wecken, und blieb einen Augenblick lang stehen, um sie in dieser, so lieblichen und anmutigen Unordnung des Schlummers zu betrachten. Eine, von der Decke an drei Perlenschnüren herabhängende Alabasterlampe erleuchtete allein das Zimmer, und ihr Schein war der Art gedämpft, um nicht den Augen während des Schlummers wehe zu tun. Der Fürst neigte sich daher über das Bett, um besser zu sehen. Gemma lag mit fast ganz von der Decke entblößtem Busen, und um ihren Hals war die Boa geschlungen, welche durch ihre dunkle Farbe auf eine wundervolle Weise mit der Weiße ihrer Haut abstach. Der Fürst betrachtete einen Augenblick lang diese entzückende Statue, aber bald setzte ihn ihre Regungslosigkeit in Erstaunen; er neigte sich noch mehr, und sah, dass das Gesicht außerordentlich bleich war, er näherte sein Ohr dem Munde, und

hörte kein Atemholen; er ergriff die Hand, und fühlte sie kalt; nun streckte er seinen Arm unter diesen geliebten Körper, um ihn sich zu nähern und ihn an seiner Brust wieder zu erwärmen, aber blitzschnell ließ er ihn wieder mit einem Schreie fürchterlichen Schauderns zurückfallen: der Kopf Gemmas hatte sich von ihren Schultern gelöst, und war auf den Fußboden gerollt.

Am folgenden Tage fand man unter dem Fenster den Yatagan Ali's.

---

# **Bernhard.**

## **Eine Geschichte für Jäger.**

---

*Aus dem Französischem übersetzt*

von

Wilhelm Ludwig Wesche.

Leipzig, 1851

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

**D**as was ich erzählen will, ist weder eine Novelle, noch ein Roman, noch ein Drama, es ist ganz einfach eine Jugenderinnerung, eine jener Begebenheiten, wie sich deren täglich zutragen, und wenn die Erzählung irgend einen Anstrich annimmt, so wird es weder durch die Kunst des Erzählers, noch durch das Talent des Geschichtenschreibers, sondern durch den ausnahmsweisen Charakter des Mannes sein, welcher der Held desselben ist.

Fangen wir damit an zu sagen, dass dieser Mann ganz einfach ein Forstaufseher war.

Ich bin in Mitte eines schönen und wildreichen Waldes geboren. Mein Vater, ein großer Jäger, gab mir als kleines Kind eine Flinte in die Hände. Mit zwölf Jahren war ich schon ein vortrefflicher Wildschütz.

Ich sage Wildschütz, weil ich gewöhnlich nur im Geheimen jagte, ich war nicht alt genug, um einen Jagdschein zu erlangen, ich war nicht wichtig genug, um von den Leuten eingeladen zu werden, welche ihn entbehren können, endlich hatte der Forstmeister von Villers-Cotterets, ein guter und vortrefflicher Mann, dessen Andenken ich eine unauslöschliche Erinnerung der Freundschaft bewahre, welche er für mich hatte, der mein Verwandter war und

mich von ganzem Herzen liebte, weil er fand, dass es unendlich besser für meine Zukunft wäre, wenn ich die Georgica und de Viris erklärte, als Kaninchen im Lager, oder Rebhühner mit der Doppelflinte zu schießen, dieser hatte allen Forstaufsehern den Befehl erteilt, mich niemals ohne eine ausdrückliche Erlaubnis von seiner Hand auf ihren Revieren jagen zu lassen.

Und das verhinderte indessen nicht, dass ich jagte, oder vielmehr, wie ich bemerkt, wilddiebte.

Meine Mutter, welche die Ansichten des Forstmeisters in Bezug auf mich gänzlich teilte, und die außerdem beständig Unglücksfälle fürchtete, welche mir zustoßen könnten, hielt mein Gewehr unter Verschluss und gab es mir nur an den feierlichen Tagen, den Tagen besonderer Erlaubnis, an den Tagen, wo als Belohnung für die Arbeit der Woche Herr von Violaine, das war der Name des Forstmeisters, mir zu sagen kam: — Aufgebrochen, Dumas, auf den Weg, mein Freund, aber gewöhnen wir uns nicht daran, es ist nur für heute, und weil der Abbé mit Dir zufrieden ist. Ah! diese Tage waren mir große Festtage. Ich nahm meine Jagdtasche, schnallte meine langen Jagdgamaschen an, zog meine Zwillichjacke an, warf eine hübsche Jagdflinte, die ich von meinem Vater hatte, auf meine Schulter, und ging stolz unter dem Gebell unserer Meute und den Wünschen aller unserer Bekannten, welche uns von der Schwelle ihrer Türen aus vorüber kommen sahen und uns zuriefen: — Gute Jagt! mit den Jägern durch die ganze Stadt.

Aber diese besondere Gunst ereignete sich kaum ein Mal monatlich, und es war sehr traurig, nur ein Mal unter dreißig Tagen zu jagen; ich hatte daher auch die neunundzwanzig andern Tage ein Mittel gefunden, an die Stelle meines eingeschlossenen Gewehres eine andere Waffe meiner Erfindung treten zu lassen. Das war eine lange Pistole aus den Zeiten Ludwigs XIV., zu der ich mir einen Kolben geschnitzt hatte. Wenn der Abend herbeigekommen, so steckte ich den Kolben in meine Tasche, den Lauf unter meine Jacke, und ging unschuldiger Weise, meinen Reif oder meinen Kreisel in der Hand, davon, da« mit man den mutwilligen Streich nicht argwöhnte, den ich vorhatte; dann, wenn ich außer dem

Gesichtskreis war, ließ ich in irgend einem Winkel Kreisel oder Reif, erreichte in vollem Laufe den Saum des Waldes, legte mich auf den flachen Leib in das Gebüsch des Grabens, befestigte meine im Voraus geladene Pistole auf ihren Kolben, und wartete.

Wenn ein Kaninchen das Unglück hatte, auf fünf und zwanzig Schritt weit um mich herum sich auf die Ebene zu wagen, so war es ein vollkommen totes Kaninchen.

Wenn es zufällig ein Hase war, so versteht es sich von selbst, dass es ihm eben so erging. Eines Tages kam ein Reh heraus, und ich sage es ganz im Geheimen, es war mit dem Rehe wie es mit einem Kaninchen oder einem Hasen gewesen wäre.

Diese verschiedenen Stücke Wildbret dienten mir dazu, wackeren mir befreundeten Leuten Geschenke zu machen, welche, damit diese Geschenke sich erneuern möchten, mich ihrerseits mit Pulver und Blei versahen.

Dann muss ich ferner bemerken, dass fast alle Forstaufseher mit meinem Vater gejagt hatten, und ein lebhaftes Andenken an seine Freigebigkeit bewahrten. Andere waren ehemalige Soldaten, die unter ihm gedient, und die er durch seinen Einfluss in die Forstverwaltung hatte eintreten lassen. Kurz, alle diese wackeren Leute, welche in mir ganz besondere Anlagen sahen, eines Tages eben so freigebig zu werden als der *General* (so nannten sie meinen Vater immer) — hatten große Freundschaft zu mir gefasst. Sie luden mich daher auch zuweilen ein, Runden mit ihnen auf ihren Revieren zu machen; wenn dann ihr Jagdhund vor irgend einem unglücklichen Kaninchen im Lager anhielt, so blickten sie um sich, ob uns Niemand sähe, und gaben mir geschwind ihr Gewehr in die Hand. Ich ging auf die andere Seite des Gebüsches, auf welches Castor oder Pollux die Augen geheftet hatte, tat einen Fußtritt hinein, das Kaninchen sprang auf, und es war fast immer ein Kaninchen, das, nachdem es die Nacht in einem Baue zugebracht, den Abend in einer Bratpfanne zubrachte.

Unter diesen Aufsehern gab es einen, den man Bernhard nannte, und da er an der Straße von Soissons, eine halbe Stunde weit von Villers-Cotterets ein kleines Haus bewohnte, das Herr Violaine für

seinen Vorgänger hatte bauen lassen, so nannte man ihn Bernhard von Neuhaus.

Er war zu der Zeit, von welcher ich spreche, das heißt im Jahre 1818 und 1819, ein schöner Mann von ungefähr zwei und dreißig Jahren, mit offenen Zügen, blonden Haaren, blauen Augen, dickem Backenbart, der sein fröhliches Gesicht ganz wunderschön einfasste, übrigens war er vortrefflich gebaut, und verdankte der Übereinstimmung seiner Glieder eine herkulische, zehn Stunden weit im Umkreise sprichwörtliche Stärke.

Bernhard war daher auch immer und zu Allem bereit; am Morgen wie am Abend, bei Tage wie bei Nacht, wusste Bernhard auf ungefähr fünfzig Schritte weit, wo alle wilden Schweine seines Reviers lagerten, denn Bernhard war einer jener Männer, welche, wie Lederstrumpf, einer Fährte während ganzer Stunden folgen konnten. Wenn der Jagdsammelplatz in Neuhausen war, wenn man eine Viertelstunde weit von dort das Tier angreifen sollte, welches Bernhard umgangen hatte, so wusste man im Voraus, mit welchem Tiere man zu tun hatte: ob es ein Frischling oder ein Bacher, eine Bache oder ein Eber war, ob diese Bache trächtig, und seit wie langer Zeit sie es war. Der listigste Einsiedler hätte ihm keine sechs Monate seines Alters verbergen können. Es war merkwürdig zu sehen, besonders für Pariser Jäger, welche von Zeit zu Zeit zu uns kamen. Freilich schien uns Jägern des Landes, welche wir dieselben Studien gemacht, als er, aber in niederen Graden geblieben waren, die Sache weniger außerordentlich.

Bernhard war darum nichts desto weniger eine Art von Orakel für uns.

Zudem erlangt der Mut stets eine große Gewalt über die Menschen. Bernhard wusste nicht, was Furcht war. Er war noch nie, weder vor irgend einem Menschen noch vor irgend einem Tier auf der Welt zurückgewichen. Er suchte den Eber bis in seinem verstecktesten Lager auf, er griff die Wildschützen bis in ihren am besten verteidigten Zufluchtsstätten an. Freilich kehrte Bernhard von Zeit zu Zeit mit einigen Hauerschlägen in den Schenkeln oder einigem Schrot in den Lenden zurück. — Aber Bernhard hatte eine

Art seine Wunden zu behandeln, welche ihm vollkommen gelang. Er holte aus seinem Keller zwei oder drei Flaschen weißen Wein, zog einen seiner Hunde aus dem Stall, legte sich auf eine Hirschhaut auf den Boden, ließ seine Wunde von Rocardor oder von Fanfaro lecken, und um das verlorene Blut wieder zu ersetzen, verschluckte er während dieser Zeit das, was er seinen Tee nannte. Am Abend sah man fast nichts mehr, und am folgenden Tage war er gänzlich geheilt.

Bernhard liebte mich sehr, weil er als Kind unzählige Male mit meinem Vater gejagt hatte, und ich liebte Bernhard sehr, der mir immer eine Menge von Geschichten erzählte, welche ihm und seinem Onkel Berthelin zu den Zeiten des Generals begegnet waren.

Es war also ein doppeltes Fest für mich, wenn Herr von Violaine, wie ich bemerkt, mich zu irgend einer Jagt einlud, und der Sammelplatz der Jagt in Neuhausen war.

Wir brachen dann mit der Gewissheit auf, keinen vergeblichen Gang zu machen, dann erblickten wir an der Wendung dieser schönen, mitten durch den Forst gehauenen Straße von weitem Bernhard, der, sein Jagdhorn in der Hand, vier Schritte weit von seiner Tür auf dem Wege stand, und uns mit einer *Aufforderung zur Jagt* oder einem *Halali* voll Feuer begrüßte; das wollte sagen, dass das Tier unser sei, oder wir müssten Stümper sein.

Dann erwarteten uns in dem Hause fünf bis sechs Flaschen Tee, wie er seinen weißen Wein nannte, sorgfältig geschwenkte Gläser und ein Brot von zehn Pfund, weiß wie der Schnee. Man aß einen Bissen, machte der Madame Bernhard Komplimente über ihr Brot und über ihre Augen, und begab sich auf die Jagt.

Ich muss bemerken, dass Bernhard seine Frau anbetete, und ohne irgend einen Beweggrund rasend eifersüchtig auf sie war. Seine Kameraden neckten ihn zuweilen deshalb, aber die Neckerei war kurz. Bernhard wurde bleich wie der Tod, und indem er sich dann nach dem Unvorsichtigen umwandte, der unbedachtsamer Weise diese Wunde seines Herzens berührte, welche die Zunge seiner Hunde nicht zu heilen vermochte, sagte er zu ihm:

— Sieh, wenn ich Dir einen Rat zu geben habe, so schweig und zwar auf der Stelle, je eher Du schweigst, desto besser wird es für Dich sein.

Und der schlechte Spaßvogel schwieg sogleich, fügten wir sogar hinzu, dass die Anspielungen, welche man auf die einzige Schwäche dieses so starken Mannes machte, von Tage zu Tage seltener wurden, und sogar versprachen, sich binnen einer sehr kurzen Zeit gar nicht mehr zu erneuern.

An einem Samstag Abend, als ich damit beschäftigt war, auf der Schwelle unserer Tür zwei Sperbern ihr Abendfutter zu geben, welche ich ernährte, und die ich mit aller Gewalt zur Lerchenjagd abrichten wollte, kam Herr von Violaine vorüber.

— Nun! mein Junge, sagte er zu mir, haben wir diese Woche gut gearbeitet?

— Ich bin der zweite in der Geschichte gewesen.

— Ist es gewiss wahr? Ich zeigte ihm ein kleines silbernes Kreuz, das ich an einem kleinen roten Bande stolz in meinem Knopf« loche trug, und welches der unbestreitbare Beweis dessen war, was ich behauptete.

— Dann, Herr Zweiter, lade ich Sie ein, morgen mit uns auf die Eberjagd zu gehen.

Ich sprang vor Freude auf.

— Und wo das, Vetter?

— Bei Bernhard in Neuhausen.

— O! um so besser, um so besser! wir werden Vergnügen haben.

— Ich hoffe es.

— So verziehen Sie ihn also, sagte meine Mutter, indem sie auf der Schwelle der Tür erschien. Statt mir beizustehen, ihn von dieser unglückseligen Leidenschaft für die Jagt zu heilen, die mit jedem Tage so viel Unglücksfälle herbeiführt, erwecken Sie seinen Geschmack dazu. Hören Sie, ich vertraue ihn Ihnen nur unter der Bedingung an, dass er Sie nicht verlässt.

— Sein Sie unbesorgt, ich werde ihn neben mich stellen.

— Unter dieser Bedingung will ich es gut sein lassen, — sagte

meine arme Mutter, die mir nichts auszuschlagen vermochte; aber bedenken Sie, dass wenn ihm irgend ein Unglück zustieße, fügte sie mit leiser Stimme hinzu, ich vor Kummer darüber sterben würde.

— Haben Sie doch keine Furcht, sagte Herr von Violaine, er ist ein Schelm, der sein Handwerk vollständig versteht; es bleibt also dabei, hörst Du, mein Junge, morgen früh um sechs Uhr.

— Ich danke, Vetter, ich danke, ich werde nicht auf mich warten lassen, sein Sie unbesorgt.

Und ich setzte meine Sperber wieder auf ihre Stange, um mich mit der Jagt des folgenden Tages zu beschäftigen.

Diese Vorbereitungen bestanden darin, den Lauf meines Gewehres zu putzen, das Schloss mit Öl einzuschmieren und Kugeln zu gießen.

Um sechs Uhr Morgens brachen wir auf, während des ganzen Weges nahmen wir die Aufseher mit, die uns auf ihren verschiedenen Revieren erwarteten, endlich gelangten wir auf die Biegung des Weges, und erblickten von weitem Bernhard, sein Jagdhorn in der Hand.

Er blies mit so vergnügter Miene und sandte uns so schallende Töne zu, dass wir nicht zweifelten, die Jagt sei sicher. In der Tat, als wir in Neuhausen anlangten, erfuhren wir, dass Bernhard nach dem Gebirge von Dampleux zu, das heißt ungefähr eine Stunde weit von da, einen prachtvollen Bacher umgangen hätte. — In der Jagtsprache nennt man Bacher einen Eber, der den dritten Teil seines Alters erreicht hat.

Herr von Violaine teilte den Forstaufsehern nun einen Brief mit, den er von der Forstverwaltung des Herzogs von Orleans erhalten hatte. Dieser Brief führte die Reklamationen der an den Forst glänzenden Gutsbesitzer an, die sich über die Verwüstungen beklagten, welche die wilden Schweine verursachten, und enthielt den ausdrücklichen Befehl, diese Tiere bis auf das letzte auszurotten.

Solche Aufträge werden von den Forstaufsehern immer gut aufgenommen; da der Eber ein königliches Wild ist, so haben sie nicht das Recht, darauf zu schießen, oder wenn sie etwa darauf

zufällig schießen, so geschieht es, weil man es für die Hofküche verlangt hat. Dann wird ihnen der Schuss ganz einfach, wie ich glaube, mit zwölf Sous bezahlt. Aber in dem Falle der Ausrottung gehört das Tier von Rechtswegen dem, welcher es getötet hat, und ein Eber in dem Pöckelfasse ist, wie man wohl begreifen wird, ein herrlicher Zuwachs für die Wintervorräte.

Es wurde also verabredet, dass die Jagten bis zur gänzlichen Ausrottung aller wilden Schweine, die sich in dem Walde von Villers-Cotterets befänden, fortgesetzt werden sollten. Was mich betrifft, so war ich darüber nicht minder zufrieden, als die Aufseher, denn es war augenscheinlich, dass ich einige dieser schönen Jagten mitmachen würde.

Nachdem wir eine Brotrinde gegessen und ein Glas weißen Wein getrunken, brachen wir auf, nicht unter den gewöhnlichen *Aufschneidereien*, man verzeihe mir das Wort, jeder kannte seinen Nachbar zu gut und war ihm zu gut bekannt, als dass er es «ersucht hätte, ihm durch eine jener unschuldigen Lügen zu imponieren, mit denen die Besucher der Ebene von Saint «Denis ihr Verdienst erhöhen, sondern indem man im Gegenteil mit vollkommener Gutmütigkeit die Geschicklichkeit der Stärksten anerkannte. Nun aber waren die Stärksten Berthelin, der Onkel Bernhards, Mona, ein alter Aufseher, der einige Zeit zuvor das Gelenk der linken Hand verloren hatte, und der deshalb nicht minder gut schoss, und ein gewisser Mildet, der, besonders mit der Kugel, überraschende Dinge vollzog.

Es versteht sich von selbst, dass die Ungeschickten ihrerseits derb geneckt wurden.

Unter diesen befand sich ein wackerer Mann Namens Niquet, der, ich weiß nicht warum, den Beinamen Bobino hatte, er hatte den Ruf eines Mannes von Witz, was wahr war, verband aber mit diesem Rufe den eines der schlechtesten Schützen der Truppe, was wieder wahr war.

Man erzählte also die Heldentaten Berthelins, Monas und Mildets, aber neckte Bobino unbarmherzig; worauf Bobino durch die spaßhaftesten und geistreichsten Witze antwortete, denen sein

provenzalischer Akzent einen höchst belustigenden Anstrich verlieh.

An dem Orte angelangt, wo der Eber lagerte, gab uns Bernhard einen Wink zu schweigen. Von diesem Augenblick an ließ sich nicht eine einzige Stimme hören. Nun teilte Bernhard dem Forstmeister seinen Plan mit, der uns seine Befehle mit leiser Stimme gab, und wir gingen unsere Plätze in dem Umkreise einzunehmen, den sich Bernhard mit seinem Spürhunde, den er an der Leine führte, zu durchsuchen anschickte.

Herr von Violaine hielt meiner Mutter Wort; er stellte mich zwischen sich und Mona auf, empfahl mir, mich gänzlich gedeckt hinter einer Eiche zu halten, dann, wenn ich auf den Eber schösse, und er auf den Schuss zurückkehrte, mich an einen dicken Zweig zu klammern, mich mit der Kraft der Fäuste zu erheben, und das Tier unter mir durchzulassen. Jeder ein wenig erfahrene Jäger weiß, dass dies das gewöhnlich bei einem solchen Umstände angenommene Manöver ist.

Nach Verlauf von zehn Minuten befand sich Jedermann an seinem Posten; das Signal wurde sogleich gegeben. Nach Verlauf eines Augenblickes erschallte die Stimme von Bernhards Hunde, der die Spur gefunden hatte, laut und oft, was bewies, dass er sich dem Tiere näherte. Plötzlich hörte man die Bäume des Dickichts krachen. Ich sah für meinen Teil etwas vorüber kommen, aber bevor ich noch darauf angelegt hatte, war dieses Etwas verschwunden. Mona feuerte seinen Schuss auf das Geratewohl ab, aber er schüttelte selbst den Kopf zum Zeichen, dass er nicht glaubte, das Tier getroffen zuhaben. Dann hörte man ein wenig weiterhin einen zweiten Schuss fallen, dann endlich einen dritten, dem unmittelbar ein Halalischrei folgte, welcher von der wohlbekanntem Stimme Bobinos aus voller Brust ausgestoßen war.

Jeder eilte auf den Ruf herbei, obgleich er, als er die Stimme des Rufenden erkannte, in seinem Innern dachte, dass er durch irgend eine Aufschneiderei von Seite des geistreichen Witzboldes geprellt sei.

Aber zu unserm großen Erstaunen sahen wir, als wir auf dem großen Wege anlangten, Bobino ruhig auf dem Eber sitzen, indem er

seinen Pfeifenstummel im Munde hatte und sich Feuer schlug.

Bei seinem Schuss hatte sich das Tier wie ein Kaninchen gewälzt, und sich nicht mehr von dem Orte gerührt, wo es gefallen war.

Man wird die einstimmigen Glückwünsche erraten, welche sich um den Sieger herum erhoben, der seine bescheidenste Miene annahm, und sich, immer auf seiner Trophäe sitzend, zwischen Rauchwolken zu antworten begnügte:

— Ei! Gottes Blitz! so karambolieren wir Provenzalen diese lieben Tiere.

Es war in der Tat nichts dagegen zu sagen, die Karambolage war vollkommen, die Kugel hatte hinter dem Ohre getroffen; Mona, Berthelin oder Mildet hätten es nicht besser gemacht.

Bernhard langte zuletzt an.

— Was der Teufel faselt man mir, Bobino! rief er so weit als er gehört werden konnte aus, man sagt mir, dass der Eber wie ein Einfaltspinsel Dir in den Schuss gelaufen wäre?

— Ob er mir nun in den Schuss gelaufen oder ob der Schuss in ihm gelaufen, sagte der Triumphator, es ist darum nicht minder wahr, dass dieser arme Bobino für seinen ganzen Winter Carbonaden haben wird, und dass nur die, welche ihm gleiches erwidern können, eingeladen werden bei ihm davon zu speisen. Mit Ausnahme des Herrn Forstmeisters, sagte Bovino, indem er seine Mütze abnahm, der seinem gehorsamen Diener immer ein unendliches Vergnügen und eine große Ehre erzeigen wild, wenn er die Küche der Mutter Bobine kosten will.

So nannte Niquet seine Frau, weil nach seiner Meinung Bobine natürlicher Weise das Femininum von Bobino war.

— Ich danke, Niquet, ich danke, antwortete der Forstmeister, ich schlage es nicht aus.

— Bei Gott! Bobino, sagte Bernhard, da Du nicht alle Tage solche Schüsse tust, so muss ich Dich mit der Erlaubnis des Herrn von Violaine dekorieren.

— Dekoriere, mein Freund, dekoriere! es gibt mehr als einen, der dekoriert worden ist, und der es nicht so sehr verdient, als ich.

Und Bobino fuhr fort mit dem komischsten Phlegma zu rauchen, während Bernhard, der sein Messer aus der Tasche zog, sich dem hinteren Teile des Ebers näherte, dessen Schwanz er ergriff und ihn mit einem einzigen Schnitte von dem Körper trennte.

Der Eber stieß ein dumpfes Grunzen aus.

— Nun! was gibt es denn, Kleiner? sagte Bobino, während Bernhard den Schwanz des Tieres in dem Knopfloch seines Siegers befestigte, es scheint, dass wir auf dieses Ende Faden hielten.

Der Eber stieß ein zweites Grunzen aus und zappelte mit einem Beine.

— Gut, sagte Bobino, gut! wir versuchen wieder zu uns zu kommen, Kleiner? Nun denn! Gottes Blitz! das muss spaßhaft sein.

Bobino hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er zehn Schritte weit von da mit der Nase in den Staub und seine Pfeife zwischen seinen Zähnen zerbrochen hinrollte.

Durch den Aderlass, den ihm Bernhard gemacht, wieder zu sich gekommen, hatte sich der Eber, der nur betäubt war, wieder aufgerichtet, und nachdem er sich von der Last befreit, die auf ihm lag, stand er, aber noch wankend, auf seinen vier Pfoten.

— Ah! bei Gott! sagte Herr von Violaine, lasst ihn ein wenig gehen; es wäre merkwürdig, wenn er wieder zu sich käme.

— Schießt darauf! rief Bernhard aus, indem er sein Gewehr holte, das er an den Rand des Grabens gestellt, um bequemer die Amputation vorzunehmen, die er so glücklich ausgeführt hatte; schießt darauf, ich kenne die Burschen, sie haben ein zähes Leben; schießt darauf und eher zwei Schüsse, als einen, oder er entgeht uns.

Aber es war zu spät; als sie den Eber sich wieder aufrichten sahen, waren die Hunde über ihn hergefallen, die einen hielten ihn bei den Ohren, die andern bei den Keulen, kurz Alle bedeckten ihn so vollständig, dass es kein Fleckchen an dem Körper des Tieres gab, wohin man eine Kugel hätte senden können.

Während dieser Zeit erreichte der Eber langsam den Graben, indem er die ganze Meute nachschleppte; dann trat er in das

Dickicht und verschwand von Bobino verfolgt, der wieder aufgestanden war, und wütend über die erlittene Schmach, mit aller Gewalt Genugtuung dafür haben wollte.

— Halt ihn, halt ihn! rief Bernhard, halt ihn bei dem Schwanz, Bobino.

Halt ihn, halt ihn! Jedermann hielt sich den Bauch vor Lachen.

Man hörte zwei Schüsse.

Dann sah man nach einem Augenblicke Bobino mit gesenkten Ohren zurückkehren; er hatte ihn mit seinen beiden Schüssen gefehlt, und der Eber hatte sich wieder, von allen Hunden verfolgt, davon gemacht, deren Stimmen man rasch in der Ferne verhallen hörte.

Wir jagten ihn den ganzen Tag über, er führte uns fünf Stunden weit umher; wir gaben ihn erst am Abend auf und hörten niemals wieder von ihm sprechen, obgleich Bernhard nicht allein den Aufsehern des Forstes von Villers-Cotterets, sondern auch noch den Aufsehern der benachbarten Forste hatte wissen lassen, dass wenn irgend einer unter ihnen einen Eber ohne Schwanz schösse, und er darauf hielte ihn vollständig zu haben, er diesen Schwanz in dem Knopfloch Bobinos wiederfinden würde.

Indessen, obgleich die Jagd ohne Widerspruch weit belustigender gewesen war, als wenn sie gänzlich gelungen wäre, so hatte sie dennoch keineswegs den Zweck erfüllt, den sich der Forstmeister vorgenommen, da er den Auftrag erhalten hatte, die wilden Schweine auszurotten, und nicht sie zu englisiren.

Als er sich von seinen Aufsehern trennte, bestimmte der Forstmeister daher auch eine Jagt für den folgenden Donnerstag, indem er den Auftrag gab, bis dahin soviel wilde Schweine zu umstellen, als man vermöchte.

Da nun der Donnerstag ein Ferientag ist, so erlaubte mir Herr von Violaine nicht allein bei der nächsten Jagt zu sein, sondern auch noch bei allen denen, welche an den Donnerstagen und an den Sonntagen stattfinden würden.

An diesem Tage war Regard-Saint-Hubert zum Sammelplatz bestimmt worden.

Wir, Herr von Violaine und ich, langten zur bestimmten Stunde an, Jedermann fand sich mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit daselbst ein; es waren drei Tiere umstellt worden, zwei Bacher und eine Sau.

Es versteht sich von selbst, dass nicht ein Forstaufseher ermangelte, sich bei Bobino nach seinem Eber zu erkundigen, aber mit Ausnahme des Schwanzes, den er den guten Einfall gehabt hatte in seinem Knopfloch zu lassen, hatte Bobino durchaus keine Nachricht von ihm erhalten.

An diesem Tage gab es, wie wir bemerkt, drei wilde Schweine anzugreifen: eines auf dem Reviere Berthelins, eines auf dem Reviere Bernhards und eines auf dem Monas.

Man fing mit dem an, welches sich am nächsten befand: es war einer der von Berthelin umgangenen Bacher; bevor er noch aus der Umstellung gekommen, wurde er von Mildet geschossen, der ihm eine Kugel durch das Herz jagte.

Man ging zu dem zweiten über, welches, wie wir bemerkt haben, sich auf Bernhards Reviere befand. Das war eine kleine Stunde weit von dem Orte, wo das erste geschossen worden war. Bernhard führte uns seiner Gewohnheit gemäß nach Neuhausen, um dort ein Glas Wein zu trinken und etwas zu essen; dann brachen wir wieder auf.

Nie Schützen wurden angestellt. Den, meiner Mutter gemachten Versprechungen gemäß, hatte mich Herr von Violaine zwischen sich und seinem Leibschützen aufgestellt, der Franz hieß. Nach Franz kam Mona, dann nach Mona ich weiß nicht mehr wer. Dieses Mal sollten wir es mit einer Sau zu tun haben.

Bernhard ging mit seinem Spürhunde in das Gebüsch, einen Augenblick nachher war das wilde Schwein aufgejagt. Wir horten es wie das erste Mal, indem es seine Hauer gegeneinander klappern ließ. Herr von Violaine, an dem es zuerst vorüberkam, sandte ihm seine beiden Schüsse zu, aber ohne es zu treffen. Ich schoss den meinigen ab, da es aber das erste wilde Schwein war, auf welches ich schoß, so fehlte ich es gleichfalls. Endlich gab Franz nach seiner Reihe Feuer, und traf es in den vollen Leib; sogleich wandte sich die Sau rechts, und fiel mit der Schnelligkeit des Blitzes über den her,

welcher auf sie geschossen hatte. Franz sandte ihr seine zweite Kugel fast vor der Nase zu; aber im selben Augenblicke bildeten Franz und das wilde Schwein nur noch eine gestaltlose Gruppe. Wir hörten einen Notschrei, Franz war auf den Rücken geworfen worden, die auf ihn erbitterte Sau versetzte ihm gewaltige Rüsselschläge. Wir stürzten Alle herbei, um ihm zu Hilfe zu eilen; aber in diesem Augenblick rief eine Stimme in gebieterischem Tone aus: »Rührt Euch nicht!« Jeder blieb regungslos auf seinem Platze stehen. Wir sahen Mona den Lauf seiner Flinte in der Richtung der schrecklichen Gruppe senken. Einen Augenblick lang blieb der Schütze regungslos wie eine Statue, dann fiel der Schuss, und das unter dem Schulterblatt getroffene Tier rollte vier Schritte weit von demjenigen, den es unter sich hielt.

— Ich danke, mein Alter, sagte Franz, indem er sich wieder auf seine Beine aufrichtete, und wenn Du jemals meiner bedarfst, so wirst Du begreifen, dass es auf Leben und Tod ist.

— Das ist keines großen Dankes wert, sagte Mona.

Wir eilten Alle zu Franz; er hatte einen Riss am Arme, das war Alles; aber das war Nichts im Vergleiche zu dem, was ihm hätte zustoßen können, als man sich daher überzeugt hatte, dass die Wunde wenig gefährlich war, verwandelten sich alle unsere Ausrufungen in Komplimente für Mona. Da es aber nicht das erste Mal war, dass ihm so etwas begegnete, so empfing Mona unsere Komplimente wie ein Mann, der nicht begreift, dass man eine so einfache, und nach seiner Meinung so leicht auszuführende Sache außerordentlich findet.

Nachdem wir uns mit dem Menschen beschäftigt, beschäftigten wir uns mit dem Tier. Es hatte die beiden Kugeln von Franz erhalten, aber die eine war auf dem Schenkel abgeprallt, fast ohne das Fell zu verletzen, die andere war ihm auf seinem Kopfe hingeglitten, und hatte ihm einen blutigen Streif gemalt. Was die Monas anbetrifft, so war sie, wie wir bemerkt, unter dem Schulterblatt eingedrungen, und hatte es auf der Stelle getötet.

Man weidete das Tier aus, und begab sich wieder auf die Jagt, als ob nichts vorgefallen wäre, oder als ob man hätte voraussehen

können, dass sich, vor dem Ende des Tages ein bei weitem schrecklicheres Ereignis zutragen würde, als das so eben von uns erzählte.

Der dritte Angriff sollte auf dem Reviere Monas stattfinden. Dieselben Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, wie bei den vorhergehenden Treiben, die Umstellung wurde gebildet. Dieses Mal war ich zwischen Herrn von Violaine und Berthelin aufgestellt; dann ging Mona nach seiner Reihe in das Gebüsch, um es zu durchsuchen. Fünf Minuten nachher meldete uns die Stimme des Hundes, dass der Eber aufgejagt wäre.

Plötzlich hörte man einen Büchschenschuss, zu gleicher Zeit sah ich einen ungefähr vierzig Schritte weit von mir befindlichen Sandstein in Stücken zerspringen, dann hörte ich zu meiner Rechten einen Ausruf des Schmerzes. Ich wandte mich um, und erblickte Berthelin, der sich mit der einen Hand wankend an einen Baumzweig klammerte, und die andere auf seine Seite drückte.

Dann sank er in sich selbst zusammen und ließ sich auf den Boden gleiten, wobei er ein tiefes Stöhnen ausstieß.

— Zu Hilfe! rief ich aus, zu Hilfe! Berthelin ist verwundet.

Und von Herrn von Violaine gefolgt, eilte ich zu ihm, während die Jäger sich auf der ganzen Linie uns näherten.

Berthelin war ohne Bewusstsein, wir hoben ihn auf; das Blut floss in Strömen aus einer Wunde, welche er über der linken Hüfte erhalten hatte, die Kugel war in dem Körper geblieben.

Wir befanden uns alle um den Sterbenden herum, indem wir uns mit den Blicken befragten, wer von uns wohl diesen unglückseligen Schuss getan hätte, als wir Bernhard ohne Mütze, bleich wie ein Gespenst, seine noch rauchende Büchse in der Hand, mit dem Ausrufe aus dem Dickicht kommen sahen: — Verwundet, verwundet! wer hat gesagt, dass mein Onkel verwundet wäre? Niemand von uns antwortete; aber wir zeigten ihm mit der Hand den Sterbenden, dem das Blut aus dem Munde quoll.

Bernhard kam mit verstörten Augen, den Schweiß auf der Stirn und mit gesträubten Haaren heran, bei dem Verwundeten angelangt, stieß er eine Art von Gebrüll aus, zerschmetterte den Schaft seiner

Büchse, und warf den Lauf derselben fünfzig Schriffe weit von sich.

Dann fiel er auf die Knie, indem er den Sterbenden bat ihm zu verzeihen, aber der Sterbende hatte bereits die Augen geschlossen, um sie nicht wieder aufzuschlagen.

Man machte auf der Stelle eine Bahre, legte den Verwundeten darauf, und brachte ihn in das Haus Monas, das nur drei bis vier Hundert Schritte weit von dem Orte lag, wo sich der Unglücksfall zugetragen hatte.

Bernhard ging zur Seite der Bahre, indem er kein Wort sagte, keine Träne vergoss und die Hand seines Onkels hielt.

Während dieser Zeit hatte einer der Forstaufseher das Pferd des Forstmeisters bestiegen, und sprengte im vollen Galopp davon, um einen Arzt aus der Stadt zu holen.

Der Arzt kam nach Verlauf einer halben Stunde, um das zu verkünden, was bereits jeder ahnte, nämlich dass die Wunde tödlich wäre.

Man musste diese Nachricht der Frau des Verwundeten überbringen. Der Forstmeister übernahm diesen traurigen Auftrag, und schickte sich an das Haus zu verlassen. Nun stand Bernhard auf, und indem er sich ihm näherte, sagte er zu ihm:

— Herr von Violaine, wir sind doch einverstanden, dass, so lange Bernhard lebt, es der armen lieben Frau an nichts fehlen wird, und dass, wenn sie bei mir wohnen will, sie wie meine Mutter aufgenommen werden wird.

— Ja, Bernhard, sagte Herr von Violaine, ja, ich weiß, dass Du ein wackerer Mensch bist, geh, es ist nicht Deine Schuld.

— O! o! Herr Forstmeister, sagen Sie mir noch einige Worte wie die, welche sie mir gesagt haben. — Ach! ich glaube, dass ich weinen werde.

— Weine, mein armer Junge, weine, sagte Herr von Violaine, das wird Dir wohl tun.

— O! mein Gott! mein Gott! rief der Unglückliche aus, indem er endlich in Schluchzen ausbrach und in einen Sessel sank.

Nichts hat mich jemals auf der Welt mehr erregt, als eine große,

durch einen gewaltigen Schmerz gebrochene Kraft. Der Anblick dieses mit dem Tode ringenden Mannes hatte weniger Eindruck auf mich gemacht, als der Anblick dieses Mannes, welcher weinte.

Wir verließen einer nach dem andern das Sterbezimmer, in welchem nur noch der Arzt, Mona und Bernhard blieben.

Berthelin verschied in der Nacht.

Am folgenden Sonntage fand eine Jagt statt.

Der Sammelplatz war in der Wolfsheide. Der Forstmeister hatte mit Ausnahme Bernhards alle Forstaufseher zusammenberufen, aber berufen oder nicht, Bernhard war nicht der Mann, um gegen seine Pflicht zu fehlen. Er kam zu derselben Stunde als die andern, nur hatte er weder Büchse noch Flinte.

— Warum bist Du gekommen, Bernhard? fragte Herr von Violaine.

— Weil ich der Anführer der Abteilung bin, mein Forstmeister.

— Aber da ich Dich nicht bestellt hatte?

— Ja, ja, ich verstehe, und ich danke Ihnen, aber der Dienst vor Allem. Gott weiß, ob ich mein Leben dafür hingäbe, das ungeschehen zu machen, was geschehen ist. Aber wenn ich auch zu Haus bliebe um zu jammern, so würde der arme liebe Mann darum nicht minder sechs Fuß Erde auf dem Leibe haben! O! eines quält mich, sehen Sie, Herr von Violaine, nämlich dass er gestorben ist, ohne mir zu verzeihen.

— Wie konnte er Dir verzeihen! er hat nicht gewusst, dass Du es warst, der diesen unglücklichen Schuss getan hat.

— Nein, nein, er hat es in dem Augenblicke seines Todes nicht gewusst, der arme liebe Mann! aber er weiß es dort oben . . . Die Tobten wissen Alles, wie man sagt.

— Nun denn, Bernhard, nun denn, Mut.

— O! ich habe Mut, Herr von Violaine. Ich habe Mut, aber sehen Sie, ich hätte gewollt, dass er mir verziehe; und zum Ohr des Forstmeisters geneigt, sagte er zu ihm:

— Sie werden sehen, es wird mir ein Unglück zustoßen, und das, weil er mir nicht vergeben hat.

— Du bist närrisch, Bernhard.

— Das ist möglich, aber es ist meine Ansicht . . .

— Gut, schweig, oder lass uns von andern Dingen sprechen. Warum also hast Du kein Gewehr, keine Büchse mitgenommen?

— Weil ich mein Leben lang, verstehen Sie wohl, mein Leben lang, mein Forstmeister, weder Büchse noch Gewehr mehr anrühren werde.

— Und womit willst Du den Eber töten, wenn die Hunde den Eber halten?

— Womit ich ihn töten werde? sagte Bernhard, womit? . . . Sehen Sie, ich werde ihn damit töten. Und er zog sein Messer aus der Tasche.

Herr von Violine zuckte die Achseln.

— Zucken Sie die Achseln so viel als Sie wollen, Herr von Violine, dem wird so sein.

Zudem sind es diese Spitzbuben von Eber, welche die Ursache sind, dass ich meinen Onkel ermordet habe.

Nun denn! mit meinem Gewehre fühlte ich nicht, dass ich ihn tötete, aber mit meinem Messer wird es etwas anderes sein. Und womit schlachtet man denn die Schweine? mit dem Messer. Nun denn! ein Eber ist nichts anderes als ein Schwein.

— Da Du keine Vernunft annehmen willst, so muss man Dich am Ende gehen lassen.

— Ja, ja, lassen Sie mich' nur gewähren, und Sie werden sehen.

— Auf die Jagt, meine Herren, auf die Jagt! sagte der Forstmeister.

Man griff wie gewöhnlich an, aber, obgleich von drei bis vier Kugeln getroffen, machte sich dieses Mal der Eber davon, und entschloss sich erst nach Verlauf von vier bis fünf Stunden der Verfolgung der Hunde die Spitze zu bieten.

Jeder Jäger weiß, wie, wäre man auch erschöpft zum Umsinken, die Ermüdung im Augenblicke des Halalis aufhört. Wir hatten in Wegen und Umwegen mehr als zehn Stunden zurückgelegt; dennoch, sobald wir an der Stimme der Hunde hörten, dass sie mit dem Tiere im Kampfe waren, fand jeder von uns seine Kräfte wieder,

und begann nach dem Punkte des Forstes zu eilen, von wo das Bellen herkam.

Es war ein junger Schlag von acht bis zehn Jahren, das heißt, die Stämme konnten zwölf Fuß Höhe haben, in dem Maße, als wir näher kamen, verdoppelte sich das Bellen, und von Zeit zu Zeit erblickte man über den Gipfeln der Bäume einen Hund, der durch einen Rüsselschlag mit den vier Füßen in der Luft in die Höhe geworfen, wie ein Verzweifelter heulte, der aber nur wieder auf den Boden zurückfiel, um von Neuem über den Eber herzufallen. Endlich gelangten wir an eine Art von Lichtung, das Tier war an die Wurzeln eines umgeworfenen Baumes gelehnt; fünf und zwanzig bis dreißig Hunde griffen es zugleich an, zehn bis zwölf waren verwundet, einige hatten den Bauch aufgeschlitzt; aber diese edlen Tiere fühlten den Schmerz nicht, und kehrten zum Kampfe zurück, indem sie auf ihre schleppenden Eingeweide traten; das war ein zugleich prachtvoller und grässlicher Anblick.

— Vorwärts, vorwärts, Mona, sagte Herr von Violaine, einen Schuss für diesen Schelm da, es sind genug Hunde getötet, machen wir mit ihm ein Ende.

— He! was sagen Sie, Herr Forstmeister? rief Bernhard aus, indem er den Lauf des Gewehrs zurückhielt, das Mona bereits senkte. Einen Schuss, einen Schuss für ein Schwein! Geben Sie doch! ein Messerstich ist gut genug für dasselbe. Warten Sie, warten Sie, und Sie sollen sehen.

Bernhard zog sein Messer, und fiel über den Eber her, indem er die Hunde beseitigte, die sogleich wieder zurückkehrten, und sich mit dieser beweglichen und heulenden Masse vermischend, war es uns während zwei bis drei Sekunden unmöglich, etwas zu unterscheiden, aber plötzlich machte der Eber eine solche gewaltsame Anstrengung, um davon zu eilen, dass jeder bereits die Hand an den Drücker seines Gewehres legte, als Bernhard mit einem Male wieder aufstand, indem er das Thier bei seinen Hinterfüßen hatte, und es trotz aller seiner Anstrengungen mit der eisernen Faust fest hielt, die wir an ihm kannten, während die von neuem über dasselbe herfallenden Hunde es mit ihrem Körper wie

mit einem beweglichen und buntscheckigen Teppiche bedeckten.

— Geschwind, Dumas, sagte Herr von Violaine zu mir, dieser Eber ist Dein; verrichte Deine erste Waffentat.

Ich näherte mich dem Eber, der, als er mich kommen sah, seine Zuckungen verdoppelte, seine Hauer klappern ließ und mich mit blutigen Augen anblickte; aber er war in einem Schraubstock gefangen, und alle seine Anstrengungen vermochten ihn nicht frei zu machen.

Ich hielt das Ende des Laufes von meinem Gewehr an sein Ohr, und gab Feuer.

Die Erschütterung war so gewaltsam, dass das Tier sich den Händen Bernhards entriss; aber das war nur, um vier Schritte weit davon zu Boden zu fallen; es war tot. Kugel, Pfropfen und Feuer, Alles war ihm in den Kopf gedrungen, und ich hatte ihm buchstäblich das Gehirn zerschmettert.

Bernhard stieß ein schallendes Gelächter aus.

— Na, na, sagte er, ich sehe schon, dass es noch Vergnügen auf dieser Erde gibt.

— Ja, sagte der Forstmeister, nur wirst Du Dich wohl nicht lange belustigen können, mein Wackerer, wenn Du auf diese Weise fortfährst. Aber was hast Du an der Hand?

— Nichts, eine Schramme; der Schuft hatte ein so hartes Fell, dass mein Nicker sich wieder geschlossen hat.

— Und indem er sich wieder geschlossen, hat er Dir den Finger abgeschnitten, sagte Herr von Violaine.

— Ganz, mein Forstmeister, ganz! Und Bernhard streckte seine rechte Hand aus, an welcher das erste Glied des Zeigefingers fehlte; dann fuhr er unter allgemeinem Schwelgen fort, welches dieser Anblick hervorbrachte, indem er sich dem Forstmeister näherte: Es ist nur zu gerecht, Herr von Violaine, es ist der Finger, mit welcher mich meinen Onkel getötet habe.

— Aber Du musst diese Wunde verbinden, Bernhard.

— Das da verbinden, ja doch! das ist eine große Sache; wenn der Wind wehte, so wäre das schon trocken.

Und bei diesen Worten weidete Bernhard, indem er sein Messer wieder aufmachte, das Tier eben so ruhig aus, als ob ihm nichts zugestoßen wäre.

Zu der folgenden Jagt kehrte er nicht mehr mit einem Nicker zurück, sondern mit einem Dolche in Gestalt eines Bayonettes, den er sich unter seinen Augen von seinem Bruder, einem Waffenschmiede in Villers-Cotterets hatte anfertigen lassen, und der sich weder biegen, noch brechen, noch schließen konnte.

Dieses Mal erneuerte sich der Auftritt, den ich bereits beschrieben habe, nur blieb der Eber wie ein zahmes Schwein geschlachtet auf dem Platze.

Und hierauf geschah dem ebenso auf allen andern Jagten, so dass seine Kameraden ihn nur noch den Schweinemetzger nannten.

Alles das ließ ihn indessen nicht den Tod Berthelins vergessen, er wurde immer trauriger, und von Zeit zu Zeit sagte er zu dem Forstmeister:

— Sehen Sie, Herr von Violaine, Alles das verhindert nicht, dass mir eines Tages ein Unglück zustoßen wird! . . .

---

Drei bis vier Jahre waren seit den von uns erzählten Ereignissen verflossen, ich hatte Villers-Cotterets verlassen, und kehrte zurück, um daselbst einige Tage zuzubringen; es war im Monat Dezember, und die Erde war ganz mit Schnee bedeckt.

Nachdem ich meine Mutter umarmt, eilte ich zu Herrn von Violaine.

— Ah! ah! sagte er, als er mich erblickte.

Du bist da, mein Junge! Du kommst gerade recht zu einer Wolfsjagd.

— Wenn ich es Ihnen sagen soll, ich dachte daran, als ich den Schnee sah, und ich bin erfreut, mich in meiner Voraussicht nicht geirrt zu haben.

— Ja, man bat Kunde von drei bis vier dieser Herren im Forste, und da zwei davon sich auf dem Reviere Bernhards befinden, so habe ich ihm gestern den Befehl gegeben, sie zu umstellen, indem

ich ihn benachrichtigte, dass wir morgen früh bei ihm sein würden.

— Immer noch in Neuhausen?

— Immer noch.

— Nun, und was macht dieser arme Bernhard? Schlachtet er immer noch die Eber mit Bajonettstößen?

— O! die wilden Schweine sind vom ersten bis zum letzten ausgerottet. Ich glaube, dass es kein einziges mehr in dem Forste gibt. Bernhard hat sie alle die Musterung passieren lassen.

— Und hat ihr Tod ihn getröstet?

— Nein, der arme Teufel ist finsterner und trauriger als jemals. Du wirst ihn sehr verändert finden. Ich habe indessen der Witwe Berthelins eine Pension ausgewirkt. Aber Alles das mildert seinen Kummer nicht, er ist im Herzen getroffen, und dabei ist er eifersüchtiger als jemals.

— Und immer ebenso ungerechter Weise? . . .

— dass heißt, dass seine arme liebe Frau ein Engel ist.

— Dann ist es eine fixe Idee. Übrigens verhindert ihn das Alles nicht, immer noch einer Ihrer besten Aufseher zu sein, nicht wahr?

— Ein vortrefflicher.

— Und er wird uns morgen keine vergebliche Jagd machen lassen?

— Ich stehe Dir dafür.

— Das ist Alles, dessen es bedarf, die Zeit wird das Übrige tun.

— Die Zeit wird die Sache nur verschlimmern, und ich fange an, wie er zu glauben, dass ihm ein Unglück zustoßen wird.

— So weit ist es gekommen?

— Meiner Treue, ja; was mich anbetrifft, so habe ich Alles getan, was ich vermochte, und ich werde mir nichts vorzuwerfen haben.

— Und die andern, wie geht es ihnen?

— Vortrefflich.

— Mildet?

— Spaltet mit der Kugel immer noch die Eichhörnchen in zwei Theile.

— Mona?

— Wir haben gestern in den Brüchen von Coyolles mit einander gejagt, und er hat nur siebzehn Schnepfen geschossen, ohne eine zu fehlen.

— Und Bobino?

— Bobino hat gestern aus dem Schwanz seines Ebers eine Pfeife für die Hunde gemacht und erklärt, dass er in dieser und in jener Welt keine Ruhe haben würde, bis er sich wieder des Restes von dem Tiere bemächtigt hätte.

— Dann befindet sich mit Ausnahme Bernhards Alles wohl?

— Vollkommen.

— Demnach also der Sammelplatz? . . .

— Ist um sechs Uhr Morgens am Ende der großen Allee.

— Wir werden dort sein.

Ich verließ Herrn von Violaine, um allen den alten Freunden die Hand zu drücken, welche ich in meiner Heimat fand. Einer der Glücksfälle auf dieser Welt ist, in einer kleinen Stadt geboren zu sein, von der man alle Bewohner kennt, und von der jedes Haus eine Erinnerung für uns bewahrt.

Ich weiß, dass wenn ich zufällig in diesen armen, dem übrigen Teile der Welt beinahe unbekanntem kleinen Flecken zurückkehre, ich eine halbe Stunde vor meiner Ankunft aussteige, dann zu Fuß gehe, indem ich die Bäume der Straße wieder erkenne, mit jeder Person spreche, der ich begegne, und selbst eine Gemütsbewegung in den gefühllosen Dingen und in den leblosen Gegenständen wiederfinde. Ich versprach mir daher ein großes Fest, mich am folgenden Tage wieder mit allen meinen Forstaufsehern zusammenzufinden.

Dieses Fest begann um sechs Uhr Morgens. Ich sah alle meine alten Gesichter mit Raureif an den Bärten wieder, denn, wie ich gesagt, es hatte am Tage zuvor geschneit und war grässlich kalt. Wir wechselten viele Händedrucke aus und machten uns dann nach Neuhausen auf den Weg. Es war noch nicht Tag.

An dem Orte angelangt, den man den *Hirschsprung* nennt, weil,

als eines Tages der Herzog von Orleans in dem Forste jagte, ein Hirsch über den an diesem Orte zwischen zwei Anhöhen hinlaufenden Weg sprang, sahen wir den Tag allmählich anbrechen. Übrigens war das Wetter herrlich für die Jagt; seit zwölf Stunden war kein Schnee mehr gefallen, und nichts hatte daher die Fährten wieder bedeckt. Die Wölfe waren unser, wenn man sie hatte umgehen können.

Wir legten noch eine halbe Stunde zurück, und gelangten Angesichts der Biegung an, an welcher uns Bernhard gewöhnlich erwartete. Es war Niemand da.

Diese Übertretung seiner Gewohnheiten bei einem so pünktlichen Manne, als es Bernhard war, begann uns zu beunruhigen.

Wir beschleunigten die Schritte und gelangten an die zweite Biegung, von der aus man das ungefähr eine Viertelstunde weit entfernte Neuhausen sah.

In Folge des über die Erde ausgebreiteten Schneeteppichs waren alle Gegenstände, selbst in ziemlich weiter Entfernung, vollkommen deutlich. Wir sahen das halb unter den Bäumen verlorene kleine weiße Haus, wir sahen eine leichte Rauchsäule, welche aus dem Schornsteine in die Luft aufstieg; wir sahen ein ganz gesatteltes und gezäumtes Pferd, das ohne Herrn vor der Tür auf und ab ging; aber wir sahen Bernhard nicht.

Nur hörten wir seine Hunde, wie sie kläglich heulten.

Wir blickten einander an, indem wir instinktmäßig den Kopf schüttelten, und beschleunigten den Schritt. Nichts veränderte sich, als wir näher kamen.

Hundert Schritte weit von dem Hause angelangt, gingen wir unwillkürlich langsamer. Wir fühlten, dass wir nahe daran waren, auf ein Unglück zu stoßen.

Fünfzig Schritte weit von dem Hause waren wir fast stehen geblieben.

— Wir müssen indessen wissen, woran wir sind, sagte der Forstmeister.

Und wir gingen von Neuem weiter; aber schweigend, mit

beklommenem Herzen, und ohne ein Wort zu sagen.

Und als es uns kommen sah, streckte das Pferd den Hals nach unserer Seite und begann zu wiehern.

Die Hunde ihrerseits stürzten gegen die Stangen ihrer Ställe, in welche sie bissen.

Zehn Schritte weit von dem Hause befand sich eine Blutlache und eine abgeschossene Pistole.

Von dieser Blutlache ausgehend, sahen wir in den Schnee eingedrückte blutige Fußstapfen, welche in das Haus zurückführten.

Wir riefen, Niemand antwortete.

— Treten wir ein, sagte der Forstmeister.

Wir traten ein und fanden Bernhard auf dem Boden neben seinem Bette ausgestreckt, dessen Decken er zwischen seinen krampfhaften Händen hielt; zu seinem Kopfe auf dem Nachttische standen zwei Flaschen, von denen die eine leer und die andere angebrochen war, er hatte eine klaffende Wunde an der linken Seite, deren Blut sein Lieblingshund leckte.

Er war noch ganz warm, und noch keine zehn Minuten verschieden.

Hier ist, was vorgefallen war, wir erfuhren es am folgenden Tage durch den Briefträger eines benachbarten Dorfes, welcher dem Ereignisse fast beigewohnt hatte.

Bernhard war eifersüchtig auf seine Frau, und obgleich diese Eifersucht, wie wir bemerkt, auf nichts beruhte, so hatte sie dennoch sich nur gesteigert. Er war um ein Uhr aufgebrochen, indem er den herrlichen Mondschein benutzte, um die beiden Wölfe aufzuspüren, welche sich auf seinem Reviere befanden.

Eine Stunde nach seinem Aufbruch war ein Bote gekommen, um seiner Frau zu melden, dass ihr Vater einen Anfall von Schlagfluss gehabt hätte, und sie vor seinem Tode zu sehen verlange. Die arme Frau war aufgestanden und augenblicklich aufgebrochen, ohne zu hinterlassen, wohin sie ginge. Weder sie noch der Bote konnten schreiben.

Als er um fünf Uhr Morgens nach Haus kam, hatte Bernhard das

Haus leer gefunden. Er hatte das Bett befühlt, das Bett war kalt; er hatte seiner Frau gerufen, seine Frau war verschwunden.

— Es ist gut, hatte er gesagt, sie hat meine Abwesenheit benutzt; sie glaubte nicht, dass ich sobald zurückkehren würde. Sie hat mich betrogen, sie muss sterben. Er glaubte zu erraten wo sie war.

Er nahm seine Pistole, lud in die eine vierzehn, und in die andere siebzehn Posten. Man fand die vierzehn Posten in der wieder, welche geladen geblieben war, und die siebzehn andern in seinem Körper.

Hierauf sattelte er sein Pferd, zog es aus dem Stall und führte es vor seine Tür. Nun nahm er seine Pistolen, und steckte eine davon in die linke Satteltasche, sie ging bequem hinein.

Aber da die rechte Satteltasche zufällig enger war, so hatte er einige Schwierigkeit, die Pistole hineinzubringen.

Bernhard wollte sie mit Gewalt hineinstecken.

Er erfasste die Satteltasche mit der einen Hand, den Schaft der Pistole mit der andern, und stieß die Pistole mit Gewalt hinein.

Durch den Stoß schnappte die Feder, der Schuss ging los. Zu mehrerer Bequemlichkeit hielt Bernhard die Satteltasche gegen sich gestützt, die volle Ladung drang in die linke Seite, sie verbrannte und zerriss ihm die ganzen Eingeweide.

In diesem Augenblicke kam der Briefträger vorüber, er eilte bei dem Schuss herbei. Der Koloss war an den Sattel geklammert stehen geblieben.

— Mein Gott! was gibt es, Herr Bernhard? fragte er.

— Was es gibt? das, was ich vorausgesehen hatte, ist eingetroffen, mein armer Martineau. Ich habe meinen Onkel mit einem Flintenschuss getötet, und so eben dasselbe mit einem Pistolenschuss an mir selbst getan.

— Sie haben sich getötet, Sie, mein Herr? Ich sehe ja nichts.

'Bernhard wandte sich nach seiner Seite, seine Kleider brannten noch und das Blut floss in Strömen.

— O! mein Gott! was kann ich für Sie tun? Wollen Sie, dass ich Ihnen einen Arzt hole?

— Einen Arzt! was soll er dabei tun? Hat der Arzt etwa meinen armen Onkel Berthelin gerettet?

— Aber geben Sie mir nur irgend einen Auftrag.

— Geht, holt mir zwei Flaschen Tee aus dem Keller und bindet Rocardor los.

Der Briefträger, welcher oft Morgens ein Schnäpschen mit Bernhard trank, nahm den Schlüssel, ging in den Keller hinab, holte zwei Flaschen, band Rocardor los und kehrte zurück.

Er fand Bernhard schreibend vor dem Tische sitzen.

— Hier, sagte er.

— Gut, gut, mein Freund, antwortete der Verwundete, stellt die beiden Flaschen auf den Nachttisch, und geht an Eure Geschäfte.

— Aber, Bernhard . . .

— Geh, sage ich Dir.

— Sie wollen es also?

— Ja.

— Auf Wiedersehen.

— Leb wohl.

Der Briefträger war nun in vollem Laufe aufgebrochen, immer noch hoffend, dass Bernhard nicht so gefährlich verwundet sei, als er es wirklich war; denn wie konnte er bei dem Anblicke einer solchen Kaltblütigkeit und Ruhe glauben, dass der Mann, der sie bewahrt hatte, auf den Tod getroffen wäre? Was nach der Entfernung des Briefträgers vorgefallen ist, wusste Niemand.

Nur hatte Bernhard aller Wahrscheinlichkeit nach das getrunken, was an den beiden Flaschen an Wein fehlte. Dann hatte er sich in sein Bett legen wollen, aber seine Kräfte hatten ihm den Dienst versagt; er war nun auf den Boden gefallen und in der Lage gestorben, in welcher wir ihn wiedergefunden hatten.

Es lag ein Papier auf dem Tische.

Auf dieses Papier waren mit noch fester Hand folgende wenige Zeilen geschrieben:

*»Sie werden einen der Wölfe in dem Walde von Duquesnoy finden, der andere hat sich aus dem Staube gemacht.*

*»Leben Sie wohl, Herr von Violaine. Ich hatte Ihnen wohl gesagt, dass mir ein Unglück zustoßen würde.*

Ihr ergebener

Bernhard, Oberforstwart.«

Ich hatte Euch wohl gesagt, dass es weder eine Novelle, noch ein Drama, noch ein Roman wäre, den ich Euch erzählen würde, sondern eine einfache Katastrophe.

Nur hat diese Katastrophe, ich versichere es Euch, in meinem Geiste einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen.

---

# Ein Maskenball.

aus dem Französischen  
Antonys Erinnerungen  
Illustration von Andrieux

Stuttgart.

Druck und Verlag Imle u. Krauß.

1835.



Ich hatte gesagt, ich sei für Niemand zu Hause: einer der Freunde erzwang den Zutritt.

Mein Bedienter kündigte Herrn *Antony H . . .* an. Ich erblickte hinter der Livree *Josephs* die Ecke eines schwarzen Überrocks; es war wahrscheinlich, dass Derjenige, der den Überrock trug, seinerseits einen Zipfel meines Schlafrocks gesehen hatte; nicht im Stande, mich zu verleugnen, sagte ich ganz laut: — Wohl! wohl! er mag eintreten. — Er soll zum Teufel gehen, sagte ich nur ganz leise.

Wenn man arbeitet, kann uns allein die Frau, die man liebt, ungestraft stören, denn für sie klingt immer eine Saite in dem, was man tut.

Ich ging ihm daher mit dem halb unwirschen Gesicht eines Schriftstellers entgegen, der in einem jener Augenblicke unterbrochen worden ist, wo er am meisten fürchtet, es zu werden, aber ich sah ihn so blass und entstellt, dass die ersten an ihn gerichteten Worte die waren: — Was haben Sie? was ist Ihnen zugestoßen?

— »Lassen Sie mich zu Atem kommen, sagte er. ich will es Ihnen sagen; zudem ist es vielleicht ein Traum, oder ich vielleicht ein Narr.«

Er warf sich in einen Lehnstuhl, und ließ seinen Kopf in seine beiden Arme sinken.

Ich blickte ihn mit Staunen an; seine Haare waren vom Regen durchnässt, und seine Stiefel, seine Knie und der untere Teil seiner Beinkleider mit Kot bedeckt; ich sah an der Tür seinen Bedienten und sein Kabriolett: Was sollte ich davon denken?

Er sah meine Überraschung. — Ich war auf dem Kirchhofe von Pére-la-Chaise, sagte er.

— »Um zehn Uhr Morgens?«

— »Ich war um sieben Uhr dort . . . Verfluchter Maskenball.«

Ich konnte nicht enträtseln, was ein Maskenball und der Pére-La-Chaise, mit einander gemein hatten. Ich ergriff meine Partie und fing, den Rücken dem Kamine zudrehend, an, mit dem Phlegma und der Geduld eines Spaniers, eine Zigarre zwischen meinen Fingern zu rollen.

Als ich damit fertig war, bot ich sie *Antony* hin, von welchem ich wusste, dass er diese Art von Aufmerksamkeit gewöhnlich sehr dankbar annahm.

Er machte mir mit dem Kopfe ein Zeichen des Dankes, schob aber die Zigarre mit der Hand zurück.

Ich bückte mich, um sie für mich selbst anzuzünden: Antony hielt mich zurück.

— »*Alexander*, sagte er zu mir, hören Sie mich an, ich bitte Sie!«

— »Aber es ist ja schon eine Viertelstunde, seit Sie hier sind, und Sie reden Nichts mit mir.«

— »Es ist ein ganz besonderes Abenteuer. Ich richtete mich auf, legte meine Zigarre auf das Kamin und kreuzte die Arme, wie ein Mann, der auf Alles gefasst ist; nur glaubte ich nach und nach, er könne wohl toll geworden sein.«

— »Sie erinnern sich des Opernballs, auf dem ich Sie traf? fragte er mich nach einem Augenblicke des Schweigens.«

— »Des letzten, auf dem höchstens zweihundert Personen anwesend waren?«

— »Gerade diesen. Ich verließ Sie, in der Absicht, mich nach dem Theater *des Varietés* zu begeben, von dem man als von einer Merkwürdigkeit mitten in unserer so merkwürdigen Zeit gesprochen hatte: Sie wollten es mir ausreden, dorthin zu gehen; ein unseliges Geschick trieb mich dazu. O! warum haben Sie das nicht gesehen; Sie, der Sie Sitten zu schildern haben? Warum waren *Hoffmann oder Callot* nicht da, um das zugleich phantastische und burleske Gemälde zu entwerfen? Ich hatte die Opera leer und düster verlassen; ich fand einen vollen und heitern Saal: Gänge, Logen, Parterre, Alles war überfüllt. Ich machte die Runde im Saal: zwanzig/ Masken riefen mich bei meinem Namen und sagten mir den ihrigen. Es waren aristokratische oder finanzielle Hoheiten unter der gemeinen Vermummung von Pierots, Postillonnen, Harlekinen und Fischerweibern. Lauter junge Leute von Namen, Herz und Verdienst; Familie, Künste und Politik vergessend, bauten sie hier mitten in unserer ernsten, verhängnisvollen Epoche einen Abend der Regentschaft wieder auf. Man hatte es mir gesagt, und doch hatte ich es nicht geglaubt!. . . Ich stieg wieder einige Stufen hinauf, und an eine Säule mich lehnend, die mich halb verbarg, heftete ich meine Augen auf diese Flut menschlicher Geschöpfe, welche sich unter mir bewegte. Diese Dominos von allen Farben, diese buntscheckigen Trachten, diese grotesken Verkleidungen bildeten ein Schauspiel, das Nichts Menschlichem ähnlich sah. Die Musik begann zu spielen. O! jetzt vollends!. . . Diese seltsamen Geschöpfe bewegten sich beim Klang des Orchesters, dessen Harmonie zu mir nur durch Geschrei, Lachen, Hohngelächter, hindurchdrang; sie hängten sich mit den Händen, Armen, mit dem Hals aneinander; ein

großer Kreis bildete sich, mit einer drehenden Bewegung beginnend; Tänzer und Tänzerinnen stießen mit dem Fuße, ließen mit Geräusch einen Staub umher wirbeln, dessen Urstoffe das blasse Licht der Kronleuchter sichtbar machte; sie drehten sich in immer zunehmender Schnelle, mit wunderlichen Stellungen, unzüchtigen Gebärden, Ausrufungen voller Wollust; sie drehten sich immer schneller, verrückt? wie betrunkene Männer, heulend wie verworfene Weiber, mit mehr Wahnsinn als Freude, mit mehr Raserei als Vergnügen: einer Reihe von Verdammten ähnlich, welche unter der Zuchtrute der Dämonen eine höllische Strafe aushält. Dies ging unter meinen Augen vor. Ich fühlte den Luftzug, den ihr Rennen verursachte; Jeder von ihnen, den ich kannte, warf nur beim Vorübergehen ein Wort zu, mich zum Erröten zu bringen. All dieses Gelärme, dies Gesumse, diese Verwirrung, diese Musik, gingen in meinem Kopf wie im Saal herum! Schnell war ich so weit, dass ich nicht mehr wusste, ob das, was ich vor Augen hatte, Traum oder Wirklichkeit sei; es war so weit mit mir gekommen, dass ich mich fragte, ob nicht ich unsinnig und sie vernünftig seien; es wandelten mich seltsame Versuche an, mich mitten unter dieses Pandämonium zu werfen, wie *Faust* in der Hexenreigen,, und ich fühlte, dass alsdann mein Schreien, meine Gebärden, Stellungen, Gelächter, wie die ihrigen wären. O! von da an bis zur Tollheit ist nur ein Schritt. Ich war entsetzt; ich stürzte mich aus dem Saal, bis an das Thor, bis auf die Straße von dem Geheul verfolgt, das einem Liebesgebrülle ähnlich war, wie es aus der Höhle Milder Tiere ertönt.

Ich hielt einen Augenblick unter dem Säulengange an, um mich wieder zu fassen; ich wollte mich mit so vieler Verwirrung im Kopfe nicht auf die Straße wagen; vielleicht hätte ich meinen Weg nicht mehr aufgefunden; vielleicht hätte ich mich unter die Räder eines Wagens geworfen, den ich nicht hätte kommen sehen. Ich war wie ein betrunkenener Mensch sein muss, der anfängt, wieder genug Verstand in seinem, verfinsterten Gehirn zu finden, um seinen Zustand wahrzunehmen, und der, zwar den Willen, aber noch nicht die Kraft in sich fühlend, sich zusammenzunehmen, unbeweglich mit starren abgespannten Augen, an einen Eckstein der Straße oder

einen Baum auf einem öffentlichen Spaziergange sich lehnt.

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor dem Thor still, ein Frauenzimmer stieg oder stürzte sich vielmehr aus dem Kutschenschlag hervor. Sie trat unter die Säulenhalle, den Kopf wie eine Verwirrte links und rechts drehend: sie war in einen schwarzen Domino gehüllt und hatte das Gesicht mit einer schwarzen Sammtmaske bedeckt. Sie zeigte sich am Eingang.

»Ihre Einlasskarte? sagte der Billetteinnehmer.«

— »Meine Einlasskarte? erwiderte sie; ich habe keine.«

— »So nehmen Sie eine am Bureau.«

Der Domino kam unter die Säulenhalle zurück, lebhaft in allen Taschen herumsuchend!

— »Kein Geld! rief sie aus. . . Ah! dieser Ring . . .«

— »Eine Einlasskarte für diesen Ring, sagte sie.«

— »Unmöglich, antwortete die Frau, welche die Karten abgab; wir lassen uns in keinen solchen Handel ein. Und sie stieß den Brillantring zurück, der zu Boden fiel und gegen mich her rollte.«

Der Domino war ohne Bewegung geblieben, den Ring vergessend und in Gedanken versunken.

Ich hob den Ring auf und bot ihn ihr dar.

Ich sah durch ihre Maske ihre Augen auf den meinigen haften; sie blickte mich einen Augenblick zaudernd an; dann plötzlich ihren Arm unter den Meinigen legend, sagte sie: — Sie müssen mich einführen: aus Mitleid, es muss sein.

— »Ich wollte schon fortgehen, Madame, erwiderte ich ihr.«

— »Dann geben Sie mir sechs Franken für diesen Ring, und Sie werden mir einen Dienst geleistet haben, für den ich Sie mein ganzes Leben segnen werde.«

Ich schob ihr den Ring wieder an den Finger, ging ans Bureau und nahm zwei Billette. Wir traten zusammen ein.

Im Gange angelangt, fühlte ich, dass sie wankte. Sie bildete jetzt mit ihrer zweiten Hand eine Art Ring um meinen Arm.

— »Sind Sie leidend? fragte ich sie.«

— »Nein, nein, es ist Nichts, versetzte sie; ein Schwindel, das ist

Alles. . . «

Sie riß mich fort in den Saal.

Wir traten in dieses lustige Narrenhaus ein.

Dreimal machten wir darin die Runde, mit großer Mühe, diese Fluten von Masken durchschneidend, die sich durcheinander drängten; sie erbebte bei jedem unzüchtigen Wort, das sie hörte: ich errötete, mit einem Frauenzimmer am Arme gesehen zu werden, die es wagte, solche Worte zu hören; hierauf kamen wir ans äußerste Ende des Saals zurück. Sie fiel auf einen Sitz. Ich blieb aufrecht vor ihr stehen, die Hand auf die Lehne ihres Stuhls stützend.

— »Es muss Ihnen sehr wunderlich vorkommen, sprach sie, aber nicht mehr als mir, ich schwöre es Ihnen. Ich hatte davon gar keinen Begriff (sie blickte auf den Ball), denn ich hätte solche Dinge nicht einmal in meinen Träumen sehen können. Allein man hat mir geschrieben, er würde hier sein mit einer Frau; und was für eine Frau muss es sein, die an einen solchen Ort gehen kann?«

Ich machte eine Gebärde des Erstaunens: sie verstand es.

— »Ich bin ja auch da, wollen Sie sagen, nicht wahr? Ja, aber ich! das ist etwas Anderes: ich, ich suche ihn, ich bin seine Frau. Diese Leute treibt Tollheit und Schwelgerei hierher. Bei mir, bei mir ist es höllische Eifersucht! Ich wäre überall hingegangen, ihn zu suchen; ich hätte bei Nacht auf einen Gottesacker, am Tage einer Hinrichtung auf den Greveplatz mich gewagt; und doch schwöre ich Ihnen, bin ich als Mädchen nicht ein einziges mal ohne meine Mutter auf der Straße gewesen; als Frau habe ich keinen Schritt gemacht, ohne von einem Bedienten gefolgt zu sein; und doch bin ich hier, wie alle diese Frauen, die den Weg wissen; ich bin hier, den Arm einem Manne gebend, den ich nicht kenne, erröthend unter meiner Maske vor der Meinung, die ich ihm einflößen muss! Ich weiß das Alles! Sind Sie schon eifersüchtig gewesen, mein Herr?«

— »Entsetzlich, antwortete ich ihr.«

— »Alls dann, verzeihen Sie mir, wissen Sie Alles. Sie kennen die Glimme, die Ihnen zuruft: Geh!. . . wie an das Ohr eines Unsinnigen; Sie haben den Arm gefühlt, der Sie zur Schande und zum Verbrechen treibt, wie des des Verhängnisses. Sie wissen, dass man

in einem solchen Augenblick zu Allem fähig ist, vorausgesetzt, dass man sich rächt.«

Ich wollte ihr antworten; sie erhob sich plötzlich, die Augen auf zwei in diesem Augenblick an uns vorübergehende Domino geheftet.

— »Schweigen Sie, sagte sie und zog mich mit sich fort, hinter jener Maske drein. Ich war mitten in eine Intrige geworfen, von der ich Nichts verstand; ich fühlte alle Fäden angezogen und keiner konnte mich ans Ziel führen; allein diese arme Frau schien so aufgereggt, dass, sie interessant war. M gehorchte wie ein Sind, so sehr ist eine wahre Leidenschaft gebieterisch, und wir folgten den beiden Masken, wovon die eine augenscheinlich ein Mann und die andere eine Frau war. Sie sprachen halblaut, die Laute drangen kaum bis zu unsern Ohren. — Er ist es, murmelte sie, es ist seine Stimme; ja, ja, es ist sein Wuchs. . . der größere der Dominos fing an zu lachen. — Es ist sein Lachen, sagte sie; er ist es, mein Herr, er ist es: der Brief hat wahr gesprochen. O mein Gott, mein Gott!«

Inzwischen gingen die Masken vorwärts, und wir folgten ihnen immer; sie verließen den Saal, wir blieben ihnen immer auf dem Fuß, sie schlugen die Treppen nach den Logen ein!und?wir ihnen nach; sie hielten erst an denen in der Mitte an; wir schienen ihre beiden Schatten zu sein. Eine kleine vergitterte Loge ging auf: sie traten in dieselbe ein; die Tür schloss sich hinter ihnen.

Das arme Geschöpf, das ich in meinem Arm hielt, erschreckte mich durch seine Aufregung; ich konnte ihr Gesicht nicht sehen; aber da sie sich hart an mich an drängte, fühlte ich ihr Herz schlagen, ihren Körper zusammenschauern, ihre Gliedern zittern. Es lag etwas Sonderbares in der Art, wie ich Zeuge der unerhörten Leiden wurde, deren Anblick ich vor Augen hatte, deren Opfer ich keineswegs kannte und deren Ursache mir gänzlich fremd war. Indes hätte ich für Nichts in der Welt diese Frau in einem solchen Augenblick verlassen.

Als sie die beiden Masken in die Loge hatten eintreten und dieselbe hinter sich wieder schließen sehen, war sie einen Augenblick, unbeweglich und wie niedergedonnert geblieben: dann hatte sie sich an die Tür gestürzt, um zu horchen. In der Lage, in der

sie sich befand, hätte die geringste Bewegung ihre Gegenwart verraten und Alles verdorben; ich zog sie gewaltsam beim Arme, öffnete durch einen Druck die Feder der anstoßenden Lüge, zog sie mit hinein, ließ das Gitter herab und machte die Tür zu. — Wenn Sie horchen wollen, sagte ich zu ihr, so horchen Sie wenigstens von hier aus. Sie fiel auf ein Knie und legte ihr Ohr hart an die Bretterwand an, und ich blieb aufrecht an der andern Seite, die Arme gekreuzt, den Kopf gestickt und nachdenklich.

Alles, was ich von dieser Frau hatte sehen können, erschien mir als ein Musterbild der Schönheit. Der untere Teil ihres Gesichts, den die Maske nicht, verbarg, war jugendlich, samtweich und gerundet; ihre Lippen dunkelrot und fein; ihre Zähne, welche der bis zu ihnen herab reichende Sammt noch weißer erscheinen ließ, waren klein, getrennt und glänzend; Ihre Hand wie gegossen, ihre Taille mit der Hand zu umspannen, ihre schwarzen feinen, wie Seide zarten Haare hingen in reichen Locken unter dem Kopfputz ihres Domino herab und der unter ihrem Kleid hervorsehende Kinderfuß schien Mühe zu haben, diesen Körper zu tragen, so leicht, so reizend, so ähnlich einem Luftbild war er. Es musste ein wundervolles Geschöpf sein. Wer ein solches Wesen in seinen Armen gehalten, wer gesehen hätte, wie alle Kräfte dieser Seele aufgeboten wären, ihn zu lieben, «er an seinem Herzen diese Pulsschläge, dieses Leben, dieses krampfhaftes Leben der Nerven gefühlt hätte, und wer hätte sagen können: Alles dies ist Liebe, Liebe für mich, für mich allein, mitten unter den Menschen ein für mich ausersehener Engel, oh! dieser Mann! . . . dieser Mann!



Ich schwöre es Ihnen, ich bin jung, erst neunzehn Jahre alt

Dies waren meine Gedanken, als ich diese Frau plötzlich aufstehen und gegen mich sich umwenden sah, wobei sie mit einer gebrochenen wuthvollen Stimme zu mir sagte: — Mein Herr, ich bin schön, ich schwöre es Ihnen, ich bin jung, erst neunzehn Jahre alt. Bis jetzt bin ich rein gewesen, wie der Engel der Schöpfung. . . nun denn! — sie schlang ihre beiden Arme um meinen Hals; — nun denn! ich gehöre Ihnen. . . nehmen Sie mich hin!! . . .

Im nämlichen Augenblick fühlte ich ihre Lippen auf die meinigen sich drücken, und mehr mit einem Bisse, als mit einem Kuß hing ihr zitternder und ihr halb ohnmächtiger Körper an mir; eine Feuerwolke ging über meine Augen hin.

Zehn Minuten nachher hielt ich sie vernichtet, halbtot und schluchzend in meinen Armen.

Sie kam langsam wieder zu sich; ich unterschied durch ihre Maske hindurch, dass ihre Augen verstört waren; ich sah den unteren Teil ihres Gesichts blass; ich hörte ihre Zähne auf einander klappern, wie in einem Fieberschauer. Ich sehe dies Alles noch.

Sie erinnerte sich, was so eben vorgefallen war, und fiel zu meinen Füßen. — »Wenn Sie einiges Mitleid für mich haben,« sagte sie schluchzend zu mir, »einiges Erbarmen, so wenden Sie den Blick von mir ab, suchen Sie nie mich zu erkennen; lassen Sie mich weggehen und vergessen Sie Alles: ich will für uns Beide die Last der Erinnerung tragen!

Bei diesen Worten stand sie eilends auf; flüchtig wie ein Gedanke, stürzte sie gegen die Tür, öffnete sie, und sich noch einmal umwendend, rief sie mir zu: »Folgen Sie mir nicht, ums Himmels Willen, folgen sie mir nicht, mein Herr!«

Die Tür, mit Heftigkeit zugeschlagen, schloss sich zwischen ihr und mir, und so war sie wie eine Erscheinung vor mir verschwunden. Ich habe sie nicht wieder gesehen!

Ich habe sie nicht wieder gesehen! und seitdem, seit den zehn Monaten, die verflossen sind, habe ich sie überall auf Bällen, Schauspielen und Spaziergängen gesucht; so oft ich von ferne eine Frau von feinem Wuchs, mit einem Kinderfuß und schwarzen Haaren sah, folgte ich ihr, näherte mich derselben und blickte ihr in s Gesicht, in der Hoffnung, ihre Röte werde sie verraten. An keinem Orte habe ich sie wiedergefunden, nirgends sie wiedergesehen. . . . , als in meinen Nächten, in meinen Träumen! O! da, da kam sie wieder, da fühlte ich sie, ich fühlte ihre Umarmung, ihre Bisse, ihre Liebkosungen, die so feurig waren, dass sie etwas dämonisch Wildes an sich hatten; dann fiel die Maske, und das Gesicht erschien mir, bald unklar, wie mit einer Wolke bedeckt, bald glänzend, wie von einer Morgenröte umgeben, bald blass, mit einem weißen und nackten Schädel, mit leeren Augenhöhlen, mit wackelnden wenigen Zähnen. Kurz, seit jener Nacht habe ich nicht gelebt, verzehrt von einer unsinnigen Liebe für eine Frau, die ich nicht kenne, immer hoffend, und immer in meinen Hoffnungen getäuscht, eifersüchtig, ohne das Recht dazu zu haben, ohne zu wissen, über wen ich es sein sollte, nicht wagend, eine solche Narrheit zu gestehen; und doch von ihr verfolgt, untergraben, verzehrt.

Wie er diese Worte vollendete, zog er einen Brief aus seiner Brust.

Jetzt, sagte er, habe ich dir Alles erzählt, nimm und lies diesen Brief.

Ich nahm ihn, und las folgendes:

»Vielleicht haben Sie eine arme Frau vergessen, die Nichts Vergessen hat, und die stirbt, weil sie nicht vergessen kann.«

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich nicht mehr sein. Alsdann gehen Sie auf den Kirchhof Pére-la-Chaise, sagen Sie dem Pfortner, Ihnen unter den letzten Gräbern dasjenige zu zeigen, das auf seinem Leichenstein den einfachen Namen *Marie* tragen wird, und wenn Sie vor demselben sind, so knien Sie nieder und beten Sie.«

— »Nun gut! fuhr *Antony* fort, ich habe gestern diesen Brief erhalten, und bin diesen Morgen dort gewesen. Der Pförtner hat mich an das Grab geführt und ich bin zwei Stunden auf den Knien geblieben, weinend und betend.«



Ich bin zwei Stunden auf den Knien geblieben, weinend und betend.

— »Verstehst du? Sie war da, diese Frau! . .

Die brennende Seele war entflohen; der Körper, durch sie verzehrt, hatte sich bis zum Brechen unter dem Gewicht der Eifersucht und der Reue gebeugt; da war sie unter meinen Füßen, und sie hatte geliebt und war für mich unbekannt gestorben; unbekannt! . . und in meinem Leben eine Stelle einnehmend, wie sie eine in dem Grabe einnimmt; unbekannt! . . und mich in das Herz ihres kalten und leblosen Leichnams einschlieÙe, den sie in dieses Grab niedergelegt hatte. O! kennst du etwas Ähnliches? weißt du irgend eine so seltsame Begebenheit? Also keine Hoffnung mehr; ich werde sie nie mehr sehen. Wenn ich auch ihre Grube aufwühlte, so würde ich doch keine Züge wiederfinden, aus denen ich ihr Gesicht mir zusammensetzen könnte; und ich liebe sie immer; verstehst du, *Alexander*? ich liebe sie wie ein Unsinniger; und ich würde mich im Augenblick töten, um wieder zu ihr zu kommen, wenn sie mir nicht in der Ewigkeit unbekannt bleiben müsste, wie sie es mir in dieser Welt war.«

Bei diesen Worten entriss er den Brief meinen Händen, küsste ihn zu wiederholten Malen, und fing an zu weinen, wie ein Kind.

Ich nahm ihn in meine Arme, und da ich nicht wusste, was ich ihm

antworten sollte, weinte ich mit ihm.



# Kabriolett-Kutscher.

aus dem Französischen

Antonys Erinnerungen

(Diese Novelle findet sich im Buche der Hundert und Ein)

Illustration von Andrieux

Stuttgart.

Druck und Verlag Imle u. Krauß.

1835.



Cantillon.

Ich weiß nicht, ob unter Denen, die diese wenigen Zeilen lesen werden, schon Jemanden eingefallen ist, auf den Unterschied zwischen einem Kabriolett-Kutscher und einem Fiaker zu merken. Der Letztere ist grämlich, unbeweglich und kalt, und erträgt die Unregelmäßigkeiten der Temperatur mit dem Gleichmut eines Stoikers; vereinzelt auf seinem Bock, ist er mitten in der Gesellschaft ohne eigentliche Berührung mit ihr; als einzige Zerstreuung erlaubt er sich nur hie und da einen Peitschenhieb nach seinem vorüberfahrenden Kameraden; er weiß von keiner Liebe zu den zwei

magern Mähren, die er führt; ist unfreundlich gegen die Unglücklichen, die er weiter fördert, und nur bei den klassischen Worten: »**Im Schritt, und immer gerade aus,**« würdigt er sie eines verzerrten Lächelns. Im Übrigen ist er ein ziemlicher Egoist, sehr zänkisch, trägt glatt geschorene Haare und schwört bei Gott.

Ein ganz anderes Wesen ist der Kabriolett-Kutscher. Er muss sehr schlechter Laune sein, wenn sein Gesicht nicht bei den Gefälligkeiten sich entrunzelt, die er Euch erweist, bei dem Stroh, das er Euch unter die Füße schiebt, bei der Decke, deren er sich beraubt, wenn es regnet oder hagelt, um Euch gegen die Nässe oder den Frost zu schützen; man muss mit ziemlich hartnäckiger Stummheit geschlagen sein, um stillzuschweigen bei den tausend Fragen, die er an Euch macht, bei den Ausrufungen, die ihm entschlüpfen, bei den geschichtlichen Citationen, mit denen er Euch überhäuft. Der Kabriolett-Kutscher hat aber auch die Welt gesehen, in der Gesellschaft gelebt; er hat noch vor einer Stunde einen akademischen Kandidaten geführt, der feine neun und dreißig Besuche machte, und der Kandidat hat sich an ihm abgestaubt: dies ist seine Literatur. Auf dem gleichen Kurs hat er einen Abgeordneten der Kammer geführt, und der Abgeordnete hat ihn mit Politik eingalbt. Zwei Studenten sind zu ihm eingestiegen; sie haben von Operationen gesprochen, und er hat einen Hieb von Medizin bekommen. Kurz, oberflächlich in Allem, aber wenigen Dingen dieser Welt fremd, ist er beißend, geistreich, gesprächig, trägt eine Mütze, und hat stets einen Freund oder Verwandten, der ihn umsonst in s Theater lässt. Zu unserm Bedauern sind wir genötigt, beizufügen, dass der Platz, den er dort einnimmt, in der Mitte des Parterres und besonders bezeichnet ist.

Der Fiaker ist der Mann der früheren Zeiten, er hat keine Verbindung mit den Leuten, als die zur Betreibung seines Handwerks unumgänglich notwendige, ex ist aufdringlich, aber ein ehrlicher Mann.

Der Kabriolett-Kutscher ist der Mann der alt gewordenen Staaten: die Zivilisation ist an ihn gekommen, er hat sich von ihr bilden lassen, seine Moralität ist ungefähr die des *Bartholo*.

Überhaupt nehmen die Schenkwirte als Aushängeschild einen Fiaker, seinen gewichsten Hut auf dem Kopf, seinen blauen Mantel auf dem Rücken, in der einen Hand seine Peitsche, und in der andern einen Geldbeutel, mit der Umschrift: »**Zum ehrlichen Kutscher.**«

Ich habe nie einen Schild gesehen, der einen Kabriolett-Kutscher in der nämlichen moralischen Stellung dargestellt hätte.

Trotz dem habe ich eine ganz besondere Vorliebe für den Kabriolett-Kutscher, was vielleicht darin seinen Grund hat, weil ich, selten eine Börse in ihrem Gefährt zu lassen habe.

Wenn ich nicht an ein Drama denke, das mir den Kopf einnimmt, wenn ich nicht zu einer Probe gehe, die mich langweilt, wenn ich nicht aus einem Schauspiel zurückkomme, das mich eingeschläfert hat, so plaudere ich 'mit ihnen, und manchmal unterhalte ich mich während der zehn Minuten, so lange die Fahrt dauert, eben so sehr, als ich mich in den vier Stunden, welche der Abendzirkel gewährt hat, aus dem sie mich heimführen, gelangweilt habe.

Ich habe daher eine eigene Schublade in meinem Hirnkasten, die einzig diesen Erinnerungen für fünf und zwanzig Sous geweiht ist.

Unter diesen Erinnerungen ist besonders eine, die mir einen tiefen Eindruck gelassen hat.

Es ist indessen bereits ungefähr ein Jahr her, dass mir *Cantillon* die Geschichte erzählt hat, die ich meinen Lesern wiedergeben will.

*Cantillon* führt die Nummer 221.

Er ist ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, braun und von scharf Ausgedrückten Zügen; zu der Zeit, von der ich spreche, den ersten Januar 1831, trug er einen Filz, mit dem Überrest einer Tresse, einen Rock von weinhefefarbenem Tuch mit einem Überreste von Livree, Stiefel mit einem Überreste von Stülpen. Seit elf Monaten müssen alle diese Überbleibsel verschwunden sein. Man wird sogleich belehrt werden, woher dieser auffallende Unterschied zwischen seinem Aufzug und dem seiner Kollegen kommt, oder vielmehr woher er kam, denn ich habe ihn seit der angeführten Epoche nicht mehr gesehen. <sup>13</sup>

Es war, wie ich gesagt hatte, der erste Januar 1831. Es war sechs

Uhr Morgens. Ich hatte in meinem Kopfe jene Reihe von Gängen geordnet, wie man sie notwendig sich selbst machen muss; ich hatte nach Straßen die Liste jener Freunde eingeteilt, bei denen es uns immer freut, ihnen die Wangen zu küssen und die Hände zu drücken, selbst an einem Neujahrs-Tag; kurz jener gleich fühlenden Menschen, welche man zuweilen' sechs Monate nicht sieht, auf welche man immer mit offenen Armen zugeht, und bei denen man nie Karten abgibt.

Mein Bedienter hatte mir ein Kabriolett bestellt; er hatte *Cantillon* gewählt, und *Cantillon* hatte den Vorzug dieser Wahl seinem Überreste von Tressen, Überreste von Livree, und Überreste von Stiefelstulpen zu danken: *Joseph* hatte einen Ex - Mitbruder in, ihm gewittert. Außerdem war sein Kabriolett schokoladenbraun, statt mit Gelb oder Grün beschmiert zu sein, und ausnahmsweise erlaubten versilberte Stäbe, seinen ledernen Überschlag so nieder als möglich hinterzuschlagen. Ein Lächeln der Zufriedenheit bezeugte *Joseph*, dass ich mit seinem Geschmack einverstanden sei: ich beurlaubte ihn für den ganzen Tag. Breit setzte ich mich auf herrliche Polster, *Cantillon* zog einen hellkaffeebraunen Carrick über meine Knie her, ließ ein Schnalzen mit der Zunge hören, und das Pferd setzte sich in Trab ohne Hilfe der Peitsche, welche während aller unsrer Kurse, eher als eine nötige Zierde, denn als Zwangsmittel angelehnt stehen blieb.

— »Wohin fahren wir?«

— »Zu Charles Rodier beim Arsenal.«

*Cantillon* antwortete durch ein Zeichen, das besagen wollte: »Ich weiß nicht nur, wo dies ist, sondern ich kenne auch diesen Namen.«

Da mir jedoch in jener Zeit gerade *Antony* im Kopfe herumging, und das Kabriolett sehr weich war, fing ich an, über das Ende des dritten Akts nachzusinnen, das in Einem fort mir bedeutende Unruhe machte.

Ich kenne keinen Augenblick größerer Seligkeit für einen Dichter, als den, wo er sein Werk zu einem glücklichen Ende kommen sieht. Es bedarf, um dahin zu gelangen, so langer Tage Arbeit, so vieler Stunden der Entmutigung, so vieler Augenblicke des Zweifels, dass

er alsdann, wenn er in diesem Ringen des Menschen mir dem Geiste, die Idee, die er auf allen Punkten gedrängt, auf allen Seiten angegriffen hat, unter einer Beharrlichkeit sich beugen sieht, wie ein besiegt um Gnade flehender Feind unter dem Knie seines Bezwingers, nach Verhältnis seines schwächeren Wesens einen Augenblick das Glück genießt, das Gott empfinden musste, als er zur Erde sprach: »*Werde*« und die Erde ward; wie Gott kann er in seinem Stolge sagen, »Ich habe aus Nichts etwas gemacht; ich habe eine Welt aus dem Chaos hervorgezaubert.

« Es ist wahr, die Welt des Dichters ist nur mit einem Dutzend von Bewohnern bevölkert, sie nimmt in dem Planeten-System nur den Raum von vierunddreißig Quadratfuß eines Theaters ein, und oft stirbt sie , an demselben Abend, an dem sie geboren wurde.

Dies kommt jedoch in keinen Betracht, meine Vergleichung ist deshalb um Nichts weniger haltbar, und ich will lieber eine Gleichheit, welche erhebt, als eine Weichheit, welche erniedrigt.

Diese Dinge, oder ungefähr so etwas, sagte ich zu mir selbst; ich sah, wie hinter einem leichten Schleier, meine Welt ihren Platz unter dem literarischen Planeten einnehmen; ihre Bewohner sprachen nach meinem Geschmack, und bewegten sich, wie ich ihnen vorschrieb; ich war mit ihnen zufrieden, ich hörte von einer nahen Sphäre ein unzweideutiges Beifall-Rufen, das bewies, dass, die an meiner Welt vorübergingen, sie nach ihrem Wunsche fanden, und ich war zufrieden mit mir selbst.

Das hinderte mich aber nicht, ohne dass es mich jedoch diesem Halbschlaf des Ehrgeizes, dem Opium der Poeten entzogen hätte, zu sehen, wie unzufrieden mein Nachbar mit meinem Stillschweigen, wie unruhig über meine starren Augen, wie beleidigt er über meine Zerstreung war, und wie er alle Anstrengungen machte, mich daraus zu ziehen; bald sagte er zu mir: »Der Carrick fällt;« ich schob ihn wieder herauf auf meine Knie, ohne zu antworten; bald blies er in seine Finger, ich schob stillschweigend die Hände in meine Taschen; bald piff er die Parisienne, und ich schlug maschinenmäßig den Takt. Ich hatte ihm beim Einsteigen gesagt, dass wir vier oder fünf Stunden zusammen zuzubringen hätten, und er war wirklich von

dem Gedanken gequält, dass ich während dieser ganzen Zeit ein, seiner Bereitwilligkeit zu schwatzen, sehr widerliches Stillschweigen beobachten würde. Am Ende nahmen indes seine Symptome von Unbehaglichkeit bis zu einem solchen Grade zu, dass er mir Bedauern einflößte; ich öffnete den Mund, um das Wort an ihn zu richten: sein Gesicht entrunzelte sich. Zum Unglück für ihn kam mir in diesem Augenblick die Idee, die mir fehlte, um meinen dritten Akt zu beendigen, und nachdem ich mich halb nach seiner Seite gedreht, und schon den Mund zum Sprechen halb offen gehabt hatte, nahm ich ruhig meine vorige Stelle wieder ein und sagte zu mir selbst: »Recht! Recht!«

*Cantillon* glaubte, ich hätte den Kopf verloren.

Dann seufzte er.

Nach einem Augenblick hielt er sein Pferd an, und sagte mir: »Wir sind zur Stelle.« Ich war vor der Türe *Rodiers*.

Ich möchte wohl von *Rodier* sprechen, erstlich wegen meiner, der ich ihn kenne und liebe, dann wegen meiner Leser, die ihn lieben und nicht kennen. Später!

Diesmal handelt es sich von meinem Kutscher. Wir wollen auf ihn zurückkommen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam ich wieder herab; er schlug mir den Kutschentritt zierlich nieder. Ich nahm meinen Platz wieder neben ihm ein, und nach einem vorläufigen Brrrrrr! und einigen Bewegungen des Kastens befand ich mich wieder in der Art von Lehnstuhl, der mich so sehr zum betrachtenden Leben geneigt gemacht hatte; und ich sagte mit halb geschlossenen Augenlidern.

— »Taylor Rue de Bondy.«

*Cantillon* benutzte den Augenblick, wo ich zum Gespräch taugte, um mir eilends zu sagen:

— »Nicht wahr, Herr Charles Rodier ist ein Herr, der Bücher schreibt?«

— »Ganz richtig: wie Teufel weißt du das? . . .«

»Ich habe zu der Zeit, wo ich bei Herrn *Eugène* war (er stieß einen Seufzer aus) einen Roman von ihm gelesen; ein junges Mädchen,

deren Liebhaber man guillotiniert.«

— »Therese Aubert?«

— »Gerade das . . . Ah! wenn ich diesen Herrn kennte, ich würde ihm eine ganz besondere Geschichte zu einem Roman geben.«

— »Wie? Was!«

— »Nichts da zu verwundern! wenn ich die Feder ebenso gut führte, als die Peitsche, so gäbe ich sie keinem Andern; ich machte den Roman selbst.«

— »Nun gut, erzähle mir denn.«

Er blickte mich mit den Augen blinzelnd an.

— »Ja! Sie, das ist etwas Anderes!«

— »Warum?«

— »Sie schreiben keine Bücher?«

— »Nein, ich schreibe Stücke; und vielleicht wird mir deine Geschichte zu einem Drama dienen.«

Er blickte mich ein zweites mal an.

— »Sind Sie es vielleicht, der die *beiden Galeerensklaven* gemacht hat?«

— »Nein, mein Freund.«

— »Oder die *Schenke in den Ardennen*?«

— »Ebenso wenig.«

— »Wohin machen Sie denn Stücke?«

— »Bis jetzt nur für das Theatre francais und das Odeon.«

Er machte eine Bewegung mit den Lippen, die einen Ausdruck bildete, welcher mir deutlich zu verstehen gab, dass ich sehr in seiner Meinung verloren habe; dann sann er einen Augenblick nach, und wie wenn er jetzt mit sich ins Reine gekommen wäre, sprach er:

— »Nein, es gilt gleich, ich war seiner Zeit auch im Theatre francais mit Herr *Eugéne*; ich habe Talma im *Sulla* gesehen: es war ganz das Bild des Kaisers; immerhin ein hübsches Stück; in einer kleinen Posse sah ich einen Intrigant, der ein Bedientenkleid anhatte, und Grimassen schnitt! . . . Doch bei dem Allem sehe ich die Herberge in den Ardennen dennoch lieber.«

Darauf ließ sich Nichts erwidern. Zudem hatte ich zu dieser Zeit den Kopf voll literarischer Streitfragen.

— »Sie machen also Tragödien? fragte er, mich von der Seite anblickend.«

— »Nein, mein Freund.«

»Was machen Sie denn?«

— »Dramen.«

— »Ah! Sie sind also von den Romantikern. Ich habe neulich einen Akademiker in die Akademie geführt, der mit den Romantikern gar zu arg umging; er macht Tragödien, er hat mir aus einem seiner letzten Stücke vordeclamirt. Ich weiß seinen Namen nicht: ein großer, hagerer Mann, der das Ehrenkreuz trägt, und dessen Nasenspitze rot ist. Sie müssen es wissen. Ich machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das einer Bejahung glich.«

— »Und deine Geschichte?«

»Ja, sehen Sie! sie ist traurig, es gibt dabei genug Tote.

« Der Ton tiefer Gemütsbewegung, mit dem er diese wenigen Worte aussprach, steigerte meine Neugierde.

— »Fortgefahren! ja freilich, das ist leicht zu sagen, aber wenn ich weinen muss, so kann ich nicht weiter:

« Hier sah ich ihn an.

— »Sehen Sie, versetzte er, ich bin nicht immer Kabriolett-Kutscher gewesen, wie Sie an meiner Livrée sehen können (und er zeigte selbstgefällig auf seine Kleider, wo noch Etwas von einer roten Stickerei übrig war). Es sind nun zehn Jahre, seit ich in die Dienst des Herrn *Eugéne* trat. Sie haben Herrn *Eugéne* nicht gekannt?«

— »Welchen *Eugéne*?«

— »Alle Tausend, welchen *Eugéne*? Ich habe ihn nie anders nennen hören, und habe weder seinen Vater noch seine Mutter jemals gesehen: es war ein großer, junger Mann, wie Sie, in Ihrem Alter. Wie alt sind Sie?«

— »Siebenundzwanzig Jahre.«

— »Richtig; nicht ganz so braun, und Sie haben krause Haare,

und die seinigen waren ganz glatt. Sonst ein hübscher Mann, nur war er traurig, wie eine Nachtmütze; er hatte zehntausend Livres Renten, das machte Nichts anders, so dass ich lange Zeit glaubte, er sei krank. Nun, ich trat also in seine Dienste ein: gut! Niemals sprach er ein Wort lauter als das andere: »*Cantillon*, meinen Hut. . . *Cantillon* spanne das Pferd ans Kabriolett. . . *Cantillon*, wenn Herr *Alfred* von *Linar* kommt, sage, ich sei nicht zu Hause. « Ich muss Ihnen nämlich sagen, dass er diesen Herrn von *Linar* nicht liebte. Die Sache ist, dass er Wüstling war, ja wohl! ein Bruder Liederlich Genug. Da er mit uns in demselben Hotel wohnte, so war er uns immer auf dem Hals, so dass es nach und nach lästig wurde. Er kommt den nämlichen Tag, und fragt nach Herr *Eugène*; ich sage ihm: Er ist nicht zu Hause. . . Paf, hustet dieser, er hört es, und er geht fort mit den Worten: »dein Herr ist ein Unverschämter.« Ich behalte dies für mich; es war, wie wenn er Nichts gejagt hätte.«

— »Apropos, in welche Nummer wollen Sie in der Straße Bondy?«

— »Nummer 64.«

— »Ha. . . ha! . . das ist hier.«

»Taylor war nicht zu Hause: ich hatte nichts zu tun, als hinein und heraus zu gehen.

— »Weiter.«

— »Weiter? ah! die Geschichte. . . Wo gehen wir zuerst hin?«

— »Rue Saint Lazare, Numero 58.«

— »Ah! zu Demoiselle *Mars*, auch eine berühmte Schauspielerin. Ich sagte also, dass wir denselben Abend noch in die Gesellschaft in der Friedensstraße fuhren; ich stelle mich in die Reihe, Schlag zwölf Uhr, Nachts, geht mein Herr in der schlechtesten Laune aus dem Hause; er war mit Herrn *Alfred* zusammengetroffen, sie hatten einen Wortwechsel gehabt: Er ist ein Geck, den ich zurechtweisen muss.« Ich vergaß Ihnen zu sagen, dass mein Herr mit der Pistole schoss, und wie?! und den Degen handhabte er wie der heilige *Georg*. Wir langen auf der Brücke an, worauf die Bildsäulen sind, Sie wissen; zu jener Zeit waren noch keine dort. Hier stoßen wir auf ein Frauenzimmer, das so stark schluchzte, dass wir es trotz dem Rasseln des Kabrioletts hörten. Mein Herr sagt zu mir: »Halte an!«

ich halte. So schnell, als man braucht, den Kopf zu drehen, war er auf dem Boden.«

Es war so finster, dass man weder Himmel noch Erde sah. Das Frauenzimmer ging voran, mein Herr hinterdrein. Plötzlich hält sie mitten auf der Brücke still, steigt hinauf und dann höre ich, plump! Ehe man zwei zählen konnte, war mein Herr mit Einem Satz hinterdrein. Ich muss Ihnen sagen, dass er schwamm wie ein Fisch. »Ich sagte zu mir selbst: Wenn ich im Kabriolett bleibe, wird ihn das nicht viel helfen; auf der andern Seite, da ich nicht schwimmen kann, wird er, wenn ich mich ins Wasser stürze, zwei statt einem herausziehen haben. Ich sagte zum Pferd, sehen Sie, zu diesem hier, das damals vier Jahre weniger auf dem Rücken und zwei Vierling Hafer mehr im Bauch hatte: »Bleib hier stehen Coco.« Man hätte denken sollen, er verstehe mich. Er hält, Weiter denn!

»Ich laufe, was ich kann, und komme am Ufer des Flusses an. Hier finde ich einen kleinen Nachen, ich springe hinein: er war mit einem Strick angebunden; ich ziehe und ziehe. Ich suche mein Messer, hatte es aber vergessen; genug davon. Während dieser Zeit tauchte der Andere wie ein Wasserrabe.

Ich mache einen neuen so starken Zug, dass Krack! das Seil reißt; wenig fehlte, und ich fiel alle Viere in die Höhe in den Fluss. Ich lag auf dem Rücken in der Barke; glücklicherweise war ich mit den Lenden an eine Bank gefallen. Ich sagte zu mir selbst: »Jetzt ist nicht der Augenblick die Sterne zu zählen, und stehe wieder auf.

»Von der Erschütterung setzte sich die Barke in Bewegung. Ich suche die beiden Ruderstangen; bei meinem Sprung hatte ich eine davon ins Wasser geworfen. Ich rudere mit der andern, ich drehe und wende mich wie ein Würfel; ich sage: so oder so, gesungen oder ertrunken!

»Mein Lebtag erinnere ich mich an jenen Augenblick, es war schauerlich, man hätte glauben mögen, der Fluss sei von Tinte, so schwarz war er. Von Zeit zu Zeit nur erhob sich eine kleine Welle und spritzte ihren Schaum umher; dann sah man in der Mitte einen Augenblick das weiße Kleid des jungen Mädchens oder den Kopf meines Herrn, der Atem holte. Ein einziges mal kamen sie Beide zu

gleicher Zeit zum Vorschein. Ich hörte Herrn *Eugénes* sagen: »Gut! ich sehe sie.« Mit zwei Ruderschlägen seiner Arme war er an dem Orte, wo das Kleid den Augenblick vorher sich gezeigt hatte. Plötzlich sah ich nur seine auseinander stehenden Beine aus dem Wasser hervorragen. Er brachte sie schnell wieder zusammen und verschwand . . . Ich war ungefähr zehn Schritte von ihnen, fuhr den Fluss weder schneller noch langsamer hinab, als seine Strömung den Kahn mit sich riss, presste mein Ruder in den Händen als ob ich es zermalmen wollte, und sagte: »Gott, mein Gott! muss ich auch gerade nicht schwimmen können.«

»Einen Augenblick nachher sah man ihn wieder. Diesmal hatte er sie an den Haaren; sie war ohne Bewusstsein: es war für meinen Herrn ebenfalls Zeit. Seine Brust röchelte, und es blieb ihm gerade noch so viel Kraft übrig, um sich über dem Wasser zu erhalten, in Betracht, dass sie weder Arm noch Fuß bewegte und also schwer war wie Blei. Er wendete den Kopf umher, um zu sehen, welcher Seite des Ufers er am nächsten sei, da gewahrte er mich: »*Cantillon*, sagte er, zu mir her!« Ich war am äußersten Rand der Barke und streckte ihm das Ruder entgegen; aber husch! es fehlte noch um drei Fuß. . . »Zu mir her! rief er wiederholt. . . Es wird mir schlecht zu Mute! *Cantillon!*« Eine Welle ging ihm über dem Kopfe weg, ich stand mit offenem Munde und die Augen starr auf jene Stelle gerichtet; er tauchte wieder auf; es nahm mir einen Berg von der Brust weg; ich streckte immer noch das Ruder aus; er war mir um einen Faden näher gekommen. . . »Mut! mein Herr, Mut, rief ich ihm zu. Er konnte nicht mehr antworten.« »Lassen Sie los, sagte ich zu ihm, und retten Sie sich.« »Nein, nein, erwiderte er, ich . . .« hier trat ihm Wasser in den Mund. Ach! mein Herr! ich hatte kein Haar auf dem Kopf, an dem nicht ein Schweißtropfen hing. Ich lag ganz außerhalb des Nachens, das Ruder hinstreckend; ich sah, wie sich Alles um mich im Kreise drehte, die Brücke, das Wachgebäude, die Tuilerien, Alles tanzte Mich her und doch hatte ich die Augen nur auf diesen Kopf geheftet, der nach und nach zurücksank, auf diese Augen von Wasserkristall, die mich noch anblickten und mir doppelt so groß erschienen; dann sah ich Nichts mehr als die Haare, auch

die Haare sanken unter wie das Übrige: sein Arm allein ragte noch mit seinen krampfhaft zusammengezogenen Fingern aus dem Wasser hervor. Ich machte eine letzte Anstrengung, ich hielt ihm die Ruderstange entgegen; voran! Ich schob ihm das Ruder in die Hand Gottlob! . . .«

*Cantillon* trocknete sich die Stirne ab. Ich holte Atem; er fuhr fort: »Man hat allerdings Recht, wenn man sagt, dass, wenn man ertränke, man sich an eine glühende Eisenstange festklammern würde; er krallte sich so am Ruder fest, dass seine Nägel in dem Holz abgedrückt waren. Ich stützte sie auf den Rand des Schiffeins, so hatte ich einen Stützpunkt, und Herr *Eugéne* er, schien wieder über dem Wasser. Ich zitterte so stark, dass ich befürchtete, mein vertracktes Ruder entschlüpfte mir. Ich legte mich nieder, den Kopf auf den Rand des Nachens, und zog die Stange an mich, mit meinem Körper darauf drückend und fest haltend. Herr *Eugéne* ließ den Kopf zurückhängen, wie ein in Ohnmacht Gesunkener; ich zog die Maschine immer mehr zu mir her, dies brachte ihn näher.



Endlich reichte ich ihm den Arm, ich ergriff ihn mit der Faust

Endlich reichte ich ihm den Arm, ich ergriff ihn mit der Faust; jetzt war ich meiner Sache gewiss, ich packte ihn fest wie ein Schraubstock. Acht Tage nachher hatte er noch blaue Male rings um den Arm. Er hatte die Kleine nicht losgelassen; ich zog ihn ins Fahrzeug herein. Sie blieben Beide' auf dem Boden desselben liegen, das Eine nicht viel mehr Leben zeigend, als das Andere. Ich rief meinem Herrn. Ich versuchte ihm in die hohle Hand zu schlagen,

er klemmte sie so fest zu, als wenn er Nüsse knacken wollte: man hätte aus der Haut fahren mögen.

Ich nahm das Ruder wieder zur Hand und wollte das Ufer gewinnen. Wenn ich zwei Ruder habe, bin ich schon kein großer Seemann, mit einem einzigen war es immer das nämliche Lied; wollte ich auf die eine Seite, so kam ich auf die andere, die Strömung riss mich mit fort. Als ich bestimmt sah, dass ich auf dieselbe Art nach Havre geriet, sprach ich bei mir selbst, um Alles nur keinen falschen Weg, rufen wir um Hilfe; hierauf fing ich an zu schreien, wie ein Pfau.

»Die Schlingel in der kleinen Baracke, wohin man die Ertrunkenen bringt, hörten mich. Sie setzten ihr Fahrzeug ins Wasser. Mit zwei Ruderschlägen waren sie bei mir, und befestigten meine Barke an der ihrigen. Noch fünf Minuten, und mein Herr und das Mädchen waren im Salz, wie Heringe.«

»Man fragte, ob ich auch ertrunken sei; ich antwortete, nein, es habe Nichts zu bedeuten, wenn man mir ein Glas Branntwein geben wolle, so sei mein Herz wieder gestärkt. Meine Beine bogen sich wie Fadenstränge.«

»Mein Herr schlug die Augen zuerst wieder auf; er warf sich mir an den Hals. . . Ich schluchzte, ich lachte, ich weinte. . . Herr Gott, wie ist der Mensch so dumm!. . .«

Herr *Eugéne* drehte sich um; er erblickte das Mädchen, dem man Arzneien reichte. »Tausend Franken für euch, meine Freunde, sagte er, wenn sie nicht stirbt; ,und du, *Cantillon*, mein Braver, mein Freund, mein Retter (ich weinte noch immer) führe das Kabriolett her.«

»Ja, ja, entgegnete ich, es ist wahr, und Coco!. . . Sie dürfen nicht fragen, ob ich den Kopf zwischen die Füße nahm. Ich gelangte auf den Platz, wo ich es gelassen hatte: . . . das Kabriolett und das Pferd waren eben so wenig mehr dort, wie auf meiner Hand. Den andern Tag fand es uns die Polizei wieder auf: ein Liebhaber war damit nach Hause gefahren.«

»Ich kam zurück und sagte: Fehlgeschossen, er antwortete mir: Nun gut, so hole einen Mietkutscher her.« »Und das junge

Frauenzimmer? frage ich.« Sie hat den Fuß ein wenig bewegt, sagte er. »Wahrhaftig!« ich bringe einen Fiaker: sie war wieder ganz zu sich gekommen; nur sprach sie noch nicht. Wir trugen sie in die Kutsche. »Kutscher! *Rue du Bac*, Numero 31. ; und schnell.«

— »Sagen Sie einmal/ hier ist Demoiselle *Mars*, Nummer 58.«

— »Ist deine Geschichte zu Ende?«

— »Zu Ende, pah!. . . noch nicht zum vierten Teil was ich Ihnen gesagt habe, ist noch Nichts, Sie werden sehen.«

Wirklich lag ein gewisses Interesse in dem, was er mir erzählt hatte. Ich hatte unserer großen Schauspielerin nur einen Wunsch darzubringen, den, sie im Jahre eintausend achthundert und einunddreißig ebenso unerreichbar zu finden, als im Jahre eintausend achthundert und dreißig. Nach zehn Minuten war ich im Kabriolett.

— »Und die Geschichte?«

— »Zuerst, wo muss ich Sie hinführen?«

— »Mir gleich, nur zu; die Geschichte!«

— »Ah! die Geschichte! Wir waren da: Kutscher, *Rue du Bac* und schnell.«

»Auf der Brücke verlor unser Mädchen zum zweiten mal das Bewusstsein.«

— »Mein Herr ließ mich auf dem Quai absteigen, um einen Arzt zu holen. Als ich mit ihm kam, fand ich Fräulein *Marie*. . . habe ich Ihnen gesagt, dass sie *Marie* hieß?«

— »Nein.«

— »Nun gut, das war ihr Taufname. Ich fand Fräulein *Marie* in einem Bette siegend, und eine Wärterin bei ihr. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schön sie war, mit ihrem blassen Gesicht, ihren geschlossenen Augen, ihren auf der Brust gekreuzten Händen: sie hatte das Ansehen der Jungfrau, deren Namen sie trug, um so mehr, als sie in der Hoffnung war.«

— »So! rief ich aus, deshalb hatte sie sich ins Wasser gestürzt?«

— »Nun, Sie sagen gerade, was mein Herr dem Arzt erwiderte, als er ihm diese Nachricht mitteilte; wir hatten es nicht

wahrgenommen. Der Arzt hielt ihr einen kleinen Flacon unter die Nase; ich will daran denken. Stellen Sie sich vor; er hatte ihn auf die Kommode gestellt; ich, als ich sah, dass sie dies wieder zu sich selbst brachte, dachte dummerweise: es muss einen verdammten Geruch haben. Ich schleiche um die Kommode herum, mich stellend, als ob ich an Nichts denke, und während sie den Rücken kehren, ziehe ich den Pfropf, und stecke mir den Hals des Flacons in die Nase. O! welcher Stich! es wäre nicht schlimmer gewesen, wenn ich ein hundert Nadeln hinauf geschnupft hätte. . . . Gut, sagte ich, dich kenne ich jetzt. Es hatte mir heiße Tränen aus den Augen getrieben. Herr *Eugéne* sagte mir: »Du musst dich trösten, mein Freund, der Doktor steht dir für Alles.« Ich sprach bei mir selbst: meinetwegen, er kann geschickt sein, der Doktor, aber wenn ich krank bin, werde ich ihn nicht aufsuchen.«

»Während dieser Zeit war Fräulein *Marie* zu sich gekommen; sie blickte im Zimmer rings um sich her, und sagte dann: »Wunderlich! wo bin ich denn? ich kenne dies Zimmer nicht. « Ich erwiderte ihr: »Es ist möglich, aus dem Grunde, weil Sie nie hierher gekommen sind.« Mein Herr wisperte: »Pst! *Cantillon*;« dann sagte er zu ihr, da er sich darauf verstand, mit Frauenzimmern zu sprechen: »Beruhigen Sie sich, Madame, ich werde für Sie die Sorgfalt und Achtung eines Bruders haben, und so wie Ihr Zustand es erlaubt, werde ich Sie in Ihre Wohnung bringen, ich werde mich beeilen, Sie dorthin zurückzuführen.« Ich bin also krank? versetzte sie erstaunt, dann, ihre Ideen zusammenfassend, rief sie plötzlich aus: »O, ja, ja, ich erinnere mich an Alles; ich habe gewollt! . . . « Ein Schrei entfuhr ihr. »Und Sie, mein Herr, sind es ohne Zweifel, der mich gerettet hat; o, wenn sie wüssten, welchen unseligen Dienst Sie mir geleistet haben, welche schmerzliche Zukunft Ihre Aufopferung für eine Unbekannte vor derselben aufgetan hat!« Ich hörte das ganze Gespräch mit an, indem ich mir die Nase rieb, die mich noch immer brannte, weshalb ich aber doch kein Wort verloren habe, und Ihnen Alles erzähle, wie es sich zugetragen hat. Mein Herr tröstete sie, wie er konnte; aber auf Alles, was er sagte, antwortete sie: »Ach, wenn Sie wüssten! «Es scheint, dass es ihn langweilte, immer das

Nämliche zu hören, denn er beugte sich zu ihrem Ohre nieder, und sagte ihr: »Ich weiß Alles. — Sie? — Ja; Sie lieben, sind verraten und verlassen worden. — Ja, verraten, antwortete sie, feige verraten, grausam verlassen.«

— »Nun, denn, fiel Herr *Eugène* ein, vertrauen Sie mir Ihren ganzen Kummer; nicht Neugierde, sondern der Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, ist es, was mich leitet; ich glaube, dass ich kein Fremder mehr für Sie sein muss.«

— »Nein nein, sagte sie, denn ein Mann, der sein Leben auf s Spiel setzt, wie Sie, muss großmütig sein. Sie haben, ich bin dessen gewiss, nie ein armes Mädchen verlassen, so dass ihr nur die Wahl, blieb zwischen ewiger Schande und einem schnellen Tod. Ja, ja, ich will Ihnen Alles sagen!« Ich dachte: »Gut, das muss interessant sein; es fängt gut an, hören wir die Geschichte.«

— »Aber vorher, fügte sie bei, erlauben Sie mir, dass ich an meinen Vater schreibe, an meinen Vater, dem ich einen Abschiedsbrief zurückgelassen, worin ich ihm meinen Entschluss mitteilte so dass er glauben muss, ich hätte ihn ausgeführt. Sie werden erlauben, dass er hierher kommt, nicht wahr? Vorausgesetzt, dass er in seinem Schmerz nicht zu einer Handlung der Verzweiflung geschritten ist! Erlauben Sie, dass ich ihm schreibe, im Augenblick zu kommen; ich fühle, dass ich nur mit ihm werde weinen können, und weinen, wird mir wohl tun!«

— »Schreiben Sie, schreiben Sie, sagte mein Herr zu ihr: und reichte ihr Feder und Tinte hin. Wer möchte es wagen, um einen Augenblick diese rührende Vereinigung einer Tochter und eines Vaters aufzuhalten, die sich auf immer getrennt glaubten? Schreiben Sie, ich bitte Sie darum; verlieren Sie keine Minute. Wie muss Ihr, unglücklicher Vater leiden.«

»Während dieser Zeit kritzelte sie ein kleines, zierliches Pfötchen auf das Papier; als sie geendigt hatte, fragte sie nach der Adresse des Hauses: *Rue du Bac*, Numero 31. sagte ich zu ihr.«

»*Rue du Bac*, Numero 31!« wiederholte sie, und ehe man sich s versah, lag der Tintenzeug auf dem Teppich des Tisches. Nach einer kleinen Weile setzte mit melancholischer Stimme hinzu: »Es ist

vielleicht die Vorsehung, die mich in dieses Haus geführt hat.« Ich entgegnete, die Vorsehung oder nicht, man braucht, immer ein hübsches Päckchen Sauerkleesalz, um diesen Flecken wieder herauszubringen.«

»Mein Herr schien ganz betroffen. Ich begreife Ihr Erstaunen, sagte sie, allein Sie sollen Alles wissen, Sie werden dann den Eindruck ermessen können, den die Adresse, welche Ihr Bedienter mir so eben gegeben, auf mich machen musste. Und sie übergab ihm den Brief für ihren Vater.

— »Cantillon trage diesen Brief fort.« Ich werfe einen Blick darauf. *Rue des Fossés-Saint-Victor*. Es ist ein hübscher Weg bis dorthin; er antwortete mir: »Hat Nichts zu sagen, nimm ein Kabriolett, und sei in einer halben Stunde wieder hier.

»Mit zwei Sätzen war ich auf der Straße; ein Kabriolett fuhr vorüber, ich springe hinein. »Hundert Sous, Freund, in die Straße *Fossés-Saint-Victor* zu fahren, und mich wieder hierher zurückzubringen.« Ich möchte von Zeit zu Zeit solche Fahrten haben.«

»Wir halten vor einem kleinen Hause an; ich klopfe. Die Pförtnerin kommt, und öffnet mir brummend. Brumm nur, sage ich. Herr *Dumont*? Ach! mein Gott, ruft sie aus, bringen sie Nachrichten von seiner Tochter? Und merkwürdige, antwortete ich. — Im fünften Stock, am Ende der Treppe. — Ich steige hinauf immer vier und vier Stufen; eine Tür stand halboffen; ich blicke hinein, ich sehe einen alten Militär, welcher weinte, ohne ein Wort zu sprechen, einen Brief küsste, und Pistolen lud. Ich sagte: das muss der Vater sein, oder ich irre mich sehr.«



ich sehe einen alten Militär, welcher weinte,  
ohne ein Wort zu sprechen, einen Brief küsste,  
und Pistolen lud

»Ich drücke die Tür auf. — Ich komme von Fräulein *Marie*, sage ich, auf ihn zugehend.«

»Jetzt wendet er sich um, wird blass wie der Tod und sagt. . .  
»Meine Tochter!« — Ja, Fräulein *Marie*, Ihre Tochter. Sie sind Herr *Dumont*, ehemaliger Kapitän unter dem *Andern*? <sup>14</sup>

»Er machte ein Zeichen mit den? Kopfe. — Nun gut! hier ist ein Brief von Fräulein *Marie*. Er nahm ihn. Ich übertreibe nicht, mein Herr, aber die Haare standen ihm in die Höhe, und es rann ihm so viel Wasser von der Stirne als aus den Augen.«

— »Sie lebt, sagte er, und dein Herr hat sie gerettet. Führe mich im Augenblick zu ihr, im Augenblick! nimm, nimm, mein Freund!«

»Er stöbert in der Schublade eines kleinen Schreibtisches umher, nimmt drei oder vier Fünffrankenstücke heraus, eines nach dem andern, und legt sie mir in die Hand. Ich nehme sie, um ihn nicht zu erniedrigen; ich blicke mich im Zimmer um, und sage bei mir selbst: du bist nicht dick gepackt. Ich drehe mich halb um, lasse die zwanzig Franken hinter eine Büste des *Andern* schlüpfen, und sage: danke, Kapitän.«

— »Bist du bereit? — Ich erwarte Sie. Nun fängt er an die Treppen hinabzufliegen, als wenn er einen Abhang hinunterglitsche. Ich sage zu ihm: hören Sie doch, hören Sie doch, alter Herr, auf Ihrer Schneckenstiege hier sehe ich Nichts. Pah! er war schon unten.«

»Kurz und gut, wir sind also im Kabriolett. Ich sage zu ihm: ohne Unbescheidenheit, mein Kapitän, was wollten Sie denn mir den Pistolen machen, die Sie luden? Er antwortet mir, die Stirne runzelnd: die eine war für einen Elenden, dem Gott verzeihen mag, dem aber ich nicht verzeihen werde. Ich sage: gut! dieß ist der Vater des Kindes.«

— »Die andere war für mich.«

— »Ah! es ist besser, dass die Sache auf diese Art gegangen ist, antwortete ich ihm.«

— »Es ist noch nicht aus, erwidert er. Aber erzähle, mir doch, wie dein Herr, dieser herrliche junge Mann, meine arme Marie gerettet hat?«

»Ich erzählte ihm Alles: er schluchzte wie ein Kind. . . Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, wie der alte Mann weinte, auch drehte der Kutscher sich um und sagte: das sind Dummheiten, Herr, ich sehe nächstens nicht mehr so viel, dass ich mein Pferd leiten kann. Wenn das arme Tier nicht mehr Verstand hätte, als wir drei, so würde es uns gerade an die Morgue <sup>15</sup> führen.«

— »An die Morgue! sagte der Kapitän bebend, an die Morgue! Wenn ich daran denk, dass ich keine andere Hoffnung mehr hätte, als sie dort wieder zu finden, wenn ich meine arme *Marie*, das Kind meines Herzens, auf jenem schwarzen triefenden Marmor ausgestreckt sehen müsste! Den Namen, den Namen deines Herrn! damit ich ihn segne, damit ich ihn in meinem Herzen neben einem andern Namen aufstelle.«

— »Neben dem des *Andern*, nicht wahr, dessen Büste sie haben?«

— »O Marie! Und es ist keine Gefahr mehr, nicht wahr? der Arzt hat für sie gehaftet?«

— »Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Arzt; das ist ein stolzer Schafskopf.«

— »Wie? es ist also noch für meine Tochter zu fürchten?«

»Nein, sage ich: ich spreche lediglich von mir in Betreff meiner Nase.«

»Während dieser Zeit machten wir den Weg so schnell dass plötzlich der Kutscher ausrief:

— »Wir sind an Ort und Stelle.«

— »Hilf mir, mein Freund, sagte der Kapitän zu mir, die Beine versagen mir den Dienst. Wo ist es?«

— »Hier im zweiten Stock, wo Sie Licht sehen und einen Schatten hinter dem Vorhang,«

— »Komm, komm!«

»Armer Mann! er war blass, wie ein Leichentuch. Ich nahm seinen Arm unter den meinigen, ich hörte sein Herz klopfen. — Wenn ich sie tot finden würde, sprach er zu mir mit verstörter Miene.«

»In demselben Augenblick ging die Tür von Herrn *Eugènes* Wohnung, zwei Stockwerke über uns, auf und wir hörten eine weibliche Stimme ausrufen: — Mein Vater! mein Vater!«

— »Sie ist es, es ist ihre Stimme, sagte der Kapitän; und der Greis, der eine Sekunde vorher zitterte, stürzte wie ein junger Mann fort, trat in das Zimmer ohne irgend Jemand guten Tag oder guten Abend zu sagen und eilte auf das Bett seiner Tochter zu, indem er ausrief: *Marie!* mein teures Kind, meine Tochter!« »Als ich dazu kam, lagen sie, wie gemalt, Eines in des Andern Armen; der Vater rieb das Gesicht seiner Tochter mit der Löwenhaut seines Gesichts und seinem alten Schnurrbart, die Wärterin weinte, Herr *Eugène* weinte, ich weinte, kurz es war ein Platzregen von Tränen.«

»Mein Herr sagte zu der Wärterin und zu mir: — »Man muss sie allein lassen. Wir gingen alle drei hinaus; er nahm mich bei der Hand und sprach: Passe auf *Alfred* von *Linar*; wenn er heimkommt vom Ball, so bitte ihn, zu mir zu kommen, ich habe mit ihm zu sprechen. Ich stelle mich als Schildwache auf die Treppe und sage: Da stets gut!«

»Nach Verfluß einer Viertelstunde höre ich ein Geträller. Es war Herr *Alfred*. Er kam singend die Treppe herauf. Ich sagte ihm höflich: — Nicht eben das, aber mein Herr will Ihnen ein Paar Worte sagen.«

— »Hatte dein Herr nicht bis morgen warten können? antwortet er mir mit spaßhafter Miene.«

— »Es scheint nicht, weil er sie sogleich verlangte.«

— »Gut; wo ist er?«

— »Hier bin ich, sagte Herr *Eugène*, der mich gehört hatte. Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, in dieses Zimmer zu treten? Und er deutete auf das, von Fräulein *Marie*. Ich wusste nicht mehr, was ich davon denken sollte.«

Ich mache die Tür auf. Der Kapitän trat in ein Seitenkabinett; er bedeutete mir durch einen Wink, zu warten, bis er verborgen sei. Als es geschehen war, sagte ich: — Treten Sie ein, meine Herrn. Mein Herr, drängt Herrn *Alfred* in das Zimmer, zieht mich heraus, und schließt die Tür hinter uns zu. Ich hörte eine zitternde Stimme sprechen:

»*Alfred!* und eine erstaunte Stimme antworten: *Marie! Marie!* Sie hier? Herr *Alfred* ist der , Vater des Kindes? frage ich meinen Herrn; er antwortet mir:

— »Ja, bleibe bei mir, und lass uns horchen.

« »Zuerst hörten wir Nichts als Fräulein *Marie*, die Herrn *Alfred* zu bitten schien. Dies währte einige Zeit. Endlich hörten wir die Stimme desselben sagen: — Nein, *Marie*, es ist unmöglich. Sie sind närrisch; ich bin nicht mein eigener Herr, um mich zu verheiraten, ich hänge von einer Familie ab, die es mir nicht erlauben würde. Aber ich bin reich, und wenn Gold. . :«

»Auf dieses Wort entstand ein furchtbarer Lärm. Um sich nicht die Mühe zu geben, die Türe des Kabinetts aufzuschließen, worin sich der Kapitän versteckt hielt, hatte er sie mit einem Fußtritt eingestoßen. Fräulein *Marie* stieß einen Schrei aus; der Kapitän einen Fluch, von dem das ganze Haus hätte einstürzen mögen; mein Herr sagte: — Treten wir ein.«

»Es war Zeit.«

»Der Kapitän *Dumont* hatte Herr *Alfred* unter seinem Knie und drehte ihm den Hals um, wie einem Stück Geflügel. Mein Herr riss sie auseinander.«

»Herr *Alfred* erhob sich, blass, mit starren Augen und knirschenden Zähnen; er warf keinen Blick auf Fräulein *Marie*, die

immer noch in Ohnmacht dalag, aber als er an meinen Herrn kam, der ihn mit verschränkten Armen erwartete, sprach er: —*Eugéne*, ich wusste nicht, dass Ihre Wohnung eine Mördergrube sei; ich werde sie künftig nur mit einer Pistole in jeder Hand betreten, verstehen Sie mich? — So hoffe ich Sie wieder zu sehen, sagte mein Herr zu ihm, denn wenn Sie auf andere Art wieder hereinkamen, würde ich Sie im Augenblick bitten, sich hinauszupacken.«

— »Kapitän, sagte Herr *Alfred* sich umdrehend, Sie werden nicht vergessen, dass ich auch eine Schuld bei Ihnen habe«

— »Und Sie bezahlen mir dieselbe augenblicklich, erwiderte der Kapitän, denn ich verlasse Sie nicht mehr.«

— »Es sei.«

— »Der Tag bricht an, fuhr Herr *Dumont* fort. Holen Sie Waffen herbei.«

— »Ich habe Degen und Pistolen, sagte mein Herr.«

— »Dann lassen Sie solche in einen Wagen bringen, versetzte der Kapitän.«

— »In einer Stunde, im Gehölz von Boulogne. am Thor Maillot, rief *Alfred*.«

— »In einer Stunde, erwiderten mein Herr und der Kapitän, zu gleicher Zeit. Gehen Sie, Zeugen zu holen.«

»Er ging weg.«

»Der Kapitän beugte sich jetzt über das Bett seiner Tochter. Herr *Eugéne* wollte Hilfe herbeirufen. — Nein, nein, sagte der Vater, es ist besser, sie bleibt mit Allem unbekannt. *Marie!* teures Kind, lebe wohl. Wenn ich getötet werde, Herr *Eugéne*, so rächen Sie mich, nicht wahr? und Sie verlassen die Waise nicht?«

— »Ich schwöre es Ihnen bei ihrem Haupt, erwiderte mein Herr; und warf sich in die Arme des armen Vaters.«

— »*Cantillon*, laß eine Mietkutsche vorfahren.«

— »Ja, mein Herr; werde ich mit Ihnen gehen?«

— »Tu wirst mitgehen.«

»Der Kapitän küßte, seine Tochter nochmals; und rief der Wärterin: — Stehen Sie ihr jetzt bei und wenn sie fragt, wo ich sei,

so sagen Sie, dass ich bald zurückkommen werde. Kommen Sie, mein junger Freund, wir wollen gehen.«

»Sie gingen in das Zimmer des Herrn *Eugéne*. Als ich mit dem Fiaker zurückkam, erwarteten sie mich schon unten. Der Kapitän hatte Pistolen in den Taschen und Herr *Eugéne* den Degen unter dem Mantel.«

— »Kutscher, ins Boulogner Wäldchen.«

— »Wenn ich getötet werde, mein Freund, sagte der Kapitän, so überliefern sie diesen Ring meiner armen *Marie*: es ist der Verlobungsring ihrer Mutter; eine würdevolle Frau, junger Mann, die jetzt bei Gott ruht, oder es gäbe da oben nicht mehr Gerechtigkeit als auf dieser Welt. Ordnen Sie ferner an, dass ich mit meinem Kreuz und meinem Degen begraben werde. Ich habe keinen andern Freund als Sie, keinen andern Verwandten als meine Tochter: also Sie und meine Tochter hinter meinem Sarg und das sei Alles.«

— »Warum diese Gedanken, Kapitän? sie sind ziemlich düster für einen alten Militär.«

»Der Kapitän lächelte traurige«

— »Seit 1813 hat Alles eine schlimme Wendung für mich genommen, Herr *Eugéne*. Weil Sie versprochen haben, über meine Tochter zu wachen, so ist es besser, sie hat einen jungen und reichen Beschützer, als einen armen alten Vater.«

Er schwieg; Herr *Eugéne* wagte nicht mehr mit ihr zu sprechen, und der Greis blieb stille bis zum Ort des Zusammentreffens.

»Ein Kabriolett folgte uns auf einige Schritte.

Herr Alfred stieg mit seinen zwei Zeugen aus.«

Einer der Zeugen trat zu uns.

— »Was ist die Waffe des Kapitäns?«

— »Die Pistole, antwortete dieser.«

— »Bleib im Fiaker und hüte die Degen, sagte mein Herr; und sie verloren sich alle fünf im Gehölz.«

»Kaum waren zehn Minuten vergangen, als ich zwei Pistolenschüsse hörte. Ich prallte zurück, als wenn ich, mich nicht darauf versehen hätte: für einen der Beiden war es aus, denn es

verstoßen zehn weitere Minuten, ohne dass sich dasselbe wiederholte.«

»Ich hatte mich ganz in den Hintergrund des Fiakers geworfen, und wagte nicht aufzublicken. Plötzlich ging der Kutschenschlag auf. — *Cantillon*, die Degen! sagte mein Herr. Ich überreichte sie ihm. Er streckte die Hand aus, sie zu nehmen; der Ring des Kapitäns war an seinem Finger.«

— »Und . . . und . . . der Vater der Fräulein Marie? fragte ich.«

— »Todt!«

— »Also diese Degen? . . .«

— »Sind für mich.«

— »Um des Himmels Willen lassen Sie mich Ihnen folgen.«

— »Komm, wenn du willst.«

»Ich sprang aus dem Fiaker. Mein Herz war so klein wie ein Senfkorn, und ich zitterte an allen Gliedern. Mein Herr trat in das Gehölz, ich folgte ihm.«

»Wir hatten noch keine zehn Schritte gemacht, als ich Herrn *Alfred*, wohlgenut dastehend und von seinen Zeugen umgeben, lachen sah. — Nimm dich in Acht, sagte mir mein Herr, mich auf die Seite schiebend. Ich machte einen Satz rückwärts. Beinahe wäre ich über den Körper des Kapitäns gestrauchelt.«

»Herr *Eugéne* warf einen Blick auf den Leichnam, trat dann vor gegen die Gruppe, ließ die Degen zu Boden fallen und sprach: Meine Herrn, sehen Sie, ob sie von gleicher Länge sind.«

— »Sie wollen also die Sache nicht bis morgen verschieben? fragte einer der Zeugen.«

— »Unmöglich!«

— »Sein Sie doch ruhig, meine Freunde, sagte Herr *Alfred*; der erste Kampf hat mich nicht ermüdet; nur würde ich gerne ein Glas Wasser trinken.«

— »*Cantillon*, hole ein Glas Wasser für Herrn *Alfred*, sagte mein Herr«

»Ich hatte eben so viel, Lust zu gehorchen, als fortzugehen und mich zu hängen. Herr *Eugéne* machte ein zweites Zeichen mit der

Hand, und ich schlug den Weg zu dem Restaurateur ein, der am Eingang ins Gehölz wohnt; wir befanden uns kaum hundert Schritte davon. Mit zwei Sprüngen war ich zurück. Ich hielt ihm das Glas hin und sagte so bei mir selbst: nimm und möge dir das Glas Wasser zu Gift werden! Er nahm es: seine Hand zitterte nicht; nur bemerke ich, als er es mir zurückgab, dass er es dergestalt zwischen die Zähne gebissen hatte, dass ein Stück ausgebrochen war.«

»Ich wandte mich um und warf das Glas Kopfüber von mir, und bemerkte, dass mein Herr sich während meiner Abwesenheit gerüstet hatte. Er hatte Nichts am Leibe behalten, als seine Beinkleider und sein Hemd; auch waren die Ärmel des letzteren bis oben an den Arm hinauf gestülpt. Ich näherte mich ihm und fragte ihn: Haben Sie mir Nichts zu befehlen. — Nein, erwiderte er. Ich habe weder Vater noch Mutter; wenn ich falle . . . Er schrieb einige Worte mit Bleistift übergibst du dieses Papier Fräulein *Marie*. . . «

»Er warf noch einen Blick auf den Leichnam des Kapitäns und trat auf seinen Gegner mit den Worten zu:

— »Vorwärts, meine Herrn.«

— »Aber Sie haben keine Zeugen, antwortete Herr Alfred.«

— »Einer der Ihrigen wird mir dazu dienen.«

— »*Ernst*, gehe auf die Seite des Herrn.«

»Einer der beiden Zeugen trat auf meines Herrn Seite, der andere nahm den Degen, stellte die beiden Gegner vier Schritte auseinander, gab jedem einen Degengriff in die Hand, kreuzte die Klingen und entfernte sich mit den Worten: Vorwärts, meine Herren.«

»Im nämlichen Augenblick machte jeder von ihnen einen Schritt vorwärts und ihre Klingen waren verwickelt bis an das Gefäß.«

— »Zurück! sagte mein Herr.«

— »Ich bin nicht gewohnt, mich loszumachen, erwiderte Herr *Alfred*.«

— »Gut!«

»Herr *Eugéne* wich einen Schritt zurück und stellte sich wieder in Parade.«

»Er hatte zehn schreckliche Minuten zuzubringen. Die Degen

schwirrten um einander her, wie spielende Schlangen. Herr *Alfred* allein führte Stöße; mein Herr, dem Degen mit den Augen folgend, parierte nur, aber weder mit mehr noch mit weniger Ruhe als auf einem Fechtboden. Ich war in einer Wut! Wenn der Bediente des Andern da gewesen wäre, hätte ich ihn erwürgt.«

»Der Kampf dauerte immer fort. Herr *Alfred* lächelte bitter; mein Herr war ruhig und kalt.«

— »Ah! sagte Herr *Alfred*.«

»Seine Degen hatten meinen Herrn am Arm gestreift, das Blut floß.«

— »Es ist Nichts, erwiderte dieser, fahren wir fort. »Ich schwitzte große Tropfen.«

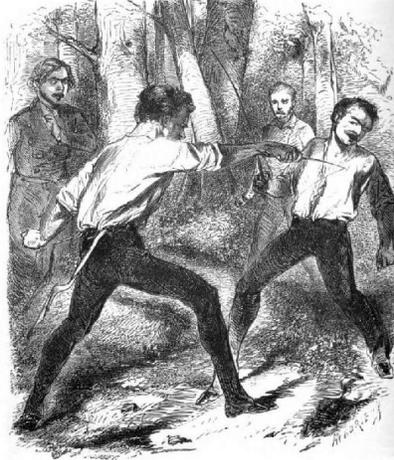
»Die Zeugen traten näher. Herr *Eugéne* gab ihnen mit dem Arm einen Wink, sich zu entfernen. Sein Gegner benützte diese Bewegung, er fiel aus; mein Herr kam zu spät, eine Secunde zu parieren und das Blut floss aus seinem Schenkel. Ich setze mich auf den Rasen; ich vermochte mich nicht mehr auf den Beinen zu erhalten.«

»Indessen war Herr *Eugéne* gleich ruhig und gleich kalt; nur ließen seine auseinander stehende Lippen zusammengebissene Zähne sehen. Das Wasser floss von seinem Gegner herab; er ließ nach.«

»Mein Herr machte einen Schritt vorwärts; Herr *Alfred* wich.«

— »Ich glaubte, Sie wichen nie, sagte er.«

»Herr *Alfred* machte eine Finte; *Eugéne* parierte mit solcher Kraft, dass der Degen seines Gegners sich ganz herabsenkte, wie bei m Gruß, so war seine Brust einen Augenblick ungedeckt, und der Degen meines Herrn tauchte sich darein bis an den Griff.«



Seine Brust blieb einen Augenblick ungedeckt,  
und der Degen meines Herrn tauchte sich darein bis an den Griff

»Herr Alfred streckte die Arme aus, ließ das Eisen los und blieb nur aufrecht, weil der Degen, der ihn durchstach, ihn hielt.«

»Herr Eugéne zog seinen Degen zurück, und er fiel.«

— »Habe ich als Ehrenmann gehandelt? fragte er die Zeugen. Sie machten eine bejahende Gebärde und gingen auf Herrn Alfred zu.«

»Mein Herr kam an mich heran.«

— »Geh nach Paris zurück und bringe einen Notar zu mir, dass ich ihn bei m Heimkommen finde.«

— »Wenn es wegen des Testaments Herrn Alfreds ist, sagte ich zu ihm, so lohnt es sich nicht der Mühe, da er sich windet wie ein Aal, und Blut speit, was ein böses Zeichen ist.«

— »Nicht deshalb, sagte er.«

»Warum war es denn? sagte ich jetzt meinerseits, indem ich den Kutscher unterbrach.«

— »Um das Mädchen zu heiraten, erwiderte mir *Cantillon*, und ihr Kind anzuerkennen . . .«

— »Er hat dies getan?«

— »Ja, mein Herr, und es war brav. Er sagte dann zu mir: *Cantillon*, wir werden auf Reisen gehen, ich und meine Frau: ich möchte dich wohl bei mir behalten; aber du verstehst wohl, es würde ihr lästig sein, dich zu sehen. Hier sind tausend Franken; ich gebe dir mein Kabriolett und mein Pferd, tue, was du willst; und wenn du mich nötig hast, so wende dich nicht an Andere.«

Da ich nun die Mittel hatte, wurde ich Kutscher.

— »Dies ist meine Geschichte, wo soll ich Sie hinführen?«

— »Nach Hause; ich werde meine Besuche an einem andern Tage vollenden.«

Ich kehrte nach Haus zurück und schrieb die Geschichte *Cantillons* nieder, so wie er sie mir erzählt hatte.



# Blanca von Beaulieu.

---

aus dem Französischen  
Antonys Erinnerungen  
Stuttgart.

Druck und Verlag Imle u. Krauß.  
1835.

## I.

**W**er am Abende des 15. Dezembers 1793, um sich in das Dorf Saint-Crepin zu begeben, das Städtchen Clisson verlassen, und auf dem Rücken des Bergs angehalten hätte, an dessen Fuße die Moine fließt, würde auf der andern Seite des Thales ein sonderbares Schauspiel gesehen haben.

Zuerst hätte er an dem Orte, wo sein Blick das zwischen den Bäumen verlorene Dorf gesucht, inmitten eines durch die Dämmerung schon verdunkelten Horizonts, drei oder vier Rauchsäulen wahrgenommen, die, auf ihrer Grundfläche vereinzelt und in der Höhe sich ausbreitend, in einander flossen, sich einen Augenblick wie eine gebräunte Kuppel hin- und her wiegten, und dann, träge einem feuchten Westwinde nachgebend, in dieser Richtung mit den niedrig stehenden Wolken eines nebligen Himmels verschmolzen. Er hätte diese Grundlage langsam rot werden, dann allen Rauch aufhören und aus den Dächern der Häuser an ihrer Stelle spitzige Feuerzungen mit dumpfem Geprassel hervorbrechen sehen, bald spiralförmig sich windend, bald sich niedersenkend und sich erhebend gleich dem Mast eines Schiffes. Bald darauf wäre es

ihm vorgekommen, als öffneten sich alle Fenster, um Feuer zu speien. Von Zeit zu Zeit hätte er, wenn ein Dach einstürzte, ein dumpfes Geräusch gehört; er hätte eine lebhaftere Flamme mit taufenden von Funken vermischt, und an dem blutigen Schein der um sich greifenden Feuersbrunst Waffen glänzen, und einen Kreis von Soldaten, fern hin sich ausdehnend, unterscheiden können. Er hätte Geschrei und Gelächter gehört und hätte schreckensvoll ausgerufen: Gott verzeih' mirs, es ist eine Armee, die sich an einem Dorfe wärmt.

Wirklich hatte auch eine republikanische Brigade von zwölf- bis fünfzehnhundert Mann das Dorf Saint-Crepin verlassen gefunden und Feuer daran gelegt.

Es war dies keine Grausamkeit, sondern eine Kriegsmaßregel, ein Feldzugsplan, wie ein anderer auch; die Erfahrung bewies, dass dies das einzige Zweckmäßige war.

Eine einzeln stehende Hütte brannte jedoch nicht; man schien sogar alle nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen zu haben, damit das Feuer sie nicht erreichen könnte. Zwei Schildwachen stunden vor der Thüre und jede Minute traten Ordonnanz-Offiziere und Adjuvanten ein und gingen dann wieder heraus, um Befehle mitzunehmen.

Derjenige, der diese Befehle gab, war ein junger Mann, welcher zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt zu sein schien; lange blonde Haare, auf der Stirne gescheitelt, fielen wellenförmig auf beiden Seiten seiner bleichen und mageren Wangen herab; sein ganzes Gesicht trug den Abdruck jener unheimlichen Traurigkeit, die auf der Stirne Derjenigen haftet, welche jung zu sterben bestimmt sind. Sein blauer Mantel, der ihn einhüllte, verbarg ihn nicht so sehr, dass er nicht die Zeichen seines Grades, zwei Generals-Epauletten, hätte erblicken lassen; nur waren diese Epauletten von Wolle, da die republikanischen Offiziere dem Konvent das patriotische Opfer alles Goldes auf ihren Kleidern dargebracht hatten. Er war über einen Tisch gebeugt, eine Landkarte lag vor seinen Augen aufgerollt, und er zeichnete bei dem Scheine einer Lampe, welcher selbst vor dem Leuchten der Feuersbrunst verschwand, mit Bleistift die Straße, die

seine Soldaten zogen.

Es war der General *Marceau*, der drei Jahre später bei Altenkirchen fallen sollte.

— »Alexander! rief er, sich halb aufrichtend. . . Alexander! ewiger Schläfer, träumst du von St. Domingo, dass du so lange schläfst?«

— »Was gibt es?« sagte, sich ganz aufrecht stellend und aufgeschreckt, Derjenige, an den er sich wendete und dessen Kopf beinahe die obere Bodendecke der Hütte berührte; »was gibt es? kommt der Feind?« und diese Worte wurden mit einem leichten kreolischen Akzent gesprochen, der ihnen selbst mitten in der Drohung noch etwas Sanftheit beließ.

— »Nein, aber ein Befehl vom Obergeneral Westermann ist angelangt.«

Und während sein College diesen Befehl las, denn der, welchen er aufgerufen hatte, war sein College, betrachtete *Marceau* mit kindischer Neugierde die muskulösen Formen des Mulattischen Herkules, den er vor den Augen hatte.

Dieser war ein Mann von achtundzwanzig Jahren, mit kurzen krausen Haaren, brauner Gesichtsfarbe, seiner Stirne und weißen Zähnen, dessen fast übernatürliche Stärke der ganzen Armee bekannt war, welche ihn an einem Schlachttage einen Helm bis auf den Brustharnisch hatte durchhauen, und an einem Paradetage ein unbändiges Pferd, das mit ihm durchging, zwischen den Beinen hatte erdrücken sehen. Auch dieser hatte nicht lange zu leben; aber weniger glücklich als *Marceau*, sollte er, ferne vom Schlachtfelde, vergiftet auf Befehl eines Königs sterben. Es war der General *Alexander Dumas*; es war mein Vater.

— »Wer hat dir diesen Befehl gebracht? Fragte er?«

— »Der Volks-Repräsentant *Delmar*.«

— »Gut.

Und wo sollen sich diese armen Teufel sammeln?«

— »In einem Gehölz anderthalb Meilen von hier; sieh auf die Karte: hier ist es.«

— »Ja; allein auf der Karte sind die Schluchten, die Berge, die

abgehauenen Bäume, die tausend Nebenpfade, welche den wahren Weg verwirren, und wo man Mühe hat, sich selbst bei Tage zurecht zu finden, nicht angegeben. . . Höllisches Land!. . . Zudem ist es hier immer kalt.«

— »Sieh, sagte *Marceau*, mit dem Fuß die Tür aufstoßend und ihm das Dorf im Brande zeigend, gehe hinaus, und du kannst dich wärmen. . . He! was ist dies da, Bürger?«

Diese Worte waren an eine Gruppe Soldaten gerichtet, welche, Lebensmittel suchend, in einer Art Hundestall, der an die Hütte angebaut war, worin die beiden Generale sich befanden, einen vendéischen Bauer gefunden hatten, der so betrunken zu sein schien, dass es wahrscheinlich war, er habe den Einwohnern des Dorfs nicht folgen können, als sie dasselbe verlassen hatten.

Der Leser stelle sich einen Meier mit dummem Gesicht, großem Hut, langen Haaren, grauer Jacke vor; ein nach dem Bilde des Menschen flüchtig zusammengestoppeltes Wesen, von einer Stufenklasse, noch unter dem Tier; denn es war augenfällig, dass der Instinkt dieser Masse fehlte. *Marceau* ließ einige Fragen an ihn machen; der Patois und der Wein machten seine Antworten unverständlich. Er wollte ihn gerade als ein Spielzeug den Soldaten überlassen, als der General Dumas barsch den Befehl gab, die Hütte zu verlassen und den Gefangenen dort einzuschließen. Er war noch an der Tür: ein Soldat stieß ihn in s Innere; er ging strauchelnd, stützte sich an die Wand, wankte einen Augenblick, sich auf seinen halb gebogenen Beinen schaukelnd; dann fiel er ausgestreckt und schwerfällig nieder und blieb regungslos liegen. Eine Wache blieb vor der Tür und man gab sich nicht einmal die Mühe, das Fenster zu verschließen.

— »In einer Stunde werden wir aufbrechen können, sagte der General *Dumas* zu *Marceau*; wir haben einen Führer.«

— »Welchen?«

— »Diesen Mann.«

— »Ja, wenn wir uns morgen auf den Weg begeben wollen, mag es sein. Dieser Kerl hat für vierundzwanzig Stunden Schlaf getrunken.«

*Dumas* lächelte: komm, sagte er zu ihm; und er führte ihn unter den Schoppen, worin der Bauer aufgefunden worden war; eine einfache Bretterwand trennte ihn von dem Innern der Hütte, zudem war diese noch durch Einschnitte durchlöchert, die Alles, was darin vorging, unterscheiden ließen, und die erlaubt haben mussten, welche Alles bis auf das unbedeutendste Wort der beiden Generale zu hören, sich eine Weile vorher darin befanden: und jetzt, setzte er mit leiserer Stimme hinzu, sieh hierher.

*Marceau* gehorchte, der Gewalt weichend, die sein Freund selbst in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens über ihn ausübte. Er hatte einige Mühe, den Gefangenen zu unterscheiden, der zufällig in dem hintersten Winkel des Häuschens gefallen war. Er lag noch unbeweglich an derselben Stelle; *Marceau* drehte sich nach seinem Kollegen um; dieser war verschwunden.

Als er seine Blicke wieder in die Hütte zurückwandte, schien es ihm, als habe ihr Bewohner eine leichte Bewegung gemacht; sein Kopf war in eine Richtung zurückgelegt, die ihm erlaubte, mit einem Blick das ganze Innere zu überschauen. Bald öffnete er die Augen mit dem lange währenden Gähnen eines Menschen, der erwacht, und er sah, dass er allein war.

Ein sonderbarer Strahl von Freude und Geisteskraft zeigte sich auf seinem Gesicht.

Von jetzt an war es *Marceau* augenfällig, dass er von diesem Menschen betrogen worden wäre, wenn nicht ein heller sehender Blick Alles erraten hätte. Er betrachtete ihn daher mit erneuerter Aufmerksamkeit; sein Gesicht hatte den früheren Ausdruck wieder angenommen, seine Augen hatten sich wieder geschlossen, seine Bewegungen waren die eines Mannes, der in Schlaf zurückfällt; in einer derselben stemmte er den Fuß an den leichten Tisch, welcher die Karte und den Befehl des General *Westermann* trug, den *Marceau* wieder dahingeworfen hatte: Alles fiel durcheinander; der wachstehende Soldat machte die Tür halb auf, streckte den Kopf nach dem Geräusche hin, sah, was dasselbe verursacht hatte, und sagte lachend zu seinem Kameraden: »Es ist der Bürger, welcher träumt.«

Indessen hatte dieser die Worte gehört, seine Augen hatten sich wieder geöffnet, ein drohender Blick verfolgte einen Augenblick den Soldaten; hierauf ergriff er mit einer schnellen Bewegung das Papier, auf welches der Befehl geschrieben war, und barg es in seiner Brust.

*Marceau* hielt seinen Atem an sich; seine rechte Hand schien an den Griff seines Säbels festgeklebt, seine Linke trug mit seiner Stirne das ganze Gleichgewicht seines an die Bretterwand angelehnten Körpers.

Der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war gerade auf die Seite gekehrt; bald rückte er, sich auf Ellbogen und Knie stützend, aber immer liegend, gegen den Eingang der Hütte langsam vor; der Zwischenraum, der sich zwischen der Schwelle und der Tür befand, erlaubte ihm, die Füße einer Gruppe Soldaten zu sehen, welche sich vor derselben aufhielten. Jetzt fing er mit Geduld und Langsamkeit an, gegen das halboffene Fenster zurückzukriechen; drei Fuß von demselben angelangt, suchte er alsdann in seiner Brust eine Waffe, die darin verborgen war, richtete seinen Körper auf, und schwang sich mit einem einzigen Satz, dem Satz eines Jaguars, zur Hütte hinaus. *Marceau* stieß einen Schrei aus; er hatte weder Zeit gehabt, diese Flucht vorher zu sehen, noch sie zu verhindern. Ein anderer Schrei antwortete dem seinigen: dieser letztere war ein Fluch.

Der Vendeer hatte sich, aus dem Fenster stürzend, gerade dem General Dumas gegenüber gefunden; er hatte ihn mit seinem Messer erstechen wollen, aber dieser hatte ihn an der Faust gefasst, sie gegen dessen eigene Brust gekehrt, und brauchte so nur noch zu drücken, damit sich der Vendeer selbst erdolche.

— »Ich hatte dir einen Führer versprochen. *Marceau*: hier ist einer, und ein kluger, hoffe ich. — Ich könnte dich erschießen lassen, Schlingel, sagte er zum Bauer, es ist mir bequemer, dich leben zu lassen. Du hast unsere Unterredung mitangehört, allein du wirst sie denen nicht zutragen, die dich abgeschickt haben. — Bürger, — er wendete sich an die Soldaten, welche dieser sonderbare Auftritt herbeigelockt hatte, — zwei von euch nehmen jeder eine Hand dieses Mannes, und stellen sich mit ihm an die Spitze der Kolonne: er wird unser Führer sein; wenn ihr wahrnehmt, dass er euch

täuscht, wenn er eine Bewegung zur Flucht macht, so schießt ihr ihn über den Haufen, und werft ihn über die Hecke.«

Hierauf setzten einige mit leiser Stimme gegebenen Befehle diese aufgelöste Linie von Soldaten in Bewegung, welche sich um die Schutthaufen herum erstreckte, die ein Dorf gewesen waren. Diese Gruppen dehnten sich aus, jeder Peloton schien sich an den andern anzuschmieden. Eine schwarze Linie bildete sich, zog sich längs des Hohlwegs, welcher Saint-Crepin von Montfaucon trennt, hinab, schachtete sich darin ein, wie ein Rad in einem Fahrgeleise, und als einige Minuten später der Mond aus zwei Wolken hervortrat, und sich einen Augenblick in diesem Band von Bajonetten, welche ohne Geräusch dahinglitten, spiegelte, hätte man glauben können, eine ungeheure, schwarze Schlange mit Stahlschuppen, im Schatten hin kriechen zu sehen.

---

## II.

Ein Nachtmarsch ist etwas Trauriges für eine Armee. Der Krieg ist schön an einem schönen Tage, wenn der Himmel auf das Handgemenge herabblickt, wenn die Völker sich um das Schlachtfeld, wie um die Einfassung eines Circus drängen, und den Siegern mit den Händen zu klatschen; wenn die zitternden Töne der Blechinstrumente die mutigen Fiebern des Herzens in Wallung bringen; wenn der Rauch von tausend Kanonen sie mit einem Leichentuchs bedeckt, wenn Freunde und Feinde da sind, um zu sehen, wie gut ihr sterben werdet: das ist erhaben! Allein bei Nacht, bei Nacht! Nicht zu wissen, wie man angegriffen wird, oder wie man sich verteidigt, zu fallen, ohne zu sehen, wer den Streich versetzt, oder wo der Schuss herkommt, fühlen, wie Die, welche noch aufrecht stehen, mit den Füßen an euch anstoßen, und auf euch herumtreten, ohne zu wissen, wer ihr seid! Dann nimmt man nicht die Stellung des Fechters ein, man wälzt, man krümmt sich, man beißt die Erde, man reißt sie mir den Nägeln auf: grässlich!

Darum auch marschierte diese Armee traurig und schweigend; denn sie wusste, dass auf jeder Seite ihres Weges sich hohe Hecken, ganze Felder von Ginster und Stechpfiemen hinzogen, dass am Ende des Weges ein Gefecht, ein Nachtgefecht ihrer warte.

Sie marschierten seit einer halben Stunde; von Zeit zu Zeit brach, wie ich schon gesagt, ein Strahl des Mondes aus den Wolken hervor, und ließ an der Spitze dieser Kolonne den Bauern, der als Führer diente, gewahr werden; er lieb dem geringsten Geräusch ein aufmerksames Ohr und war immer von den beiden Soldaten, die ihm zur Seite gingen, bewacht. Zuweilen hörte man auf den Flanken ein Rauschen der Blätter: die Spitze der Kolonne stand plötzlich still; mehrere Stimmen riefen: »Wer da? . . .« Nichts antwortete und der Bauer sagte lachend: Es ist ein Hase, der aus seinem Lager springt. Manchmal glaubten die beiden Soldaten irgend Etwas, das sie nicht unterscheiden konnten, vor ihnen sich bewegen zu sehen, sie

sprachen unter einander: Sieh doch hin! . . . und der Vendeer erwiderte: »Es ist euer Schatten, gehen wir immer zu. Plötzlich sahen sie bei der Wendung des Wegs zwei Menschen sich aufrichten: sie wollten schreien: einer der Soldaten fiel, ehe er die Zeit hatte, ein Wort zu sprechen; der andere wankte eine Sekunde und vermochte nur noch zu sagen: »Zu mir her!«

Zwanzig Flintenschüsse gingen zu gleicher Zeit los; bei der Helle dieses Blitzes konnte man drei entfliehende Männer erkennen, der eine von ihnen wankte, schleppte sich einen Augenblick längs der Böschung hin, indem er hoffte, die andere Seite der Hecke zu erreichen. Man lief auf ihn zu, es war nicht der Führer; man befragte ihn, er antwortete nicht: ein Soldat durchstieß ihm den Arm mit seinem Bajonet, um zu sehen, ob er wirklich tot sei: er war es.

Jetzt wurde Marceau der Führer. Der Eifer, mit welcher er die Örtlichkeiten studiert hatte, gab ihm Hoffnung, sich nicht zu verirren. In der Tat erblickte man nach einem Marsch von einer Viertelstunde die schwarze Masse des Waldes. Hier war es, der Nachricht zufolge, welche die Republikaner erhalten hatten, dass sich die Einwohner einiger Dörfer, die Trümmer mehrerer Armeen, ungefähr achtzehn hundert Menschen versammeln sollten, um eine Messe zu hören.

Die beiden Generale teilten ihre kleine Truppenmasse in mehrere Kolonnen, mit dem Befehl, den Wald einzuschließen und ihre Richtung auf alle Straßen zu nehmen, die nach dem Mittelpunkt führten; man berechnete, dass eine halbe Stunde hinreichend sei, um die gegenseitigen Stellungen einzunehmen. Eine Abteilung hielt an der Straße, die sich demselben gegenüber befand; die andern dehnten sich im Kreise auf ihren Flügeln aus; man hörte noch einen Augenblick das Geräusch ihrer Taktmäßigen Schritte, das immer schwächer wurde; endlich hörte es ganz auf, und die Stille war wieder hergestellt. Die halbe Stunde, die einem Treffen vorangeht, ist schnell vorüber. Kaum hat der Soldat Zeit, zu sehen, ob sein Gewehr mit Zündkraut versehen ist, und seinem Kameraden zu sagen: ich habe fünfundzwanzig oder dreißig Franken unten in der Ecke meines Tornisters; wenn ich falle, so schicke sie an meine Mutter.

Das Wort *Vorwärts* erschallt und Jeder bebt, als wenn er es nicht erwartet hätte.

Je weiter sie vorrückten, desto mehr schien es ihnen, dass der Kreuzweg, der den Mittelpunkt des Waldes bildete, stärker erleuchtet sei; sich demselben nähernd, unterschieden sie brennende Fackeln; bald traten die Gegenstände deutlicher hervor, und ein Schauspiels von welchem keiner von ihnen eine Vorstellung hatte, bot sich ihrem Blicke dar.

Auf einem aus mehreren auf einander geschichteten Steinen plump zusammengefügten Altar las der Geistliche von Saint-Marie de Rhé eine Messe, Greise mit einer Fackel in der Hand umgaben den Altar, und rings «m sie beteten Frauen und Kinder auf den Knien liegend. Zwischen den Republikanern und dieser Gruppe war eine Mauer von Männern aufgestellt und bot, mir in einer engeren Linie, den gleichen Schlachtplan zur Verteidigung dar, wie der des Angriffs war: auch wenn man in der ersten Linie den entflohenen Führer nicht erkannt hätte, wäre es ganz augenfällig gewesen, dass sie zum voraus benachrichtigt waren; jetzt war er ein vendéischer Soldat, in seinem vollständigen Anzug, auf der linken Seite der Brust das Herz von rotem Zeug tragend, das als Erkennungszeichen diente, und am Hut das weiße Tuch, das den Federbusch ersetzte.

Die Vendeer erwarteten nicht, dass man sie angreife; sie hatten in dem Gehölze Plänkler zerstreut, die das Gewehrfeuer begannen; die Republikaner rückten mit dem Gewehr im Arm vor, ohne einen Schuss abzufeuern, ohne auf das ununterbrochene Feuer ihrer Feinde zu antworten, ohne nach jedem Schuss ein weiteres Wort entschlüpfen zu lassen, als: Aufgerückt! Aufgerückt!

Der Priester war mit seiner Messe noch nicht zu Ende, und fuhr fort, sie zu lesen; seine Zuhörer schienen dem, was vorging, fremd zu sein, und blieben auf den Knien. Die republikanischen Soldaten rückten immer vor. Als sie noch dreißig Schritte von ihren Feinden entfernt waren, ließ sich das erste Glied auf ein Knie nieder; drei Reihen Flinten senkten sich wie Ähren, welche der Wind beugt. Das Gewehrfeuer brach los: man sah die vendéischen Reihen sich lichten, und einige Kugeln, die über dieselben hinübergingen, töteten

Frauen und Kinder am Fuße des Altars. Einen Augenblick gab es Geschrei und Tumult unter der Menge. Der Priester hob das Allerheiligste in die Höhe, die Köpfe beugten sich bis auf den Boden nieder, und Alles versank wieder in Schweigen.

Die Republikaner machten ihr zweites Pelotonfeuer auf zehn Schritte mit derselben Ruhe, wie bei einer Musterung, mit derselben Genauigkeit, wie vor einer Zielscheibe. Die Vendeer feuerten gleichfalls, dann hatten weder die Einen noch die Andern mehr Zeit, ihre Waffen wieder zu laden: die Bajonette kamen nun an die Reihe und hier war aller Vorteil auf Seiten der regelmäßig bewaffneten Republikaner. Der Priester las fortwährend die Messe.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Reihen fielen ohne ein anderes Geräusch als Verwünschungen. Der Priester nahm es wahr; er gab ein Zeichen: die Fackeln erloschen und der Kampf fiel in völliges Dunkel zurück. Jetzt war es nur noch eine Szene der Verwirrung und des Würgens, wo Jeder, ohne zu sehen, mit Wut den Andern niederhieb und starb, ohne um Gnade zu bitten, welche man auch selten gewährt, wenn man um sie in derselben Sprache steht.

Indessen wurden diese Worte: Gnade! Gnade! mit einer herzerreißenden Stimme zu den Füßen Marceaus ausgesprochen, der gerade zustoßen wollte.

Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, das aus diesem schrecklichen Handgemenge herauszukommen suchte. — Gnade, Gnade, sagte es, retten Sie mich, im Namen des Himmels, im Namen Ihrer Mutter!

Der General riss den Vendeer einige Schritte vom Schlachtfelde hinweg, um ihn den Blicken seiner Soldaten zu entziehen, aber er war bald genötigt, anzuhalten, denn der junge Mensch war in Ohnmacht gesunken. Dieses Übermaß von Schrecken verwunderte ihn von Seiten eines Soldaten, doch beeiferte er sich Nichts desto weniger, ihm beizustehen, er machte seine Kleidung auf, um ihm Luft zu verschaffen: es war ein Frauenzimmer.

Es war kein Augenblick zu verlieren: die Befehle des Konvents waren gemessen: jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand, oder bei einer Zusammenrottung ergriffen wurde, sollte, was auch

sein Alter oder Geschlecht sei, auf dem Schafott sterben. Er setzte das Mädchen an dem Fuß eines Baumes nieder und lief dem Schlachtfelde zu. Unter den Toten erblickte er einen jungen republikanischen Offizier, der ihm von gleichem Wuchs mit der Unbekannten zu sein schien, er nahm ihm schnell seine Uniform und seinen Hut ab, und kam zu ihr zurück. Die Kühle der Nacht zog sie bald aus ihrer Ohnmacht. — Mein Vater, mein Vater, waren ihre ersten Worte; dann richtete sie sich auf und lehnte ihre Stirne auf beide Hände, wie um ihre Gedanken zu ordnen. — O! es ist grässlich: ich war bei ihm, ich habe ihn verlassen; mein Vater, mein Vater: er wird tot sein. Fräulein! Fräulein *Blanca*! sprach ein Kopf, der plötzlich hinter einem Baum erschien, der Marquis von Beaulieu lebt, er ist gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!

Der diese Worte gesprochen, verschwand wie ein Schatten, indessen doch nicht so schnell, dass *Marceau* nicht Zeit gehabt hätte, den Bauern von Saint-Crepin zu erkennen.

— »Tinguy, Tinguy!« rief das junge Mädchen aus, ihre Arme nach dem Meier ausstreckend.

— »Stille! ein Wort verrät Sie, ich konnte Sie nicht retten und ich will Sie retten! Legen Sie dieses Kleid und diesen Hut an, und erwarten Sie mich hier.«

Er ging wieder aus das Schlachtfeld, gab den Soldaten Befehl, sich auf Chollet zurückzuziehen, überließ seinem Kollegen das Kommando und kam zu der jungen Vendeerin zurück.

Er fand sie bereit, ihm zu folgen. Beide nahmen ihre Richtung nach einer Art Hauptstraße, welche die Romagne durchzieht, wo der Bediente *Marceaus* ihn mit Handpferden erwartete, die nicht ins Innere des Landes, in welchem die Wege nur Schluchten und Sümpfe sind, hatten durchdringen können. Hier vermehrte sich seine Verlegenheit: er fürchtete, seine junge Gefährtin möchte nicht zu reiten verstehen und nicht stark genug sein, zu Fuß zu gehen; allein sie hatte ihn bald beruhigt, indem sie sich auf ihrem Pferde zwar mit weniger Kraft, aber mit eben soviel Anmut bewegte als der beste Reiter.<sup>16</sup> Sie sah die Verwunderung *Marceaus* und lächelte — Sie werden weniger erstaunt sein, sagte sie zu ihm, wenn Sie mich

kennen werden. Sie werden sehen, durch weiche Folge von Begebenheiten mir die Übungen der Männer eigentümlich geworden sind; Sie haben ein so gutmütiges Äußere, dass ich Ihnen alle Vorfälle meines so jungen und an Kummer schon so reichen Lebens erzählen werde.

»Ja, ja, aber später, sagte *Marceau*; wir haben Zeit dazu, denn Sie sind meine Gefangene und zu Ihrem eigenen Besten mag ich Sie nicht in Freiheit setzen. Was wir jetzt zu tun haben, ist, Chollet aufs Schnellste zu erreichen. Setzen Sie sich daher auf Ihren Sattel fest, und vorwärts im Galopp, mein Ritter.«

— »Im Galopp, « versetzte die Vendeerin, und drei Viertelstunden darauf ritten sie in Chollet ein. Der Obergeneral war auf dem Rathaus. *Marceau* ging hinauf, indem er vor der Tür seinen Bedienten und seine Gefangene zurückließ. Er legte in wenigen Worten Rechenschaft von seiner Sendung ab und ging mit seinem kleinen Gefolge ein Unterkommen im Gasthof der Sans-Sulotten zu suchen, eine Inschrift, welche an die Stelle der früheren »zum großen heiligen Nicolaus« getreten war.

*Marceau* nahm zwei Zimmer in Beschlag; er führte das Mädchen in eines derselben, forderte sie auf, sich ganz angekleidet auf ihr Bett zu werfen, um einige Augenblicke einer Ruhe zu genießen, der sie nach der gräuervollen Nacht sehr bedürftig war, und ging, sich in dem seinigen einzuschließen; denn jetzt hatte er die Verantwortlichkeit für ein Leben, und er musste darauf denken, dasselbe zu bewahren.

*Blanca* ihrerseits hätte ebenfalls zu träumen, zuerst von ihrem Vater, dann von jenem jungen republikanischen General mit freundlichem Gesicht und sanfter Stimme. Alles dies kam ihr wie ein Traum vor. Sie ging umher, um sich zu überzeugen, dass sie wirklich wache, stand vor einem Spiegel stille, um sich zu versichern, dass sie es selbst sei, dann weinte sie, wenn sie die Verlassenheit bedachte, worin sie sich befand; der Gedanke ihres Todes, des Todes auf dem Schaffst kam ihr keineswegs; hatte ja *Marceau* mit seiner sanften Stimme gesagt: Ich werde Sie retten.

Und dann, warum hätte man sie, der gestern ein neues Leben

aufgegangen war, sterben lassen sollen? Warum hätten von ihr, die so schön war, und Niemanden ein Leid zugefügt, die Menschen Kopf und Blut gefordert? Kaum konnte sie selbst nur glauben, dass sie Gefahr laufe. Ihr Vater freilich, Häuptling der Vendeer, tötete und konnte getötet werden; allein sie, sie, ein armes, junges Mädchen, das noch der Kindheit die Hand reichte— O! weit entfernt, an traurige Vorbedeutungen zu glauben, war das Leben schön und anmutsvoll, die Zukunft unendlich; dieser Krieg wird zu Ende gehen, das öde Schloss wird seine Herren zurückkehren sehen. Eines Tags wird ein junger, ermüdetter Mann hier Gastfreundschaft ansprechen, er wird vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt sein, eine sanfte Stimme, blonde Haare und Generalsuniform haben, und lange verweilen: träume, träume, arme *Blanca*.

Es gibt ein Jugendalter, worin das Unglück dem Dasein so fremd ist, dass es scheint, es könne nie darin einheimisch werden; wie traurig auch ein Gedanke sein möge, er endigt immer mit einem Lächeln. Dies kommt daher, dass man das Leben nur von einer Seite des Horizontes sieht, dass die Vergangenheit noch nicht die Zeit hatte, auf die Zukunft schließen zu lassen.

*Marceau* träumte auch, allein er sah schon in das Leben hinein; er kannte den politischen Hass des Augenblicks; er wusste, was eine Revolution erheischte; er suchte ein Mittel auf, die jetzt schlafende *Blanca* zu retten. Ein einziges bot sich seinem Geiste dar! dies war, sie selbst nach Nantes zu führen, wo seine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder Mutter noch Schwester gesehen, und da er sich nur noch einige Meilen von dieser Stadt befand, schien es ihm ganz natürlich, den Obergeneral um einen Urlaub zu bitten. Bei diesem Gedanken blieb er stehen. Der Tag brach an, er begab sich daher zum General *Westermann*; was er erbat, wurde ihm ohne Schwierigkeit gewährt. Er wünschte, der Erlaubnisschein möchte ihm im Augenblick ausgehändigt werden, indem er dachte, *Blanca* könne nicht bald genug abreisen; allein dieser Pass musste noch eine zweite Unterschrift haben, die des Volksrepräsentanten *Delmar*. Erst seit einer Stunde war dieser mit der Expeditionstruppe angelangt; er genoss im nächsten Zimmer einige Augenblicke Ruhe,

und der Obergeneral versprach *Marceau* gleich nach seinem Erwachen ihm die Erlaubnis zuzusenden.

In den Gasthof heimkommend, traf er auf den General Dumas, der ihn suchte. Die beiden Freunde hatten keine Geheimnisse für einander; bald kannte er das ganze Abenteuer der letzten Nacht. Während er das Frühstück bereiten ließ, ging *Marceau* zu seiner Gefangenen hinauf, welche schon nach ihm hatte fragen lassen; er kündigte ihr den Besuch seines Kollegen an, der nicht säumte, sich ihr vorzustellen: seine ersten Worte beruhigten Blanca, und nach einem Augenblick der Unterhaltung empfand sie keine Schüchternheit mehr, als die, die unzertrennlich von der Lage eines jungen Mädchens ist, das sich mitten unter zwei Männer gestellt sieht, die sie kaum kennt.

Sie waren im Begriff, sich zur Tafel zu setzen, als die Tür aufging. Der Volksrepräsentant *Delmar* erschien auf der Schwelle.

Es war einer von jenen Männern, welche Robespierre wie einen Arm an das Ende des Seinigen gesetzt hatte, um in die Provinzen zu reichen, von denen, welche glaubten, sein System der Wiedergeburt verstanden zu haben, weil er ihnen gesagt hatte: man muss wiedergebären, und unter deren Händen die Guillotine mehr tätig als verständig war.

Diese unheimliche Erscheinung brachte *Blanca* sogar noch vorher zum Beben, ehe sie wusste, wer es war.

— »Ah! ah! sagte er zu *Marceau*, du willst uns schon verladen, allein du hast dich diese Nacht so brav gezeigt, dass ich dir Nichts abschlagen kann; indessen bin ich dir ein wenig böse, dass du den *Marquis* von Beaulieu entkommen ließest; ich hatte dem Konvent seinen Kopf zu übersenden versprochen.«

*Blanca* stand aufrecht, blaß und kalt vor Schrecken, wie eine Bildsäule. *Marceau* stellte sich ganz unbezwungen vor sie hin.

— »Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, fuhr er fort, die republikanischen Spürhunde haben eine gute Nase und gute Zähne, und wir folgen seiner Spur. Hier ist der Erlaubnisschein, setzte er hinzu, er ist in Ordnung, du kannst reisen, wann du willst; aber ich komme, um vorher noch mit dir zu frühstücken; ich habe einen

Tapferen wie du nicht verlassen wollen, ohne mit ihm aufs Wohl der Republik und die Ausrottung der Räuber zu trinken.«

In der Lage, in welcher sich die beiden Generale befanden, war ihnen dieses Zeichen von Achtung Nichts weniger als angenehm; Blanca hatte sich gesetzt, und wieder einigen Mut gefasst. Man setzte sich zu Tische, und das junge Mädchen war genötigt, um sich nicht *Delmar* gegenüber zu befinden, an seiner Seite Platz zu nehmen. Sie setzte sich weit genug von ihm weg, um ihn nicht zu berühren, und beruhigte sich nach und nach wieder, als sie bemerkte, dass sich der Volksrepräsentant mehr mit dem Mahle als mit den Mitgästen beschäftigte. Indessen fielen von Zeit zu Zeit ein oder zwei blutige Worte von seinen Lippen, und brachen Schauer in die Adern des jungen Mädchens; übrigens aber schien keine wirkliche Gefahr für sie vorhanden zu sein, die Generale hofften, er werde sie verlassen, ohne nur das Wort direkt an Blanca zu richten. Der Wunsch abzureisen, war für *Marceau* ein Vorwand, das Mahl abzukürzen; es war seinem Ende nahe. Jeder begann freier zu atmen, als sich ein Musketenfeuer auf dem Marktplatz der Stadt hören ließ, der dem Gasthaus gegenüber lag; die Generale sprangen nach ihren Waffen, die sie neben sich niedergelegt hatten. *Delmar* hielt sie zurück:

»Gut, meine Tapferen, sagte er lächelnd, und sich auf seinem Sessel schaukelnd; gut, ich sehe gerne, dass ihr auf eurer Hut seid; allein, setzt euch nur wieder zu Tische, es gibt da Nichts für euch zu tun.«

»Was ist es denn für ein Lärm? sagte *Marceau*.«

— »Nichts, fuhr *Delmar* fort, man erschießt die Gefangenen von der letzten Nacht.«

Blanca stieß einen Schreckensruf aus:

— »O! die Unglücklichen! rief sie.«

*Delmar* setzte sein Glas nieder, das er an seine Lippen zu bringen im Begriff war, und wendete sich langsam nach ihr hin.

— »Ah! es geht gut, sagte er; wenn jetzt die Soldaten wie Weiber zittern, sollte man die Weiber als Soldaten kleiden; es ist wahr, dass du noch sehr jung bist, setzte er hinzu, ihre beiden Hände

ergreifend, und ihr gerade in s Gesicht sehend, allein du wirst dich daran gewöhnen.«

— »O! nie, nie! rief *Blanca* aus, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für sie sei, ihre Gefühle vor einem solchen Zeugen an den Tag zu legen. Nie werde ich mich an solche Abscheulichkeiten gewöhnen.«

— »Kind, versetzte *Delmar*, ihre Hände lassend, glaubst du, man könne eine Nation wiedergebären, ohne ihr Blut abzuzapfen, die Verschwörungen unterdrücken, ohne Schafotte aufzurichten? Hast du je ein Volk durch eine Revolution auf den Gipfel der Gleichheit bringen sehen, ohne einige Köpfe abzuschlagen? Wehe jetzt, wehe den Großen, denn die Rute des *Tarqminus* hat sie bezeichnet.«

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: — Überdies, was ist der Tod? ein Schlaf ohne Traum, ohne Erwachen; was ist das Blut? eine rote Flüssigkeit, der, ähnlich, welche die Flasche enthält, und die auf unsern Geist nur durch die Idee, welche man daran knüpft, eine Wirkung hervorbringt: *Sombreuil* hat davon getrunken. Nun gut! du schweigst: lass sehen, hast du nicht irgend ein philanthropisches Argument im Mund? an deiner Stelle würde ein Girondist nicht so kurz sein.

*Blanca* war also gezwungen, dieses Gespräch fortzusetzen.

— »O! sagte sie zitternd, sind Sie ganz sicher, dass Ihnen Gott das Recht gegeben hat, so zuzuschlagen?«

— »Schlägt mich Gott nicht?«

»Ja, aber er sieht über das Leben hinaus, während der Mensch, wenn er tötet, weder weiß, was er gibt, noch was er nimmt.«

— »Es sei; nun gut, die Seele ist unsterblich, oder sie ist es nicht; wenn der Körper nur Materie ist, ist es dann ein Verbrechen, der Materie etwas bald wiederzugeben, was Gott bei ihr entlehnt hatte? Wenn ihn eine Seele unsterblich ist, so kann ich sie nicht töten, der Körper ist nur eine Kleidung, die ich ihr nehme, oder vielmehr ein Gefängnis, aus dem ich sie befreie. Jetzt höre einen Rat, denn ich will dir einen solchen geben: behalte deine philosophischen Reflexionen und deine Schulargumente, um dein eigenes Leben zu verteidigen, wenn du je in die Hände des *Charette*

oder des *Bernhard* von Marigny fällst, denn sie würden dir ebenso wenig Gnade gewähren, als ich ihren Soldaten gewährt habe. Was Mich betrifft, so würdest du vielleicht bereuen, sie ein zweites mal in meiner Gegenwart zu wiederholen; denke daran!« Er entfernte sich.

Einen Augenblick herrschte Stille. *Marceau* legte seine Pistolen auf die Seite, die er während dieses Gesprächs geladen hatte.

— O! sprach er, ihm mit dem Finger nach deutend, nie ist ein Mensch, ohne daran zu denken, dem Tod näher gestanden, als du so eben. Wissen Sie, *Blanca*, dass, wenn eine Gebärde, ein Wort ihm entschlüpft wäre, welche bewiesen, dass er Sie erkannt habe, wissen Sie, dass ich ihm dann eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte?«

Sie hörte nicht. Ein einziger Gedanke hatte sie ergriffen: der Gedanke, dass dieser Mensch beauftragt sei, die Trümmer der Armee zu verfolgen, welche der Marquis von *Beaulieu* befehligte.

— »O, mein Gott! sagte sie, den Kopf in ihren Händen bergend. . . o mein Gott, wenn ich denke, mein Vater könnte in die Hände dieses Tigers fallen; wenn er heute Nacht gefangengenommen worden wäre, so wäre es möglich, dass hier vorne . . . Es ist verrucht, es ist grässlich; ist denn kein Mitleiden mehr in dieser Welt? O! Verzeihung, Verzeihung, sprach sie zu *Marceau*, wer könnte mehr als ich das Gegenteil wissen? Mein Gott, mein Gott! . . .«

In diesem Augenblicke trat der Diener in's Zimmer, und zeigte an, dass die Pferde bereit seien.

»Reisen wir ab, im Namen des Himmels reisen wir ab! Es ist Blut in der Luft, welche man hier einatmet.«

— »Reisen wir ab, erwiderte *Marceau*, und alle drei gingen im Augenblick die Treppe hinab.

---

### III.

*Marceau* fand an der Tür eine Abteilung von dreißig Mann, welche der Obergeneral hatte aufsitzen lassen, um ihn bis Nantes zu begleiten. *Dumas* begleitete sie einige Zeit; aber eine Meile von Chollet drang sein Freund sehr in ihn, wieder umzukehren; weiterhin wäre es gefährlich gewesen, allein zurückzureisen. Er verabschiedete sich daher von ihnen, setzte sein Pferd in Galopp und verschwand bald um eine Ecke des Wegs.

*Marceau* wünschte ja auch, sich mit der jungen Vendeerin allein zu befinden. Sie hatte ihm die Geschichte ihres Lebens zu erzählen, und es war ihm, wie wenn dieses Leben voll Interesse sein müsste. Er ritt an *Blanca's* Seite. Nun denn! sagte er, jetzt da wir ungestört sind und einen langen Weg zurückzulegen haben, wollen wir sprechen, von Ihnen sprechen. Wie kamen Sie zu jener Versammlung? woher Ihr Entschluss, Männerkleidung zu tragen? Sprechen Sie: wir Soldaten sind gewohnt, kurze raue Worte zu hören. Sprechen Sie lange von Ihnen, von Ihrer Kindheit; ich bitte Sie darum.

*Marceau* konnte, er wusste nicht warum, wenn er mit *Blanca* redete, es nicht über sich gewinnen, der republikanischen Sprache jener Zeit sich zu bedienen.

*Blanca* erzählte ihm jetzt ihren Lebenslauf, wie ihre Mutter jung gestorben sei, und sie noch als Kind in den Händen des Marquis von Beaulieu zurückgelassen habe; wie ihre Erziehung, von einem Manne geleitet, sie mit den Leibesübungen der Männer vertraut gemacht habe, welche ihr, als der Aufstand in der Vendee ausbrach, so nützlich geworden seien und ihr erlaubt hätten, ihrem Vater zu folgen. Sie rollte vor ihm alle Begebenheiten dieses Krieges auf, seit dem Auflauf von Saint-Florent bis zu dem Kampf, wo *Marceau* ihr das Leben rettete. Sie sprach lange, wie er sie gebeten hatte, denn sie sah, dass man sich glücklich fühlte, sie anzuhören. Im Augenblick, wo sie ihre Erzählung endigte, erblickte man Nantes,

dessen Lichter im Nebel am Horizonte flackerten. Die kleine Truppe ging über die Loire und einige Minuten nachher lag *Marceau* in den Armen seiner Mutter.

Nach den ersten Umarmungen stellte er seine junge Reisegefährtin seiner Familie vor: einige Worte waren hinreichend, seiner Mutter und seinen Schwestern lebhaftige Teilnahme einzuflößen. Kaum hatte *Blanca* den Wunsch geäußert, die Kleidung ihres Geschlechts wieder anzulegen, als die beiden jungen Mädchen sie um die Wette mit sich fortzogen und sich um das Vergnügen stritten, ihr als Kammerfrau zu dienen.

Dieses Betragen, so einfach es auf den ersten Anblick scheint, erhielt indessen durch die Umstände des Augenblicks einen großen Wert. Nantes schmachtete unter dem Prokonsulat *Carrier's*.

Es ist ein sonderbares Schauspiel für den Geist und die Augen um eine ganze Stadt, die unter den Geißelhieben eines einzigen Mannes verblutet. Man fragt sich, woher die Gewalt kommt, die ein einziger Wille über achtzig-tausend Individuen behauptet, und wie, wenn ein Einziger sagt: »Ich will, « sich nicht Alle erheben, um zu sagen: »Gut!— aber wir wollen nicht!« Es kommt daher, weil die Massen an Sklaverei gewöhnt sind, und weil nur zuweilen Individuen allein ein heißes Verlangen nach Freiheit haben. Denn das Volk kennt, wie *Shakespeare* sagt, kein anderes Mittel, den Mörder des *Cäsar* zu belohnen, als ihn selbst zum *Cäsar* zu machen. Deshalb gibt es Tyrannen der Freiheit, wie es Tyrannen der Monarchie gibt.

Das Blut floss also in Nantes durch die Straßen, und *Carrier*, der gegen *Robespierre* war, was die die Hyäne gegen den Tiger, oder der Schakal gegen den Löwen ist, füllte sich an mit dem reinsten dieses Blutes, bis er mit dem seinigen vermischt es wiedergab.

Er hatte ganz neue Mordmittel: die Guillotine wird so bald schartig! Er ersann die Ertränkungen, deren Namen von dem Seinigen unzertrennlich geworden ist; besondere Fahrzeuge wurden im Hafen gebaut, man wusste zu welchem Zweck, man bekam sie auf der Schiffswerft zu sehen: es war eine merkwürdige neue Sache, um jene Klappen von zwanzig Fuß, welche sich öffneten, um die Unglücklichen, die zu dieser Strafe verdammt waren, in den Grund

des Wassers zu stürzen, und an dem Tage, wo man den ersten Versuch mit ihnen machte, war fast eben so viel Volk am Ufer, als wenn man ein Schiff mit einem Kranz am großen Mastbaum und Flaggen an jeder Rhaa vom Stapel lässt.

*Marceaus* Name schützte ihn und seine Familie gegen *Carrier*. Der republikanische Ruf des jungen Generals war so rein, dass weder gegen seine Mutter noch gegen seine Schwestern ein Verdacht sich erheben durfte. Eine von ihnen, ein Mädchen von sechzehn Jahren, fremd gegen Alles, was um sie her vorging, liebte und wurde wieder geliebt; und die Mutter *Marceaus*, von Furcht erfüllt, wie eine Mutter, die in einem Gatten einen zweiten Beschützer sah, drängte, so viel sie konnte, auf eine Heirat, die auf dem Punkt war, vollzogen zu werden, als *Marceau* und die junge Vendeerin in Nantes anlangten. Diese Heimkehr war in solch einem Augenblick eine doppelte Freude.

*Blanca* wurde den zwei Mädchen übergeben, welche unter Küssen ihre Freundinnen wurden, denn es gibt ein Alter, in dem jedes junge Mädchen glaubt, eine ewige Freundin in der zu finden, welche sie kaum seit einer Stunde kennt. Sie gingen zusammen weg; eine beinahe ebenso wichtige Sachs als eine Heirat beschäftigte sie: ein Frauenanzug; *Blanca* durfte nicht länger ihre Mannskleider beibehalten.

Bild brachten sie dieselbe aus ihrem beiderseitigen Kleiderschatz aufgeputzt zurück; sie hatte das Kleid der Einen und den Shawl der Andern anziehen müssen. Tolle Mädchen! freilich hatten alle drei zusammen nur das Alter der Mutter *Marceaus*, welche noch schön war.

Als *Blanca* zurückkam, ging ihr der junge General einige Schritte entgegen und blieb dann erstaunt stehen. Unter ihrer ersten Tracht hatte er ihre himmlische Schönheit und ihre Anmut, welche sie mit ihren Frauenkleidern wieder angenommen hatte, kaum bemerkt. Sie hatte, es ist wahr, Alles getan, um schön zu erscheinen; eine Weile hatte sie vor einem Spiegel Alles vergessen, Krieg, Vende und Blutbad; denn selbst das natürlichste Gemüt hat seine Koketterie, wenn es anfängt zu lieben, und will Dem, den es liebt, gefallen.

*Marceau* wollte reden, vermochte aber kein Wort hervorzubringen; *Blanca* lächelte und reichte ihm ganz freudig die Hand, denn sie sah, dass sie ihm ebenso schön erschienen sei, als sie zu erscheinen wünschte.

Am Abend kam der junge Verlobte der Schwester *Marceaus*, und da jede Liebe egoistisch ist, von der Eigenliebe bis zur mütterlichen Liebe, so war in der Stadt Nantes ein Haus, ein einziges vielleicht, wo Alles Glück und Freude war, während um dasselbe her Alles in Tränen und Schmerzen lag.

*Blanca* und *Marceau* überließen sich dem Zauber ihres neuen Lebens; wie weit schien ihr früheres hinter ihnen zu liegen! beinahe war es für sie nur noch ein Traum. Nur beengte sich hie und da das Herz *Blanca's*, und Tränen glänzten in ihren Augen: denn plötzlich dachte sie an ihren Vater. *Marceau* beruhigte sie wieder; erzählte ihr hierauf, um sie zu zerstreuen, seine ersten Feldzüge, wie der Zögling der Kriegsschule mit fünfzehn Jahren Soldat, mit siebzehn Offizier, mit neunzehn Obrist und mit einundzwanzig General geworden sei. *Blanca* ließ ihn oft wiederholen, denn in Allem, was er sagte, war kein Wort von einer andern Liebe.

Und doch hatte *Marceau* geliebt, geliebt mit aller Macht seines Gemüts; er glaubte es wenigstens. Bald darauf ward er betrogen, verraten: nur gewaltsam machte die Verachtung in einem so jungen Herzen, worin es bloß erst Leidenschaften gab, sich Platz. Das Blut, das in seinen Adern brannte, hatte sich nach und nach abgekühlt, eine melancholische Kälte war an die Stelle der Überspannung getreten; kurz, *Marceau* war, ehe er *Blanca* kannte, Nichts mehr, als ein Kranker, der durch das plötzliche Ausbleiben des Fiebers der Energie und Kraft beraubt war, welche er nur dem Dasein desselben verdankte.

Und dennoch! olle jene Träume von Glück, alle jene Elemente eines neuen Lebens, alle jene Täuschungen der Jugend, welche *Marceau* auf immer für sich verloren glaubte, erstanden wieder, noch in unbestimmter Ferne, die er aber doch eines Tags erreichen konnte: er selbst wunderte sich darüber, dass ein Lächeln zuweilen und ohne eigentlichen Grund auf seinen Lippen schwebte; er atmete

mit voller Brust und fühlte Nichts mehr von jener Unlust zum Leben, die den vorigen Abend noch seine Kräfte lähmte, und ihm einen baldigen Tod, als die einzige Schutzmauer, welche der Schmerz nicht überschreiten konnte, wünschenswert machte.

*Blanca*, ihrerseits zuerst durch das natürliche Gefühl der Dankbarkeit zu *Marceau* hingezogen, maß diesem Gefühl die verschiedenen Empfindungen bei, die sie bewegten. War es nicht ganz einfach, dass sie die beständige Gegenwart des Mannes wünschte, der ihr das Leben gerettet hatte? Konnten die Worte, welche aus seinem Munde gingen, ihr gleichgültig sein? Mussten nicht seine Gesichtszüge, auf denen eine so tiefe Schwermut eingegraben war, Mitgefühl erregen? und war sie nicht immer bereit, wenn sie sah, wie er sie seufzend anblickte, zu sagen: was kann ich für Sie tun, Freund, für Sie, der so Viel für mich getan hat?

Bewegt von diesen verschiedenen Empfindungen, die jeden Tag eine neue Stärke erlangten, brachten *Blanca* und *Marceau* die erste Zeit ihres Aufenthalts in Nantes zu; endlich kam der zur Verehelichung der Schwester des jungen Generals bestimmte Tag heran.

Unter den Juwelen, die er für sie hatte kommen lassen, wählte *Marceau* einen kostbaren, prachtvollen Schmuck aus, den er *Blanca* überreichte. *Blanca* sah ihn zuerst mit der Koketterie eines jungen Mädchens an, dann verschloss sie das Schmuckkästchen wieder. — Geziemen Juwelen meiner Lage? sagte sie traurig; Juwelen mir! während mein Vater vielleicht von Meierhof zu Meierhof flieht, ein Stückchen Brot zur Fristung seines Lebens, eine Scheune als Zufluchtsort bettelnd, während ich selbst verbannt bin . . . Nein, meine Einfachheit möge mich vor aller Augen bergen; bedenken Sie, dass ich erkannt werden könnte. *Marceau* drang vergebens in sie, sie verstand sich nur dazu, eine rote künstliche Rose, die sie unter dem Schmuck fand, anzunehmen.

Die Kirchen waren geschlossen, die Ehe wurde daher auf dem Rathaus bestätigt; die Zeremonie war kurz und traurig, die jungen Mädchen vermissten das mit Wachskerzen und Blumen gezielte Chor, den über dem Kopfe des jungen Ehepaars ausgespannten

Thronhimmel, unter welchem sich das Lächeln Derer begegnet, die ihn halten und der Segen des Priesters, der die Worte spricht: geht Kinder und seid glücklich.

Am Thor des Rathauses' erwartete die Neuvermählten eine Deputation von Seeleuten. Der Rang *Marceaus* zog seiner Schwester diese Ehrenbezeugung zu; einer dieser Männer hatte zwei Blumensträuße: er gab den einen der Braut; dann, auf *Blanca* zugehend, bot er dieser den andern dar.

— »Tinguy, wo ist mein Vater? sagte *Blanca* erblassend.«

— »In Saint-Florent, erwiderte der Seemann. Nehmen Sie diesen Strauß, es ist ein Brief darin. Es lebe der König und die gute Sache, Fräulein *Blanca*.« *Blanca* wollte ihn aufhalten, mit ihm sprechen, ihn befragen; er war verschwunden. *Marceau* erkannte den Führer, und wider seinen Willen bewunderte er die Ergebenheit, Geschicklichkeit und Kühnheit dieses Bauern.

*Blanca* las den Brief angstvoll. Die Vendeer erlitten Niederlagen über Niederlagen eine ganze Bevölkerung wanderte aus, vor Verheerung und Hungersnot zurückweichend. Der übrige Teil des Briefs enthielt Danksagungen gegen *Marceau*. Der Marquis hatte durch die Wachsamkeit *Tinguy's* Alles erfahren. *Blanca* war traurig, dieser Brief hatte sie mitten in die Gräuel des Kriegs zurückgeworfen; sie stützte sich mehr als gewöhnlich auf den Arm *Marceaus*, sie sprach mit ihm, näher an ihn sich schmiegend und mit süßerer Stimme. *Marceau* hätte sie noch trauriger gewünscht; denn je tiefer die Traurigkeit ist, desto größer ist die Hingebung; und wie schon gesagt, es ist ziemlich viel Egoismus in der Liebe.

Während der Zeremonie war ein Fremder, der, wie er sagte, *Marceau* Dinge von der größten Wichtigkeit mitzuteilen hatte, in den Salon eingeführt worden. Als *Marceau* daselbst eintrat, den Kopf gegen *Blanca* gebeugt, die ihm den Arm gab, erblickte er ihn zuerst nicht; aber plötzlich fühlte er diesen Arm zittern, er erhob den Kopf: *Blanca* und er stunden vor *Delmar*.

Der Volksrepräsentant trat langsam, die Augen auf *Blanca* gerichtet und ein Lachen auf den Lippen, näher; *Marceau*, sah mit Schweiß auf der Stirne ihn an, wie er näher kam, so wie Don Juan

die Statue des Commendatore anstarrt.

— »Bürgerin, du hast einen Bruder?«

*Blanca* stotterte und war nahe daran, *Marceau* in die Arme zu sinken. *Delmar* fuhr fort:

— »Wenn mich mein Gedächtnis! und Deine Ähnlichkeit nicht trügen, so haben wir zusammen in Chollet zu Mittag gespeist. Wie kommt es, dass ich ihn seit dieser Zeit nicht mehr in den Reihen der republikanischen Armee gesehen habe?«

*Blanca's* Kräfte drohten sie zu verlassen; das stechende Auge *Delmars* folgte ihrer fortschreitenden Verwirrung und sie war im Begriff unter diesem Blicke umzusinken, als er sich von ihr abwandte und sich auf *Marceau* heftete.

Jetzt zitterte *Delmar* seinerseits. Der junge General hatte die Hand auf dem Griff seines Säbels und drückte ihn konvulsivisch. Das Gesicht des Volksrepräsentanten nahm alsbald seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder an; er schien gänzlich vergessen zu haben, was er sagte, und *Marceau* am Arme nehmend, zog er ihn in eine Fensterbrüstung, unterhielt ihn einige Augenblicke von der gegenwärtigen Lage der Vendee und teilte ihm mit, dass er nach Nantes gekommen sei, um mit *Carrier* über die neuen Schritte der Strenge übereinzukommen, welche es dringend nötig sei in Betreff der Aufrührer zu ergreifen. Er teilte ihm mit, dass der General Dumas nach Paris zurückberufen worden sei; und entfernte sich alsbald; als er an dem Lehnstuhl vorüberkam, in welchem *Blanca*, als sie *Marceaus* Arm gelassen hatte, gefallen war, um schauernd und bleich darin zu bleiben, grüßte er nur noch lächelnd.

Zwei Stunden später erhielt *Marceau* den Befehl, ohne Verzug abzureisen, um zu der Westarmee zu treffen und dort das Kommando seiner Brigade wieder zu übernehmen.

Dieser schnelle und unvorhergesehene Befehl verwunderte ihn; er glaubte darin irgend einen Zusammenhang mit dem Auftritt zu sehen, der kurz vorher statt gefunden hatte; denn sein Urlaub ging erst in vierzehn Tagen zu Ende. Er eilte zu *Delmar*, um einige Erklärung darüber zu erhalten; er war sogleich nach seiner Zusammenkunft mit *Carrier* wieder abgereist.

Man musste gehorchen, zögern hieß sich zu Grunde richten. Zu jener Zeit waren die Generale der Macht der von dem Konvent abgesandten Volksrepräsentanten unterworfen, und wenn auch einige Unfälle durch ihre Unerfahrenheit herbeigeführt wurden, so hatte man doch auch mehr als Einen Sieg dem fortwährenden Wechselfalle, worin sich die Anführer befanden, entweder zu siegen oder ihren Kopf auf das Schaffst zu tragen, zu verdanken.

*Marceau* war bei *Blanca*, als er tiefen Befehl erhielt. Ganz betäubt von einem so unerwarteten Schlag, hatte er nicht den Mut, ihr seine Abreise anzukündigen, die sie allein und ohne Verteidigung mitten in einer Stadt zurückließ, welche jeden Tag mit dem Blute der Mitbürger getränkt wurde. Sie bemerkte seine Verwirrung, und ihre Unruhe überwand ihre Schüchternheit, sie trat auf ihn zu mit dem unruhigen Blick einer Frau, welche sich geliebt weiß, und das Recht hat, zu fragen, und eben darum fragt. *Marceau* übergab ihr den so eben erhaltenen Befehl. *Blanca* hatte kaum die Augen darauf geworfen, als sie begriff, welcher Gefahr ihr Beschützer durch Versäumnis der Folgeleistung sich aussetze; ihr Herz brach, und doch fand sie die Kraft, ihn aufzufordern, dass er ohne Verzug abreise. Die Frauen besitzen diese Art von Mut besser als die Männer, weil er bei ihnen von einer gewissen Seite mit der Scham in Verbindung steht. *Marceau* sah sie trübselig an; und auch Sie, *Blanca*, sagte er, auch Sie befehlen, ich solle mich entfernen? Im Grunde, setzte er aufstehend und wie mit sich selbst sprechend hinzu, wer konnte mich das Gegenteil glauben machen? Unsinniger, der ich war! Als ich an diese Abreise dachte, hatte ich einige mal den Gedanken, es, werde ihr Gram und Tränen verursachen. Er ging mir großen Schritten auf und ab. Unsinniger! Gram und Tränen! wie wenn ich ihr nicht gleichgültig wäre! Sich umdrehend, befand er sich *Blanca* gegenüber: zwei Tränen rollten über die Wangen des stumm gebliebenen Mädchens, deren schnell auf einander folgende Seufzer ihre Brust hoben. *Marceau* fühlte nun ebenfalls Tränen in den Augen. — Verzeihen Sie mir, sprach er, verzeihen Sie mir, *Blanca*; aber ich bin unglücklich und das Unglück macht misstrauisch. In Ihrer Nähe schien sich mein ganzes Leben mit dem Ihrigen

vermischt zu haben: wie soll ich meine Stunden von Ihren Stunden, meine Tage von Ihren Tagen trennen? Ich hatte Alles vergessen; ich glaubte so an die Ewigkeit. Wehe, wehe! ich träumte und wache auf. *Blanca*, fuhr er mit mehr Ruhe, aber traurigerer Stimme fort, der Krieg, den wir führen, ist grausam und mörderisch, es ist möglich, dass wir uns nie wieder sehen. Er ergriff die Hand der schluchzenden *Blanca*. Versprechen Sie mir, wenn ich fern von Ihnen falle. . . *Blanca*, ich habe immer die Vorahnung eines frühen Todes gehabt; versprechen Sie mir', dass die Erinnerung an mich manchmal vor Ihr Gedächtnis trete, mein Name in Ihren Mund komme, und wäre es auch nur im Traum: und ich, *Blanca*, ich verspreche Ihnen, wenn zwischen meinem Leben und meinem Tode noch die Zeit liegt, einen Namen, einen einzigen Namen auszusprechen, so wird es der Ihrige sein. *Blanca's* Stimme war von Tränen erstickt; aber in ihren Augen waren tausend zärtlichere Versprechungen, als die, welche *Marceau* forderte. Mit der einen Hand drückte sie die *Marceau's*, der zu ihren Füßen lag, und mit der andern zeigte sie ihm die rote Rose, womit ihr Kopf geschmückt war.

— »Immer, immer, stammelte sie und fiel ohnmächtig nieder.«

*Marceaus* Schrei zog seine Mutter und seine Schwestern herbei. Er hielt *Blanca* für tot; er wälzte sich zu ihren Füßen. Alles übertreibt die Liebe, Alles, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war nur ein Kind.

*Blanca* schlug die Augen auf und errötete, als sie *Marceau* zu ihren Füßen, und seine Familie um sie her sah.

— »Er reist ab, sprach sie, um sich vielleicht gegen meinen Vater zu schlagen. O! schonen Sie meinen Vater; wenn mein Vater in Ihre Hände fällt, so bedenken Sie, dass sein Tod mir das Leben rauben würde. Was wollen Sie weiter? setzte sie mit leiserer Stimme hinzu; ich habe erst an meinen Vater gedacht, nachdem ich an Sie gedacht hatte. Dann, ebenso schnell ihren Mut zurückrufend, bat sie *Marceau*, abzureisen, er selbst sah die Notwendigkeit ein, auch widerstand er ihren Bitten und denen seiner Mutter nicht länger. Die zu seiner Abreise nötigen Befehle wurden erteilt, und eine Stunde darauf hatte er von *Blanca* und seiner Familie Abschied genommen.«

*Marceau* folgte, *Blanca* verlassend, dem Wege, den er mit ihr durchheilt hatte; er ritt vorwärts, ohne den Schritt seines Pferdes zu beschleunigen, noch ihn zu zügeln, und jede Stelle erinnerte ihn an einige Worte der Erzählung der jungen *Vendeerin*:

er ging gewissermaßen die Geschichte, welche sie ihm erzählt hatte, wieder durch; und die Gefahr, welche sie lief, an die er nicht so gedacht hatte, so lange er bei ihr war, erschien ihm jetzt, seit er sie verlassen, viel größer. Jedes Wort *Delmars* brauste an seine Ohren: jeden Augenblick wollte er sein Pferd anhalten und nach *Nantes* zurückkehren, und er hatte seine ganze Vernunft von Nöten, um dem *Drange*, sie zu sehen, widerstehen zu können.

Wenn *Marceau* sich mit etwas Anderem hätte beschäftigen können, als nur mit dem, was in seinem eigenen Kopfe herumging, so hätte er am äußersten Ende des Wegs einen Reiter auf sich zukommen sehen, der, nachdem er einen Augenblick angehalten, um sich zu überzeugen, dass er sich nicht irre, sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, um zu ihm zu gelangen, und er hätte den *General Dumas* ebenso schnell erkannt, als er von diesem erkannt worden war.

Die beiden Freunde sprangen von ihren Pferden herab, und warfen sich einander in die Arme.

Im nämlichen Augenblick springt ein Mann, mit von Schweiß triefenden Haaren, blutigem Gesicht, zerrissenen Kleidern, über eine Hecke, rollt eher, als dass er geht, längs der Böschung herab, und fällt ohne Kraft und fast ohne Stimme zu den Füßen der beiden Freunde nieder, nur das einzige Wort ausstoßend: verhaftet! . . . Es war *Tinguy*.

— »Verhaftet! wer? *Blanca*? rief *Marceau* aus.«

Der Bauer nickte bejahend; der Unglückliche konnte nicht mehr sprechen. Er hatte fünf Meilen gemacht, immer über Ackerfeld und Hecken, *Pfriemkraut* und *Stechginster* laufend, vielleicht hätte er noch eine oder zwei Meilen weit laufen können, um *Marceau* zu erreichen: aber bei ihm angelangt, war er niedergefallen.

*Marceau* blickte ihn mit offenem Mund und starrem Auge an. — Verhaftet! *Blanca* verhaftet! wiederholte er immer fort, Während sein

Freund seine mit Wein gefüllte Feldflasche an die geschlossenen Zähne des Bauern brachte.

— Blanca verhaftet! das also war der Zweck, zu dem man mich entfernte. Alexander, rief er aus, die Hand seines Freundes ergreifend und ihn zwingend, aufzustehen; Alexander, ich kehre um nach Nantes, du musst mir dorthin folgen, denn mein Leben, meine Zukunft, mein Glück, Alles ist dort. Seine Zähne knirschten mit Heftigkeit an einander; sein ganzer Körper war von einer krampfhaften Bewegung aufgeregt. Der möge zittern, der es gewagt hat, eine Hand an *Blanca* zu legen. Weißt du, daß ich sie liebte mit allen Kräften meiner Seele; dass ohne sie kein Dasein mehr für mich möglich ist, dass ich sterben oder sie retten will? O! Narr! o! Unsinniger, der ich war, abzureisen! . . . *Blanca* verhaftet! und wo hat man sie hingeführt?«

Tinguy, an den diese Frage gerichtet war, kam nach und nach wieder zu sich selbst. Die Adern seiner Stirn waren angeschwollen, wie wenn das Blut sie durchbrechen wollte; seine Augen waren voll Blut, und seine Brust so gedrückt und schnaubend, dass er nur mit Mühe auf die zum zweiten mal an ihn gemachte Frage: »Wo ist sie hingeführt worden?« antworten konnte:

— »In das Gefängnis Bouffays.«

— Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als beide Freunde im Galopp den Weg nach Nantes wieder einschlugen.

---

## IV.

Es war kein Augenblick zu verlieren; die beiden Freunde lenkten daher gegen das Haus, welches *Carrier* auf dem Platz du Cours bewohnte, ein. Als sie dort angelangt waren, stieg *Marceau* von seinem Pferde ab, nahm maschinenmäßig seine Pistolen, die sich in den Halftern befanden, verbarg sie unter seinen Rock, und stieg auf das Zimmer des Mannes zu, der das Schicksal *Blanca's* in seinen Händen hielt. Sein Freund folgte ihm kaltblütiger, obgleich er ebenfalls bereit war, ihn zu verteidigen, wenn ex seine Hilfe nötig haben sollte, und sein Leben mit derselben Sorglosigkeit, als auf dem Schlachtfelds zu wagen. Aber der Abgeordnete der *Montagne* wußte zu gut, wie sehr er verabscheut war, um nicht misstrauisch zu sein, und weder Bitten noch Drohungen konnten den Generalen eine Zusammenkunft mit demselben verschaffen.

*Marceau* kam ruhiger herab, als sein Freund gedacht hatte. Seit einem Augenblick schien er einen neuen Plan, der in der Eile gereift war, gefasst zu haben, und es war kein Zweifel mehr, dass er dabei stehen geblieben war, als er den General Dumas bat, sich augenblicklich auf die Post zu begeben, und ihn mit Wagen und Pferden an dem Thor des Gefängnisses Bouffays zu erwarten.

Der Grad und der Name *Marceaus* öffneten ihm den Eingang in dieses Gefängnis; er befahl dem Gefangenwärter, ihn in den Kerker zu führen, worin Blanca eingeschlossen war. Dieser zögerte einen Augenblick: *Marceau* wiederholte seinen Befehl mit noch herrischerem Tone, und der Türwärter gehorchte, indem er ihm ein Zeichen gab, zu folgen.

— »Sie ist nicht allein, sagte sein Führer, das niedere, ungewölbte Thor eines Kerkers öffnend, das *Marceau* zum Zittern brachte; allein es wird nicht lange währen, bis sie von ihrem Gefährten befreit wird, man guillotiniert ihn heute. Bei diesen Worten schloss er die Tür hinter *Marceau* zu, und forderte ihn auf, eine Zusammenkunft, die ihn in Verlegenheit bringen konnte, so sehr als möglich abzukürzen.«

Noch betäubt von seinem plötzlichen Übergang vom Tag zur Nacht, streckte *Marceau* seine Arme aus, wie ein Mensch, der träumt, indem er das Wort Blanca auszusprechen suchte, das er nicht hervorbringen konnte; und während er mit seinen Blicken die ihn umgebende Finsternis nicht durchdringen konnte, hörte er einen Schrei: das Mädchen warf sich in seine Arme; sie hatte ihn sogleich erkannt: ihr Blick war schon an die Nacht gewöhnt.

Sie warf sich in seine Arme, denn es war ein Augenblick, worin der Schrecken sie Alter und Geschlecht vergessen ließ: es handelte sich nur noch um Leben oder Tod. Sie klammerte sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an einen Felsen, mit unartikulierten Seufzern, krampfhaften Zuckungen.

— »Sie haben mich also nicht verlassen? rief sie endlich aus. Sie haben mich verhaftet, hierher geschleppt; unter der Menge, die mir folgte, habe ich Tinguy er, blickt; ich habe gerufen: *Marceau! Marceau!* und er ist verschwunden. Ich war weit entfernt von der Hoffnung, Sie wieder zu sehen. . . sogar hier. . . Aber sind Sie da. . . sind Sie da. . . werden Sie mich nicht mehr verlassen?. . . Sie werden mich mitnehmen, nicht wahr?. . . Sie lassen mich Nicht hier.«

— »Ich wünschte Sie auf Kosten meines Bluts in diesem Augenblick diesem Orte zu entreißen; aber. . .«

— »O! sehen Sie doch; befühlen Sie diese triefenden Mauern, dieses faule Stroh; Sie, der Sie General sind; können Sie nicht . . .«

— »*Blanca*, das kann ich: An diese Thür klopfen, dem Schließer, der öffnen wird, eine Kugel durch den Kopf jagen; Sie bis in den Hof schleppen, Sie die freie Luft einatmen, den Himmel sehen, und mich in Ihrer Verteidigung töten lassen; aber bin ich tot, *Blanca*, so wird man sie in diesen Kerker zurückbringen, und es wird kein einziger Mensch mehr auf dieser Erde sein, der Sie retten könnte.«

— »Aber können Sie es?«

— »Vielleicht.«

— »Bald?«

— »Zwei Tage, *Blanca*; ich fordere von Ihnen zwei Tage. Aber antworten Sie mir nun auf eine Frage, von welcher Ihr Leben und das Meinige abhängt Antworten Sie mir, wie Sie Gott antworten

würden. . . Blanca, lieben Sie mich?«

— »Ist dies der Augenblick und der Ort, wo eine solche Frage gemacht werden darf, und wo man darauf antworten könnte? Glauben Sie, diese Mauern seien gewöhnt, Liebesgeständnisse zu hören?«

— »Ja, dies ist der Augenblick, denn wir sind zwischen dem Leben und dem Grab, zwischen dem diesseits und der Ewigkeit. *Blanca* beeile dich, mir zu antworten: jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr. Blanca, liebst du mich?«

— »Ja, ja. . . Diese Worte entschlüpften dem Herzen des jungen Mädchens, welche, vergessend, dass man ihr Erröten nicht sehen konnte, ihren Kopf in den Armen *Marceaus* barg.«

— »Nun gut! Blanca, in diesem Augenblick mußt du mich noch als Gatte annehmen.«

Der ganze Körper des Mädchens bebte.

— »Was kann Ihre Absicht sein?«

— »Meine Absicht ist, dich dem Tode zu entreißen; wir wollen sehen, ob sie es wagen, die Frau eines republikanischen Generals aufs Schafott zu schicken.«

Jetzt begriff *Blanca* seinen ganzen Gedanken, sie schauderte vor der Gefahr, welcher er sich aussetzte, um sie zu retten. Ihre Liebe erhielt dadurch eine neue Stärke; aber ihren Mut zusammennehmend, sagte sie mit Festigkeit: es ist unmöglich.

— »Unmöglich! unterbrach sie *Marceau*, unmöglich! Es ist Tollheit; und welches Hindernis könnte sich zwischen uns und dem Glück erheben, da du mir so eben gestehst, dass du mich liebst? Glaubst du denn. Alles dieses sei ein Spiel? So höre denn, höre: es ist dein Tod! sieh! der Tod auf dem Blutgerüste, der Henker, das Beil, der Karren!«

— »O! Mitleid. Mitleid! Es ist grässlich. Aber du! bin ich einmal deine Frau, und rettet mich dieser Titel nicht, so verdirbt er dich mit mir! . . .«

Das also ist der Beweggrund, welcher dich den einzigen dir übrigen Rettungsweg verwerfen lässt! Nun denn, höre mich an,

*Blanca*; denn auch ich habe dir meinerseits Geständnisse zu machen: wie ich dich sah, habe ich dich geliebt; die Liebe ist Leidenschaft geworden, ich lebe davon wie von meinem Leben, mein Dasein ist das deinige; mein Schicksal wird das deinige sein; Glück oder Schafott, Alles werde ich mit dir teilen; ich verlasse dich nicht mehr, keine menschliche Gewalt kann uns mehr trennen; oder wenn ich dich verlasse, so habe ich nur zu schreien: *es lebe der König*, dieses Wort macht mir das Gefängnis wieder auf, und wir gehen nur noch zusammen aus demselben hervor. Nun denn! es sei: es ist schon etwas, eine Nacht in demselben Kerker, der Weg auf dem nämlichen Karren; der Tod auf demselben Schafott.

— »O! nein, nein, geh fort, lasse mich im Namen des Himmels! lasse mich!«

— »Ich soll fortgehen! Merke auf das, was du sagst und was du willst, denn wenn ich von hier weggehe, ohne dass du mir angehörst, ohne dass du mir das Recht gegeben hast, dich zu verteidigen, so suche ich deinen Vater auf, deinen Vater, an welchen du nicht denkst, und der weint, und ich werde zu ihm sagen: »Alter Mann; deine Tochter konnte sich retten, und sie hat es nicht gewollt; sie wollte, dass deine letzten Tage in Trauer vorübergingen, und dass ihr Blut bis auf deine grauen Haare spritze. Weine, weine, Greis, nicht darüber, dass deine Tochter tot ist, sondern darüber, dass sie dich nicht genug liebte, um zu leben.«

*Marceau* hatte *Blanca* zurückgestoßen, sie war einige Schritte vor ihm auf die Knie gefallen; und er ging mit aufeinander gebissenen Zähnen, mit auf der Brust gekreuzten Armen, mit dem Lachen eines Narren, oder eines Verdamnten, hin und her. Er hörte das Schluchzen *Blanca's*; Tränen drangen ihm aus den Augen, seine Arme fielen kraftlos herab, und er wälzte sich zu ihren Füßen.

— »O! aus Mitleid bei dem Heiligsten, was es in der Welt gibt, bei dem Grabe deiner Mutter, *Blanca*, *Blanca* willige ein, meine Frau zu werden, es muss sein, du musst es.«

— »Ja, du musst es, junges Mädchen, fiel eine fremde Stimme ein, die sie Beide erbeben und aufstehen machte; du musst es, denn es ist das einzige Mittel, ein Leben zu erhalten, das kaum beginnt;

die Religion gebietet es dir, und ich bin bereit, Eure Vereinigung zu segnen.«

*Marceau* wendete sich erstaunt um und erkannte den Prediger von Sainte-Marie de Rhé, der an der Zusammenrottung Teil genommen hatte, die er in der Nacht angegriffen, wo Blanca seine Gefangene wurde.

— »O mein Vater, rief er aus, ihn an der Hand ergreifend und mit fortziehend; vermögen Sie das Mädchen, dass sie einwilligt zu leben.«

— »Blanca von Beaulieu, fuhr der Priester mit feierlichem Tone fort, im Namen deines Vaters, welchen zu vertreten mein Alter und die Freundschaft, die uns vereinte, das Recht geben, beschwöre ich dich, den Bitten dieses jungen Mannes nachzugeben; denn dein Vater selbst würde, wenn er hier wäre, tun, was ich tue.«

*Blanca* schien von tausend sich widerstrebenden Gefühlen bewegt; endlich warf sie sich in die Arme *Marceaus* mit den Worten:

— »O mein Freund! ich habe nicht die Kraft, dir länger zu widerstehen. *Marceau*, ich liebe dich! ich liebe dich und werde deine Frau.«

Ihre Lippen vereinigten sich; *Marceau* war auf dem Gipfel der Freude, er schien Alles vergessen zuhaben. Die Stimme des Priesters riss ihn jedoch bald aus seiner Verzückung.

— »Beeilt Euch, Kinder, sprach er, denn meine Augenblicke hier unten sind gezählt; und wenn Ihr noch zögert, so könnte ich Euch nur noch von dem Himmel aus segnen.«

Die beiden Liebenden zitterten: diese Stimme rief sie auf die Erde zurück!

*Blanca* ließ angstvolle Blicke um sich her laufen.

— »O mein Freund, sagte sie, welcher Augenblick, unser Geschick an einander zu knüpfen! Denkst du, dass eine unter düsteren und unheilvollen Gewölben geweihte Ehe ein dauerhaftes und glückliches Band werden könne? . . . «

*Marceau* erbebte, denn er selbst war von einem abergläubischen Schrecken erfasst. Er zog *Blanca* gegen einen Ort des Kerkers, wo

der Tag durch die eisernen Kreuzgitter eines engen Luftlochs eindrang und die Finsternis weniger dicht machte, und hier erwarteten Beide, auf die Knie sinkend, den Segen des Priesters.

Dieser streckte seine Arme aus und sprach die heiligen Worte. Im nämlichen Augenblick ließ sich ein Geräusch von Waffen und Soldaten im Gange hören, *Blanca* warf sich erschreckt in die Arme *Marceaus*.

— »Käme man schon, mich zu holen! rief sie aus. O mein Freund, mein Freund, wie grässlich wäre der Tod in diesem Augenblick!«

Der junge General, eine Pistole in jeder Hand, warf sich ihnen entgegen. Die Soldaten wichen erstaunt zurück.

— »Beruhigt Euch, sagte der Priester, sich vordrängend, ich bin's, den man sucht, ich werde sterben.«

Die Soldaten umgaben ihn.

— »Kinder, rief er mit starker Stimme aus, sich an die jungen Eheleute wendend, Kinder auf die Knie! denn mit einem Fuß im Grabe, erteile ich Euch meinen letzten Segen, und der Segen eines Sterbenden ist heilig.«

Die erstaunten Soldaten schwiegen stille; der Priester hatte aus seiner Brust ein Kruzifix hervorgezogen, welches er glücklicher Weise allen Nachsuchungen entzogen hatte; er streckte es gegen sie aus; bereit zu sterben, betete er noch für sie. Es war ein Augenblick der Stille und der Feierlichkeit, wo Jeder an Gott glaubte. — Wir wollen gehen, sprach der Priester.

Die Soldaten umgaben ihn, die Tür schloss sich wieder und Alles verschwand wie ein nächtliches Gesicht.

*Blanca* warf sich *Marceau* in die Arme.

— »O! wenn du mich verlässt, und wenn man kommt, mich auf diese Art zu holen; wenn ich dich nicht da habe, um mir beizustehen, durch diese Tür zu gehen, o! *Marceau* stelle dir vor, aufs Blutgerüste! ich! ich aufs Blutgerüste, fern von dir weinend und dich rufend, ohne dass du mir antwortest. O! geh nicht fort, geh nicht fort? Ich werde mich ihnen zu Füßen werfen, ich werde ihnen sagen, dass ich nicht strafbar sei, sie sollen mich mit dir mein ganzes Leben im

Gefängnis lassen und ich will sie segnen. Aber wenn du mich verlässt O! verlasse mich doch nicht.«

— »*Blanca*, ich bin sicher, dich zu retten, ich stehe für dein Leben; in weniger als zwei Tagen werde ich mit deiner Begnadigung hier sein, und dann wird es nicht ein ganzes Leben von Gefängnis und Kerker, sondern von Lust und Glück, ein Leben von Freiheit und Liebe sein.«

Die Tür geht auf, der Kerkermeister erscheint. *Blanca* drückte *Marceau* starker in ihre Arme, sie wollte ihn nicht loslassen, und doch war jede Minute kostbar; er machte sanft die Hände aus einander, deren Bande ihn zurückhielten, und versprach ihr, vor dem Ende des zweiten Tages zurück zu sein.

— »Liebe mich immer, sprach er zu ihr, sich aus dem Kerker stürzend.«

— »Immer, sagte *Blanca* zurücksinkend und ihm in ihren Haaren die rote Rose zeigend, welche er ihr gegeben hatte; und die Tür schloss sich wieder zu, wie die der Hölle.«

---

## V.

*Marceau* traf den General Dumas bei dem Pförtner, er verlangte Tinte und Papier.

— »Was willst Du tun? fragte ihn dieser, über seine Aufregung erschreckt.«

— »An *Carrier* schreiben, zwei Tage von ihm verlangen, ihm sagen, dass mir sein Leben für das Leben *Blanca's* bürgt.«

— »Unglücklicher! fiel sein Freund ein, ihm den angefangenen Brief entreißend: Du drohst, und Du bist in seiner Gewalt; bist Du nicht dem erhaltenen Befehle, zur Armee zu stoßen, ungehorsam gewesen? Glaubst Du, dass wenn er einmal vor dir Angst hat, er in seiner Scheu vor dir nur noch so viel Umstände machen werde, um einen triftigen Vorwand vorzusuchen? Ehe eine Stunde vergeht, bist du verhaftet; und was kannst du also für sie und für dich tun? Glaube mir, nur wenn du schweigst, wird er sie vergessen, und das allein kann sie retten.«

*Marceau* hatte seinen Kopf zwischen seine Hände nieder gesenkt; er schien in tiefes Nachsinnen versunken.

— »Du hast Recht, rief er, plötzlich sich aufrichtend, aus; und riss seinen Freund mit fort in die Straße.«

Einige Personen waren um eine Postkutsche versammelt. Wenn diesen Abend ein Nebel fiele, sagte eine Stimme, so weiß ich nicht, was etliche und zwanzig gute Bursche hindern könnte, in die Stadt einzuziehen und die Gefangene wegzuführen: Es ist zum Erbarmen, wie Nantes bewacht wird. *Marceau* bebte auf, drehte sich um, erkannte *Tinguy*, wechselte mit ihm einen Blick des Einverständnisses und stürzte sich in den Wagen: Paris! sagte er zum Postillion, gab ihm Gold, und die Pferde flogen mit Blitzesschnelle davon. Überall dieselbe Eilfertigkeit, überall erhielt *Marceau* durch die Macht des Goldes das Versprechen, dass Pferde für den andern Tag bereit gehalten würden und dass kein Hindernis seiner Rückkehr in den Weg treten sollte.

Während dieser Reise war es, dass er vernahm, General Dumas habe seine Entlassung eingegeben und als einzige Gunst verlangt, bei einer andern Armee als Soldat eingereiht zu werden; er war demzufolge zur Verfügung des Wohlfahrts-Ausschusses gestellt worden und begab sich in dem Augenblick nach Nantes, wo ihn, *Marceau* auf der Straße nach Clisson traf.

Um acht Uhr Abends langte der Wagen, worin die beiden Generale waren, in Paris an.

*Marceau* und sein Freund verließen einander auf dem Platze des Palasts Egalité. *Marceau* ging zu Fuß durch die Straße Saint-Honoré; nachdem er die Straße bei Saint-Roch abwärts eingeschlagen hatte, hielt in der Nummer 366. an und fragte nach dem Bürger *Robespierre*.

— »Er ist im Theater der Nation, erwiderte ein junges Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren; wenn du aber in zwei Stunden zurückkommen willst, Bürger General, so wird er wieder zu Hause sein.«

— »*Robespierre* im Theater der Nation! Irrst du dich nicht? .«

— »Nein, Bürger.«

— »Nun gut! ich werde ihn dort treffen und wenn ich ihn dort nicht finde, so werde ich zurückkommen und ihn hier erwarten. Hier ist mein Name: Bürger General *Marceau*.«

Das Theatre Francais hatte sich eben erst in zwei Truppen geteilt: *Talma* mit den patriotischen Schauspielern war ins Odeon ausgewandert, In dieses Theater nun begab sich *Marceau* ganz erstaunt, das strenge Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses in einem Schauspielsaale suchen zu müssen. Man gab *den Tod Cäsars*. Er trat auf den Balkon, ein junger Mann bot ihm auf dem ersten Sitz einen Platz neben ihm an. *Marceau* nahm es an, in der Hoffnung, von hier aus Den zu sehen, welchen er suchte.

Das Schauspiel hatte noch nicht begonnen: eine sonderbare Gärung herrschte unter dem Publikum; wechselndes Gelächter und Zeichen gingen, wie aus einem Hauptquartier, von einer im Orchester befindlichen Gruppe aus; diese Gruppe beherrschte den Saal, ein Mann beherrschte diese Gruppe: es war *Danton*.

Um ihn her sprachen, wann er schwieg und schwiegen, wann er sprach, *Camille Desmoulins*, und *Philippaux*, *Herault de Séchelles* und *Lacroix*, seine Apostel.

Es war das erste mal, dass *Marceau* sich diesem *Mirabeau* des Volks gegenüber befand, er hatte ihn an seiner starken Stimme, seinen gebieterischen Gebärden, seiner befehlenden Stirne erkannt, wenn auch sein Name nicht mehrmals von seinen Freunden ausgesprochen worden wäre.

Man erlaube uns einige Worte über den Zustand der verschiedenen Parteien, in welche sich der Konvent teilte: sie sind zur Verständnis der jetzt folgenden Szene notwendig.

Die *Gemeinde* und der *Berg* hatten sich vereinigt, um die Revolution des 31. Mai zu bewerkstelligen. Die Girondisten waren, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Provinzen in einen Bund zu vereinigen, fast ohne Gegenwehr sogar in Mitte derer gefallen, welche sie erwählt hatten und welche nicht einmal wagten, ihnen in den Tagen ihrer Verbannung ein Asyl zu geben. Vor dem 31. Mai war die Macht nirgends; nach dem 31. Mai fühlte man das Bedürfnis der Einheit der Kräfte, um schnell zur Tat zu schreiten; die Versammlung hatte die ausgedehnteste Macht, eine Partei hatte sich der Versammlung bemeistert, einige Männer leiteten diese Partei; natürlicherweise befand sich also die Macht in den Händen dieser Männer. Der Wohlfahrts-Ausschuß war bis zum 31. Mai aus neutralen Konventsmitgliedern zusammengesetzt gewesen; die Zeit seiner Erneuerung rückte heran und die vom äußersten Berge nahmen darin die Plätze ein. *Barrère* blieb darin als ein Repräsentant des alten Comité, aber *Robespierre* wurde zum Mitglied erwählt; *Saint-Just*, *Collot-d' Herbois*, *Billaud-Vareennes*, durch ihn gehoben, unterdrückten ihre Kollegen *Hérault de Séchelles* und *Robert Lindet*: *Saint-Just* übernahm die Oberaufsicht, *Courhon* das Geschäft, die ihrem Wesen nach zu heftigen Vorschläge in ihren Formen zu mäßigen; *Billaud-Vareennes* und *Collot-d'Herbois* leiteten das Prokonsulat der Departemente, *Carnot* beschäftigte sich mit dem Kriegswesen, *Cambon* mit den Finanzen, *Prieur* (von den Goldhügeln) und *Prieur* (com Marnedepartement)

mit den Arbeiten des Innern und der Verwaltung; und *Barrère*, bald mit ihnen vereinigt, war der tägliche Redner der Partie. *Robespierre* selbst wachte, ohne eine bestimmte Verrichtung zu haben, über Alles, indem er diesen politischen Körper regierte, wie der Kopf den materiellen Körper regiert und jedes Glied nach seinem Willen in Bewegung setzt.

In dieser Partei hatte sich die Revolution verkörpert; sie wollte dieselbe mit allen ihren Folgen durchführen, damit das Volk eines Tags ihre Früchte genießen könnte.

Diese Partei hatte gegen zwei andere zu kämpfen: die eine wollte über sie hinausgehen, die andere sie zurückhalten. Diese beiden Parteien waren:

Die der Gemeinde, vertreten durch Hébert.

Die des Bergs, vertreten durch Danton.

Hébert machte in dem Vater *Duchesne* den Schmutz der Sprache volkstümlich; Verhöhnung folgte hier den Schlachtopfern, Gelächter den Hinrichtungen. In kurzer Zeit waren ihre Fortschritte furchtbar; der Bischof von Paris und seine Vikare schworen das Christentum ab. Der katholische Kultus wurde durch den der Vernunft ersetzt, die Kirchen wurden geschlossen; *Anacharsis Cloots* wurde der Apostel der neuen Göttin. Der Wohlfahrts-Ausschuß erschrak vor der Macht dieser Ultra-revolutionären Partei, die man mit *Marat* gefallen wähnte, und die sich auf die Unsterblichkeit und den Atheismus stützte; *Robespierre* übernahm es, allein sie anzugreifen. Den 5. Dezember 93. stellte er sich ihr auf der Rednerbühne entgegen, und der Konvent, welcher den Abschwörungen auf Verlangen der Gemeinde starken Beifall geklatscht hatte, dekretierte nun auf das Verlangen *Robespierres*, der auch seine Religion aufzustellen hatte, *dass alle Gewalttätigkeiten und Maßregeln die der Freiheit der Kulte entgegen wirkten, verpönt seien.*

Danton verlangte, im Namen der gemäßigten Partei des Berges, das Aufhören der revolutionären Negierung; das Journal, *Le Vieux Cordelier*, von *Camille Desmoulins* redigiert, war das Organ der Partei. Der Wohlfahrts-Ausschuß, das heißt, die Diktatur, war, ihm zufolge, nur gegründet worden, um im Innern die Verschwörer zu

unterdrücken und nach Außen zu siegen; und da er glaubte, dass die Verschwörer im Innern unterdrückt und nach Außen der Sieg errungen sei, s» verlangte er, dass man eine seiner Meinung nach überflüssig gewordene Gewalt breche, damit sie später nicht gefährlich werde; die Revolution hatte niedergerissen, und er wollte auf einem Boden, der noch nicht gesäubert war, wieder aufbauen.

Diese drei Parteien waren es, welche im Monat März 94., in welche Epoche unsere Geschichte fällt, das Innere des Konvents unter sich spalteten. *Robespierre* klagte Hébert des Atheismus und Danton der Bestechlichkeit an; er seinerseits ward des Ehrgeizes beschuldigt, und schon hörte man da und dort das Wort Diktator.

Dies war also der Stand der Dinge, als *Marceau*, wie wir gesagt haben, Danton, der sich aus dem Orchester eine Tribüne machte, und Denen, die ihn umgaben, gewaltige Worte zuwarf, zum ersten mal sah. Man gab den Tod Cäsars; eine Art von Losungswort war den Dantonisten gegeben worden: sie waren alle bei dieser Vorstellung anwesend, und auf ein durch das Ausstehen ihres Oberhauptes gegebenes Zeichen sollten sie auf *Robespierre* eine Anwendung der folgenden Strophen machen:

Ja, groß sei Cäsar, doch sei Roma frei.  
Was soll ihr Name denn die Welt beherrschen,  
Was soll sie Königin heißen, die in Ketten liegt,  
Sie, die in Indien herrscht, und an der Tiber Sklavin ist?  
Was fragt mein Vaterland darnach, und was die Römer,  
Denen du trotzst, ob Cäsar neue Sklaven hat,  
Nicht unsere stolzesten Feinde sind die Perser,  
Wir haben größere, ich weiß es anders nicht.

Und deshalb war *Robespierre*, der durch *Saint-Just* benachrichtigt worden war, diesen Abend im Theater der Nation, denn er begriff, welche Waffe es in den Händen seiner Feinde wäre, wenn es ihnen gelänge, der Beschwerde, die sie gegen ihn hatten, bei dem Volks Eingang zu verschaffen.

Indes suchte ihn *Marceau* vergebens in diesem sorgfältig erleuchteten Saale, wo die Linie der untersten Logen allein in einem Halbdunkel blieb, wegen des Vorsprungs, den die Galerien über sie machten, und seine Augen, ermüdet von dieser erfolglosen

Durchsuchung, fielen jeden Augenblick wieder auf die Gruppe im Orchester zurück, deren lärmendes Treiben die Aufmerksamkeit des ganzen Saals auf sich zog.

— »Ich habe heute unsern Diktator gesehen, sagte Danton. Man hat uns aussöhnen wollen.«

— »Wo seid ihr zusammengetroffen?«

— »In diesem Hause; ich musste die drei Treppen des Unbestechlichen hinaufsteigen.«

— »Und was habt ihr einander gesagt?«

— »dass ich den ganzen Hass kenne, den der Wohlfahrtsausschuss gegen mich habe. Ex antwortete mir, ich hatte Unrecht, man hege keine bösen Absichten gegen mich, man müsse sich aber erklären.«

— »Sich erklären, sich erklären! Die beste Auskunft bei Leuten von Treue und Glauben.«

— »Gerade das habe ich ihm erwidert: er biss sich darauf in die Lippen, seine Stirne faltete sich, ich fuhr fort: gewiss, man muss die Royalisten unterdrücken, aber man muß nur Streiche führen, und nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zusammenwerfen. — Ei! wer hat denn Euch gesagt, fiel *Robespierre* mit Bitterkeit ein, dass man einen Unschuldigen zu Grunde gehen ließe?«

— »Was sagst du dazu? kein Unschuldiger ging zu Grunde! rief ich aus, mich an *Hérault de Séchelles* wendend, der bei mir war, und ich entfernte mich.«

— »Und war *Saint-Just* da?«

— »Ja.«

— »Was sagte er?«

— »Er fuhr mit seiner Hand durch seine schönen, schwarzen Haare, und von Zeit zu Zeit band er die Schleife seines Halstuchs nach *Robespierres* Art.«

Der Nachbar *Marceaus*, dessen Kopf auf beide Hände gestürzt war, bebte, und ließ jenes Zischen hören, wie es zwischen den aufeinander gebissenen Zähnen eines Menschen durchdringt, der sich zusammennimmt, *Marceau* nahm keine besondere Notiz davon,

und wendete seine Aufmerksamkeit auf *Danton* und seine Freunde.«

— »Der Zierbengel! sagte *Camille Desmoulins*, von *Saint-Just* sprechend, er achtet sich so hoch, dass er seinen Kopf ehrfurchtsvoll zwischen seinen Schulter« trägt, wie ein heiliges Sakrament.«

Der Nachbar *Marceaus* schob 'seine Hände auseinander; er erkannte das sanfte und schöne Gesicht *Saint-Justs* voll Zorn.

— »Und ich, sprach dieser, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend, *Desmoulins*, ich werde machen, dass du den deinen wie ein *Saint-Denis* trägst.«

Er drehte sich um, man wich auseinander, um ihn durchzulassen, und er ging aus dem Balkon hinaus.

— »Ei! wer dachte ihn sich so nahe? sagte *Danton* lachend. Meiner Treu, das Paket ist an seine Adresse gelangt.«

— »Hast du, sagte *Philippaux* zu *Danton*, das Pamphlet *Layas* gegen dich gesehen?«

— »Wie! *Laya* macht Pamphlets! er soll den Ami des Lois wieder durchsehen; es versteht sich, dass ich begierig bin, das Pamphlet zu lesen.«

— »Hier ist es; *Philippaux* überreichte ihm eine Broschüre.«

— »Ei! er hat sich unterzeichnet, potztausend. Ja, er weiß also nicht, dass wenn er sich nicht in meinen Keller rettet, man ihm den Hals abschneiden wird. Pst, Pst, der Vorhang geht auf.«

Der Laut Pst ging durch den ganzen Saal; ein junger Mann, der nicht mit in der Verschwörung war, setzte indes noch ein besonderes Gespräch fort, obgleich die Schauspieler auf der Bühne waren. *Danton* streckte den Arm aus, berührte die Schulter desselben mit der Fingerspitze, und sagte zu ihm mit Höflichkeit, worin jedoch ein leichter Anstrich von Ironie lag:

— »Bürger *Arnault*, störe mich ebenso wenig, als wenn man *Marius* in Minturnä spielte.«

Der junge Schriftsteller harte zu viel Geist, um eine in diesen Ausdrücken gestellte Bitte nicht zu hören; er schwieg, und die vollkommenste Stille erlaubte eine der schlechtesten Darstellungen,

die es auf dem Theater gegeben haben mag, die *des Todes Cäsars* zu hören.

Indessen war es dieser Stille ungeachtet augenscheinlich, dass kein Mitglied der kleinen Verschwörung, die wir bezeichnet haben, den Beweggrund vergessen hatte, wegen dessen er gekommen war; Augenwinke wurden gewechselt, Zeichen gingen herüber und hinüber, und wurden immer häufiger, je mehr der Schauspieler der Stelle näher kam, welche den Ausbruch veranlassen sollte. *Danton* sagte ganz leise zu *Camille*: Es ist im dritten Auftritt, und wiederholte die Verse zu gleicher Zeit mit dem Schauspieler, wie, um seine Darstellung zu beschleunigen, als man an diesen ihnen vorangehenden kam:

Cäsar, wir hofften einst von deiner hehren Huld  
Ein köstlicher Geschenk und eine billigere Gnade,  
Weit mehr, als was dein guter Wille gab.

*C ä s a r.*

Und was wagst, Cimber, du zu fordern?

*C i m b e r.*

Was? Die Freiheit!

Drei Salven von Beifall klatschen empfangen sie.

— »Es geht gut, sagte Danton und richtete sich halb auf.«

Talma fuhr fort:

Ja, groß sei *C ä s a r*, doch sei Roma frei.

Danton stand vollends ganz auf, warf einen Blick wie ein Armeegeneral, der sich versichern will, ob Jeder an seinem Posten ist, um sich her, als seine Augen plötzlich auf einem Punkte des Saals haften blieben: das Gitter einer Loge war aufgegangen: *Robespierre* streckte im Schatten seinen länglichen, bleifarbenen Kopf heraus. Die Augen der beiden Feinde waren sich begegnet, und konnten sich nicht von einander abwenden; in denen *Robespierres* lag die ganze Ironie des Triumphs, der ganze Übermut der Sicherheit. Zum ersten mal fühlte Danton einen kalten Schweiß durch seinen ganzen Körper rieseln; er vergaß das Signal, welches er geben sollte: die Strophen gingen ohne Beifall klatschen oder Murmeln vorüber, er fiel besiegt zurück: das Gitter, der Loge schloss

sich wieder, und Alles war zu Ende. Die Guillotinemänner waren über die Septembermänner Meister geworden. Dreiundneunzig stellte zweiundneunzig in den Hintergrund.

*Marceau*, dessen Geist eingenommen war, beschäftigte sich mit ganz was Anderem, als der Tragödie, und war vielleicht der Einzige, der, ohne es zu verstehen, diese Szene mitansah, die nur einige Sekunden gewährt hatte; doch hatte er die Zeit, Robespierre zu erkennen er stürzte sich aus dem Balkon, und kam noch zeitlich genug an, um ihn im Gang zu treffen.

Er war ruhig und kalt, als wenn Nichts vorgefallen wäre; *Marceau* stellte sich ihm vor, und nannte sich. Robespierre reichte ihm die Hand hin, *Marceau*, einer ersten Bewegung folgend, zog die seinige zurück. Ein bitteres Lächeln zog über die Lippen *Robespierres*.

— »Was wollen Sie denn von mir? fragte er.«

— »Eine Unterredung von einigen Minuten.«

— »Hier oder in meinem Hause?«

— »In deinem Hause.«

— »Alsdann komm.«

Und diese beiden, von so verschiedenen Empfindungen bewegt, Menschen gingen neben einander her; *Robespierre* gleichgültig und ruhig; *Marceau* neugierig und aufgeregt.«

Dies war also der Mann, der das Schicksal *Blanca's* in seinen Händen hielt, der Mann, von dem er so viel hatte sprechen hören, dessen Unbestechlichkeit allein offenkundig war, dessen Volkstümlichkeit aber als ein Rätsel erscheinen musste! In der Tat hatte er, um sie zu erlangen, keines der Mittel in Anwendung gebracht, welche seine Vorgänger in Bewegung gesetzt hatten; er besaß weder die hinreißende Beredsamkeit *Mirabeaus*, noch die väterliche Festigkeit *Baillys*, noch das erhabene Feuer *Dantons*, noch den furchtbaren Cynismus *Héberts*; wenn er für das Volk wirkte, so geschah dies in aller Stille, und ohne dem Volk davon Rechenschaft zu geben. Mitten unter der allgemeinen Gleichstellung der Sprache und der Kleidung hatte er seine höfliche Sprache und seine elegante Kleidung beibehalten;<sup>17</sup> kurz, ebenso viele Mühe sich Andere gaben, sich mit der Menge zu verschmelzen, ebenso viele

schien er sich zu geben, um sich über denselben zu erhalten; und man begriff bei m ersten Anblick, dass dieser sonderbare Mann für die Menge nur ein Halbgott oder ein Schlachtopfer sein konnte: er wurde das eine und das andere.

Sie langten an: eine enge Treppe führte sie in ein im dritten Stocke gelegenes Zimmer: eine Büste *Rousseaus*, ein Tisch, auf dem der *Contrat* sozial und *Emil* aufgeschlagen waren, ein Schrank und einige Sessel bildeten die ganze Möblierung dieses Gemachs. Nur herrschte überall die größte Sauberkeit.

Robespierre sah den Eindruck, den dieser Anblick auf *Marceau* hervorbrachte.

— »Dies ist der Palast *Cäsars*, « sagte er zu ihm lächelnd, was haben Sie von dem Diktator zu verlangen?«

— »Gnade für meine Frau, die durch *Carrier* verdammt ist.«

— »Deine Frau von *Carrier* verdammt! Die Frau *Marceaus*! des Republikaners der alten Zeit! des Soldaten von Sparta! Was macht er denn in Nantes?«

— »Abscheulichkeiten. *Marceau* zeichnete ihm hierauf das Gemälde, welches wir dem Leser vor die Augen gestellt haben. *Robespierre* warf sich während dieser Erzählung auf seinem Sessel hin und her, ohne ihn zu unterbrechen; indes hörte *Marceau* auf zu sprechen.«

— »So werde ich also immer verstanden, sprach *Robespierre* mit heiserer Stimme, denn die innere Gemütsbewegung, die er so eben empfunden hatte, war hinreichend, diese Veränderung in seiner Stimme hervorzubringen, überall, wo meine Augen nicht sind, um zu sehen, und meine Hand, um unnützem Blut Einhalt zu tun! . . . Es gibt indessen Blut genug, was die unumgängliche Notwendigkeit uns gebietet, und wir sind noch nicht zu Ende.«

— »Ei nun denn! *Robespierre*, Gnade für meine Frau!«

*Robespierre* nahm ein Blatt weißes Papier:

— »Ihr Name als Mädchen?«

— »Warum?«

— »Ich muß ihn haben, um die Identität festzustellen.«

— »*Blanca von Beaulieu*.«

*Robespierre* ließ die Feder seiner Hand entsinken.

— »Die Tochter des Marquis von *Beaulieu*, des Häuptlings der Räuber.«

— »*Blanca von Beaulieu*, die Tochter des Marquis von *Beaulieu*.«

— »Und wie kommt es, dass sie deine Frau ist?

*Marceau* erzählte ihm Alles.«

— »Junger Narr! junger Unsinniger! sagte er zu ihm; musstest du . . . *Marceau* unterbrach ihn.«

— »Ich verlange weder Scheltworte, noch Ratschläge von dir; ich verlange ihre Begnadigung, willst du mir sie geben?«

— »*Marceau*, werden dich die Bande der Familie, der Einfluss der Liebe niemals hinreißen, die Republik zu verraten?«

— »Niemals.«

— »Wenn du dich mit den Waffen in der Hand dem Marquis von *Beaulieu* gegenüber befändest?« — »Ich würde ihn bekämpfen, wie ich es schon getan habe.«

— »Und wenn er in deine Hände fiel?«

*Marceau* besann sich einen Augenblick.

— »Ich würde ihn dir zuschicken, und du selbst wärest sein Richter.«

— »Du, schworst mir das?!«

— »Auf Ehre!?'

*Robespierre* ergriff die Feder wieder. — *Marceau*, sagte er zu ihm, du hast das Glück gehabt, dich vor Aller Augen rein zu erhalten: seit langer Zeit kenne ich dich, seit langer Zeit wünschte ich, dich zu sehen. Die Ungeduld *Marceaus* wahrnehmend, schrieb er die drei ersten Buchstaben seines Namens, dann hielt er an. — Höre, sprach er, ihn starr anblickend, ich meinerseits verlange von dir fünf Minuten; ich gebe dir ein ganzes Dasein für diese fünf Minuten: das ist gut bezahlt. *Marceau* machte ein Zeichen, dass er ihn höre. *Robespierre* fuhr fort: — Man hat mich bei dir verleumdet, *Marceau*, und doch bist du einer von den wenigen Männern, von denen: ich gekannt zu sein wünschte; denn was liegt mir an dem Urteil Derer,

die ich nicht achte? Hore also: drei Versammlungen haben der Reihe nach das Geschick Frankreichs bewegt, jede von ihnen fasst sich in Einem Manne zusammen; sie haben die Sendung vollbracht, womit das Jahrhundert sie beauftragt hatte: die Konstituierende, durch Mirabeau repräsentiert, hat den Thron erschüttert; die Gesetzgebende, in Danton personifiziert, hat ihn niedergerissen. Das Werk des Konvents ist ungeheuer, denn er muss vollenden, niederzureißen, und beginnen, wieder aufzubauen. Ich habe dabei einen hohen Gedanken: er ist, das Urbild dieser Epoche zu werden, wie *Mirabeau* und *Danton* die Urbilder der ihrigen gewesen sind; es wird in der Geschichte des französischen Volkes drei Männer geben, die durch die drei Ziffern dargestellt werden: 91, 92, 93. Wenn das höchste Wesen mir die Zeit gibt, mein Werk zu vollenden, so wird mein Name über allen Namen stehen; ich werde Mehr getan haben als *Lykurg* bei den Griechen, als *Numa* in Rom, als *Washington* in Amerika; denn Jeder von ihnen hatte nur ein erst in der Geburt begriffenes Volk zu beruhigen, und ich habe eine veraltete Gesellschaft, die ich wieder gebären muss . . . Wenn ich unterliege, mein Gott! erspare mir eine Lästerung gegen dich in meiner letzten Stunde. . . Wenn ich falle vor der gewünschten Zeit, so wird mein Name, der nur die Hälfte von dem, was er zu tun hatte, vollbracht haben wird, den blutigen Flecken behalten, den der andere Teil ausgewischt haben würde: die Revolution wird mit ihm fallen, und beide werden verleumdet werden. . . Das ist es, was ich dir, zu sagen hatte *Marceau*, denn ich will, dass es auf alle Fälle einige Menschen gäbe, die meinen Namen lebendig und rein in ihrem Herzen behalten, wie du Flamme im Tabernakel, und du bist einer dieser Menschen.

Er schrieb seinen Namen vollends aus.

»Jetzt, hast du hier die Begnadigung deiner Frau. . . Du kannst abreisen, ohne mir selbst die Hand zu reichen.«

*Marceau* ergriff sie und drückte sie kräftig; er wollte sprechen, aber es war zu viel Wehmut in seiner Stimme, als dass er ein einziges Wort hätte hervorbringen können, und *Robespierre* war es, der zuerst zu ihm sagte: »Vorwärts, du musst abreisen, es ist kein

Augenblick zu verlieren: auf Wiedersehen.«

Marceau stürzte nach der Treppe; der General Dumas stieg herauf, als er hinabging.

— »Ich habe ihre Begnadigung, « rief er, sich in seine Arme werfend, aus, »ich habe ihre Begnadigung, *Blanca* ist gerettet. . . «

— »Wünsche auch mir Glück, « erwiderte ihm sein Freund: »ich bin so eben zum Obergeneral der Alpenarmee ernannt worden, und ich komme, *Robespierre* dafür zu danken.«

Sie umarmten sich. *Marceau* stürzte sich auf die Straße, eilte nach dem Platz des Palasts Egalité, wo ihn sein Wagen erwartete, der bereit stand, mit derselben Schnelligkeit wieder abzureisen, mit der er ihn hergebracht hatte.

Von welchem Gewicht war sein Herz erleichtert! welches Glück erwartete ihn! welche Seligkeiten nach so viel Schmerzen! Seine Einbildungskraft tauchte unter in der Zukunft; er sah den Augenblick, wo er seiner Frau von der Schwelle des Kerkers zurief: *Blanca*, du bist frei durch mich; komm, *Blanca*, deine Liebe und deine Küsse mögen die Schuld deines Lebens bezahlen.

Von Zeit zu Zeit indes durchzog eine verworrene Unruhe seinen Geist, ein plötzliches Schaudern traf sein Herz, dann trieb er die Postillione, zu eilen, versprach Gold, verschwendete es und versprach wieder: die Räder brennen auf dem Pflaster, die Pferde verschlingen den Weg und doch findet er kaum, dass sie vorwärts kommen! überall ist der Vorspann bereit, kein Verzug; Alles scheint die Aufregung zu teilen, die ihn quält. In einigen Stunden hat er *Versailles, Chartres, le Mans, la Flèche* hinter sich gelassen; er erblickt *Angers*; plötzlich empfindet er einen furchtbaren Stoß: der umgestürzte Wagen ist gebrochen; er steht gequetscht, blutend auf, trennt mit einem Säbelhieb die Stränge los, die eines der Pferde festhalten, schwingt sich eilends auf dasselbe, erreicht die erste Post, nimmt hier ein Reitpferd und setzt mit noch größerer Eilfertigkeit seinen Weg fort.

Endlich ist er durch *Angers* hindurch, er erblickt *Ingrande*, erreicht *Barades*, kommt über *Ancenis* hinaus; sein Pferd trieft von Schaum und Blut. Er gewahrt *Saint-Donatien*, dann *Nantes! Nantes*, das

seine Seele, sein Leben, seine Zukunft einschließt. Einige Augenblicke noch, so wird er in der Stadt sein, er erreicht das Thor: sein Pferd sinkt vor dem Gefängnisse Bouffays nieder: er ist ja angekommen, was liegt daran?

— »Blanca, Blanca«

— »Zwei Karren sind so eben vom Gefängnis weggefahren, erwidert der Kerkermeister, sie ist auf dem ersten.«

— »Verflucht! und *Marceau* stürzt sich zu Fuße mitten durch das Volk, das sich drängt, das zu dem großen Platze eilt. Er gelangt zu dem letzten der beiden Karren; einer der Verurteilten erkennt ihn.«

— »General, retten Sie sie, retten Sie sie. . . Ich habe es nicht gekonnt und bin gefangen worden. . . Es lebe der König und die gute Sache. Es war *Tinguy*.«

»Ja, ja! . . . Und *Marceau* bahnt sich einen Weg; die Menge stößt ihn, drängt ihn, aber reißt ihn fort; er langt mit ihr auf dem großen Platze an: er ist vor dem Blutgerüste, er bewegt sein Papier, indem er ausruft: Gnade! Gnade!« In diesem Augenblick zeigte der Henker, den Kopf eines jungen Mädchens bei ihren langen blonden Haaren fassend, dem Volk ein scheußliches Schauspiel; die entsetzte Menge wendete sich mit Abscheu weg; denn sie glaubte ihn Ströme Bluts speien zu sehen! . . . Plötzlich lässt sich mitten in dieser stummen Menge ein Schrei der Wut hören, worin sich alle menschliche Kräfte erschöpft zu haben schienen; *Marceau* hatte zwischen den Zähnen dieses Kopfes die rote Rose, die er der jungen Vendeerin gegeben hatte, erkannt.

---

# Cherubino und Celestini.

---

aus dem Französischen

Antonys Erinnerungen

Stuttgart.

Druck und Verlag Imle u. Krauß.

1835.

## I.

**W**as ich dir jetzt erzählen werde, mein Leser, ist eine Räuberszene; Nichts weiter; folge mir in das vordere Calabrien; ersteige mit mir einen steilen Vorsprung der Apenninen, und auf dessen Gipfel angekommen wirst du, gegen Mittag blickend, zu deiner Linken *Cosenza*, rechts *Santo-Lucido*, und gerade vor dir, in einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten, einen Weg haben, der, an den Seiten des Bergs selbst sich steil in die Höhe ziehend, in diesem Augenblick durch eine große Zahl von Feuern erhellt ist, um welche bewaffnete Männer sich lagern. Diese Männer sind in der Verfolgung des Räubers *Giacomo* begriffen, mit dessen Bande sie so eben nicht wenig Flintenschüsse gewechselt haben; allein von der Nacht überfallen wagen sie es nicht, sich durch weiteres Vordringen bloßzustellen, und sie warten den Tag ab, um das Gebirge zu durchstreifen.

Nunmehr senke das Haupt und werfe deine Blicke in gerader Richtung in eine Tiefe von ungefähr fünfzehn Fuß hinab, auf jene Gebirgsplatte, die so von rötlichen Felsen, grünen buschigen Eichen und gelben verkrüppelten Korkbäumen umgeben ist, dass man

gerade so über ihr stehen muss, wie wir, um zu erraten, dass sie nur irgend in der Welt existiert; nicht wahr? du wirst hier zuerst vier Männer gewahren, die mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigt sind, indem sie Feuer anzünden und ein Lamm abziehen; dann vier andere, die ihre Mora<sup>18</sup> mit einer solchen Schnelligkeit spielen, dass du den Bewegungen ihrer Finger nicht zu folgen vermagst, zwei weitere stehen auf der Wache so unbeweglich, dass du dieselben für Felsstücke halten möchtest, denen der Zufall eine menschliche Form gegeben; daneben sitzt eine Frau, und wagt nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, ein in ihren Armen schlafendes Kind zu erwecken; endlich seitwärts wirst ein Räuber die letzte Schaufel voll Erde auf ein frisch gemachtes Grab.

Dieser Räuber ist Giacomo; jene Frau ist seine Geliebte, und die Männer, die auf der Wache stehen, spielen, und das Essen bereiten, sind, was er seine Bande nennt; der im Grabe Ruhende? es ist *Hieronimo*, der Stellvertreter des Hauptmanns: eine Kugel hat ihm so eben den Galgen erspart, der für *Antonio*, den zweiten Lieutenant, welcher die Dummheit beging, sich fangen zu lassen, schon aufgerichtet ist.

Nachdem du jetzt mit Menschen und Örtlichkeiten bekannt bist, lass mich erzählen:

Als Giacomo das Begräbnis vollbracht hatte, ließ er seinen Händen die Hacke entsinken, der er sich bedient hatte, und kniete nieder auf die frisch aufgeworfene Erde, in der seine Knie wie in Sand einsanken; hier blieb er beinahe eine Viertelstunde unbeweglich betend; dann zog er aus seiner Brust ein silbernes, durch ein rotes Band am Halse befestigtes Herz hervor, worauf das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind war, und küsste es fromm und ehrfurchtsvoll, wie es einem ehrlichen Banditen geziemt: jetzt stand er langsam auf, und ging gesenkten Hauptes, um mit gekreuzten Armen sich an den Grundpfeiler des Felsens zu lehnen, dessen Böschung die vorbeschriebene Gebirgsplatte beherrscht.

Giacomo hatte diese Bewegung mit solcher Stille und Traurigkeit ausgeführt, dass Niemand ihn den Platz einnehmen hörte, den er nun inne hatte. Doch mochte diese Unachtsamkeit der Wache ihm

mit den Gesetzen der Mannszucht im Widerspruch geschienen haben; denn nachdem er den Blick auf seiner Umgebung hatte umherschweifen lassen, zog er seine Augenbrauen zusammen, und sein weiter Mund öffnete sich, um den grauenvollsten Fluch auszustoßen, der je seit Räuber gedenken den Himmel in Entsetzen gebracht hatte:

— »Sangue di Christo. . . «

Die das Lamm zerschnitten, fielen in die Knie, wie wenn sie einen Stockstreich in die Seite bekommen hätten; den Spielern starrten unbeweglich die Hände in der Luft; die Wachen drehten sich so plötzlich um, dass Einer dem Andern vor dem Gesicht stand; die Frau zitterte, und das Kind fing an zu weinen.

*Giacomo* stampfte mit dem Fuß auf die Erde.

— »*Maria* bring das Kind zum Schweigen, ruft er aus.«

*Maria* öffnet schnell ihr scharlachrotes mit Gold gesticktes Mieder, bringt die Lippen ihres Söhnchens dem runden braunen Busen näher, der die Schönheit der Römerinnen ist, beugt sich auf ihn herab, und schlingt wie zu seinem Schutze die beiden Arme wirklich um ihn. Das Kind nahm die Brust an und schwieg.

*Giacomo* schien zufrieden mit diesem Zeichen des Gehorsams; sein Gesicht verlor den strengen Ausdruck' der es einen Augenblick umwölkt hatte, um einen tieftraurigen Charakter anzunehmen; dann gab er seinen Leuten mit der Hand ein Zeichen, dass sie fortfahren sollten.

— »Wir haben aufgehört, zu spielen, sprechen die Einen.«

— »Der Hammel ist zerlegt, sagen die Andern.«

— »Es ist gut, esst! antwortet *Giacomo*.«

— »Und Ihr? Hauptmann!« — »Ich werde nicht essen.«

— »Ich auch nicht, sagt die sanfte Stimme der Frau.«

— »Und warum nicht, *Maria*? . . . «

— »Ich habe keinen Hunger.«

Diese letzten Worte wurden so leise und schüchtern ausgesprochen, dass der Bandit von ihrem Ausdruck so tief gerührt wurde, als seine Natur ihm erlaubte; er ließ seine sonnverbrannte

Hand auf den Kopf seiner Geliebten sinken: sie ergriff dieselbe, und drückte ihre Lippen darauf.

— »Du bist ein gutes Weib, Maria.«

»Ich liebe dich, Giacomo.«

— »Wohl an, sei klug und komm, wir wollen essen.«

Maria gehorchte, und Beide nahmen an der Strohmatten Platz, auf der Stücke Hammelfleisch, welches die Räuber an den Ladestock eines Karabiners gesteckt und so gebraten hatten, Ziegenkäse, Haselnüsse, Brot und Wein aufgetragen waren.

Giacomo zog aus der Scheide seines Dolchs ein Messer und eine Gabel hervor, die er Maria übergab; er selbst genoss Nichts als eine Schale reinen Wassers, die er an der nächsten Quelle selbst schöpfte; die Furcht von den Bauern vergiftet zu werden, die allein ihm Wein liefern konnten, hatte ihn schon seit langer Zeit bewogen, diesem Getränke zu entsagen.

Jetzt machte Jeder sich ans Werk mit Ausnahme der zwei Wachen, die von Zeit zu Zeit den Kopf drehten, und einen ausdrucksvollen Blick auf die Nahrungsmittel warfen, welche mit erschreckender Schnelligkeit verschwanden.

Diese Bewegungen der Unruhe wurden immer häufiger und schneller, je mehr die Mahlzeit vorrückte, so dass es am Ende scheinen mochte, sie seien eher beauftragt, das Essen ihrer Kameraden zu belauern, als den Bivouak des Feindes.

Während dieser Zeit war *Giacomo* traurig, und man bemerkte wohl, dass sein Herz von peinlichen Erinnerungen erfüllt war. Plötzlich schien er denselben nicht mehr widerstehen zu können, er fuhr mit der Hand über die Stirne, stieß einen Seufzer aus und sprach:

— »Kinder! ich muss euch eine Geschichte erzählen. Auch ihr Übrigen, setzte er hinzu, sich an die ausgestellten Wachen wendend, könnt herankommen; sie werden es um diese Stunde nicht wagen, uns hier aufzureiben; zudem glauben sie, es seien unserer nur noch zwei.«

Die Schildwachen ließen sich diese Einladung nicht zweimal

wiederholen, und ihre Mitwirkung brachte in das Mahl, welches schon lauer betrieben wurde, wieder etwas Tätigkeit.

— »Willst du, dass ich ihre Stelle einnehme? fragt Maria.«

— »Danke; es ist nicht der Mühe wert.«

*Maria* schob schüchtern ihre Hand in die *Giacomos*. Die mit ihrem Abendbrot fertig waren, schickten sich an, die Stellungen einzunehmen, die ihnen am bequemsten schienen, um die Erzählung anzuhören. Die, welche aßen, häuften so viel Proviant vor sich, als sie davon bekommen konnten, um nicht nötig zu haben, Etwas zu verlangen, und jeder hörte der hier folgenden Erzählung mit jener Teilnahme zu, welche überhaupt Menschen eines herumziehenden Lebens dem Laufe einer Geschichte schenken.

— »Es war im Jahr 1799. Die Franzosen hatten Neapel in Besitz genommen, und eine Republik daraus gemacht; die Republik ihrerseits wollte Calabrien wegnehmen: **per Baccho!** das Gebirge den Bergleuten nehmen! es war keine leichte Sache, besonders für Heiden. Mehrere Banden verteidigten Calabrien, wie wir es noch verteidigen; denn das Gebirge gehört uns, und auf die Köpfe der Anführer dieser Banden waren Preise gesetzt, wie jetzt auf den meinigen; der Kopf des Cesaris unter Anderen galt 3000 neapolitanische Dukaten.

In einer Nacht, wo man während des ganzen Abends einige Flintenschüsse gehört hatte, wie man diesen Abend welche hören konnte, verzehrten zwei junge Hirten, die ihre Heerden in dem Gebirge von Tarsia hüteten, ihr Abendbrot bei dem Feuer, das sie angezündet hatten, weniger um sich zu wärmen, als die Wölfe abzuhalten: es waren zwei schöne Jungen, zwei wahre Calabrier, halb nackt, und statt jeder Kleidung nur ein Schaffell um die Lenden gegürtet, Sandalen an den Füßen, ein Band, um an ihren Hals das Bild des Jesuskindes zu hängen, und damit war Alles abgetan. Sie waren beinahe von demselben Alter; weder der Eine noch der Andere kannte seinen Vater, indem man sie beide in einer Entfernung von drei Tagesreisen auseinander, den Einen zu Tarent, den Andern zu Reggio ausgesetzt gefunden hatte, was wenigstens bewies, dass sie nicht aus *einer* Familie waren. Bauern von Tarsia

hatten sie aufgenommen; und man nannte sie gewöhnlich nur die Kinder der Madonna<sup>19</sup> wie man Findelkinder zu nennen pflegt. Ihre Taufnamen waren Cherubino und Celestini.

Diese Kinder liebten einander, denn sie standen Beide gleich verlassen da. Die, welche sie zu sich genommen hatten, verbargen ihnen nicht, dass sie nur aus Mitleid und in der Hoffnung, das Paradies zu gewinnen, diese gute Handlung vollbracht hätten; beide wussten, dass sie Nichts auf der Erde besaßen, und liebten sich darum nur um so mehr.

Sie waren also, wie ich euch so eben gesagt habe, zur Bewachung ihrer Herde im Gebirge, aßen von demselben Stück Brot, tranken aus Einer Schale, zählten die Sterne des Himmels, und waren sorglos und glücklich, als wenn das Schlaraffenland ihr Besitztum gewesen wäre.

Plötzlich hörten sie ein Geräusch hinter sich, und sie wandten sich um: ein Mann, auf einen Karabiner gestützt, sah ihnen zu, wie sie aßen.

Ja, beim Erlöser, es war ein Mann; auch ließ sein Äußeres über sein Gewerbe keinen Zweifel. Er hatte einen langen calabrischen Hut, bunt überladen mit weißen und roten Bändern, und umschlungen von schwarzen Sammtstreifen mit goldener Schnalle; geflochtene Haare, die zu beiden Seiten seines Gesichts herabhingen; mächtige Ohrringe; bloßen Hals; eine Weste mit Knöpfen von gewobenen Silberfäden, wie man sie nur in Neapel fertigt; ein Wams mit Knopflöchern, aus denen, durch eine Schleife befestigt, zwei rohseidene Sacktücher herabhingen, die sich in der Tasche verloren; seine getreue padronica<sup>20</sup> voll Patronen und mit einem Silberplättchen geschlossenen; kurze Hosen von blauem Samt, und Strümpfe, die durch kleine Lederriemen, welche mit den Sandalen zusammenhingen, festgemacht waren. Denkt euch noch zu dem Allem Ringe an jedem Finger, Uhren in jeder Tasche und zwei Pistolen und einen Hirschfänger im Gürtel.

Die beiden Knaben wechselten unter ihren großen Brauen eilends einen Blick, schnell wie der Blitz; dem Räuber entging es nicht.

— »Ihr kennt mich? fragte er.«

— »Nein, antworteten die Kinder.«

— »Uebrigens, was liegt mir daran, ob ihr mich kennt oder nicht. Die Männer des Gebirges sind Brüder, und Einer soll auf die Andern zählen; also zähle ich auf euch. Seit gestern verfolgt man mich, wie ein wildes Tier, ich habe Hunger und Durst.«

— »Hier ist Brot und Wasser, sagten die Knaben.«

Der Räuber setzte sich, seine Pirschbüchse an den Schenkel gelehnt, lud beide Pistolen in seinem Gürtel, und machte sich ans Werk.

Als er geendet hatte, stand er auf.

— »Wie heißt das Dorf, von dem man ein Licht sieht? fragte er die Knaben, seine Hand gegen den dunkelsten Ort des Horizonts ausstreckend.«

Die Kinder hefteten einige Sekunden ihre durchdringenden Blicke auf den bezeichneten Punkt, hielten ihn, die Hand über die Augen haltend, fest, und fingen dann an zu lachen, denn sie dachten, der Bandit mache sich über sie lustig: sie sahen Nichts.

Sie kehrten sich um, es ihm zu sagen: der Räuber war verschwunden.

Jetzt begriffen sie, dass er diese List angewendet hatte, damit sie nicht sehen konnten, nach welcher Seite er seinen Rückzug antrat. Die beiden Knaben setzten sich wieder; dann, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen, blickten sie einander zu gleicher Zeit an.

— »Hast du ihn erkannt? fragte der Eine.«

— »Ja, erwiderte der Andere.«

Diese paar Worte wurden mit leiser Stimme gewechselt, und wie wann sie fürchteten, gehört zu werden.

— »Er besorgte, wir möchten ihn verraten.«

— »Er ist weggegangen, ohne uns ein Wort zu sagen.«

— »Er kann nicht weit entfernt sein.«

— »Nein, er war zu ermüdet.«

— »Ich würde ihn doch trotz aller seiner Vorsichtsmaßregeln wieder finden, wenn ich wollte.«

— »Ich auch.«

Die zwei Kinder sprachen nicht weiter davon: aber sie standen auf, und gingen jeder nach einer Seite des Berges, wie zwei junge Windhunde, die im Aufspüren begriffen sind.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war *Cherubino* beim Feuer zurück; fünf Minuten später setzte sich *Celestini* an seine Seite.

— »Nun denn? . . . «

— »Nun denn? . . . «

— »Ich habe ihn gefunden.«

— »Ich auch.«

— »Hinter einem Oleanderstrauch.«

— »In der Vertiefung eines Felsens.«

— »Was war zu seiner Rechten?«

— »Eine blühende Aloe; und was hatte er in seinen Händen?«

— »Zwei scharf geladene Pistolen.«

— »Richtig.«

— »Und er schlief?«

— »Als wenn alle Engel über ihm wachten.«

— »Dreitausend Dukaten, das ist so viel, als es Sterne am Himmel gibt.«

— »Jeder Dukaten hat zehn Karolin; und wir verdienen monatlich ein Karolin; wir könnten also so lange leben, als der alte *Guiseppe*, und wir würden doch unser ganzes Leben lang keine dreitausend Dukaten verdienen.«

Die beiden Knaben schwiegen einige Minuten lang. *Cherubino* brach zuerst das Schweigen.

— »Es ist schwer, einen Menschen zu töten! sagte er.«

»Nein, antwortete *Celestini*; der Mensch ist wie das Schaf: er hat eine Ader am Halse, man muss sie abschneiden, das ist Alles.«

— »Hast du *Cesaris* betrachtet?«

— »Sein Hals war bloß, nicht wahr?«

— »Es wäre bei ihm nicht schwer. . . «

— »Nein, vorausgesetzt, dass das Messer gut schnitte.«

Jeder der Knaben fuhr mit der Hand über die Schneide des

seinigen; dann sich erhebend, blickten sie einander einen Augenblick an, ohne zu sprechen.

— »Wer wird den Streich für Beide führen? sagte *Cherubino*.«

*Celestini* raffte einige Kiesel zusammen, und hielt ihm die geschlossene Hand vor.

— »Grad oder ungrad?«

— »Grad.«

— »Es ist ungrad: also du.«

*Cherubino* ging fort, ohne ein Wort zu sagen.

*Celestini* sah ihn in der Richtung sich entfernen, in der er wusste, dass *Cesaris* schlief, dann, als er ihn L aus dem Gesicht verloren hatte, vertrieb er sich die Zeit damit, die zusammengerafften Kiesel einen nach dem andern in das erlöschende Feuer zu werfen. Nach zehn Minuten sah er *Cherubino* zurückkommen.

— »Nun?« sagte er zu ihm.

— »Ich habe es nicht gewagt.«

— »Warum?«

— »Er schlief mit offenen Augen, und es war, wie wenn er mich anblickte.«

— »Wir wollen zusammen hingehen.«

Sie gingen eilends hinweg, doch bald wurde ihr Schritt langsamer. Gleich nachher gingen sie auf den Fußspitzen; endlich legten sie sich platt auf den Bauch nieder, und krochen wie Schlangen; beim Aloestrauch angelangt, erhoben sie hierauf immer noch wie Schlangen den Kopf, drängten sich zwischen den Zweigen durch, und erblickten den schlafenden Räuber an der nämlichen Stelle, wo sie ihn vorher gesehen hatten.

Nun schlüpfte einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken unter das überragende Laubdach, , jetzt bei ihm angekommen, erhob sich jedes der Kinder, ihr Messer zwischen den Zähnen haltend, auf ein Knie. Der Räuber schien erwacht, seine Augen waren ganz offen; nur war der Augensterbarr.

*Celestini* gab *Cherubino* mit der Hand ein Zeichen, allen seinen Bewegungen zu folgen.

Räuber hatte, ehe er sich schlafen legte, seine Stutzflinte an die Wand des Felsens gelehnt, und das Schloss mit einem seiner seidenen Taschentücher umwickelt. *Celestini* knüpfte das Tuch sachte los, breitete es über dem Kopf *Cesaris* aus, und als er sah, dass *Cherubino* in Bereitschaft stand, schlug er es ganz nieder, und rief aus: — zu! *Cherubino* stürzte sich wie ein junger Tiger an den Hals des Räubers; dieser stieß einen grässlichen Schrei aus, richtete sich auf, machte blutend einige Kreiswendungen, den Kopf zurückhängend, löste er aufs Geratewohl seine beiden Pistolen, und sank tot zurück.

Die beiden Knaben waren ausgestreckt und atemlos auf der Erde liegen geblieben.

Als sie sahen, dass der Bandit aufgehört habe, sich zubewegen, erhoben sie sich wieder, und traten ihm näher. Sein Kopf hing nur noch am Rückgrat; sie trennten ihn vollends vom Körper, wickelten ihn in das seidene Tuch, und, nachdem sie übereingekommen waren, dass ihn jeder eine Strecke Wegs trüge, gingen sie nach Neapel.

Sie tiefen die ganze Nacht in dem Gebirge, ihre Richtung nach dem Meere nehmend, das sie zu ihre Linken glänzen sahen. Beim Anbruch des Tages gewahrten sie Castro-Billari; doch wagten sie nicht durch die Stadt zu gehen aus Furcht, das Blut möchte die' Last erraten, die sie trugen, und irgend ein Räuber von der Bande des *Cesaris* sich an ihnen für den Tod ihres Anführers rächen.

Indes überraschte sie der Hunger; der Eine von ihnen entschloss sich, Brot in einem Wirtshaus zu holen, während ihn der Andere im Gebirge erwartete; aber als er einige Schritte gemacht hatte, kam er wieder zurück.

— »Und Geld? sagte er.«

Sie trugen einen Kopf, der dreitausend Dukaten wert war, und weder der Eine noch der Andere hatte einen Bajocco, um Brot zu kaufen.

Der den Kopf trug, knüpfte das Tuch auf/ nahm einen Ohrring des *Cesaris*, und gab ihn seinem Kameraden. Eine halbe Stunde später war der Bote mit Lebensmitteln auf drei Tage zurück.

Sie aßen, und begaben sich wieder auf den Weg.

Zwei Tage lang liefen sie; während zweier Nächte schliefen sie wie wilde Tiere unter dem Schutze eines Gesträuchs oder unter dem Vorsprung eines Felsens.

Den Abend des dritten Tags langten sie in einem Dorfe, das Altavilla hieß, an.

Die Herberge war von Kutschern, welche Reisende nach Pästum geführt hatten, von Schiffern, die die Sela heraufgefahren waren, und von Lazzaronis, denen es gleichgültig war, ob sie hier oder anderswo lebten, angefüllt.

Die beiden Kinder ließen sich in einem Winkel nieder, den sie noch frei fanden, nahmen den Kopf Cesaris in ihre Mitte, aßen zu Nacht, wie es ihnen noch nie vorgekommen war, schliefen abwechselungsweise Jeder seine Zeit, zahlten mit dem zweiten Ohrringe, und setzten ihren Weg einige Minuten vor Tagesanbruch fort.

Gegen neun Uhr des Morgens erblickten sie eine große Stadt am Ausgang eines Golfs; sie fragten nach dem Namen derselben: man erwiderte ihnen, sie heiße Neapel.

Nun hatten sie die Gefährten des *Cesaris* nicht mehr zu fürchten, und gingen daher geradenwegs auf die Stadt zu. An der Brücke der Maddalena angekommen, gingen sie auf den, französischen Posten zu, und fragten ihn auf calabrisch, an wen man sich wenden müsse, um sich die Summe bezahlen zu lassen, welche denen versprochen worden sei, die den Kopf des *Cesaris* brächten.

Die Wache hörte sie mit wichtiger Miene an bis ans Ende, sann dann einen Augenblick nach, strich ihren Schnurrbart, und sprach zu sich selbst:

— »Das ist außerordentlich, diese kleinen Schelme sind nicht höher als meine Patrontasche, und sprechen schon italienisch. Es ist gut, meine kleinen Freunde, geht nur vorüber!«

Die Kinder, die ihrerseits die Wache nicht verstanden, wiederholten ihre Frage.

Es scheint, dass sie darauf bleiben, sagte die Schildwache, und

rief den Sergent.

Der Sergent radebrecht? einige Worte italienisch, er verstand Etwas von der Frage, erriet, das dass blutige Tuch, welches *Celestini* trug, einen Kopf enthalte, und rief seinem Offizier.

Der Offizier gab den Knaben zwei Mann zur Begleitung mit, welche sie zu dem Palast führten, wo das Polizeiministerium war.

Die Soldaten sagten, sie brächten den Kopf des *Cesaris*, und alle Türen öffneten sich vor ihnen.

Der Minister wollte die Braven sehen, welche Calabrien von seiner Geisel befreit hatten, und ließ *Cherubino* und *Celestini* zu sich in sein Kabinett treten.

Lange Zeit blickte er die beiden schönen Knaben mit ihrer naiven Miene, ihrer malerischen Kleidung und ernsthaften Haltung an; er fragte sie italienisch, wie sie es gemacht hätten; und sie erzählten ihm ihre Tat, als wenn es die gewöhnlichste Sache von der Welt wäre; er forderte Beweis dessen, was sie sagten; *Celestini* ließ sich auf ein Knie nieder, machte das Tuch auseinander, ergriff den Kopf bei den Haaren, und legte ihn ruhig auf den Schreibtisch des Ministers.

Hierauf war Nichts zu erwidern, als die Summe auszubezahlen.

Indes schlug ihnen die Exzellenz, ihre große Jugend in Betracht ziehend, vor, sie in eine Anstalt oder in ein Regiment eintreten zu lassen, und sagte ihnen, dass die französische Regierung brave und entschlossene junge Leute nötig hätte.

Sie erwiderten, dass sie die Bedürfnisse der französischen Regierung Nichts angingen, dass sie biedere Calabrier seien, die weder, zu lesen noch zu schreiben verstünden, und dass sie auch gar kein Verlangen trügen, es jemals zu lernen; dass das wilde Leben, an das sie gewöhnt seien, sie schlecht zur Disziplin vorbereitet hätte, um in ein Regiment einzutreten, und dass sie befürchten, wenig Geschick zur Schwenkung und Handhabung der Waffen zu besitzen; mit den dreitausend Dukaten sei es eine ganz andere Sache, und sie seien bereit, solche in Empfang zu nehmen.

Der Minister gab ihnen einen Wisch Papier, nur zwei Finger groß, klingelte einem Aufwärter, und befahl ihm, sie an die Kasse zu

führen.

Der Kassierer zählte die Summe auf: die zwei Knaben breiteten ihr seidenes, noch ganz blutiges Tuch ans, legten die dreitausend Dukaten darein, knüpften es an den vier Ecken zusammen, gingen durch eine Tür, die auf den Platz Santo-Franzesco-Nuovo führte, und befanden sich am äußersten Ende der großen Toledo-Straße.

Die Straße Toledo ist der Palast des Volks. Sie sahen ganz hinab längs der Häuser eine Menge Lazzaronis, die, in der Sonne liegend, die Macaronis von ihrem irdenen Teller ganz wollüstig in ihre braunen Lippen spazieren ließen. Dieser Anblick machte ihnen Appetit; sie gingen zu einem Kaufmann, kauften einen Teller, und diesen Teller voller Macaroni; sie reichten einen Dukaten hin, und man gab ihnen neun Carlin, neun Gran und zwei Calli<sup>21</sup> zurück: mit dem, was sie wieder zurückerhielten, konnten sie auf diese Art einen ganzen halben Monat leben.

Auf den Stufen des Palasts Maddaloni setzten sie sich nieder, und nahmen hier eine Mahlzeit ein, von deren Kostbarkeit sie gar keinen Begriff hatten. In der Straße Toledo schläft, isst oder spielt man. Sie hatten noch keine Lust zu schlafen. Gegessen hatten sie, und mischten sich in eine Gruppe Lazzaroni, die Mora spielten.

Nach Verlauf von fünf Stunden hatten sie drei Calli verloren. Wenn sie täglich drei Calli verloren, so konnten sie beinahe den dritten Teil der Ewigkeit hindurch spielen.

Glücklicherweise vernahmen sie noch denselben Abend, dass es in Neapel Häuser gebe, wo man für einen Dukaten zu Mittag essen, und Tausende von Callis in einer Stunde verlieren könne.

Da sie zu Nacht speisen wollten, so ließen sie sich in eins dieser Häuser führen: es war eine Table d'hôte. Der Besitzer sah auf ihre Bekleidung, und fing an zu lachen: sie zeigten ihr Geld, der Besitzer machte einen Bückling bis zur Erde, und sagte ihnen, dass man sie in ihrem Zimmer bedienen werde, bis ihre Exzellenzen sich anständige Kleider hätten machen lassen, die ihnen erlaubten, mit der übrigen Gesellschaft zu speisen.

*Cherubino* und *Celestini* blickten einander an: sie wussten gerade nicht, was der Wirt mit seinen anständigen Kleidern sagen wollte: sie

fanden, dass ihr Anzug von sehr gutem Geschmack sei; in der Tat bestand derselbe, wie wir gesagt haben, aus einem hübschen Schaffell, das um die Lenden gegürtet war, und guten um die Füße geschnürten Sandalen; der ganze übrige Teil des Körpers war nackt, und dies schien ihnen bequemer und weniger erhitzend. Indes ergaben sie sich darein, als man ihnen erklärt hatte, dass man eine vollständige Kleidung tragen müsse, um das Recht zu haben, für einen Dukaten zu Mittag zu speisen, und Tausende von Callis in einer Stunde zu verlieren.

Während man die Tafel zurüstete, trat ein Schneider in das Zimmer, und fragte sie, welche Art von Kleidern sie wünschten.

Sie antworteten, dass, weil sie nun einmal durchaus Kleider haben müssten, jeder einen calabrischen Anzug wolle, ähnlich dem, welchen die jungen reichen Leute Sonntags in Cosenza und in Tarent trügen.

Der Schneider machte ein Zeichen, dass dies hinreichend sei, und fügte hinzu, dass ihre Excellenzen, was sie verlangten, den andern Morgen haben würden.

Ihre Exzellenzen speisten zu Nacht, und fanden, dass Ravioli und Sambajone besser seien als Macaroni; dass Lacrimä Christi dem reinen Wasser vorgezogen werden müsse, und dass Griesbrod viel leichter hinuntergehe als Gerstenfladen.

Als sie mit ihrem Mahle fertig waren, fragten sie den Kellner, ob es ihnen erlaubt sei, auf dem Boden zu schlafen: derselbe zeigte ihnen zwei Bettstellen, welche sie für Kapellen gehalten hatten.

*Celestini*, der entschiedenermaßen der Kassier war, verschloß das Sacktuch und die Dukaten in eine Art Sekretär, nahm den Schlüssel zu sich, und hängte ihn an das Band, das er am Halse trug.

Hierauf verrichteten sie mit Andacht ihr Gebet zur heiligen Jungfrau, küssten ihr Scapulier, legten sich Jeder in ein, Bett, in welchem fünf Platz gehabt hätten, ohne einander zu stören, und schliefen bis zum hellen Morgen. Den andern Tag hielt ihnen der Schneider Wort, und da sie nunmehr einen vollständigen Anzug hatten, so konnten sie an der Table d'hôte ihr Essen einnehmen und in das Spielzimmer eintreten: hier verloren sie ein? hundert und

zwanzig Dukaten.

Ein Hausknecht schlug ihnen, um sie zu trösten, vor, dass er sie in ein Haus führen wolle, worin sie sich noch mehr belustigen würden.

Als die Stunde erschienen war, nahmen sie ihre Taschen voll Dukaten, und folgten dem Knecht; sie kamen erst den andern Morgen fast sterbend vor Hunger, und mit leeren, Taschen in den Gasthof zurück.

Es war ein gutes Leben. Sie hatten die Adresse des Hauses, worin man die Nacht zubrachte, aufbewahrt, und sie liebten, was man dort tat, fast ebenso sehr, als die Tafel und das Spiel. Sie kehrten daher die, folgende Nacht wieder dorthin zurück.

Diese Lebensweise trieben sie vierzehn Tage fort, und dies bildete sie bedeutend aus. Nach Verlauf dieser Zeit hätten sie einem römischen Abbé oder einem französischen Unterlieutenant, was beinahe dasselbe ist, die Stange halten können.

Eines Abends zeigten sie sich wie gewöhnlich vor dem Hause. Es war auf höheren Befehl geschlossen? ich weiß nicht, welcher Mord darin begangen worden war.

Sie sahen eine große Zahl von Leuten der nämlichen Richtung folgen; sie folgten den Leuten.

Einige Minuten darauf befanden sie sich bei der Villa-Reale in der prächtigen Straße Chiaja: sie kannten dieselbe noch nicht.

Die Chiaja ist um zehn Uhr Abends der Sammelplatz der schönen Welt; Neapel kommt hierher, um hier den sanften Wind des Meerbusens einzuatmen, der mit dem Duft der Orangen von Sorrente und der Jasmine von Posilippo geschwängert ist. Dort gibt es mehr Wasserwerke und Statuen als auf dem ganzen übrigen Teil der Erde; und jenseits dieser Wasserwerke und Statuen ist ein Meer, wie man es nirgends sieht.

Unsere beiden Birboni gingen also hier auf und ab, die Frauen mit den Ellbogen berührend, und die Männer stoßend, eine Hand an ihrem Geld, und die andere am Dolch.

Sie kamen an eine vor einem Kaffeehaus haltende Gruppe: mitten in dieser Gruppe war eine Kalesche, und in dieser Kalesche ein

Frauenzimmer, welches Gefornes nahm. Jene Gruppe hatte sich gebildet, diese Dame zu sehen.

Es war auch in der Tat das schönste Geschöpf, das seit Eva aus Gottes Händen hervorging; ein Geschöpf, um einen Papst zum Fall zu bringen.

Unsere Calabrier traten in das Kaffeehaus ein, verlangten zwei Sorbet, und setzten sich an das Fenster, um dieses Frauenzimmer mehr in der Nähe zu sehen: besonders hatte sie wundervolle Händchen.

— »Corpo di Baccho, wie schön sie ist! rief *Cherubino* aus.«

Ein Mann näherte sich ihm, und klopfte ihm auf die Schulter.

— »Der Augenblick ist günstig, mein junger gnädiger Herr, sagte er zu ihm.

— »Was bedeutet das?«

— »Das bedeutet, dass die Gräfin *Fornera* seit zwei Tagen mit dem Cardinal *Rospoli* entzweit ist.«

— »Weiter.«

— »Und dass, wenn Sie wollen, für fünfhundert Dukaten und Stillschweigen. . . «

— »Ist sie mein?«

— »Ist sie Ihnen.«

— »Ah! du bist also? . . .«

— »Un ruffiano per servir la.«

— »Einen Augenblick, sagte *Celestini*, ich will diese Frau auch.«

— »Dann, meine Exzellenzen, macht es das Doppelte.«

— »Ganz gut.«

— »Aber wer wird sie zuerst erhalten?«

— »Das geht uns an; geh und überzeuge dich, ob sie diese Nacht frei ist, und komm dann zu uns ins Hotel de Venise, wo wir wohnen.«

Der Kuppler ging seiner Wege, unsere Knaben den ihrigen. Der Wagen der Gräfin fuhr weg. *Cherubino* und *Celestini* gingen heim in den Gasthof: sie hatten gerade noch fünfhundert Dukaten übrig; Jeder setzte sich auf eine Seite einer Tafel, sie legten ein Kartenspiel

in ihre Mitte, und Einer nahm nach dem Andern jedes mal eine Karte.

Das Herz Aß fiel *Cherubino* zu.

— »Viel Vergnügen, sagte Celestini zu ihm, und warf sich auf sein Bett.«

*Cherubino* nahm die fünfhundert Dukaten in seine Tasche, untersuchte, ob sein Dolch leicht aus der Scheide gehe, und erwartete den Kuppler: nach einer Viertelstunde kam er herbei.

— »Sie ist diese Nacht frei, sprach er.«

— »Nun gut! gehen wir.«

Sie stiegen hinab: die Nacht war herrlich, der Himmel blickte die Erde aus allen seinen Augen an; die Gräfin wohnte in der Vorstadt Chiaja; der Kuppler, ging voran: *Cherubino* folgte ihm, indem er sang:

Che bella cosa é de moire ucciso  
Inanze a la porta de la innamorata.  
L'anima se ne sagli in paradiso,  
E lo cuorpo lo chiegne la scasata!<sup>22</sup>

Sie langten an einer kleinen verborgenen Tür an: eine Frau erwartet sie.

— »Exzellenz, sagte der Kuppler, Hundert Dukaten sind für mich, und die übrigen vierhundert legen sie in ein kleines alabasternes Körbchen, das Sie auf dem Kamin finden werden.«

*Cherubino* zählte ihm die hundert Dukaten hin, und folgte der Frau.

Es war ein schöner Marmorpalast; auf jeder Seite der Treppen waren Lampen in Kristallkugeln, und zwischen jeder Lampe Rauchgefäße von Bronze, auf denen Wohlgerüche brannten.

So kamen sie durch Gemächer, worin man einen König und seinen Hof hätte beherbergen können; hierauf öffnete die Kammerfrau am Ende einer großen Galerie, die durch eine Zwischenwand verschlossen war, eine Tür, schob *Cherubino hinein*, und schloss sie wieder hinter ihm zu.

— »Sind Sie es, Gidsa? sagte eine Frauenstimme.«

*Cherubino* blickte nach der Seite, von der diese Stimme kam, und erkannte die Gräfin, nur in einem leichten Musselinkleid, auf einem mit Basin überzogenen Sofa liegend, mit einer Locke ihrer langen Haare spielend, welche sie losgebunden hatte, und die sie bedeckten, wie ein kleiner spanischer Mantel.

— »Nein, Signora, es ist nicht Gidsa, ich bin es, erwiderte *Cherubino*.«

— »Wer, Sie? sagte die Stimme mit einem noch sanfteren Ausdruck.«

— »Ich, *Cherubino*, das Kind der Madonna; und der junge Mann trat bis zum Fuße des Sofa vor.«

Die Gräfin richtete sich einen Augenblick auf ihren Ellbogen auf, und blickte ihn verwundert an.

— »Sie kommen für Ihren Herrn? fragte sie.«

— »Ich komme für mich, *Signora*.«

— »Ich verstehe es nicht.«

— »Nun gut! so will ich es Ihnen verständlich machen: ich habe Sie heute in der Chiaja gesehen, während Sie Gefrorenes zu sich nahmen, und habe bei Ihrem Anblick ausgerufen: Per Baccho, wie schön sie ist!«

Die Gräfin lächelte.

— »Hierauf ist ein Mann zu mir gekommen, und hat mir gesagt: Wollen Sie diese Frau, welche Sie schön finden? ich gebe sie Ihnen für fünfhundert Dukaten. Ich bin nach Hause gegangen, und habe diese Summe zu mir genommen. An Ihrer Tür angelangt, hat er hundert Dukaten für sich abgefordert, und ich habe sie ihm gegeben; was die weiteren vierhundert betrifft, so hat er mich angewiesen, sie in dieses Alabasterkorbchen zu legen: hier sind sie.«

*Cherubino* warf drei oder vier Hände voll Geld in das Korbchen; es war überfüllt, und entlud sich auf das Kamin.

— »Wie abscheulich dieser Maffeo! sagte die Gräfin, macht man auf diese Art die Dinge ab?«

— »Ich weiß nicht, was dieser Maffeo ist, erwiderte der Knabe; und ich bin nicht sehr mit der Art bekannt, in welcher man die Dinge

abmacht. Ich weiß, nur das, dass er Sie mir für eine Nacht und gegen eine gewisse Summe versprochen hat; ich, weiß zudem, dass, ich diese Summe bezahlt habe, und dass Sie mir demzufolge eine Nacht angehören«

Als *Cherubino* diese Worte aussprach, machte er einen Schritt gegen den Diwan.

— »Bleiben Sie stehen, oder ich klinge, rief die Gräfin aus, und ich lasse Sie durch meine Leute zur Tür hinauswerfen.«

*Cherubino* biss sich in die Lippen, und griff mit seiner Hand an den Dolch.«

— »Hören Sie. Signora, sagte er ihr kalt, als Sie mich eintreten hörten, haben Sie geglaubt, irgend einen kleinen Abbé Ihrer Bekanntschaft oder einen reichen französischen Reisenden erscheinen zu sehen, und Sie haben bei sich selbst gesprochen: »Ich werde meine gute Rechnung dabei machen.« Es ist weder das Eine noch das Andere, *Signora*: es ist ein Calabrier, zudem nicht einer von der Ebene, sondern vom Gebirge; ein Kind, das von Tarsia nach Neapel den Kopf eines Räubers in einem Sacktuch gebracht hat; und den Kopf welches Räubers? von *Cesaris*! Dies Gold, sehen Sie, dies ist Alles, was mir von dem Preis dieses Kopfes übrig ist; die übrigen zweitausend fünfhundert Dukaten sind durchgeflogen im Spiel, ersäuft im Wein, und verloren bei den Frauen. Für diese fünfhundert Dukaten hätte ich noch zehn Nächte Weiber, Wein und Spiel haben können; ich habe es nicht gewollt; ich habe Sie gewollt, und werde Sie haben.«

— »Todt, ja, das kann sein.«

— »Lebend.«

— »Nie!«

Die Gräfin streckte den Arm ans, um die Schnur der Klingel zu ergreifen; *Cherubino* machte n»r Einen Sprung vom Kamin zum Diwan.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und fiel in Ohnmacht: *Cherubino* hatte ihr mit seinem Dolch die Hand an die Wand gespickt, sechs Zoll unterhalb der Klingelschnur. . . . .

. . Zwei Stunden später kam *Cherubino* ins Hotel von Venedig

zurück; er schüttelte *Celestini*, der wie ein Seliger schlief; dieser richtete sich im Bett auf, rieb sich die Augen, und blickte ihn an.

— »Was bedeute? das Blut hier? fragte er ihn.«

— »Nichts.«

— »Und die Gräfin?«

— »Eine herrliche Frau.«

— »Teufel, warum weckst du mich alsdann?«

— »Weil wir keinen Bajocco mehr haben, und abreisen müssen, ehe es Tag wird.«

*Celestini* stand auf. Die beiden Kinder gingen aus dem Hotel, wie sie gewohnt waren, es zu tun, und man dachte nicht daran, sie aufzuhalten.

Um ein Uhr Morgens hatten sie die Brücke der Maddalena hinter sich, und um fünf Uhr waren sie im Gebirge.

Jetzt hielten sie an.

— »Was werden wir beginnen? sagte *Celestini*.«

— »Ich weiß nicht; bist du der Meinung, wieder zum Hirtenstand zurückzukehren?«

— »Nein, beim Erlöser.«

— »Nun, gut! werden wir Räuber.«

Die beiden Kinder gaben sich die Hand, und schworen sich Beistand und ewige Freundschaft. Sie hielten gewissenhaft ihr Versprechen, denn seit jenem Tag haben sie einander nicht verlassen.

— »Ich irre mich, sagte *Giacomo*, sich unterbrechend und das Grab des *Hieronimo* betrachtend: vor einer Stunde haben sie einander verlassen.«

---

## II

### *Antonio.*

— »Jetzt könnt ihr schlafen, fuhr Giacomo fort; ich werde für Alle Wache stehen und euch aufwecken, wenns Zeit sein wird, aufzubrechen: das heißt, zwei Stunden vor Sonnenaufgang.«

Bei diesen Worten richtete sich Jeder ein, die Nacht bestmöglich hinzubringen; und so groß war das Vertrauen dieser Leute zu ihrem Anführer, dass fünf Minuten darauf Jeder, von Feinden umgeben, wie die Bande es war, so ruhig schlief, als wenn er in Terracina oder in Sonnino im Bett gelegen wäre. *Maria* allein blieb unbeweglich auf der Stelle sitzen, wo sie die Erzählung angehört hatte.

— »Wirst du nicht versuchen, auszuruhen, *Maria*? sagte Giacomo zu ihr mit der sanftesten Stimme, die er annehmen konnte.«

— »Ich bin nicht müde, antwortete *Maria*.«

— »Zu langes Wachen könnte deinem Kind Schaden bringen.«

— »Ich werde schlafen.«

*Giacomo* breitete seinen Mantel auf dem Sande aus. *Maria* legte sich darauf; dann schüchtern um sich blickend, sagte sie:

— »Und du?«

— »Ich, antwortete Giacomo«, ich will einen Ausgang aus den Krallen dieser verdammten Franzosen suchen; sie kennen den Berg vielleicht nicht so gut, dass sie alle Pässe besetzt hätten. Wir können hier nicht ewig auf diesem Felsen bleiben, und da wir ihn verlassen müssen, so wird, so bald als möglich, das Beste sein.«

— »Dann will ich dir folgen, sagte *Maria* aufstehend. Der Bandit machte eine Bewegung. — Du weißt, fuhr *Maria* lebhaft fort, wie sicher mein Fuß, wie richtig mein Blick und wie leicht mein Atemzug ist; lass mich dich begleiten, ich bitte dich.«

— »Besorgst du, ich möchte dich verraten? Und wenn diese Menschen Vertrauen haben, wirst du zweifeln?« Zwei stille Tränen

rannen über die Wangen *Marias*. Der Bandit trat näher zu ihr.

— »Nun gut! komme; aber lass das Kind hier, es könnte aufwachen und weinen.«

— »Geh allein, sagte *Maria*, sich wieder nieder legend.«

Der Bandit entfernte sich; *Maria* folgte ihm so lange mit den Augen, als sie seinen Schatten gewahren konnte; als er hierauf hinter einem Felsen verschwunden war, stieß sie einen Seufzer aus, beugte den Kopf auf ihr Kind herab, schloss die Augen, als wenn sie schlief, und Alles fiel in Stille zurück.

Zwei Stunden später ließ sich ein leichtes Geräusch von der Seite her vernehmen, die der gegenüber lag, auf welcher *Giacomo* weggegangen war. *Maria* schlug die Augen auf und erkannte den Banditen.

— »Nun, sagte sie mit Beklommenheit zu ihm, trotz der Dunkelheit den finsternen Ausdruck seines Gesichts unterscheidend, wie steht's?« — »Wir müssen, antwortete der Bandit, ärgerlich den Karabiner zu seinen Füßen werfend, durch Bauern oder Hirten verraten worden sein, denn überall, wo ein Ausweg ist, steht eine Wache.«

— »Also kein Mittel, von diesem Felsen hinabzusteigen!«

— »Keines. Von beiden Seiten fällt er, wie du weißt, ganz senkrecht ab, und wenn uns die Adler, die hier ihre Nester haben, nicht ihre Schwingen leihen, so darf man nicht daran denken, diesen Weg zu nehmen; und ich habe dir gesagt, überall sonst. . . kein Mittel. Verfluchte Franzosen!. . . mochtet ihr eine Ewigkeit hindurch in der Hölle braten müssen, ihr Heiden, die ihr seid.« Der Bandit warf seinen Hut neben seinen Karabiner.

— »Was werden wir alsdann tun?«

— »Wir bleiben hier; sie werden uns hier nicht aufsuchen, gewiss nicht.«

— »Aber wir werden hier Hunger sterben.«

— »Wenigstens, wenn uns Gott kein Manna zuschickt, was nicht wahrscheinlich ist; allein es ist eben so gut Hunger zu sterben, als gehangen zu werden.«

*Maria* drückte ihr Kind in die Arme und stieß einen Seufzer aus, der dem Schluchzen ähnlich war. Der Bandit stampfte mit dem Fuß.

— »Wir haben diesen Abend eine gute Mahlzeit gehabt, wir sind noch so weit versehen, um morgen früh gleichfalls eine gute zu halten: dieß ist Alles, was wir für den Augenblick nötig haben. Also wollen wir schlafen.«

— »Ich schlafe, sagt *Maria*.«

Der Bandit legte sich neben ihr nieder.

*Giacomo* hatte Recht; er war verraten worden, nicht durch die Bauern oder Hirten, sondern durch *Antonio*, einen der Seinigen, der, wie wir schon gesagt haben, während des Gefechts gefangen genommen worden war, und sich durch das Versprechen vom Strick losgekauft hatte, den Anführer seiner Bande zu liefern: er hatte den Anfang, sein Versprechen zu erfüllen, damit gemacht, dass er selbst die Wachen aufstellte, mit denen *Hieronimo* zusammengeraten war.

Indessen hatte der Obrist, der die kleine Belagerungstruppe befehligte, *Antonio* unter gute Aufsicht stellen lassen; denn um *Antonio* wirklich vom Strick loszumachen, musste *Giacomo* wirklich gefangen sein, und der Obrist war ein zu kluger Mann, als dass er seinen Gefangenen losgelassen hätte, ehe er etwas Anderes an seiner Stelle hatte. Einige Minuten vor Tagesanbruch ließ er ihn daher, von zwei Soldaten geführt, vor sich bringen, um mit ihm in Gemeinschaft zu sehen, ob die Banditen nicht mehr auf dem Gipfel des Bergs seien. Waren sie nicht mehr oben, so waren die Wachen schlecht ausgestellt gewesen; demnach war *Antonio*, der sich mit diesem Geschäft befasst hatte, ein doppelter Verräter, der zweimal gehenkt zu werden verdiente. Gegen diesen militärischen Schluss war Nichts einzuwenden. Auch hatte *Antonio* sich demselben mit der möglichst besten Miene unterworfen. Er trat also vor den Obrist mit der Ruhe eines guten Gewissens, denn er hatte so ehrlich sein Versprechen des Verrats gehalten, dass er vollkommen sicher war, seine alten Kameraden haben nicht entkommen können.

Die ersten Strahlen der Sonne beleuchteten den Gipfel des Felsens, und da die Vertiefungen, in denen die französischen Truppen lagerten, noch im Schatten lagen, so hätte man glauben

mögen, eine ungeheure Feuersbrunst verzehre diese Bergspitze, wie die des Sinai. Nach und nach und in dem Grade, wie die Sonne am Himmel stieg, trat auch der Schatten vor ihr zurück, Ströme von Licht, an den Seiten des Steinkolosses hin fließend, erweckten große Adler in ihren Nestern, die sich aus ihren luftigen Sitzen erhoben, als wenn sie sich verspätet hätten, und sich mit zwei Schwingungen ihrer Flügel im Gewölke verloren; von Zeit zu Zeit kamen Seewinde mit ihren feuchten Dünsten herüber und brachen sich heulend in den Tannen und Korkbäumen, welche den Fuß des Berges bedeckten. Dann neigten sich die Tannen und Korkbäume zierlich, erhoben sich wieder, neigten sich von Neuem, jenes lange Gemurmel von sich gebend, welches die Sprache ist, die die Wälder unter einander reden. Kurz, der Berg erwachte, beseelte sich, schien zu leben: der Gipfel allein blieb stumm und verlassen.

Indes waren alle Blicke auf diese Spitze gerichtet. Der Obrist selbst, ein Fernrohr in der Hand, verlor sie nicht aus den Augen. Nach Verlauf einer halben Stunde war er übrigens müde nach ihr zu sehen, und auf das Ende des Tubus mit der flachen Hand einen Schlag gebend, der alle Röhren in einander hineintrieb, wendete er sich gegen *Antonio*, zu dem er einzig sagte: Nun denn? . . .

Das Wort ist ein wunderbares Werkzeug, nach dem Derjenige ist, der es anwendet, und nach dem es Gelegenheit, in der er sich desselben bedient. Es schrumpft ein oder dehnt sich aus, braust wie eine Woge oder murmelt wie ein Bach, springt wie ein Tiger oder kriecht wie die Schlange, steigt in die Wolken empor wie die Bombe, oder fährt vom Himmel herab wie der Blitz; ein Redner braucht einen ganz langen Vortrag, um seine Meinung zu entwickeln, einem andern sind zwei Worte genug, um seinen Gedanken verständlich zu machen.

Zu dieser, letzteren Schule der Beredsamkeit gehörte, wie es scheint, der Obrist; denn, wie wir gesagt haben, er hatte nur zwei Worte ausgesprochen; aber zwei Worte, so gut an ihrem Platze, so vielsagend, so vollständig, so klangreich, dass die Denkkraft, die dabei beteiligt war, sie auszulegen, sie nur einfach zu nehmen brauchte, um die Sentenz herauszubringen: *Antonio*, mein Freund,

Sie sind ein *H. . f. t* und ein Schurke, der mit mir sein Spiel getrieben, der geglaubt hat, seinen Hals zu retten, indem er mir Lappalien vormache; aber ich bin nicht der Mann dazu, um sich durch Ihre Alfanzerien fangen zu lassen, und da Sie Ihr Versprechen nicht gehalten haben> da die Banditen, ihre Kameraden, während der Nacht entschlüpft sind, und wir genötigt sein werden, ihrer Fährte nachzugehen, wie Spürhunde, was sehr erniedrigend für Soldaten ist, so werden Sie ohne weitere Umstände an den nächsten Baum gehängt, , während ich frühstücken werde.

**Antonio**, der ein Bursche von sehr großer, Fähigkeit war, und eine sehr gesunde Beurteilungskraft hatte, , begriff, dass dies Alles in jenen zwei Worten lag. Auch streckte er die Hand aus und antwortete, sei es aus Schmeichelei, sei es, dass er wirklich als Eingeweihter zu der nämlichen Schule gehörte, von der der Obrist, eines der Häupter zu sein schien, auf diese zwei Worte nur mit einem einzigen: *Aspettate*; was auf deutsch sagen will: Geduld!

In der Tat entfernte sich der Obrist, ohne den schrecklichen Befehl zu erteilen, womit er *Antonio* bedroht hatte, und dieser blieb an derselben<sup>^</sup> Stelle, die Augen auf den Berg geheftet mit einer Beharrlichkeit und einer Unbeweglichkeit, die ihn einer Statue ähnlich machten. Nach zwei Stunden kam er wieder zurück, entfaltete von Neuem sein Fernrohr, richtete es auf den Gipfel des Felsens und sehend, dass dort Alles noch ebenso verlassen war, klopfte er *Antonio* auf die Schulter, der, obwohl er sich bei seiner Annäherung nicht umgedreht, ihn doch an seinem Tritte erkannt hatte.

*Antonio* bebte wie ein Mann ohne Geld, dem man einen Wechsel vorzeigt, aber fast eben so schnell ergriff er mit der linken Hand den Arm des Obristen, und, die Rechte nach einem Punkt des Felsens ausstreckend, sagte er Mit geheimnisvollem Ausdruck: dort, dort.

— »Was? fragte der Obrist, nachdem er mit seinem Rohre hingesehen hatte.«

— »Sie sehen, antwortete Antonio, den Kopf eines Mannes an der Ecke jenes Felsens nicht, der einer Säule gleicht? Hier, hier;« und er nahm den Kopf des Obristen zwischen seine beiden Hände, drehte

ihn wie eine Wetterfahne, und zu gleicher Zeit den Tubus ergreifend, richtete er den letzteren gegen den Punkt, den er so großes Interesse hatte, ihm bemerklich zu machen.

— »Ah! ah! machte der Obrist, als er den bezeichneten Gegenstand erblickte; dann ließ er nach einigen Minuten das Rohr sinken und sagte: es ist freilich ein Mensch; aber wer sagt mir, dass es nicht ein Bauer ist, der irgend eine verlorene Ziege sucht?«

— »Wie, Sie sehen nicht? erwiderte *Antonio* aufspringend, Sie sehen seinen eckigen Hut, seine flatternden Bänder, seinen glänzenden Karabiner nicht? Sehen Sie hier, wie er sich niederbeugt, um zu versuchen, ob man nicht in den Schlund hinabsteigen kann. Es ist Giacomo selbst, dann hinter ihm, sehen Sie, sehen Sie *Maria*. Sehen Sie jetzt, sehen Sie?«

Der Obrist brachte phlegmatisch sein Fernrohr wieder an's Auge; dann sagte er, ohne es wegzunehmen:

— »Ja, ja, ich glaube nach und nach, dass du nicht gehenkt werden wirst. Tiefer Glaube schien *Antonio* großes Vergnügen zu machen. Lasst den Regimentsdoktor kommen, fuhr der Obrist fort; dann sich an *Antonio* wendend: und was werden sie oben auf diesem Berge zu essen finden.«

— »Nichts, sagte *Antonio*.«

— »Also, wenn es ihnen nicht gelingt, zu entkommen, müssen sie sich entweder ergeben, oder Hunger sterben?«

— »Ohne allen Zweifel.«

— »Doktor, wie viel Tage kann ein Mensch leben, ohne zu essen?«

Derjenige, an den diese letztere Frage gemacht war, war ein dicker, kurzer Mann und rund wie eine Kugel, an die ein Schüler aus Spaß einen Kopf und Beine angesetzt hat, kurz, ein Mann, der am wenigsten geeignet schien, eine solche Frage aus eigener Erfahrung zu entscheiden; auch schien er davor bis in's Innerste seiner Eingeweide zu erzittern.

— »Ohne zu essen, Obrist? erwiderte er mit Entsetzen; ohne zu essen? Ja, ein in seiner Lebensweise wohl geregelter Mensch darf

nicht mehr als fünf Stunden zwischen seinen Mahlzeiten verfließen lassen, und soll täglich drei Mahlzeiten halten. Was den Wein betrifft, den er trinken soll, Obrist, so ändert es sich nach der Leibesbeschaffenheit und dem Alter.«

— »Ich verlange keine Vorschrift aus der Gesundheitslehre von Ihnen; ich richte bloß eine einfache wissenschaftliche Frage an Sie, Doktor. Überdies beruhigen Sie sich, Sie sind durchaus nicht persönlich bei der Sache beteiligt.«

— »Von dem Augenblicke an, wo Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Obrist. . . «

— »Ich gebe es Ihnen.«

— »Nun gut, so sage ich Ihnen, dass wir bei der Belagerung von Genua, wo ich im Stande war, eine Menge solcher Erfahrungen zu machen, als mittleren Termin, einen Menschen nicht länger als fünf bis sieben Tage eine gänzliche Entbehrung von Lebensmitteln haben aushalten sehen.«

— »Ach! Sie waren bei der Belagerung von Genua? fragte der Obrist.«

— »Ja, antwortete der Arzt mit ausnehmend gleichgültiger Miene.«

— »Und wie haben Sie mit Ihren geregelten Gewohnheiten solche Entbehrungen ertragen können?«

— »O! versetzte der Doktor, ich war bei jenem berüchtigten Regiment, das seit dem Anfang der Hungersnot die Partie ergriffen hatte, Österreicher zu essen, und wir litten nicht zu sehr bei dem Mangel.«

— »Und war es gut? fuhr der Obrist lachend fort.«

— »Nicht eben schlecht, , erwiderte gravitatisch der Doktor. Da sie regelmäßig des Tags einmal Schläge bekommen, so werden sie dadurch mürbe gemacht.«

— »Nun gut, sagte der Obrist, wir werden abwarten, bis sie sich ergeben, oder Hunger sterben. Danke für Ihre gute Auskunft, Doktor. Wollen Sie einen Bissen mit mir essen?«

— »Mit Vergnügen.«

— »*Julian*, sagte der Obrist, sich nach seiner Ordonanz umwendend, geh schnell zu meinem Koch, und sag ihm, ich hätte diesen Morgen vier Personen mehr beim Frühstück.«

In Folge der durch *Antonio* erhaltenen Versicherungen, und der durch den Doktor gelieferten Nachweisungen, begnügte sich nunmehr der Obrist, seinen Offizieren eine verdoppelte Aufsicht und seinen Soldaten doppelte Wachsamkeit anzuempfehlen. Dreitausend Dukaten wurden zudem aufs Neue demjenigen versprochen, der den Kopf *Giacomos* in's Lager brächte.

Acht Tage verfloßen. Jeden Morgen ging der Obrist an die Vorposten, um zu erfahren, ob sich die Belagerten noch nicht ergeben hätten, dann kam er an sein

— »Und was würde *Antonio* während dieser acht Tage thun?«

— »Er würde wieder zu seinem alten Anführer stoßen, ihm sagen, dass er den Händen des Henkers entronnen sei, und dass er zurückkomme, um mit ihm zu leben oder zu sterben. Alsdann müsste *Antonio* sehr ungeschickt oder *Giacomo* sehr geschickt sein, wenn der Erstere während dieser acht Tage das Geheimnis des Letzteren nicht entdeckte. Wäre das Geheimnis entdeckt, käme er zurück, es dem Obristen zu sagen, der ihn hierauf seinem Versprechen gemäß freiließe.«

— »Und wenn er das Geheimnis *Giacomos* nicht entdeckte?«

— »So käme er zurück, sich den Händen des Obristen zu überliefern, der ihn seiner Drohung gemäß hängen ließe.«

— »Dieser Handel ist abgeschlossen, sagte der Obrist.«

— »Angenommen! erwiderte *Antonio*.«

— »Dein Schwur.«

*Antonio* zog aus seiner Brust jenes kleine Reliquienkästchen, das jeder Neapolitaner so andächtig hier trägt, und das man in der Landessprache *abitiello* nennt; es hierauf dem Obristen übergebend, legte er die Hand darauf und sprach: Ich schwöre bei diesem Heiligenbild, das in der heiligen Peterskirche zu Rom am heiligen Palmsonntag eingeweiht wurde, von jetzt an in acht Tagen mich gefangen hier einzustellen, sei es, dass ich das Geheimnis

*Giacomos* herausgebracht habe oder nicht.

Der Obrist wollte ihm sein Heiligenbild wieder zurückgeben; aber *Antonio* wies es von sich.

— »Behalten Sie es als Pfand, sagte er, und wenn ich in acht Tagen um dieselbe Stunde nicht zurückgekommen wäre, so nehmen Sie dieses Heiligenbild als Zeugen meines Meineids, werfen es in die Flammen, und das nämliche Feuer, welches dasselbe verbrennt, wird mich in Ewigkeit verzehren.«

— »Dieser Mann hat die Freiheit, zu gehen, wohin es ihm beliebt, sagte der Obrist.«

Denselben Abend war *Antonio* bei seinen alten Kameraden wieder eingetroffen. *Giacomo*, der ihn für geblieben oder gehängt gehalten hatte, nahm ihn auf, wie ein Vater sein Kind; *Antonio* erzählte seine Entweichung; Jedermann glaubte daran; dann, als er geendigt hatte, sagte *Giacomo*:

— »Es ist ärgerlich, dass du so spät kommst, du hättest mit uns zu Mittag gegessen.«

*Antonio* antwortete, er habe gegessen, ehe er entflohen sei, er sei daher nicht mehr hungrig, und könne ganz wohl bis morgen warten; zudem, fuhr er fort, werden die Lebensmittel hier nicht sehr reichlich sein, und ich fange ebenso gerne erst morgen an, als dass ich die Portion der Andern schmälere.

*Giacomo* machte eine Miene, die er sich durch folgende Worte übersetzen konnte: Es ist wahr, wir leben nicht im Überfluss, allein wir haben das Notwendige.

*Antonio* hatte geglaubt, seine alten Kameraden blass, abgemagert und halb tot vor Hunger wieder zu sehen: weit entfernt davon fand er sie im Gegenteil munter, aufgelegt und ganz wohl. *Maria* war immer stark, frisch, und ihr Kind hatte nicht gelitten; *Antonio* hatte geglaubt, sie nährten sich von Wurzeln und wilden Früchten, und als er seine Augen auf der Platte umher warf, auf der sie gelagert waren, sah er Knochen, völlig abgenagt zwar, aber weil sie abgenagt waren, musste auch Fleisch daran gewesen sein. Wie war dieses Fleisch in die Hände dieser auf der Spitze eines Felsens vereinzelter und verlorener Mensch. gelangt? er konnte es nicht begreifen; er glaubte

einen Augenblick, es komme irgend ein Hirte aus der Umgegend durch einen verborgenen Weg, einen unterirdischen Pfad zu den Banditen; aber bald leuchtete ihm ein, dass, wenn es einen Ausweg gäbe, durch den man herkommen könnte, man auch auf dem, nämlichen Wege würde entweichen können; und wenn dies der Fall gewesen wäre, hätte sich Giacomo gewiss nicht damit belustigt, zwölf Tage oben auf seinem Berge sitzen geblieben zu sein, wie ein Hahn auf seinem Kirchturme; er begriff den Handel noch weniger, und hatte sich dem Teufel verschreiben mögen, wenn dies nicht schon beinahe geschehen gewesen wäre.

Der Augenblick, Wachen auszustellen, kam; *Antonio* bot dem Hauptmann seine Dienste an, der sie zurückwies, indem er sagte, dass er von den Gemütsbewegungen, die er empfunden, und dem Weg, den er gemacht, ermüdet sein müsse, und dass die Reihe den nächsten und zweit folgenden Tag an ihn kommen werde.

Zehn Minuten nachher schlief Jedermann mit Ausnahme der Wachen und *Antonios*.

Den folgenden Tag erwachte Jeder heiter, gleich den Vögeln, welche man unten am Berge singen hörte; *Antonio* allein war matt, denn sein Geist wachte hartnäckig, und er hatte die ganze Nacht kein Auge schließen können. Um sieben Uhr Morgens sah der Anführer auf eine Liste, deutete auf einen Mann mit dem Finger, und sagte: »an dir ist die Reihe.« Der Mann ging mit zwei Banditen weg, ohne zu antworten. *Antonio* bot sich zu dieser Expedition an, welche sie auch sein möge. Es ist unnötig, antwortete Giacomo, ohne in eine Erklärung einzugehen; drei Mann sind hinreichend. Nach zwei Stunden kamen die drei Mann zurück. *Antonio* betrachtete den vom Hauptmann Bezeichneten ganz aufmerksam: er hatte einige Risse im Gesicht und an den Händen; dies war Alles.

Vier Stunden später sah der Hauptmann nach der Sonne und sagte: Es ist Zeit zum Mittagessen.

Mann für Mann setzte sich auf den Grasboden; man brachte das Essen herbei: es bestand aus drei Rebhühnern, einem Hasen, und der Halste eines Lamms von acht bis zehn Tagen. Der Hauptmann schnitt selbst die Portionen mit einer Unparteilichkeit vor, welche

dem Henker des Königs *Salomo* Ehre gemacht hätte. Wasser hatte man nach Belieben: eine Quelle rieselte an dem Gipfel des Bergs selbst hervor. Von Brot sprach Niemand, und Antonio war so betäubt von Dem, was er sah, dass er sich selbst fragte, ob der Backofen oder das Mehl fehle, um welches zu machen.

— »Damit haben wir genug bis morgen um die gleiche Stunde, sagte der Hauptmann zu Antonio, denn hier halten wir nur Eine Mahlzeit, und du siehst, dass wir uns dabei nicht schlechter befinden. Die Mäßigkeit ist eine halbe Tugend, und nach dieser Rechnung haben wir zwanzig zusammen zehn Tugenden. Laß es dir also gesagt sein, und schnüre deinen Leibgürtel, damit die Verdauung bei dir so langsam als möglich von Statten gehe. Antonio schnitt ein Gesicht, das für ein Lächeln gelten sollte, und fing hierauf mit drei seiner Kameraden an, Mora zu spielen: damit brachte er zwei Stunden hin. Nach Verlauf dieser Zeit klopfte ihm der Anführer auf die Schulter; er kam, ihm einen Spaziergang auf dem Plateau vorzuschlagen. *Antonio* folgte ihm hastig. *Giacomo* ließ den Banditen bei diesem Ausflug auf's Neue alle Einzelheiten seiner Gefangenschaft und seiner Flucht wiederholen. *Antonio*, immer die Geschichte fort erzählend, die er schon einmal vorgebracht hatte, warf die Augen rechts und links umher. Auf einmal bemerkte er den Eingang einer Grotte.

— »Was ist das? fragte er mit gleichgültiger Miene den Hauptmann.«

»Unsere Küche, antwortete dieser lakonisch.«

— »Ah! ah! machte Antonio.«

— »Willst du sie besuchen? sagte der Hauptmann.«

— »Gerne, erwiderte der Bandit angelegentlich.«

— »Wir haben sie so verborgen, fuhr *Giacomo* fort, damit die Franzosen den Rauch nicht sehen.«

— »Gut ausgedacht, entgegnete *Antonio*.«

— »Denn, wenn sie ihn gewahr würden, so zweifelten sie bei der jetzigen Hitze nicht, dass wir nur Feuer anmachten, um unsere Lebensmittel zu kochen, und sie sollen auf dem Glauben bleiben, wir leiden daran Mangel.«

— »Was das betrifft, Hauptmann, sagte der Bandit, so versichere ich dich, dass sie in gegenwärtiger Stunde glauben, du und deine Leute leben von der Luft, oder ihr essen einander selbst auf.«

— »Die Dummköpfe! rief der Hauptmann achselzuckend aus.«

*Antonio* nahm, ohne Etwas zu sagen, seinen Teil an jenem Ehrentitel hin, trat in die Grotte ein, und untersuchte sie sorgfältig; er sondierte ihre Mauern mit Fauststoßen, und die Mauern gaben einen matten Laut zurück, als unzweideutigen Beweis ihrer Dicke, er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, kein Widerhall zeigte eine verborgene Höhlung an; er erhob die Augen gegen das Gewölbe; aber es hatte keine andere Öffnung, als eine natürliche Spalte, durch welche der Rauch ausging. Hinten auf dem Herd war noch Feuer, und auf beiden Seiten desselben Feuerblöcke von grob zu gehauenen Holze, die noch den Ladestock eines Karabiners trugen, welcher als Bratspieß beim Zurüsten des Mittagessen gedient hatte.

— »Zu was dient dieses Loch?« fragte *Antonio*, mit dem Finger auf eine Vertiefung deutend, die er zuerst nicht bemerkt hatte, und die seine Augen, sich an die Dunkelheit gewöhnend, so eben erst ansichtig wurden.

— »Unsere Speisekammer, sagte der Anführer.«

— »Und sie ist ohne Zweifel gut versehen? versetzte *Antonio* mit zweifelhafter Miene.«

— »Ja, nicht schlecht; übrigens kannst du sie sehen.«

*Antonio* stieg auf einen Stein, der hingelegt worden zu sein schien, um eine Art von Schemel zu bilden, bestimmt, die Verbindung zu erleichtern; als er sich auf seine Zehenspitzen erhob, gelang es ihm, in die Vertiefung hineinzusehen. Er erblickte darin die Überbleibsel des Lammes, von dem ein Teil zum Mittagessen verzehrt war, zwei oder drei Rebhühner, und einiges kleine Geflügel von der Gattung der Amseln und Krammetsvögel.

— »Teufel! Hauptmann, sagte *Antonio*, die Fersen auf die Erde setzend, und eine seiner Hände auf die Ecke der Speisekammer angelehnt lassend, Ihr habt Lieferanten, die sich auf die Lebensmittel verstehen, und wenn sie Such dieselben auch nicht reichlich liefern, so haben sie doch wenigstens eine köstliche Auswahl.«

— »Ja, antwortete der Kapitän lachend; die armen Teufel arbeiten wie für sich selbst.«

*Antonio* blickte den Hauptmann mit einer Miene an, welche sichtlich sagen wollte: der Teufel hole mich, wenn ich Etwas daran begreife; allein *Giacomo* schien diesen forschenden Blick nicht wahrzunehmen, und aus der Grotte herausgehend, setzte er seinen Spaziergang fort. *Antonio* folgte ihm. Er war wieder auf den Gedanken zurückgekommen, dass die Bauern die Nacht benutzten, um der Bande Lebensmittel zuzutragen.

Der Rest des Tags verstrich, ohne dass die Rede weiter auf die Küche oder die Lebensmittel gekommen wäre: man hätte sagen mögen, es habe Jeder besorgt, dadurch, dass er ein solches Gespräch anknüpfte, den Hunger aufzuwecken, welcher im Grunde jedes Magens sein Wesen zu treiben anfing.

Um neun Uhr Abends bezeichnete der Hauptmann den *Antonio* zur Wache. Er nahm einen Karabiner, stopfte seinen Gürtel mit Patronen voll, und machte eine Bewegung, sich auf seinen Posten zu begeben; aber alsbald stehen bleibend, sagte er:

— »Hauptmann, wenn Jemand auf mich zukäme, soll ich auf ihn schießen?«

— »Ohne Zweifel, antwortete *Giacomo*.«

— »Aber wäre es etwa. . . «

— »Wer?«

— »Ihr versteht mich?«

— »Nein.«

— Ein Freund z. B., und machte eine Gebärde, welche seinen Gedanken ausdrückte, indem er den Zeigefinger seiner rechten Hand an seinen der ganzen Länge nach offenen Mund brachte.«

— »Ein Freund? wiederholte der Hauptmann; Dummkopf! wenn uns keiner vom Himmel herabsteigt; wir sind zu gut bewacht, als dass einer von der Erde zu uns komme.«

— »Poztausend! ich wusste es nicht, sagte *Antonio*, sich auf seinen Posten begebend.«

Die Nacht war ruhig, und kein Freund noch Feind kam, die Wache

*Antonios* zu beunruhigen. Bei Anbruch des Tages ließ ihn der Hauptmann ablösen. Er kam oben auf der Platte an, und hörte den Hauptmann wie den vorigen Tag zu einem seiner Kameraden sagen: an dir die Reihe, und wie den vorigen Tag ging der bezeichnete Mann, ohne ein Wort zu sagen, von zwei Banditen begleitet, weg.

*Antonio* war niedergedrückt von Mattigkeit; er hatte zwei Tage und zwei Nächte keine Ruhe genossen. Er suchte etwas Schatten, machte sich ein Kopfkissen von einem Büschel Heidekraut, wickelte sich in seinen Mantel, und schlief mit geschlossener Faust, bis man ihn zum Mittagessen weckte.

Die Mahlzeit war diesen Tag, wie die gestrige, sehr ausgesucht an Wildbret. *Antonio* bemerkte dabei dieselbe Ordnung in der Verteilung, denselben Überfluss an Wasser, dieselbe Abwesenheit von Brot. Den folgenden Tag ging Alles wieder den gleichen Gang; der zweitfolgende Tag brachte gleichfalls keine Veränderung in der Lebensweise mit sich. Kurz, sechs Tage verstrichen, und Antonio hatte seine sechs Mahlzeiten zur bestimmten Stunde gemacht, ohne dass er noch hätte erraten können, durch welches Mittel die wundervolle Speisekammer ihren Proviant wieder erneure.

Am Morgen des siebenten Tages ging Antonio ganz tiefsinnig am äußersten Rande des Felsens, der auf das Meer schaute, spazieren; er bedachte, dass ihm nur noch vierundzwanzig Stunden übrig seien, um ein Geheimnis zu entdecken, das er seit sieben Tagen vergebens suchte. Kaum hatte er seine Augen auf das Tal geworfen, als er den verfluchten Obrist an der nämlichen Stelle, an der er geschworen hatte, zu ihm zurückzukehren, mit gerichtetem Fernrohr und den dicken Doktor an seiner Seite erblickte. An der Bewegung, die der Obrist machte, als er ihn wahrnahm, sah *Antonio*, dass er ihn erkannt habe, denn er gab seine Fernrohre dem Regimentsarzt, der seinerseits hineinschaute, und mit dem Kopfe nickte, als wenn er sagen wollte: Sie haben Recht, Obrist; wahrlich er ist es!

— »Ja, ja, ihr habt Recht, sagte *Antonio* zu sich selbst, er ist es richtig, es ist richtig der Dummkopf, es ist richtig der einfältige *Antonio*. Dann betrachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit die schönen Bäume, welche die ihn mit so viel Eifer belauernde Gruppe

umgaben, und fragte sich, welchen er wohl wählen solle, um am angenehmsten daran gehängt zu werden. Er war gerade auf's Tiefste in diese Betrachtungen versunken, als er sich auf die Schultern geklopft fühlte; er drehte sich lebhaft um, und sah den Hauptmann hinter ihm.«

— »Ich suchte dich, sagte Giacomo.«

— »Mich? Hauptmann.«

— »Ja, an dir ist die Reihe.«

— »An mir die Reihe? fragte Antonio.«

— »Ja, ohne Zweifel, an dir die Reihe.«

— »Und was zu thun?«

— »Proviand zu holen, beim Henker.«

— »Ah! machte der Bandit.«

— »Vorwärts, eile dich, sagte *Giacomo*; du siehst wohl, dass dich deine Kameraden da unten erwarten. Die Augen *Antonio's* folgten der durch die Hand des Hauptmanns angezeigten Richtung, und er sah in der Tat zwei seiner Kameraden, die ihm mit dem Kopfe zuwinkten.«

— »Hier bin ich, sagte *Antonio*, und stieß zu ihnen, ohne eine Minute zu verlieren.«

Alle drei gingen jetzt vorwärts nach einem Teil des Felsens, der so vollkommen, senkrecht und von einer solchen Höhe war, dass der Obrist es für unnötig gehalten hatte, weder Posten noch Schildwachen auszustellen. Am Rande des Abgrundes angelangt, und während Antonio diesen mit der Ruhe eines Bergbewohners betrachtete, machte einer seiner Gefährten einige Schritte bei Seite, durchstöberte ein Eichengebüsch, zog einen Sack und ein Seil daraus hervor, hängte, zu *Antonio* zurückkommend, diesem den Sack an den Hals, und zog ihm das Seil unter den Armen durch.

— »Was Teufel beginnt ihr? sagte dieser, da diese Zeremonie ihn nach und nach beunruhigte. Einer der Männer legte sich jetzt ausgestreckt auf den Boden, dergestalt, dass nur sein Kopf allein über dem Abgrund hing, «

— »Tue wie ich, sagte er hierauf zu *Antonio*.«

*Antonio* gehorchte, und legte sich dicht an seinen Kameraden.

— »Siehst du diesen Baum? fragte er, ihm mit dem Finger eine Tanne zeigend, die in den Spalten des Felsens hervorschoß, zwanzig Fuß über dem Grund des Tals.«

— »Ja, antwortete *Antonio*.«

— »Siehst du hinter dieser Tanne eine Vertiefung.«

— »Ja, antwortete *Antonio*.«

— »Nun gut, in dieser Vertiefung ist ein Adlernest, wir werden dich bis zur Tanne hinablassen, mit einer Hand hältst du dich daran fest, und mit der andern suchst du im Nest herum, und was du findest, schiebst du in diesen Sack.«

— »Wie! Die jungen Adler? sagte *Antonio*.«

— »Nein, nicht, sondern das Wildbret, das ihnen der Vater und die Mutter bringt, und wovon wir drei Viertel essen, und sie das Weitere.«

*Antonio* sprang auf.

— »Und wer hat diesen Einfall gehabt? fragte er.«

— »Zum Henker, wer? der Hauptmann, antwortete der Bandit.«

— »Großartig, rief ganz laut *Antonio* aus, sich an die Stirne schlagend!!! Und das ist der Mann, den ich verraten werde, setzte er ganz leise und seufzend hinzu.«

In der Tat, *Giacomo*, auf gejagt wie ein wildes Tier, abgeschlossen auf einer Felsspitze ohne Verbindung mit der Erde, hatte die Adler des Himmels dazu benützt, seine Lieferanten zu sein, und die Banditen der Luft und des Gebirges teilten mit einander wie Brüder.

Am Abend verschwand *Antonio*.

---

### III.

#### *Maria.*

Den andern Tag ließ der Obrist sein Regiment unter die Waffen treten; nach der Musterung sagte er:

»Wer unter euch getraut sich, in drei Schüssen auf hundert und fünfzig Schritte Entfernung unaufgelegt mit seinem Munitiionsgewehre jedes mal eine Flasche sicher zu treffen.«

Drei Mann traten vor.

— »Wir wollen einen Versuch machen, sagte der Obrist.«

Eine Flasche wurde in der angegebenen Entfernung aufgestellt.

Einer der Schützen zerbrach die drei Flaschen; Jeder der zwei andern zerbrach nur eine.«

— »Dein Name? sagte der Obrist zu Dem, der diesen außerordentlichen Beweis seiner Geschicklichkeit gegeben hatte.«

— »André, antwortete der Voltigeur, mit der einen Hand auf seine Flinte gelehnt, und mit der andern seinen Schnurrbart streichend; — und bereit. Ihnen zu dienen, wenn es mir einmal möglich sein sollte, setzte er mit jener Schulterbewegung hinzu, die nur dem Manne eigen ist, der zehn Jahre den Tornister getragen hat.«

— »Siehst du jenen Adler, der sich über uns im Kreise dreht.«

Der Voltigeur machte sich mit der Hand ein Dach vor die Augen, und erhob den Kopf.

— »Wohl! man sieht ihn, mein Obrist, antwortete er. Dann setzte er mit der innigen Behaglichkeit des mit sich selbst zufriedenen Soldaten, hinzu: Gott sei 'Dank, man ist nicht blind.«

— »Nun gut, fuhr der Obrist fort, es gilt zehn Louisd'or für dich, wenn du ihn tötest.«

— »Auf diese Entfernung? versetzte der Voltigeur.«

— »Auf diese oder jede andere.«

— »Im Flug?«

— »Im Flug oder ruhend, das ist ganz deine Sache. Stell dich Tag und Nacht auf die Lauer, wenn es sein muss. Ich spreche dich sechsunddreißig Tage von jedem Dienste frei.«

— »Nun gut, mein Kuckuck, hörst du? sagte der Voltigeur zum Adler, als wenn der König der Luft es hätte hören können, nimm deine Haube in Acht: weiter sage ich dir Nichts.«

Hierauf fing er mit der geschäftigen Sorgfalt des Jägers an, seine Flinte in gehörigen Stand zusetzen, schraubte einen neuen Stein darauf, fuhr mit einem Lappen im Lauf herum, wählte unter seinen zwölf Patronen diejenigen aus, deren Kugeln zu seinem Kaliber zu passen schienen, füllte seine Feldflasche mit Branntwein, nahm ein Kommissbrot unter den Arm, und entfernte sich, ein militärisches Liedchen trällernd, dessen Refrain war:

Und wenn der Gendarm  
Ein traurig Leben hat.  
So hat ein vornehm Leben  
Der Feldsoldat.

Was bewies, dass der Voltigeur vollkommen zufrieden mit seiner Lage und dem erhabenen Rang war, den sie ihm in der Gesellschaft anwies.

Der Obrist setzte sich außerhalb seines Zelts nieder, und folgte dem Manne mit den Augen, auf dessen Geschicklichkeit seine ganze Hoffnung ruhte, als er ihn darauf in einem kleinen Tannenwäldchen, das den Fuß des Weges bedeckte, aus dem Gesicht verloren hatte, lenkte er seine Blicke wieder auf den Adler, der nach und nach, immer jenen kreisförmigen, den Raubvögeln eigenen Flug beschreibend, dem Gipfel des Felsens sich genähert hatte. Plötzlich ließ er sich mit der Schnelle des Blitzes herab; bald darauf machte er sich, wieder mit einem Hasen in die Höhe steigend, mit seiner Beute in die Öffnung des Felsens, worin sein Nest war.

Fünf Minuten später erschien er wieder, und setzte sich auf die Spitze eines hervorspringenden Felsens.

Kaum hatte er seine Flügel an den Körper gelegt, als ein

Flintenschuss losging. Der Adler fiel.

Zehn Minuten nachher trat André aus einem kleinen Gehölz, sein Wild mit sich tragend.

— »Hier ist die indianische Henne, sagte er, sei« königliches Wildbret zu den Füßen des Obristen werfend: es ist ein Männchen.«

— »Und hier sind deine zehn Louisd'or, erwiderte dieser.«

— »Fallen ebenso viel für das Weibchen? fuhr André fort.«

— »Das Doppelte, versetzte der Obrist.«

— »Zwanzig Louisd'or? entschuldigen Sie ein wenig! Sie müssen trotz dem einen sonderbaren Geschmack haben, diesen Preis für ein solches Geflügel zu zahlen, das nicht einmal dazu taugt, um Suppen für Trainsoldaten daraus zu machen; aber basta, man muss über eine Geschmackssache nicht streiten wollen. Sie sollen Ihr Weibchen haben, und wenn Sie es ausbälgen wollen, so werden Sie ein paar hübsche Tiere haben.«

— »Du verstehst? zwanzig Louisd'or, sagte der Obrist.«

— »Genug, genug, antwortete André, indem er die zehn, welche er so eben verdient hatte, in seine Westentasche schob. Man hat gehört. Sein Sie ruhig, man wird nicht ohne das Ding zurückkommen.«

Dann begab er sich auf den Weg, und pfiß sein Lieblingslied.

Diesmal kam er erst den andern Morgen zurück; aber wie gestern hatte er Wort gehalten.

— »Ah! machte der Obrist, vor Freude in die Höhe springend.«

— »Lungen und Leber durch pafft, sagte André, auf seine Tasche schlagend.«

Der Obrist sah ihn lachend an.

— »Was machst du? fuhr er fort.«

— »Sie sehen es, ich schlage zum Rückzug.«

— »Nimm, sagte der Obrist, ihm seine Börse reichend.«

— »Rückt in s Quartier ein, meine Rekruten, sagte André, die neu angekommenen in seinen Beutel schiebend, ihr findet dort die Alten, und könnt Ihnen viel von mir erzählen.«

»Jetzt, sagte der Obrist, kannst du dich entfernen: ich hab? dich

nicht mehr nötig.«

— »Sie wollen nicht, dass ich sie Ihnen rupft?«

— »Danke.«

— »Drum, um diesen Preis wäre ich es Ihnen wohl schuldig. Die Sache ist Ihnen lästig? Nehmen Sie an, ich hätte Nichts gesagt, Obrist, und nicht beleidigt; nur bitte ich Sie um Ihre Kundschaft.«

Bei diesen Worten zog André die Beine zusammen, brachte seinen Körper in steift Stellung, machte den militärischen Gruß, und ging weg.

— »Hauptmann, sagte den andern Tag der Bandit, der vom Proviantiren kam, zu *Giacomo*, es war Nichts in dem Nest.«

— »Sind die jungen Adler ausgeflogen? rief der Hauptmann bebend aus.«

— »Nein, sie sind noch darin; allein, man muss glauben, Vater und Mutter haben gefunden, sie fressen zu viel, und sie seien dann überdrüssig geworden, sie zu ätzen.«

— »Es ist gut, sagte *Giacomo*: man lebt heute, wie man kann, von den Überbleibseln von gestern.«

Den folgenden Tag wollte *Giacomo* selbst auf Verproviantierung ausgehen; er ließ sich das Seil um den Leib befestigen und ließ sich hinab. Am Nest angelangt, fuhr er mit der Hand darin umher: die zwei jungen Adler waren Hungers gestorben. Er nahm sie.

— »Der niederträchtige *Antonio* hat uns verraten, sagte der Anführer.«

An diesem Tage aßen die Banditen einen der jungen Adler.

Den andern Tag aßen sie die Hälfte des zweiten.

Den nächstfolgenden Tag die zweite Hälfte.

Nach dem Essen näherte sich *Giacomo* dem Rand des Felsens und sah den Obrist, dessen Fernrohr nach dem Gipfel des Berges gerichtet war. Er sprach mit dem Doktor, dessen Arrest er an dem Tage aufgehoben hatte, an dem ihm hinterbracht worden war, durchweiche Mittel *Giacomo* und seine Banditen sich mit Lebensmitteln versahen. Der Obrist erblickte ihn, hängte an der Spitze seines Degens ein weißes Tuch auf und bewegte es, indem

er es in der Luft schwang. *Giacomo* verstand, dass man ihm anbot, zu unterhandeln. Er rief *Maria*, hieß sie ihre Schürze losbinden, befestigte sie an das Ende einer Stange als eine Fahne, und pflanzte die Stange auf dem höchsten Punkte des Berges auf. Der Obrist sah, dass man bereit war, seine Vorschläge anzuhören: er frug nach einem Freiwilligen, um sie zu überbringen. *André* trat vor.

Die Gesandtschaft war nicht ohne einige Gefahr; die calabrischen Räuber setzten ihre Ehre nicht darein, die bei solchen Gelegenheiten zwischen gewöhnlichen Feinden angenommenen Gebräuche regelmäßig zu achten. Selbst außerhalb des Gesetzes stehend, konnten sie den Parlamentär wohl außerhalb des Rechts stellen: auch bat *André* seinen Obrist um die Erlaubnis, ihm ein paar Worte allein zu sagen. Auf die Seite getreten, zog *André* die so Louisd'ors aus der Tasche, welche er drei Tage vorher von seinem Obrist erhalten hatte, und gab sie ihm in die Hand.

— »Was soll das bedeuten?« sagte der Obrist.

— »Es bedeutet, erwiderte *André*, dass wenn diese Schlingel da oben mir meinen Laufpass gäben, was, unter uns gesagt, Obrist, wohl geschehen könnte, ich keine Lust habe, sie zu meinen Erben zu machen. Demnach, mein Obrist, schicken Sie die zwanzig Louisd'or hier an meine alte Mutter, und die zehn anderen geben Sie der Marketenderin unserer Kompanie; ein braves Mädchen, die unsere Wäsche gratis wascht, und das Trinken auf Borg verabreicht, und die sich Abends im Lager rechts vom Peloton niederlegt und sich den andern Morgen auf der andern Seite befindet links.«

Der Obrist versprach *André*, seine letzten Verordnungen gewissenhaft zu erfüllen, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte und gab ihm seine Verhaltensbefehle. Er sicherte Allen das Leben zu, mit Ausnahme von *Giacomo*.

*André* begab sich auf den Weg, und begann den Berg mit jenem wundervollen Selbstvertrauen des französischen Soldaten zu ersteigen, das sich auf zwei Punkte stützt: den Mut, welchen er hat, und die Beredsamkeit, die er zu haben glaubt. Auf dem Gipfel angelangt, befand er sich fünfzig Schritte von der Wache *Giacomo's*, welche ihm in calabrischem Dialekt zurief: Wer dass — Parlamentär,

antwortete André ruhig und setzte seinen Weg fort. — Wer dass rief zum zweiten mal die Schildwache. — Man sagt dir, Parlamentär, Dummkopf, wiederholte *André* mit stärkerer Stimme, und wieder einige Schritte vorwärts machend. — Wer dass rief zum dritten mal der Bandit, seinen Karabiner an die Schulter anlegend. — Ah so, ja du hast also nicht verstanden? sagte André, indem er mit aller Anstrengung seiner Lungen schrie und jede Silbe von der nächstfolgenden Silbe trennte: — Par - la - men- tär, — Par - la - men tär, bist du's zufrieden?

Es schien, dass das von *André* italienisierte Wort nicht die Wirkung hervorbrachte, die er von demselben erwartete, denn in dem Augenblick, wo er diesen Beweis von Philologie gegeben hatte, erreichte die Kugel das Tschakobeschläg des Voltigeurs, riß die Kopfbedeckung, welche ihr Eigentümer so nachlässig gewesen war, nicht durch das Sturmband fest zu machen, in den Abgrund.

— »Kind der — Wölfin, sagte *André*, der seine römische Geschichte kannte, du hast da ein schönes Meisterwerk gemacht, geh. . . Ein Tschako, in dessen Futter mehr als dreißig Briefe von meinen Liebschaften waren, und von denen mir immer eine lieber als die andere war, weiter Ah, Räuber! du willst also, dass ich dich umbringe!!!«. . .

Diese letztere Ausrufung war ihm durch die Annäherung des Banditen entrissen worden, der, sehend, dass André in seiner Eigenschaft als Parlamentär keine Waffen hatte, herbeigeeilt war, um Den mit seinem Dolch abzufertigen, den er mit seinem Karabiner verfehlt hatte.

*André* griff maschinenmäßig mit der Hand nach der Stelle, an der er seinen Säbel hätte finden sollen, aber er begegnete hier nur der Scheide. Zu gleicher Zeit sah, er, nur einen Fuß von seiner Brust, den Dolch des Banditen blinken. Durch eine Bewegung, schnell wie der Gedanke, erfasste er mit seiner Hand die Faust seines Gegners. Der Stoß, der ihn treffen sollte, blieb also in der Luft, und ein Kampf entspann sich zwischen diesen beiden Männern.

Das Terrain, auf dem er Statt hatte, war eine Art Weg, der sich auf der einen Seite an einen senkrecht emporragenden Felsen lehnte

und auf der andern sich schräg gegen einen Abgrund von zweitausend Fuß Tiefe senkte. Dieser enge Raum, mit glattem und trockenem Gras bedeckt, das die Hitze glitschig machte, war selbst für Die nicht ohne Gefahr, die ihn nur allein und mit Vorsicht wandelten; auch begriff Jeder der beiden Kämpfer die Gefahr der Lage und fing an, alle Hilfsmittel seiner Stärke und alle List seiner Verschlagenheit anzuwenden, um sich so viel als möglich vom Rande zu entfernen, denn es war wenig Aussicht vorhanden, dass Einer den Andern hinabstürzte, ohne selbst in dem Falle mitgerissen zu werden. Alle Versuche des Banditen beschränkten sich daher darauf, seine Faust von dem Zwinger, in dem sie eingeeengt war, loszumachen, während *André* alle seine Kräfte zusammennahm, ihn daran zu verhindern. Jeder hatte übrigens um den Hals seines Gegners die Hand geschlungen die ihm frei geblieben war, und zwar so gut, dass diese beiden Menschen, die gegen einander von einer so unbändigen Mordlust beseelt waren, Jemanden, der sie in einer gewissen Entfernung gesehen hätte, wie zwei Brüder vorgekommen wären, die einander in den Armen lägen und sich nach einer langen Abwesenheit wieder zusammenfänden.

So blieben sie einige Zeit unbeweglich, ohne dass weder der Eine noch der Andere hätte voraussehen können, wem der Vorteil bliebe. Endlich begannen die Knie des Banditen zu zittern, seine Lenden bogen sich langsam zurück, sein Kopf sank, wie der Gipfel eines Baums, der sich biegt, dann wankten seine Füße vom Boden, er fiel schwerfällig wie eine entwurzelte Eiche, *André* in seinem Fall mitziehend, und durch eine dem hilfeschreitenden Menschen maschinenmäßig eigene Bewegung öffnete er seine Hand, die *André* in der seinigen gezwängt hielt, und der Dolch, derselben alsbald entschlüpfend, fiel einen halben Fuß vom Abgrund.

Jetzt ging der Kampf um eine und dieselbe Sache fort, der Bandit suchte mit dem Fuß den Dolch in den Abgrund zu stoßen, *André* suchte sich desselben zu bemächtigen; aber um das eine, wie um das andere zu erreichen, mussten Beide sich dem Rande nähern. Von Zeit zu Zeit warfen ihre brennenden Augen einen Blick auf den Schlund, gegen den sie Beide unbemerkt vorrückten, ohne ein Wort

zu sprechen, ohne eine Drohung auszustoßen, dann wurden ihre Glieder durch ein heftigeres Aneinander klammern steif. Endlich schien *André* bis an's Ende den Vorteil über seinen Gegner erhalten zu sollen, dessen Kehle er mit der einen Hand zudrückte, während die Finger der andern beinahe den Griff des Dolchs berührten. Er machte eine letzte Anstrengung, und erreichte ihn. Der Bandit sah, dass er verloren war. Sein Entschluss zu sterben, war sogleich gefasst, aber zu sterben, indem er seinen Feind mit sich riss. Er stemmte daher seinen Fuß an den Felsen an, ohne dass *André* dieses gewahrte, und in dem Augenblick, wo der Dolch über seiner Brust blinkte, zog er sein Bein straff wie eine Schwungfeder an, und *André*, der auf ihm lag, fühlte, dass er mit ihm in den Schlund gleite. Ein fürchterlicher Schrei ertönte: es war der doppelte Fluch dieser zwei Menschen, es war der mächtige und letzte Abschied des Geschöpfes von der Schöpfung. Der Bandit und der Soldat hatten den festen Boden verloren.

Ein anderer Schrei antwortete ihm: *Giacomo* war es, der diesen ausstieß. Durch den Flintenschuss angezogen, war er herbeigeeilt, hatte von Ferne den Kampf gesehen, und langte im Augenblick an, wo er sich durch den gemeinsamen Fall der beiden Feinde endigte. Er streckte den Arm aus, als ob er sie hätte zurückhalten können, dann, sie verschwinden sehend, sprang er mit der Behändigkeit eines Jaguar's auf den äußersten Rand eines Felsens, der den Abgrund überragte; warf seine gierigen Augen in den Schlund, und sah im Grunde den zerschellten Körper des Banditen, den das Wasser eines Bergstroms mit sich fortriss.

— »Kamerad! sagte in diesem Augenblick eine Stimme, die einige Fuß unter ihm herauf scholl, Kamerad!«

*Giacomo* wendete die Augen nach der Richtung, von der der Schall herkam und erblickte *André* reitend auf einem Baum, der aus den Ritzen des Felsens hervorspross.

Im Anfang ihres Falls hatten sich die beiden Gegner losgelassen und *André* hatte das Glück gehabt, sich an diesem rettenden Baum festzuklammern, dann hatte er es so gut gemacht, dass es ihm gelungen war, sich rittlings darauf zu setzen, indem er über seinem

Kopfe zehn Fuß nackter Felsen hatte, die er nicht erklimmen konnte und unter seinen Füßen den Abgrund, in den ihm der Bandit vorangegangen war.

— »Ah! rief *Giacomo* erstaunt aus; wer bist du?«

— »Potztausend! da ist einer, der französisch spricht; und wir werden einander wenigstens verstehen, sagte *André*, auf seinem Baum eine festere Haltung annehmend, als er es bis jetzt getan hatte.«

— »Wer ich bin? Ich bin *André Frochot*, gebürtig aus Corbeil, bei Paris, Voltigeur im 34ten Linienregiment, welchem der Kaiser den Beinamen das Blitzschnelle gegeben hat.«

— »Was willst du machen? fuhr *Giacomo* fort.«

— »Ich komme von Seiten meines Obristen, Euch, wie man sagt, sein Ultimatum zu bringen.«

— »Gut, sagte *Giacomo*.«

— »Nun also, wenn es gut ist, sagte *André*, so habt die Gewogenheit, mir nur die unbedeutendste Sache herabzulassen, damit ich heraufsteige, man könnte zum Beispiel sagen, ein Seil; dann zieht mich so herauf. Nicht? Er machte die Gebärde eines Menschen, der einen Wassereimer aus einem Brunnen zieht.«

*Giacomo* machte einige Schritte und zog aus dem Gebüsche, worein es versteckt geblieben war, das unnütz gewordene Seil, ließ es an einem Ende zu *André* hinab, der es fest um seinen Körper schlang, dann umfing er es mit seinen beiden Händen über dem Kopfe; als er durch diese doppelte Vorsicht sich festgemacht fühlte, gab er das Zeichen mit den Worten: Vorwärts, he!!! *Giacomo* bewies, dass er den Ausruf vollkommen verstanden hatte, indem er das Seil an sich zog. *André* fing also seine Himmelfahrt an, an dem Ende des Stricks herum wirbelnd, gleich einem Fadenknäuel, den eine Frau aufhaspelt. Endlich, auf dem Gipfel angelangt, legte *Giacomo* das Seil unter seinen Fuß, damit es nicht hinabglitte, und reichte *André* die Hand, welcher, sich mit aller Kraft seiner Fäuste daran festklammernd, eine letzte Anstrengung machte und sich fast im nämlichen Augenblick neben dem Banditen befand, — danke, Kamerad, sagte er, band das Seil, welches ihm zum Gürtel diente,

los, und verwischte zugleich die Spuren der Unordnung, die das Hinabstürzen und die Himmelfahrt in seiner militärischen Toilette hervorgebracht hatte, mit derselben kleinlichen Sorgfalt und demselben Phlegma, als wenn, sich darum handelte, augenblicklich bei der Musterung zu erscheinen; danke, und wenn Ihr je in einen ähnlichen Fall kommen solltet, so ruft *André Frochot*, und wenn er auf hundert Schritte in der Runde ist, so könnt Ihr auf ihn zählen.

— »Gut, sagte *Giacomo*. Jetzt an Euren Auftrag.«

— »Ah! sagte *André*, jetzt ist's mit dem Lachen vorbei. Meine Instruktionen waren in meinem Tschako, und mein Tschako ist bei allen Teufeln. Der Andere ist wohl gegangen ihn zu suchen, setzte er hinzu, indem er einen Blick auf den Schlund warf; allein ich fürchte, dass er ihn nicht zurückbringt.«

— »Erinnerst Du dich, was sie enthielten? fragte *Giacomo*.«

— »Das kann ich am Finger her zählen.«

— »Laß hören.«

— »Sie sagten, hört wohl auf — *André* nahm die ernste und wichtige Miene eines Gesandten an — Sie sagten, dass alle Banditen mit dem Leben davon kommen werden und dass nur ihr Anführer gehängt werden solle.«

— »Bist Du dessen gewiss.«

— »Ob ich dessen gewiss bin? haltet Ihr mich etwa vielleicht für einen Spaßmacher. Ich sage Euch die Sache Wort für Wort, und stehe Euch für das, was ich sage, bei der Ehre *André's*.«

— »Dann kann die Sache in Ordnung kommen, sagte *Giacomo*. Folge mir.«

*André* gehorchte. Zehn Minuten später kamen der Bandit und der Soldat auf dem Plateau an, das wir am Anfang dieser Geschichte beschrieben haben; sie fanden hier die Räuber am Boden liegend und *Maria* mit dem Rücken an den Felsen gelehnt und ihr Kind säugend.

— »Gute Nachricht, meine Freunde, sagte *Giacomo* bei seiner Ankunft, die Franzosen bieten euch das Leben an. Die Räuber sprangen auf ihre Füße; *Maria* erhob melancholisch den Kopf.«

— »Allen? fragte ein Bandit.«

— »Allen, antwortete *Giacomo*.«

— »Ohne Ausnahme? sagte sanft *Maria*.«

— »Was liegt diesen braven Leuten daran, ob es eine Ausnahme habe, versetzte *Giacomo* ungeduldig, wenn diese Ausnahme sie nicht angeht.«

— »Gut, gut, erwiderte *Maria*, ergeben den Kopf senkend, ohne eine andere Bemerkung zu machen.«

— »Das heißt, fiel einer der Räuber ein, es gibt eine Ausnahme, wie Ihr sagt, und diese Ausnahme betrifft den Hauptmann.«

— »Kann sein, erwiderte *Giacomo*.«

— »Und dieser Mann ist es, der?«

— »Ja, sagte *Giacomo*.«

Der Bandit blickte seine Kameraden an, und auf allen Gesichtern einen mit seinem Gedanken übereinstimmenden Ausdruck sehend, nahm er schnell seinen Karabiner an die Achsel und schlug auf *André* an.

— »Blut Christi, was machst Tu? rief *Giacomo* aus, *André* mit seinem Körper deckend.«

— »Ich will, erwiderte der Bandit, diesen Heiden lehren, sich mit einem solchen Auftrag zu befassen.«

— »Was hat denn dieser lustige Kamerad dass sagte *André*, sich auf seine Fußspitze erhebend und den Banditen über die Achsel *Giacomo's* anblickend; kommt ihn dies häufig an?«

— »Lass, lass, *Luigi*, fuhr *Giacomo* fort, mit seiner Hand einen Wink gebend; lass deinen Karabiner in Ruh: denn es ist Deine Meinung, es zurückzuweisen, aber es ist vielleicht nicht die der Truppe.«

Es ist die Meinung Aller, nicht wahr? rief *Luigi*, sich gegen seine Kameraden wendend, ans.

»Ja, ja, antworteten sie alle zugleich; ja leben und sterben mit dem Anführer. Es lebe der Anführer! Es lebe der Vater! Es lebe *Giacomo*! *Maria* sprach Nichts, aber zwei Tränen der Dankbarkeit flossen über ihre Wangen herab.«

— »Tu hörst? sagte *Giacomo*, sich wieder gegen *André* wendend.«

— »Ja, ich höre, antwortete *André*, aber ich verstehe nicht.«

— »Nun gut, diese Männer sagen, dass sie mit mir leben oder sterben wollen, denn ich bin der Anführer.«

— »Verzeiht, erwiderte *André*, und seine beiden Beine anziehend, brachte er die Hand an die Stirne und machte den militärischen Gruß. Ich hatte nicht die Ehre Euch zu kennen. Ehre dem Ehre Ehre gebührt.«

— »Recht, sagte *Giacomo*, mit einem Ausdruck von Adel und Stolz, die einem König Ehre' gemacht hätte; und jetzt, da du mich kennst, kehre zu deinen, Obrist zurück und sage ihm, dass in der ganzen Bande *Giacomo's*, die vor Hunger stirbt, kein einziger Mann ist, der sein Leben auf Kosten seines Hauptmanns hätte erkaufen wollen.«

— »Nun gut, was ist daran zu verwundern? antwortete *André*, seinen Schnurrbart streichend, es beweist nur, dass es überall gute . . . Kinder gibt; so steht die Sache.«

— »Jetzt, wenn ich dir einen Rat geben soll, sagte *Giacomo* mit Unruhe, die Gesichter seiner Leute betrachtend, so ist es der, nicht mehr länger hier zu bleiben, oder ich stehe für Nichts.«

— »Wohl gesprochen, antwortete *André*, mit einer Miene tiefer Verachtung um sich blickend, man hat keine Lust, einen Vertrag in deiner Baracke abzuschließen. Zudem scheint sie mir nicht überreichlich mit Lebensmitteln versehen zu sein.«

Der Hauptmann zog die Augenbrauen zusammen.

*André* sah ihm gerade ins Gesicht, wie um zu sagen: Nun gut! weiter? Und als einmal das Gesicht des Anführers seinen gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen hätte, kehrte er ihm den Rücken zu, und entfernte sich langsam, sich in hüpfenden Marsch setzend, und mit halblauter Stimme singend:

Und wenn der Gendarm  
Ein traurig Leben hat,  
So hat ein vornehm Leben

Der Feldsoldat.  
Wirbelt die Trommel,  
Mädchen, muss davon.  
Wirbelt die Trommel,  
Dann zieht die Nation.

Als er die letzte Zeile aus gesungen hatte, bog er sich um den Felsen, und verschwand aus den Augen *Giacomos* und seiner Bande. Erst zehn Minuten nachher drehte er sich wieder um, so sehr fürchtete er, man möchte diese Bewegung der Neugierde für Furcht auslegen.

Nachdem André abgetreten war, blieben die Banditen stumm und unbeweglich an dem Orte, wo er Jeden verlassen hatte. Endlich stand Giacomo auf, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Jetzt suchte Jeder von ihnen irgend ein Mittel, den Hunger zu bekämpfen, der sie verzehrte; die Einen fanden einige Wurzeln, Andere wilde Früchte, wieder Andere versuchten, junge Schösslinge zu essen. *Maria* allein blieb, an einen Felsen gelehnt, sitzen; sie fühlte, dass sie noch Milch für ihr Kind habe.

Nach Verlauf von zwei Stunden kam *Giacomo* zurück; er hielt einen jener mit Eisen beschlagenen Stocke in der Hand, mit welchen die römischen Ochsenhirten ihre Herden treiben, und in der andern das Seil, das wir schon eine so tätige Rolle in dem Laufe dieser Geschichte haben spielen sehen, und das ein notwendiges Zugehör zu ihrer Entwicklung schien.

— »Macht Eure Vorbereitungen, sagte er: wir gehen weiter.«

— »Wann? riefen die Banditen aus.«

— »Diese Nacht, antwortete Giacomo.

— »Ihr habt einen Durchgang gefunden?«

— »Ja.«

Freude zeigte sich wieder auf allen Gesichtern, denn keiner zweifelte an dem Worte des Hauptmanns.

*Maria* erhob sich, und ihr Kind *Giacomo* darbietend, sagte sie: küsse es doch.

*Giacomo* küsste das Kind mit der Miene eines Mannes, der

befürchtet, sich auf der Regung einer menschlichen Schwäche ertappen zu lassen; dann streckte er seine Hand gegen Morgen aus.

— »In einer halben Stunde wird es Nacht sein, sagte er.«

Jeder untersuchte seine Waffen, brachte eine neue Ladung in den Lauf, und setzte den Ladestock auf.

— »Seid ihr bereit? fragte *Giacomo*.«

— »Wir sind es.«

— »So gehen wir.«

Sie begaben sich jetzt auf den Weg, einem Pfade folgend, der in entgegengesetzter Richtung zu dem führte, auf welchem *André* gekommen war. Ein leichter Fußpfad, der aber so eng war, dass ein einziger Mann ihn gegen zehn hatte verteidigen können, führte zum Fuße der Berge, auf welchem die Banditen ihre Zuflucht genommen hatten. Dieser Fußpfad war dem wachsamen Auge des Obristen nicht entgangen; auch hatte er an seinem äußersten Ende ein Piquet und hundert Schritte von diesem Posten eine Schildwache aufgestellt. Deshalb wendete sich der Anführer, der voran marschierte, als er in diesen Fußpfad einbog, gegen seine Leute um, und befahl ihnen Stille mit jener kurzen und gebieterischen Stimme, welche anzeigt, dass es ums Leben geht, wenn man nicht pünktlich einer solchen Aufforderung gehorcht. Jeder hielt seinen Atem an sich. In diesem Augenblick stieß das Kind einen Klage-ton aus.

*Giacomo* drehte sich um, sein Auge funkelte im Schatten, wie das des Tigers. *Maria* gab dem Kind ihren versiegelten Busen: es fasste ihn gierig und schwieg. Man setzte den Marsch fort. Nach zehn Minuten ließ das Kind, das sich in seiner Erwartung betrogen sah, einen Schrei hören.

*Giacomo* stieß eine Art Gebrülle aus, das weder ihn noch seine Bande verraten konnte, denn wem es gehört hätte, würde es eher für das Schreien eines Wolfs, als für die Stimme eines Menschen gehalten haben.

*Maria* drückte zitternd ihren Mund fest auf den ihres Sohnes; man machte wieder einige Schritte, aber das Kind, vom Hunger gequält, fing an zu weinen.

Jetzt machte Giacomo einen Satz bis zu ihm, und ehe Maria es hätte zurückhalten oder verteidigen können, ergriff er es bei einem Bein, und es schwingend, wie ein Hirte seine Schleuder, zerschlug er ihm den Kopf an einem Baum.

Maria blieb einen Augenblick blass mit empor gestäubten Haaren und starren Augen, dann in einer mechanischen und stieren Bewegung sich bückend, raffte sie den zerschellten Leichnam des Kindes vom Boden auf, legte ihn in ihre Schürze, und folgte aufs Neue der Bande, deren Leitung *Giacomo* schon wieder übernommen hatte.

In diesem Augenblicke machte er sich eine Stelle zu Nutze, wo der Berg gangbar war, schlüpfte mit dem Instinkt eines wilden Tiers zwischen den Felsen, den Tannen, dem hohen Grase hin, wo jedem lebendigen Geschöpfe außer einer Schlange der Durchgang verschlossen schien.

Eine Stunde lang marschierte man auf diese Art, wenn ein solcher Gang, wo man bald wie Gemen von Fels zu Fels springen, bald wie Schlangen auf dem Boden kriechen musste, ein Marsch genannt werden kann. Endlich kam man auf einem Teil des Berges an, welcher senkrecht abgeschnitten war; dieser Art von Plateau gegenüber, und zwanzig Fuß von da auf der andern Seite dehnte sich ein ungefähr ähnliches Plateau: der Schlund, der diese zwei Gipfel trennte, hatte sich ohne Zweifel in Folge einer vulkanischen Erschütterung gebildet: allein die Menschen konnten sich nicht erinnern, je diese beiden Zwillingsberge in einen einzigen vereint gesehen zu haben.

Hier angelangt, sahen die Banditen einander unruhig an. Alle kannten diesen Teil ihres Bezirks wohl, und oft war einer von ihnen, seit sie von den Soldaten eingeschlossen waren, bis zu dieser Stelle gekommen, hatte mit dem Auge den Abgrund untersucht, der sich vor seinen Füßen öffnete, und die Entfernung gemessen, die ihn von jenem rettenden Boden trennte; hatte sich hierauf schwermütig zurückgezogen, den Kopf unter der Wucht des Gedankens gebeugt, dass es für jeden Andern als eine Gemse unmöglich sei, einen solchen Raum zu überspringen.

Dennoch war es der Rand dieses Abgrundes, wo *Giacomo* anhielt; die Banditen bildeten alsbald einen Halbkreis um den Mann her, dessen Genie ihr Leben schon einmal durch Auskunftsmittel erhalten hatte, welche sie nie aufgefunden hätten, und der sie in diesem Augenblicke ohne Zweifel durch ein neues Mittel aus der Gefahr ziehen wollte. In der Tat schien er durchaus keine Verlegenheit zu fühlen; er rollte das Seil in seiner ganzen Länge auf, rief einem seiner Leute, band es ihm mit dem einen Ende an die Faust, und mit dem andern es fest in der Mitte des eisenbeschlagenen Stocks, mit dem er sich versehen hatte, anknüpfend, schwang er diesen über seinem Kopf wie einen Wurfspieß, und schleuderte ihn auf die andere Seite.

Die Banditen, gewöhnt, in der Dunkelheit der Nacht, wie bei der Helle des Tages zu sehen, folgten dem Flug der Lanze; sie sahen sie zwischen zwei Zwillingsseichen, die auf dem jenseitigen Plateau wuchsen, hindurch gleiten, und sich zitternd in die Erde einsenken. Jetzt machte *Giacomo* das Ende des Seils von der Faust des Banditen los. Alsbald riß er das Eisen des Stocks durch eine Kraftanstrengung vermittelst des Seils aus der Erde, und zog ihn gegen sich bis zu den beiden Eichen: hier wurde er durch die horizontale Lage, die er angenommen hatte, festgehalten. *Giacomo* zog, so stark er konnte; das Seil wurde angespannt, der Stock widerstand: dies hatte der Bandit gewollt.

Jetzt befestigte er das andere Ende des Seils, welches er nicht losgelassen hatte, schlang es dreimal um den Stamm einer Eiche, knüpfte es mit mehreren Schleifen, schlang es noch zweimal herum, und knüpfte es von Neuem; sich nunmehr auf den Rand des Abgrundes setzend, erfasste er das Seil, das wie eine Brücke ihn hinübertrug, mit beiden Händen, und begann durch die Kraft der Fäuste, die Füße in den Abgrund hängend, diesen sonderbaren Übergang.

Die Banditen, schnaubend und mit offenem Munde, folgten ihm mit den Augen.

Sie sahen ihn, eine Hand nach der andern vorsetzend, ebenso leicht vorrücken, als wenn seine Füße einen Stützpunkt gehabt

hatten.

Endlich berührte er den jenseitigen Rand, klammerte sich an der Wurzel einer der Eichen fest, und eine letzte Anstrengung machend, befand er sich auf dem gegenüberliegenden Plateau.

Nun untersuchte er den Stock, der das Seil festhielt, aufmerksam, und da er ihn fest angehalten fand, wandte er sich gegen seine Leute, und gab ihnen ein Zeichen, zu ihm zu stoßen.

Es waren brave und kühne Gebirgsleute, die keine Sekunde zauderten, voll Vertrauen in ihre Kräfte: wo einer hinübergekommen war, mussten Alle hin, und Alle kamen hinüber.

*Maria* wartete bis zuletzt. Als die Reihe an sie gekommen war, nahm sie das untere Ende ihrer Schürze zwischen die Zähne, ergriff das Seil, und ohne irgend ein Zeichen von Furcht noch Schwäche zu geben, ging sie hinüber, wie die übrigen.

Der Hauptmann atmete wieder, denn alle seine Leute waren gesund und munter um ihn her, und er hatte ihnen das Leben gerettet, das sie sich geweigert hatten, auf Kosten des seinigen zu erhalten. Jetzt warf er einen Blick voll unbeschreiblicher Verachtung auf die militärischen Posten, deren Feuer von Strecke zu Strecke glänzten. Dann sagte er das einzige Wort: vorwärts; und Jeder setzte sich in Marsch voll Muts und Eifer.

Eine Stunde darauf erblickten sie ein Dorf und stiegen gegen dasselbe hinab. *Giacomo* trat bei einem Bauern ein, nannte sich und sagte, dass er und seine Leute Hunger hätten; man beeiferte sich, ihnen Alles herbeizubringen, was sie nötig hatten; Jeder versah sich mit Lebensmitteln und ging wieder weg. Nach Verlauf von zwanzig Minuten waren sie von Neuem wieder im Gebirge und außer aller Furcht verfolgt zu werden. *Giacomo* hielt an und untersuchte die Stelle, an der sie sich befanden.

— »Wir werden die Nacht hier zubringen, sagte er, jetzt wollen wir essen.«

Dieser Befehl wurde mit Bereitwilligkeit vollzogen; denn wiewohl Jeder fast vor Hunger starb, so hatte doch «einer gewagt, zu essen, ehe vom Hauptmann die Erlaubnis dazu gegeben worden war. Die Lebensmittel wurden daher auf einen Haufen gelegt, die Banditen

setzten sich im Kreise umher und Jeder ging fünf Minuten nachher mit einer solchen Wut an die Arbeit, dass es augenscheinlich war, es liege Allen vom Ersten bis zum Letzten am Herzen, die verlorene Zeit wieder nachzuholen. Plötzlich stand *Giacomo* auf: *Maria* war nicht mehr bei der Bande.

Er machte eilends einige Schritte in der Richtung, in welcher sie gekommen waren; dann stand er schnell stille. Er hatte *Maria* am Fuße eines Baums erblickt: sie lag auf den Knien und grub mit ihren Händen ein Grab, um ihr Kind darin niederzulegen.

*Giacomo* ließ das Stück Brot, das erhielt, fallen, betrachtete sie einen Augenblick, ohne es zu wagen, sie anzureden, und kam traurig und schweigend, zu seiner Truppe zurück! Das Mahl war beendet; *Giacomo* stellte eher aus Gewohnheit als aus Furcht eine Wache aus, und erlaubte dann Jedem, sich zur Ruhe zu legen.

Er selbst breitete, sich bei Seite machend, seinen Mantel auf dem Boden aus, und gab seinen Leuten ein Beispiel, das sie, niedergedrückt von Mattigkeit, wie sie waren, nicht säumten zu befolgen.

Der Bandit, welcher auf dem Posten war, wachte kaum seit einer Viertelstunde, und schon fing er an zu fühlen, dass die Mattigkeit über seine Pflicht den Sieg davon trüge; seine Augen schlossen sich wider seinen Willen, und er war genötigt, fortwährend auf- und abzugehen, um nicht stehend einzuschlafen, als eine Stimme sanft und traurig seinen Namen aussprach. Er drehte sich um und erkannte *Maria*.

— »*Luigi*, sagte sie, ich bin es: fürchte Nichts.«

*Luigi* begrüßte sie ehrfurchtsvoll.

— »Armer Junge! fuhr sie fort, du sinkst vor Mattigkeit und Schlaf nieder und sollst wachen.«

— »Es ist der Befehl des Hauptmanns, sagte *Luigi*.«

— »Höre, entgegnete *Maria*, ich kann nicht schlafen, wenn ich auch wollte. Sie zeigte ihm ihre ganz rote Schürze. Das Blut meines Kindes hält mich wach. Tu weißt, ob ich ein sicheres Auge habe: gib mir deinen Karabiner, ich werde an deiner Stelle Wache stehen und mit Anbruch des Tages werde ich dich aufwecken. Es sind zwei

Stunden Schlaf, die ich dir anbiete.«

— »Aber wenn es der Hauptmann wüsste, sagte Luigi, der vor Lust brannte, den Vorschlag anzunehmen.«

— »Er wird es nicht wissen, versetzte *Maria*.«

— »Ihr steht mir dafür?«

— »Ich stehe dir dafür.«

Der Bandit übergab ihr seinen Karabiner und bewies, in kurzer Zeit, die er dazu anwandte, eine bequeme Stelle zu suchen, wie groß seine innere Überzeugung sei, dass man überall gut schlafen könne.

Zehn Minuten später zeigte sein lauter Atemzug an, dass er die wenige Zeit, die ihm noch bis Aufgang der Sonne übrig blieb, zu Nutze zog.

*Maria* blieb eine Viertelstunde beinahe unbeweglich, dann den Kopf über die Achsel gegen die Männer zurückwendend, überzeugte sie sich, dass Alle in tiefen Schlaf versunken seien. Nun verließ sie ihre Stelle und begab sich ohne Geräusch mitten unter sie; so leicht, dass sie ein Geist zu sein schien, der am Boden streifte; bei *Giacomo* angelangt, senkte sie den Lauf ihres Gewehrs, legte die Mündung an die Brust *Giacomo's*, und drückte los.

— »Was ist's? riefen die Banditen, vom Schlaft aufgeschreckt.«

— »Nichts, sagte *Maria*. *Luigi*, dessen Stelle ich einnehme, hat vergessen, mir vorher zu sagen, dass sein Karabiner geladen sei, und da ich aus Unachtsamkeit den Finger an den Drücker gebracht habe, ist der Schuss losgegangen.

Zeder legte den Kopf wieder auf seinen Arm, um von Neuem zu schlafen.

*Giacomo* hatte keinen Seufzer, keinen Klagelaut ausgestoßen: die Kugel war ihm durch das Herz gegangen.

*Maria* lehnte den Karabiner *Luigi's* an einen Baum, schnitt *Giacomo* den Kopf ab, legte ihn in ihre Mit dem Blut ihres Sohnes noch ganz befleckte Schürze und stieg das Gebirge hinab.

Den folgenden Tag meldete man dem Obrist, dass ein junges Mädchen, die vorgebe, *Giacomo* getötet zu haben, ihn zu sprechen

verlange. Der Obrist ließ sie in sein Zelt treten. Maria stand vor ihm still, ließ das Ende ihrer Schürze los und der Kopf des Banditen rollte auf die Erde.

Obgleich gewöhnt an die Eindrücke des Schlachtfeldes schauderte dennoch der Obrist zusammen; dann seine Augen gegen dieses junge Mädchen erhebend, das ernst und blass wie eine Bildsäule der Verzweiflung war, fragte er sie:

— »Aber wer seid Ihr denn?«

— »Gestern war ich seine Frau. . . heute bin ich seine Witwe!«

— »Man lasse ihr dreitausend Dukaten auszahlen, sagte der Obrist.

~~~~~

Vier Jahre später starb eine Nonne des Klosters zum heiligen Kreuz in Rom in großem Geruch der Heiligkeit; denn außer dem exemplarischen Leben, das sie geführt, seit sie ihr Gelübde abgelegt hatte, hatte sie als ihre Mitgift eine Summe von dreitausend Dukaten mitgebracht, welche das Kloster bei ihrem Tode erbte.

Die nähern Umstände ihres früheren Lebens waren völlig unbekannt; man wusste nur, dass Schwester *Maria* in Calabrien geboren war.

\_\_\_\_\_

# Jakob I. und Jakob II.

---

Historische Bruchstücke  
aus dem Französischen  
Antonys Erinnerungen  
Stuttgart.  
Druck und Verlag Imle u. Krauß.  
1835.

## Erstes Kapitel.

*Einleitung, durch welche der Leser mit den hauptsächlichsten Personen dieser Geschichte und dem Verfasser derselben Bekanntschaft machen wird.*

Ich ging im Jahre eintausend achthundert und dreißig vor der Türe *Chevets* vorüber, als ich im Magazin einen Engländer sah, der eine Schildkröte nach allen Seiten hin und her drehte, um die er mit der offenbaren Ansicht feilschte, eine turtle soup daraus zu machen, sobald sie sein Eigentum geworden. Die Miene der völligen Ergebenheit, mit welcher das arme Tier sich betrachten ließ, ohne nur einmal zu versuchen, durch Zurückziehen in ihre Schale sich dem grausam gastronomischen Blicke ihres Feindes zu entziehen, rührte mich. Es wandelte mich eine plötzliche Lust an, sie aus dem Fleischtopf zu retten, worein sie mit ihren Hinterfüßen schon getaucht war; ich trat in die Bude ein, wo ich zu dieser Zeit sehr

bekannt war, und der Madame Beauvais mit dem Augen ein Zeichen gebend, fragte ich sie, ob sie mir die Schildkröte aufgehoben habe, welche ich den vorigen Abend im Vorbeigehen für mich ausgelesen hatte.

Madame *Beauvais* verstand mich mit jener Schnelligkeit der Auffassung, welche die handeltreibende Klasse der Pariser auszeichnet, und höflich das Tier aus den Händen des Käufers in die Meinigen legend, sagte sie mit einem sehr markierten englischen Accent zu unserem Insulaner, der sie mit offenem Munde anblickte: — Verzeihung, *Milord*, die kleine Schildkröte ist seit diesem Morgen an diesen Herrn verkauft.

— »Ah!« sagte der improvisierte Milord in sehr gutem Französisch zu mir: »Ihnen, mein Herr, gehört dieses herrliche Tier?«

— »Yes, Yes, Milord, erwiderte Madame Beauvais.«

— »Nun gut, mein Herr, fuhr er fort, Sie haben da ein kleines Tier, das eine ausgesuchte Suppe geben wird; ich bedaure nur eins, dass es das einzige seiner Gattung ist, das die Frau Händlerin in diesem Augenblick besitzt.«

— »Wir haben die Hoffnung, morgen früh andere zu bekommen, sprach Madame *Beauvais* weiter.«

— »Morgen wird es zu spät sein, versetzte der Engländer kalt, ich habe alle meine Angelegenheiten so in Ordnung gebracht, um mir diese Nacht eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und ich wünschte, vorher noch eine Schildkrötensuppe zu essen. Diese Worte sprechend, grüßte er mich und ging weg.«

— »Wahrlich, « sagte ich nach einem Augenblick der Überlegung zu mir selbst, »das darf zuletzt aufgeführt werden, dass ein so wackerer Mann seiner letzten Grille nicht genüge.«

Und ich sprang eilends aus dem Laden und schrie wie Madame *Beauvais*: »Milord! Milord!« Allein da ich nicht wusste, wohin *Milord* seinen Weg genommen, so war es mir unmöglich, ihn einzuholen.

Ich kam ganz gedankenvoll zu Hause an: meine Menschlichkeit gegen ein Tier war eine Unmenschlichkeit gegen einen Menschen geworden. Diese Welt ist eine sonderbare Maschine, wo man dem Einen nichts Gutes thun kann, ohne dem Andern Böses zuzufügen.

Ich erreichte die Universitätsstraße, stieg meine drei Stockwerke hinauf und legte meine Ware auf den Bodenteppich nieder.

Es war, ganz ehrlich gestanden, eine Schildkröte von der gemeinsten Gattung: *testudo lutaria, sive aquarum dulcium*; was nach *Linne* bei den alten und nach *Ray* bei den neueren sagen will, Sumpfschildkröte oder Schildkröte des süßen Wassers.<sup>23</sup>

Die Sumpfschildkröte nur oder die Schildkröte des süßen Wassers hat ungefähr in der gesellschaftlichen Ordnung der ersten Klasse der Reptilien den Rang inne, der demjenigen entspricht, welchen bei uns in der bürgerlichen Ordnung die Stadtaccisunterschreiber und in der militärischen Ordnung die Trainsoldaten einnehmen.

Übrigens war es der allersonderbarste Kerl von einer Schildkröte, der je die vier Füße, den Kopf und den Schwanz durch die Öffnungen einer Schildkrötenschale herausgestreckt hatte. Kaum fühlte sie sich auf dem Fußboden, als sie mir einen Beweis ihrer Originalität gab, indem sie geradewegs und mit einer Geschwindigkeit, die ihr in demselben Augenblick noch den Namen Gazelle eintrug, auf den Kamin zueilte und alle Anstrengungen machte, zwischen den Stäben des Aschenbehälters durchzukommen, um bis zum Feuer zu gelangen, dessen Strahl sie anzog; als sie endlich nach Verlauf einer guten Stunde sah, dass das, was sie wünsche, unmöglich sei, fasste sie den Entschluss, einzuschlafen, nachdem sie vorläufig ihren Kopf und ihre Füße durch eine der dem Brande am nächsten stehenden Öffnungen geschoben hatte. So wählte sie für ihr Privatvergnügen eine Temperatur von ungefähr fünfzig bis fünfundfünfzig Graden, was mich auf den Gedanken brachte, dass sie, sei es Neigung oder Verhängnis dazu bestimmt sei, früher oder später gebraten zu werden, und dass ich die Art, wie sie gekocht werden sollte, nur geändert hatte, als ich sie dem Topf meines Engländers entriss, um sie in mein Zimmer zu versetzen. Die Folge dieser Geschichte wird beweisen, dass ich mich nicht betrogen hatte. Doch wollen wir den Begebenheiten der Geschichte nicht vorgreifen.

Da ich genötigt war, auszugehen, und fürchtete, es möchte Gazelle ein Unglück zustoßen, so rief ich meinem Bedienten.

- »Joseph, sagte ich zu ihm, als er erschien, du gibst auf dieses Tier Acht.«

Er trat ihm neugierig näher. — Ah! sieh doch, sagte er, es ist eine Schildkröte. . . das trägt einen Wagen.

— »Ja, ich weiß es, aber ich wünsche, dass dich nie die Lust ankomme, die Probe davon zu machen.«

— »O! es würde ihr Nichts tun, erwiderte *Joseph*, der etwas darauf hielt, vor mir seine Kenntnisse in der Naturgeschichte zu entfalten; der Postwagen von Laon könnte über ihren Rücken fahren, ohne dass er sie zerdrückte. *Joseph* führte den Postwagen von Laon an, weil er aus Soissons war.«

»Ja, sagte ich zu ihm, ich glaube, dass die große Meerschildkröte, die freie Schildkröte, *testudo mydas*, ein solches Gewicht tragen könnte, allein ich Zweifle, dass diese, die von der kleinsten Gattung ist. . . «

— »Das hat nichts zu sagen, fiel Joseph ein, diese kleinen Tiere da sind stark wie ein Türke, ein Fuhrmanns wagen ginge darüber.«

— »Gut, gut; kaufe ihm Salate und Schnecken.«

— »Sieh! Schnecken?. . . Ist sie krank auf der Brust? der Herr, bei dem ich war, ehe ich bei Ihnen, Herr, eintrat, trank Schneckenbrühe, weil er *physisch* war; — nun gut! das hat ihn aber nicht verhindert. . . «

Ich ging weg, ohne den Rest der Geschichte zu hören; mitten auf der Treppe bemerkte ich, dass ich ein Taschentuch vergessen hatte; ich stieg sogleich wieder hinauf. Ich fand *Joseph*, der mich nicht hatte eintreten hören, wie er den *Apoll* von Velvedere machte, einen Fuß auf den Rücken Gazellens und den andern frei in die Luft haltend, so dass kein Gran von den hundert und dreißig Pfunden, die der Schlingel wog, für das arme Tier verloren war. Was machst du da, Dummkopf?

— »Ich habe es Ihnen ja gesagt, Herr, antwortete Joseph ganz stolz, mir teilweise bewiesen zu haben, was er behauptete.«

— »Gib mir ein Sacktuch, und rühre das Tier niemals mehr an.«

— »Herr, Herr, sagte mir *Joseph*, mir das Verlangte bringend. . .

aber man darf gar keine Angst mehr für sie haben. . . ein Wagen führe darüber. . . «

Ich machte mich aufs Eiligste davon, allein ich war noch keine zwanzig Stufen herabgestiegen, als ich Joseph, meine Türe schließend, zwischen den Zähnen murmeln hörte: — Potztausend! ich weiß, was ich sage. . . und zu dem sieht man, an der Zusammensetzung der Tiere, dass eine mit Kugeln geladene Kanone!. . . Glücklicherweise hinderte mich ein auf der Straße entstehender Lärm, das Ende des verfluchten Satzes zu hören.

Am Abend kam ich ziemlich spät, nach Hause, wie es meine Gewohnheit ist. Bei den ersten Schritten, die ich in meinem Zimmer machte, fühlte ich, dass etwas unter meinem Stiefel krachte. Ich hob schnell den Fuß in die Höhe, indem ich so das ganze Gewicht meines Körpers auf den andern legte; das nämliche Krachen ließ sich von Neuem hören, ich glaubte, ich ginge aus Eiern. Ich hielt mein Wachlicht auf den Boden. . . Mein Fußteppich war ganz mit Schnecken bedeckt.

*Joseph* hatte mir pünktlich gehorcht, hatte Alles in einem Armkorb mitten in mein Zimmer gestellt; zehn Minuten nachher, sei es, dass die Temperatur des Zimmers sie wieder aus ihrer Erstarrung gerissen, sei es, dass die Furcht, verschlungen zu werden, sie in Aufruhr gebracht, hatte sich die ganze Karawane in Bewegung gesetzt, und schon eine ziemliche Strecke Wegs zurückgelegt, was aus den silbergrauen Spuren, die sie auf dem Teppich und den Möbeln zurückgelassen hatten, leicht zu beurteilen war.

Gazelle war auf dem Boden des Korbs zurückgeblieben, an dessen Wänden sie nicht hatte heraufklettern können. Aber einige leere Schalen bewiesen mir, dass die Flucht der Israeliten nicht so schnell gewesen war, dass sie nicht den Zahn an einige von ihnen gelegt hätte, ohne diese durch das rote Meer gehen zu lassen.

Ich stellte alsbald eine genaue Musterung des Bataillons an, welches in meinem Zimmer manövrierte, und von welchem, während der Nacht angegriffen zu werden, ich wenig Lust hatte. Ich nahm dann alle Spaziergänger behutsam mit der rechten Hand, und ließ einen um den andern in ihre Wachstube eintreten, die ich mit der

linken Hand hielt, und mit dem Deckel hinter ihnen zuschloss.

Nach Verlauf von fünf Minuten nahm ich wahr, dass ich, wenn ich diese ganze Menagerie in meinem Zimmer lasse, Gefahr laufe, nicht einen Augenblick schlafen zu können; es war ein Geräusch, als wenn man ein Dutzend Mäuse in einem Nussack eingeschlossen hätte: ich entschloss mich daher, Alles in die Küche zu tragen.

Auf dem Wege dachte ich aber, dass nach dem Anfang, den Gazelle gemacht hatte, ich sie den andern Tag an einer Indigestion gestorben finden würde, wenn ich sie inmitten eines so reichlichen Magazins von Lebensmitteln ließe; im nämlichen Augenblick und wie durch eine Eingebung fiel meinem Gedächtnis eine gewisse, in dem Hof stehende, Wanne bei, in welche der Restaurateur im Erdgeschoss seine Fische zum Abschlämmen legte. Dies schien mir ein so ausgezeichnetes Gasthof für eine *testudo aquarum dulcium* zu sein, dass ich es für unnötig hielt, mir den Kopf zu zerbrechen, für sie einen andern zu suchen, weshalb ich sie aus ihrem Speisezimmer hervorzog, und sie geradewegs, an den Ort ihrer Bestimmung trug.

Ich ging schnell wieder in mein Zimmer und schlief ein mit der Überzeugung, dass ich der sinnreichste Mann in Frankreich in Auffindung von Auswegen sei.

Den andern Tag weckte mich *Joseph* am frühen Morgen auf.

O! mein Herr, das ist ein närrischer Streich, sagte er, sich vor mein Bett stellend.«

— »Welcher närrische Streich?«

— »Den ihre Schildkröte gemacht hat!«

— »Wie?«

— »Nun! glauben Sie, dass sie, ich weiß nicht wie, aus Ihrem Zimmer gegangen ist dass sie die drei Stockwerke hinabstieg, und sich in dem Fischbehälter des Restaurateurs erfrischt hat.«

— »Dummkopf, hast du nicht erraten, dass ich sie dorthin getragen habe?«

— »Ah! so! dann haben Sie da einen hübschen Streich gemacht.«

— »Warum?«

— »Warum? weil sie eine Schleie gefressen hat, eine prächtige Schleie, welche drei Pfund wog.«

— »Hole mir Gazelle, und bringe mir eine Wage.«

— »Während *Joseph* diesen Befehl ausführte, ging ich in meine Bibliothek, ich schlug den Artikel Schildkröte in meinem Buffon auf, denn ich wollte mich vergewissern, ob diese Art Schildkröte ein Fischfresser sei, und ich las folgendes:

Die Schildkröte des süßen Wassers (*testudo aquarum dulcium*, es war die richtige), liebt hauptsächlich Sümpfe und stehende Wasser; wenn sie in einem Fluss oder Teich ist, greift sie alle Fische ohne Unterschied an, selbst die größten; sie beißt dieselben unten in den Bauch, verwundet sie dort stark, und wenn sie durch den Verlust des Blutes erschöpft sind, so verzehrt sie dieselben mit der größten Gierigkeit, und lässt fast Nichts als die Gräten, den Kopf der Fische und die Schwimmblase, welche zuweilen auf die Oberfläche des Wassers heraufsteigt, übrig. . .

— »Alle Teufel, sagte ich; der Restaurateur hat Herrn v. Buffon für sich: was er sagt, könnte wohl wahr sein.«

Gerade wollte ich über die Wahrscheinlichkeit des Vorfalles nachdenken, als *Joseph* zurückkam, in der einen Hand die Angeklagte und in der andern die Wage haltend.

— »Sehen Sie, sagte *Joseph*, das Tier isst viel, um seine Kräfte zu unterhalten, und besonders Fische, weil diese nahrhaft sind; glauben Sie, 'dass es sonst einen Wagen tragen könnte?. . . Sehen Sie in den Seehafen, wie stark die Matrosen sind. Dies kommt daher, weil sie nur Fische essen.«

Ich unterbrach *Joseph*.

— »Wie viel wog die Schleie?«

— »Drei Pfund: dies macht neun Franken, welche der Kellner fordert.«

— »Und Gazelle hat sie völlig aufgefressen?«

— »O! sie hat nur die Gräten, den Kopf und die Schwimmblase übrig gelassen.«

— »Es, ist ganz so: Herr v. Buffon ist ein großer Natur kundiger.<sup>24</sup>

Indes fuhr ich halblaut fort, drei Pfund. . . das scheint mir stark.«

Ich legte Gazelle in die Wage:sie wog nur zwei und ein halbes Pfund mit ihrer Schale.

Aus dieser Untersuchung ging zwar nicht hervor, dass Gazelle an der Tatsache, die ihr zur Last gelegt wurde, unschuldig war, aber doch, dass sie das Verbrechen an einer Cetacee von viel geringerem Umfange begangen haben musste.

Das Abenteuer mit den Schnecken und der Vorfall mit der Schleie machten mich etwas weniger enthusiastisch für meine neue Erwerbung; und da der Zufall wollte, dass ich denselben Tag einen meiner Freunde traf, einen originellen Mann und genialen Maler, der zu dieser Zeit aus seiner Werkstatt eine Menagerie machte, so zeigte ich ihm an, dass ich den andern Tag seine Sammlung mit meinem neuen Untertanen vermehren werde, der zu der achtenswerten Klasse der Schildkröten gehöre, was ihn sehr zu erfreuen schien.

Gazelle schlief diese Nacht in meinem Zimmer, wo Alles ganz ruhig ablief, in Betracht der Abwesenheit der Schnecken.

Den andern Tag trat *Joseph* wie gewöhnlich in mein Zimmer, rollte den Fußteppich an meinem Bette auf, öffnete das Fenster und fing an, ihn auszuschütteln, «m ihn von dem Staub zu befreien, aber plötzlich stieß er einen starken Schrei aus, und beugte sich über das Fenster hinaus, als wenn er sich hinabstürzen wollte.

— »Was gibt es denn, *Joseph*? sagte ich halb aufgeweckt.«

— »O! mein Herr, Ihre Schildkröte lag auf dem Teppich, ich habe sie nicht gesehen . . .«

— »Und. . .«

— »Und, meiner Treu! ohne es absichtlich zu tun, habe ich sie aus dem Fenster geworfen.«

— »Dummkopf!. . . Ich sprang aus meinem Bette.«

— »Schau, sagte *Joseph*, dessen Gesicht und Stimme einen Ausdruck völlig beruhigender Heiterkeit annahm, schau, sie frisst ein Stück Kohl!«

In der Tat hatte das Tier aus Instinkt seinen, ganzen Körper in

seinen Schild zurückgezogen, und war völlig auf einen Haufen Austernschalen gefallen, deren Beweglichkeit den Fall gebrochen hatte, und da sie in ihrem Bereich ein ihr anständiges Gemüse fand, hatte sie ganz langsam den Kopf aus ihrer Schale heraus gestreckt, und beschäftigte sich ebenso ruhig mit ihrem Frühstück, als wenn sie nicht gerade erst aus einem dritten Stock gefallen wäre.

— »Ich sagte es Ihnen wohl, mein Herr, wiederholte *Joseph* in der Freude seines Herzens, ich sagte es Ihnen wohl, dass Nichts diesen Tieren was anhaben kann. —Nun denn, während sie frisst, sehen Sie, es könnte ein Wagen darüber fahren . . .«

— »Gleichviel, gehe geschwind hinunter, und hole mir sie.«

*Joseph* gehorchte.

Unterdessen kleidete ich mich an; ein Geschäft, das ich beendet hatte, ehe *Joseph* wieder erschien; ich ging ihm daher entgegen, und fand ihn mitten unter einem Kreis Neugieriger, denen er mit großem Pathos die vorgefallene Begebenheit erklärte.

Ich nahm Gazelle in die Hand, sprang in ein Kabriolett, das mich in der Vorstadt Saint-Denis, Numero 109 absetzte; ich stieg in den fünften Stock, und trat in die Werkstätte meines Freundes, der im Begriff war, zu malen.

Er hatte um sich einen auf dem Rücken liegenden und mit einem Scheit Holz spielenden Bären; einen Affen, der auf einem Stuhl saß, und ein Haar nach dem andern aus einem Pinsel heraus riss, und in einem Deckelglas einen Laubfrosch, welcher auf der dritten Stufe einer kleinen Leiter hing, mit Hilfe deren er bis auf die Oberfläche des Wassers heraufsteigen konnte.

Mein Freund hieß *Decamps*, der Bär *Tom*, der Affe *Jakob I.*;<sup>25</sup> der Laubfrosch<sup>26</sup> Jungfer *Camargo*, und ich . . .

---

## Zweites Kapitel.

### *Wie Jakob I. Jakob II. einen wütenden Hass schwor und dies aus Veranlassung einer gelben Rübe.*

Mein Eintritt brachte eine Revolution hervor.

*Decamps* erhob die Augen von jenem wundervollen kleinen Gemälde gelehrter Hunde, welches Sie alle kennen und welches er damals vollendete.

*Tom* ließ sich das Scheit Holz, mit dem er spielte, auf die Nase fallen, und entfloß brummend in seine zwischen den beiden Fenstern erbaute Nische.

*Jakob I.* warf eilfertig seinen Pinsel hinter sich und raffte einen Strohalm auf, den er unverweilt mit der rechten Hand zum Maule brachte, während er sich mit der Linken am Schenkel kratzte und die Augen fromm gen Himmel erhob.

Jungfer *Camargo* endlich stieg matt eine Stufe ihrer Leiter hinan, was unter allen andern Umständen als ein Vorzeichen des Regens hätte betrachtet werden können.

Und ich legte *Gazelle* an der Türe des Zimmers nieder, auf deren Stelle ich stille gehalten hatte, indem ich sagte: »Teurer Freund, hier ist das Tier.Sie sehen, dass ich Wort halte.«

*Gazelle* war in keiner glücklichen Stimmung: die Bewegung des Kabrioletts hatte sie so sehr aus der Fassung gebracht, dass sie während der Fahrt, wahrscheinlich um alle ihre Ideen zu sammeln und über ihre Lage nachzudenken, ihre ganze Person unter ihren Schild zurückgezogen hatte: was ich auf den Boden legte, trug daher gerade das Aussehen einer leeren Schale.

Nichtsdestoweniger wagte *Gazelle*, als ihr Schwerpunkt sich wieder regelte, und sie fühlte, dass sie auf einem festen Boden ruhe, ihre Nase an der oberen Öffnung ihres Gehäuses zu zeigen; indes war zu größerer Sicherheit dieser Teil ihrer Person klugerweise zu

gleicher Zeit von ihren beiden Vorderfüßen begleitet, und wie wenn alle Glieder übereinstimmend der Elastizität einer inneren Spannkraft gehorcht hätten, erschienen die beiden Hinterfüße und der Schwanz am hinteren Ende der Schale. — Fünf Minuten darauf hatte *Gazelle* alle Segel ausgespannt.

Sie blieb indes noch einen Augenblick unbeweglich stehen, drehte ihren Kopf links und rechts, wie um sich zu recht zu finden; dann wurden plötzlich ihre Augen starr: — und sie ging ebenso eilends vorwärts, als wenn sie dem Hasen *Lafontaine's* den Preis im Rennen streitig zu machen hätte, auf eine gelbe Rübe zu, die zu den Füßen des Sessels lag, welcher *Jakob I.* zum Fußgestell diente.

, Dieser sah zuerst die Neu angekommene mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf sich zu rücken; aber sobald er das Ziel gewahrte, auf das sie loszusteuern schien, gab er Zeichen einer wirklichen Unruhe, welche sich durch ein dumpfes Brummen kund gab, das aber, je mehr sie von ihrer Bahn zurückgelegt hatte, immer mehr in grillendes Schreien, durch Zähne fletschen unterbrochen, ausartete. Als sie endlich nur noch einen Fuß von dem kostbaren Gemüse entfernt war, nahm die Bewegung *Jakobs* den Charakter einer wirklichen Verzweiflung an; er ergriff die Rücklehne seines Sessels mit einer Hand, das mit Stroh überflochtene Querbrett mit der andern, und schwang es, wahrscheinlich in der Hoffnung, das schmarotzerische Tier, das ihm sein Mittagessen zu schmälern kam, dadurch zu erschrecken, mit aller Kraft seiner Fäuste, warf seine beiden Füße zurück, wie ein Pferd das ausschlägt, und begleitete diese Bewegungen mit allen Gebärden und Grimassen, denen er die Fähigkeit zutraute, die automatische Unempfindlichkeit seines Feindes zu Schanden zu machen. — Allein Alles war vergeblich, *Gazelle* machte deshalb keinen Schritt schneller oder langsamer, als den andern. *Jakob I.* wußte nicht mehr, welchen Heiligen er anrufen solle.

Glücklicherweise für *Jakob* erhielt er in diesem Augenblick einen unerwarteten Beistand. *Tom*, der sich bei meiner Ankunft in seine Loge zurückgezogen hatte, war endlich mit meiner Gegenwart vertraut geworden, und schenkte, wie wir Alle, der vorgehenden

Szene eine gewisse Aufmerksamkeit; erstaunt zuerst, dieses unbekanntes Tier, das durch meine Freigebigkeit sein Zimmergenosse geworden war, sich bewegen zu sehen, war er ihm mit zunehmender Neugierde in seinem Laufe gegen die Rübe gefolgt. Da nun *Tom* die gelben Rüben gleichfalls nicht verachtete, so machte er, als er *Gazelle* nahe daran sah, das köstliche Gemüse zu erreichen, trottend drei Schritte, und seine dicke Pfote in die Höhe hebend, ließ er sie schwerfällig auf den Rücken des armen Tiers fallen, welches mit der Bauchschale den Boden berührend unverzüglich in seine natürliche Burg sich zurückzog und in einer Entfernung von zwei Zoll von dem Leckerbissen, der in diesem Augenblick drei Bewerber fand, unbeweglich blieb. *Tom* schien höchst verwundert, wie durch Zauber, Kopf, Füße und Schwanz verschwinden zu sehen. Er brachte seine Nase ans Gehäuse, blies laut in die Öffnungen; endlich und wie um sich vollkommener über die sonderbare Organisation des vor seinen Augen befindlichen Gegenstandes zu belehren, ergriff er sie, drehte sie zwischen seinen beiden Pfoten hin und her; ließ sie hierauf, wie überzeugt, dass er sich getäuscht habe, als er auf den ungeräumten Einfall kam, ein solches Ding könne gehen, nachlässig wieder fallen, nahm die Rübe zwischen seine Zähne, und schickte sich an, nach seiner Nische zurückzukehren.

So war es aber von *Jakob* nicht gemeint; er hatte nicht darauf gerechnet, dass der Dienst, den ihm sein Freund *Tom* leistete, durch einen solchen Zug von Egoismus beschmutzt würde; da er aber für seinen Kameraden nicht die nämliche Achtung wie für die Fremde hatte, sprang er von dem Sessel herab, auf dem er klüglich während des Auftritts, den wir beschrieben haben, geblieben war und, mit der einen Hand die Rübe, die *Tom* an der Wurzel hielt, an ihrem grünen Kraut ergreifend, stemmte er sich mit allen Kräften an, machte Grimassen, schrie und klapperte mit den Zähnen, während die andere ihm frei gebliebene Pfote fortwährend Ohrfeigen auf der Nase seines friedlichen Gegners anbrachte, der, ohne wieder zu schlagen, aber auch ohne den im Streit befangenen Gegenstand loszulassen, sich damit begnügte, seine Ohren auf seinen Hals zu

legen und seine kleinen schwarzen Augen zu schließen, so oft die bewegliche Hand *Jakobs* mit seinem dicken Gesicht in Berührung kam: endlich blieb der Sieg, wie das gewöhnlich so vorkommt, nicht dem Stärksten, sondern dem Unverschämtesten. *Tom* riss die Zähne aus einander und Jakob, im Besitz der ersehnten Rübe, schwang sich auf eine Leiter, den Preis des Kampfes mitnehmend, den er hinter einem Gypsabguss *Malagutti's* verbarg, welcher auf einem, Fache sechs Fuß vom Boden befestigt war; nachdem er dieses Werk vollbracht, stieg er ruhiger herab, sicher, dass weder Bär noch Schildkröte im Stande seien, sie von da herabzuholen.

Auf der letzten Stufe angekommen, und als es sich darum handelte, den Fuß auf den Boden zu setzen, hielt er vorsichtigerweise an, und die Augen auf *Gazelle* werfend, die er in der Hitze seines Streits mit *Tom* vergessen hatte, ersah er, dass sie sich in einer nichts weniger als offensiven Stellung befand. — In der Tat hatte *Tom*, statt sie sorgfältig in der nämlichen Lage, in der er sie genommen hatte, wieder auf den Boden zu setzen, sie, wie wir schon gesagt, nachlässig auf gut Glück hinfallen lassen, so dass das unglückliche Tier, als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde, statt sich in ihrer gehörigen Lage, das heißt, auf dem Bauch, zu befinden, auf dem Rücken lag, was, wie jeder weiß, jedem Individuum, das einen Teil der Race der Schildkröten ausmacht, im höchsten Grade zuwider ist.

Aus dem Ausdruck von Sicherheit, mit welchem *Jacob* sich *Gazelle* näherte, war leicht zu ersehen, dass er vom ersten Augenblick an geschlossen hatte, ihre Lage setze sie außer Stand, sich auf irgend eine Art zu verteidigen. Doch hielt er, einen halben Fuß von dem *monstrum horrendum* angekommen, eine Weile an, blickte auf die nach seiner Seite hin liegende Öffnung und fing mit einer Miene anscheinender Nachlässigkeit an, vorsichtig um sie herum zu gehen, indem er sie untersuchte, ungefähr wie ein General eine Stadt, die er belagern will. Wie diese Recognoscirung vollendet war, streckte er seine Hand sachte aus, berührte mit der Fingerspitze das äußerste Ende der Schale; sich dann sogleich mit Leichtigkeit zurückwerfend, fing er, ohne den Gegenstand, der ihn

beschäftigte, aus den Augen zu verlieren, lustig auf Händen und Füßen zu tanzen an, und begleitete diese Bewegung mit einer Art von Triumphgesang, der ihm eigen war, so oft er durch eine Schwierigkeit, die er besiegt, oder eine Gefahr, der er getrotzt hatte, auf die Meinung kam, sich über seine Geschicklichkeit oder seinen Mut beglückwünschen zu müssen.

Indes wurde dieser Tanz und dieser Gesang plötzlich unterbrochen; ein neuer Gedanke durchschnitt das Gehirn *Jakobs* und schien alle seine Denkfähigkeiten in Anspruch zu nehmen. Er blickte die Schildkröte aufmerksam an, die seine Hand, als er sie berührte, in eine schwankende Bewegung gebracht hatte, welche die kugelartige Form ihrer Schale verstärkte; er trat ihr, wie ein Krabbe, seitwärts gehend näher; bei ihr angelangt, erhob er sich hierauf auf seine Hinterfüße, nahm sie rittlings zwischen dieselben wie ein Reiter sein Pferd, und sah sie eine Weile sich zwischen seinen Füßen bewegen; endlich, wie es scheint, durch die gründliche über sie angestellte Untersuchung vollständig beruhigt, setzte er sich auf diesen beweglichen Stuhl, und brachte ihn, ohne dass jedoch seine Füße den Boden verließen, in eine Bewegung schnellen Schwankens, er schaukelte sich lustig, kratzte sich die Seite, und blinzelte mit den Augen; Gebärden, die für die, welche ihn kannten, der Ausdruck einer unbeschreiblichen Freude waren.

Plötzlich stieß *Jakob* einen durchdringenden Schrei aus, machte einen senkrechten Sprung von drei Fuß, fiel auf seine Seite zurück, und indem er sich auf seine Leiter schwang, zog er sich hinter den *Kopf Malagutti's* zurück. Diese Revolution war durch *Gazelle* veranlasst, welche, eines Spiels überdrüssig, bei dem das Vergnügen offenbar nicht auf ihrer Seite war, endlich ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, indem sie mit ihren kalten und spitzten Füßen die kahlen Schenkel *Jakobs* des Ersten aufgeritzt hatte, der über diesen Anfall um so mehr bestürzt wurde, als er auf Nichts weniger als auf einen Angriff von dieser Seite gefasst war. Vor meinem Weggehen lud mich *Decamps* für den andern Tag zu einer Abendunterhaltung ein, wobei Jungfer *Camargo* Fliegen essen, und Herr *Jadin* ein Manuskript vorlesen sollte.



## Drittes Kapitel.

### *Wie Jungfer Camargo in den Besitz des Herrn Decamps kam.*

Der mündlichen Einladung, welche Decamps an mich gerichtet hatte, ungeachtet, erhielt ich den andern Tag einen gedruckten Brief. Dieser doppelte Aufruf hatte zum Zweck, mir den unumgänglich notwendigen Anzug ins Gedächtnis zurückzurufen, indem die Eingeladenen nur in Schlafröcken und Pantoffeln angenommen werden durften. Ich war pünktlich in der Zeit, auch war ich der Uniform pflichtlich nachgekommen.

Es ist ein merkwürdiger Anblick um das Atelier eines Malers, wenn er, um seinen Gästen Ehre anzutun, seine vier Wände mit dem koketten Gallaschmuck gehängt hat, dessen Einzelheiten ihm aus allen vier Weltteilen zugekommen sind. Man glaubt in die Wohnung eines Künstlers einzutreten und man befindet sich mitten in einem Museum, das mehr als einer Departementshauptstadt Frankreichs Ehre machen würde. Jene Rüstungen, welche das mittelalterliche Europa vertreten, stammen aus verschiedenen Regierungen und verraten durch ihre Form die Epoche ihrer Verfertigung. Diese hier, auf den beiden Seiten der Brust poliert, mit ihrer scharfen und glänzenden Kante und ihrem eingegrabenen Kruzifix, zu dessen Füßen eine betende Mutter Gottes mit der Umschrift ist: *Mater Dei, ora pro nobis*, ist in Frankreich geschmiedet und dem König Ludwig XI. überreicht worden, der sie an den Wänden seines alten Schlosses Plessis-les-Tours aufhängen ließ. Jene dort, deren Brust gewölbt ist und noch jetzt die Spuren der schweren Hiebe trägt, vor denen sie ihren Herrn geschützt hat, ist in den Turnieren des Kaisers *Maximilian* so mit Beulen versehen worden und kommt uns von Deutschland zu. Diese andere, die in halb erhabener Arbeit die Heldentaten des Herkules darstellt, ist vielleicht vom König *Franz I.*

getragen worden, und kommt gewiss aus den florentinischen Werkstätten Benvenuto Cellini's. Dieser kanadische Tomahawk und jenes Scalpiermesser kommen von Amerika: der eine hat französische Köpfe zerschmettert und das andere parfümierte Haare abrasiert. Diese Pfeile und dieser Krik (Dolch) sind indisch, die Eisenspitzen der einen und die Klinge des andern sind tödlich, denn sie sind mit dem Saft der Kräuter Java's vergiftet worden. Jener gekrümmte, gestromte Säbel wurde in Damaskus geschmiedet. Dieser Yatagan, an dessen Klinge ebenso viele Einschnitte sind, als er Köpfe abgeschnitten hat, ist den sterbenden Händen eines Beduinen entrissen worden. Jene lange Flinte mit Kolben und Spitzmütterchen von Silber ist vielleicht von *Isabay* aus der Casaba zurückgebracht, der sie vielleicht von *Jussuf* gegen einen Plan des Seehafens von Algier, oder eine Zeichnung des Kaiserforts eingetauscht hat.

Wenn man nun diese Trophäen, deren jede eine Welt vertritt, Stück für Stück besehen hat, werfe man die Augen auf jene Tische, worauf tausend verschiedenartige Gegenstände in buntem Gemische durch einander liegen, gleichsam selbst verwundert sich hier beisammen zu befinden. Hier sind japanisches Porzellan, ägyptische Figürchen, spanische Messer, türkische Dolche, italienische Stilete, algerische Pantoffeln, cirkassischs Plattmützen, Götzenbilder vom Ganges, Kristalle aus den Alpen. Seht es an: man kann sich einen ganzen Tag dabei verweilen.

Zu den Füßen des Zuschauers sind Felle von Tigern, Löwen, Leoparden aus Asien und Afrika; über seinem Haupt, die Flügel ausgespannt und wie mit Leben begabt, die Seemöwe, die im Augenblick, wo die Woge sich bricht, um zurückzufallen, unter ihrem Gewölbe wie unter einem Schwibbogen durchfliegt; der Seeadler, wenn er einen Fisch auf der Oberfläche des Wassers sieht, seine Flügel zusammenschlägt und sich wie einen Stein auf ihn fallen lässt; das Taucherhuhn, das in dem Augenblick, wo, das Gewehr des Jägers auf dasselbe gerichtet ist, untertaucht und erst in einer Entfernung wieder erscheint, die es außerhalb der Schussweite bringt; endlich der Eisvogel, dieser Alcyon der Alten, auf dessen

Gefieder die lebendigsten Farben des Aqua-Marin und des *Lapislazuli* funkeln.

Aber was an einem großen Gesellschaftsabend bei einem Maler besonders merkwürdig ist, die Aufmerksamkeit eines Liebhabers zu fesseln, ist die fremdartige Sammlung schön gestopfter Pfeifen, welche erwarten, wie *Prometheus*, dass man für sie das Feuer des Himmels entwende. Denn Sie müssen wissen. Nichts ist phantastischer und grillenhafter als der Geist der Raucher. Der eine zieht die einfache irdene Pfeife vor, welcher unsere alten Brummbärte den ausdrucksvollen Namen Schnabelbrand gegeben haben; diese wird ganz einfach mit Tabak aus der Regie, Corporaltaback genannt, gefüllt. Der andere kann seinen zarten Lippen nur die Bernsteinspitze des arabischen Tschibuks nahe bringen, und dieß stopft sich mit dem schwarzen Tabak von Algier oder dem grünen von Tunis. Jener, ernst wie ein Häuptling *Coopers*, zieht kunstmäßig aus der Friedenspfeife den Qualm von Maryland; dieser, sinnlich wie ein Nabob, windet wie eine Schlange die geschmeidige Röhre seiner indischen Hucca um den Arm, welche den Dampf des Latakie nur erkaltet und mit Rosen und Benzoe parfümiert zu seinem Munde gelangen lässt. Es gibt welche, die in ihrer Gewohnheit die Meerschaumpfeife des deutschen Studenten und die kraftvolle, schmal zerschnittene belgische Zigarre, der türkischen von *Lamartine* besungenen Wasserpfeife Marguille, und dem Tabak von Sinai, dessen Wert steigt oder fällt, je nachdem er auf dem Berg oder in der Ebene gewonnen wurde, vorziehen. Wieder Andere endlich verrenken sich, aus Originalität oder Laune, den Hals, um in perpendikulärer, Stellung den Gurguri der Neger festzuhalten, während ein dienstfertiger Freund, auf einen Stuhl gestiegen, mit großem Zusatz von glühenden Kohlen und Anstrengung der Lungenflügel das fette Kraut von Madagascar zuerst zu trocknen und dann anzuzünden versucht.

Als ich bei dem Amphitryon eintrat, waren alle Wahlen getroffen, und alle Plätze besetzt; aber Jeder drückte sich bei meinem Anblick an den Andern, und durch eine Bewegung, die durch ihre Präzision einer Compagnie Nationalgarde Ehre gemacht hätte, machten sich

alle Röhren, von Holz oder Erde, von Horn oder Elfenbein, von wohlriechendem Weichsel oder Bernstein von den verliebten Lippen, die sie drückten, los, und streckten sich mir entgegen. Ich gab mit der Hand ein Zeichen des Dankes, zog aus meiner Tasche Süßholzpapier, und fing an, zwischen meinen Fingern die andalusische Cigaritto mit all' der Geduld und Geschicklichkeit eines alten Spaniers zu rollen.

Fünf Minuten später schwammen wir in einem Dampfe, der ein Schiff von zwanzig Pferdekraft hätte in Gang bringen können.

Soviel dieser Rauch es erlaubte, unterschied man außer den Eingeladenen die gewöhnlichen Genossen des Hauses, mit denen der Leser schon Bekanntschaft gemacht hat. *Gazelle* hatte diesen Abend sich einer seltsamen Lieblings-Beschäftigung überlassen: dies war, längs des Marmorkamins herum zusteigen, um sich an der Lampe zu erwärmen, und mit heftiger Gier betrieb sie diese unglaubliche Uebung. *Tom* diente *Alexander Decamps* zur Stütze, ungefähr wie das Missen eines Diwans; von Zeit zu Zeit richtete er seinen gutmütigen Kopf traurig unter dem Arm seines Herrn auf, und prustete heftig, um den Rauch, der ihm in die Nasenlöcher kam, zurückzutreiben, dann legte er sich wieder mit starkem Seufzen nieder. *Jakob I.* saß auf einem Taburet an der Seite seines alten Freundes *Fau*, der seine Erziehung mittelst tüchtiger Reitpeitschenhiebe bis zu dem Punkt der Vervollkommnung gebracht hatte, wohin sie gelangt war, und für den er die größte Erkenntlichkeit und besonders den blindesten Gehorsam hatte. Endlich war mitten im Kreise und in ihrem Deckelglas Jungfer *Camargo*, deren gymnastische und gastronomische Übungen ganz besonders die Wonne des Abends bilden sollten.

Da, wo wir angelangt sind, ist es von Wichtigkeit, einen Blick rückwärts zu werfen und unsern Lesern mitzuteilen, durch welchen unerhörten Zusammenfluss von Umständen Jungfer *Camargo*, die in der Ebene von Saint-Denis geboren war, sich mit *Tom* zusammen befand, der aus Kanada herkam, mit *Jakob*, der das Licht der Welt an den Küsten Angola's erblickt hatte, und mit *Gazelle*, die in den Sümpfen Hollands aufgefangen worden war.

Man weiß, wie bewegt die Viertel von Saint-Martin und Saint-Denis sind, wenn der Monat September wieder zur Jagd einladet. Man begegnet dann Nichts als Bürgern, die vom Kanal heimkehren, wo sie ihr Glück vor der Hand im Schwalben schießen versucht haben; Jeder schleppt einen Hund an der Leine mit sich und trägt eine Flinte auf der Schulter, süß verhoffend, in diesem Jahre weniger in die Luft zu schießen, als im vorigen, auch halten sie alle Bekannten an, um ihnen zu sagen: »Sind Sie ein Liebhaber von Wachteln, oder Rebhühnern?« — Ja. — Gut, ich werde Ihnen den dritten oder vierten des nächsten Monats welche zusenden. — Danke. — Ei, ich habe fünf Schwalben in acht Schüssen getroffen. — Sehr gut. — Nicht schlecht geschossen, nicht wahr? — Vortrefflich. — Gott befohlen! Guten Abend.

Gegen das Ende des Monats August ein tausend achthundert und neunundzwanzig nun, trat einer jener Jäger in das große Thor des Hauses Numero 109. in der Vorstadt Saint-Denis, fragte den Pförtner, ob *Decamps* zu Hause sei, und stieg auf dessen bejahende Antwort, seinen Hund Stufe für Stufe nachziehend, und an jeder Ecke der Wand den Lauf seiner Flinte anstoßend, die fünf Stockwerke hinauf, die in die Werkstätte unseres berühmten Malers führen.

Er fand hier nur seinen Bruder *Alexander*.

*Alexander* ist einer jener geistreichen und originellen Menschen, welche man schon, wenn man sie im Vorübergehen anblickt, für Künstler erkennt, zu Allem geschickt, wären sie nicht allzu träge, um sich je mit einer Sache ernstlich zu befassen; mit einem Instinkt für das Schöne und Wahre begabt, der ihr ganzes Wesen durchdringt, dass sie überall das Schöne und Wahre erkennen, wo sie es treffen, es überall erkennen, wo sie ihm begegnen, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Werk, das ihren Enthusiasmus erregt, von einer Kotterie anerkannt oder mit einem Namen bezeichnet ist. Übrigens gutmütig in der ganzen Bedeutung des Worts, immer bereit, die Taschen für seine Freunde auszuleeren, und wie alle, von einer Idee, die es wert ist, eingenommene Leute, leicht hinzureißen, nicht aus Charakterschwäche, sondern aus Ekel am Streiten und aus

Furcht der Ermüdung.

Mit dieser Geistesbeschaffenheit ließ sich Alexander leicht von dem Neu ankommenden überreden, dass er großes Vergnügen finden würde, wenn er mit ihm die Jagd in der Ebene von Saint-Denis eröffne, wo es, wie man sagte, dieses Jahr Wachteln in ganzen Kitten, Rebhühner in ganzen Flügen und Hasen Herdenweise gäbe.

In Folge dieser Unterredung bestellte *Alexander* eine Jagdjacke bei *Chevreuil*, eine Flinte bei *Lepage* und Kamaschen bei *Boivin*: Alles zusammen kostete ihn 660 Franken, ohne die Erlaubnis, Waffen zu haben, die ihm von der Polizei-Präfektur auf das Vorzeigen eines Zeugnisses guter Sitten und Lebenswandels, welches ihm der Commissär des Viertels ohne Widerrede ausstellte, erteilt wurde.

Den einunddreißigsten August bemerkte *Alexander*, dass ihm nur noch ein Ding fehle, um ein vollendeter Jäger zu sein: nämlich ein Hund. Er eilte sogleich zu dem Mann, der zu dem Gemälde der gelehrten Hunde mit seiner Koppel zum Modell gedient hatte, und fragte denselben, ob er habe, was er brauche.

Der Mann erwiderte, er habe zu diesem Behuf Tiere von wundervollem Instinkt, und von seinem Zimmer in den Hundestall gehend, an den es ebenen Fußes anstieß, entfernte er mit einem Griffe der Hand den dreieckigen Hut und den Rock, welche eine Art von schwarz und weißem Feuerstahl<sup>27</sup> zierten, trat unverweilt mit ihm ein und stellte ihn *Alexander* als einen Hund der reinsten Race vor. Dieser machte geltend, dass dieser Hund reiner Race gerade spitzige Ohren habe, was gegen alle angenommene Regeln sei; hierauf erwiderte aber der Mann, *Love* sei ein Engländer, und es gehöre vornehmlich zum guten Ton bei den englischen Hunden, die Ohren so zu tragen. Da, genau genommen, die Sache wahr sein konnte, so stellte sich *Alexander* mit dieser Erklärung zufrieden und nahm *Love* mit nach Haus.

Den andern Tag, fünf Uhr Morgens, kam unser Jäger, Alexander aufzuwecken, der wie ein Seliger schlief, schalt ihn heftig wegen seiner Faulheit, und warf ihm eine Verzögerung vor, der man zu

verdanken habe, wenn man bei der Ankunft die ganze Ebene schon leer geschossen finde.

In der Tat, je näher man der Barriere kam, je schneller und lauter erfolgte das Krachen. Unsere Jäger verdoppelten ihre Schritte, ließen die Douane hinter sich und lenkten in das erste Sträßchen ein, das in die Ebene führte, gerieten in ein Kohlbeet und fielen in ein wahres Vorpostengefecht.

Man muß die Ebene von Saint-Denis an einem Tage der Jagderöffnung gesehen haben, um sich einen Begriff von dem unsinnigen Schauspiel zu machen, den sie darbietet. Nicht eine Lerche, nicht ein Sperling fliegt Vorüber, ohne dass er von tausend Flintenschüssen begrüßt würde. Fällt er, so öffnen sich dreißig Waidtaschen, dreißig Jäger streiten, dreißig Hunde beißen sich, setzt er seinen Flug fort, so sind alle Augen nach ihm gerichtet; sitzt er nieder, so läuft ihm Jedermann nach, steht er wieder auf, so schießt Jedermann. Hie und da kommen auch wohl einige Lot Blei, die für Tiere bestimmt sind, in die Leute; darauf muss man nicht sehen; überdies gibt es ein altes Sprichwort, das die Pariser Jäger im Munde führen; es lautet: das Blei sei der Freund des Menschen. Unter diesem Titel habe ich selbst drei Freunde, die mir ein vierter in den Schenkel einquartiert hat.

Der Geruch des Pulvers, das Donnern der Flintenschüsse brachte seine gewohnte Wirkung hervor. Kaum hatte unser Jäger das eine gerochen und das andere gehört, als er sich in das Gewirr stürzte und unverzüglich teilzunehmen begann, an dem höllischen Sabbat, der ihn in seinem Anziehungskreis verwickelt hatte.

*Alexander*, weniger dem Eindruck hingegeben, als er, ging mit gemäßigttem Schritte vorwärts, gewissenhaft von *Love* gefolgt, dessen Nase die Fersen seines Herrn nicht verließ. Nun weiß aber jeder, dass das Handwerk eines Jagdhundes ist, die Ebene zu durchstreifen und nicht zu sehen, ob keine Nägel an unsern Stiefeln fehlen: diese Betrachtung kam *Alexander* ganz natürlicherweise nach Verlauf einer halben Stunde. Demzufolge machte er *Love* ein Zeichen mit der Hand und sagte zu ihm: Such!

*Love* erhob sich sogleich auf seine Hinterfüße und fing an zu

tanzen.

— »Schau! sagte *Alexander*, den Kolben seiner Flinte auf den Boden setzend und seinen Hund anblickend, es scheint, dass *Love* außer seiner allgemeinen Erziehung auch noch andere vergnügliche Kenntnisse besitzt. Ich glaube, dass ich da einen vorzüglichen Kauf gemacht habe.«

Da er indes *Love* zum Jagen und nicht zum Tanzen gekauft, so benutzte er den Augenblick, wo er auf seine vier Pfoten zurückgefallen war, um ihm ein zweites ausdrucksvolleres Zeichen zu geben und ihm mit stärkerer Stimme zu sagen: Such!

*Love* legte sich ganz ausgestreckt nieder, schloss die Augen und machte den Toten.

*Alexander* nahm sein Glas und blickte *Love* an.

Das verständige Tier war vollkommen unbeweglich; nicht ein Haar seines Körpers rührte sich; man hätte geglaubt, er sei seit vierundzwanzig Stunden todt.

— »Recht hübsch, versetzte *Alexander*; allein mein lieber Freund, es ist hier nicht der Augenblick, uns solchen Späßen zu überlassen; wir sind gekommen, um zu jagen; jagen wir. Vorwärts, mein Tier, vorwärts.«

*Love* rührte sich nicht.

— »Warte, warte, sagte *Alexander*, einen Pfahl vom Boden aufhebend, der zum Anbinden von Erbsen gedient hatte; und auf *Love* mit der Absicht zugehend, ihm damit den Rücken zu kitzeln: Warte!«

Kaum hatte *Love* den Strick in den Händen seines Herrn gesehen, als er sich wieder auf die Füße gestellt hatte und allen Bewegungen desselben mit einer merkwürdigen Intelligenz gefolgt war. *Alexander*, der es bemerkt hatte, schob daher die Züchtigung auf, und indem er dachte, er werde ihm dieses mal endlich gehorchen, streckte er den Stock vor *Love* aus und sagte ihm zum dritten male: Such!

*Love* nahm seinen Anlauf und sprang über den Pfahl.

*Love* konnte drei Dinge bewundernswürdig: tanzen auf seinen Hinterfüßen, den Toten machen und über den Stock springen.

*Alexander*, der für den Augenblick dieses letztere Talent eben sowenig als die beiden andern schätzte, zerschlug den Pfahl auf dem Rücken *Love's*, der heulend gegen unsern Jäger hin, davonlief.

Wie nun *Love* ankam, schoss unser Jäger, und durch den allergrößten Zufall fiel eine unglückliche Lerche, die sich unter dem Schuss befunden hatte, in das Maul *Love's*. *Love* dankte der Vorsehung, die ihm einen solchen Segen erteilte; und ohne sich darum zu bekümmern, ob sie gebraten sei oder nicht, machte er nur ein Maulvoll daraus.

Unser Jäger stürzte sich auf den unglücklichen Hund mit den schrecklichsten Flüchen, packte ihn an der Gurgel und drückte sie ihm mit solcher Kraft, dass er ihn zwang, das Maul aufzumachen, so wenig er auch Lust dazu hatte. Der Jäger streckte wie ein Rasender die Hand bis an die Kehle hinein und zog drei Federn aus dem Schwanz der Lerche hervor. Was den Leib betrifft, so war nicht mehr daran zu denken.

Der Eigentümer der Lerche suchte in seiner Tasche nach einem Messer, den Bauch *Love's* aufzuschlitzen, um durch dieses Mittel wieder in den Besitz seines Wilds zu gelangen; aber unglücklicherweise für ihn und glücklicherweise für *Love*, hatte er es den vorigen Abend seiner Frau geliehen, um zum Voraus die Bratspießhölzer zu schneiden, an welche seine Rebhühner gesteckt werden sollten, und seine Frau hatte vergessen, es ihm zurückzugeben. Demzufolge genötigt, zu weniger strengen Bestrafungsmitteln zu greifen, gab er *Love* einen Fußtritt, womit man ein, Hofthor hätte einstoßen können, legte sorgfältig die drei geretteten Federn in seine Waidtasche, und rief *Alexander* aus allen Kräften zu: Sie können ruhig sein, mein lieber Freund; zukünftig werde ich nie mehr mit Ihnen auf die Jagd gehen. Ihr Taugenichts von *Love* hat mir so eben eine prächtige Wachtel verschlungen! Ah! komm nur wieder, Kerl! . . .

*Love* hütete sich wieder zu kommen. Er lief im Gegenteil, was er nur laufen konnte, auf seinen Herrn zu, was wohl erwogen beweist, dass er Pfahl hiebe noch lieber hatte als Fußstritte.

Indes hatte die Lerche *Love* Appetit gemacht, und da er von Zeit

zu Zeit Individuen in die Höhe steigen sah, die der nämlichen Gattung anzugehören schienen, so kam es ihn an, nach allen Richtungen hin zu laufen, ohne Zweifel in der Hoffnung, am Ende einen zweiten, dem ersten ähnlichen, guten Fund zu machen.

*Alexander* folgte ihm mit großer Mühe und ärgerte sich dabei: denn *Love* spürte auf eine Manier, die der von andern Hunden angenommenen ganz entgegengesetzt war, das heißt die Nase in der Luft und den Schwanz senkend. Dieses zeigte, dass er ein besseres Gesicht als Geruch hatte; allein dieses Vertauschen physischer Fähigkeiten konnte sein Herr nicht dulden, vor dem er immer hundert Schritte herlief und das Wild auf zwei Flintenschüsse in die Höhe trieb und es mit seinem Bellen bis in die entferntesten Schlupfwinkel jagte.

So ging es den ganzen Tag fort.

Gegen fünf Uhr Abends hatte *Alexander* ungefähr fünfzehn und *Love* fünfzig Meilen gemacht: der Eine war ermattet vom Schreien, der Andere vom Bellen: was den Jäger betrifft, so hatte dieser sein Tagwerk erfüllt, und hatte sich von beiden getrennt, um Wasserschneppen in den Sümpfen von Pantin zu schießen.

Plötzlich blieb *Love* stille stehen, und zwar so anhaltend, so unbeweglich, dass man geglaubt hätte, er sei wie der Hund des *Cephalus* in Stein verwandelt. Bei diesem für ihn so neuen Anblick vergaß *Alexander* seine Müdigkeit, lief wie ein Schelm, immer befürchtend, *Love* möchte weiter gehen, ehe er auf Schussweite angekommen wäre. Allein es war keine Gefahr: *Love* blieb mit seinen vier Füßen wie angewurzelt.

*Alexander* traf zu ihm, untersuchte die Richtung seiner Augen, sah, dass sie auf ein Büschel Gras starrten, unter diesem Grasbüschel war etwas Gräuliches. Er glaubte, es sei ein junges, von seiner Gesellschaft verlorenes, Rebhuhn; und mehr seiner Mütze als seiner Flinte vertrauend, legte er die Flinte auf den Boden, nahm die Mütze in die Hand, und schlich sachte wie ein Kind, das einen Schmetterling erhaschen will, herzu, deckte die Mütze auf den unbekanntem Gegenstand, fuhr schnell mit der Hand darunter, und zog einen Frosch hervor.

- Ein anderer hätte den Frosch dreißig Schritte weit von sich geworfen: *Alexander* dachte im Gegenteil, dass, weil die Vorsehung ihm dieses interessante Tier auf eine so wunderbare Weise zuschicke, sie auf dasselbe verborgene Absichten habe, und es zu großen Dingen bestimme.

Demzufolge legte er es sorgfältig in seine Waidtasche, trug es gewissenhaft nach Hause, versetzte es gleich nach seiner Heimkehr in ein Glas, aus dem wir den Abend vorher die letzten Kirschen gegessen hatten, und schüttete ihm Alles, was noch an Wasser in der Wasserflasche war, über den Kopf.

Diese Sorgfalt für einen Frosch hätte außerordentlich erscheinen können, von Seiten eines Mannes, der sich denselben auf eine weniger verwickelte Weise, als es bei *Alexander* der Fall war, verschafft hätte; allein *Alexander* wußte, was ihn dieser Frosch koste, und behandelte ihn darnach.

---

## Viertes Kapitel.

### *Fortsetzung der Geschichte der Jungfer Carmargo.*

— »Ah! ah! rief Doktor *Tierry* aus, als er den andern Tag in die Werkstätte trat; Sie haben da einen neuen Miethsmann.«

Und ohne auf das freundschaftliche Brummen *Tom's* und die zuvorkommenden Gesichter *Jakob's* Achtung zu geben, ging er auf das Glas zu, das Jungfer *Camargo* enthielt, und tauchte die Hand darein.

Jungfer *Camargo*, die *Tierry* nicht als einen sehr gelehrten Arzt und einen sehr geistreichen Mann kannte, fing an, so schnell als sie konnte, kreisförmig zu rudern, was sie nicht davor schützte, nach Verfluß eines Augenblicks am äußersten Ende ihres Fußes ergriffen, und aus ihrer Wohnung, den Kopf abwärts hängend, herausgezogen zu werden.

— »Ah! sagte *Tierry*, sie drehend, ungefähr wie eine Spinnerin eine Spindel dreht, dies ist der *rana temporaria*, sehen Sie: so genannt wegen dieser zwei schwarzen Flecken, die vom Auge nach dem Trommehäutchen gehen, der sich sowohl in fließenden Wassern als in Sümpfen aufhält, den einige Autoren den Wasserfrosch genannt haben, weil er unten im Wasser quackt, während der grüne Frosch nur außerhalb dem Wasser quaken kann. Wenn Sie zweihundert, wie dieser hier, hätten, so gäbe ich Ihnen den Rat, ihnen die Hinterschenkel abzuschneiden, sie wie Hühnerfrikassee zuzubereiten, bei *Corcelet* zwei Flaschen Bordeaux-Mouton holen zu lassen, und mich zum Essen einzuladen; da Sie aber nur eine einzige haben, so werden wir uns damit begnügen, mit Ihrer Erlaubnis einen noch dunkeln, wie, wohl von mehreren Naturforschern behaupteten, Punkt der Wissenschaft aufzustellen; nämlich, dass dieser Frosch sechs Monate, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, leben kann.«

Bei diesen Worten ließ er Jungfer *Camargo* wieder zurückfallen, die unverzüglich anfang, zwei oder dreimal mit der lustigen Gelenkigkeit, deren ihre Glieder fähig waren, die Runde in ihrem Glase zu machen; hierauf fuhr sie, eine in ihr Eigentum eingefallene Mücke erblickend, auf die Oberfläche des Wassers, und verschlang sie.

— »Diese lasse ich dir noch, sagte *Tierry*, aber gib wohl Acht, dies ist für hundert und drei und achtzig Tage; denn unglücklicherweise für Jungfer *Camargo* war das Jahr eintausend achthundert und dreißig ein Schaltjahr: die Wissenschaft gewann bei diesem Zufall des Sonnensystems zwölf Stunden.«

Jungfer *Camargo* schien über diese Drohung sich keineswegs zu beunruhigen, und blieb fröhlicher weise mit dem Kopfe außer dem Wasser, ließ die vier Füße nachlässig und ohne irgend eine Bewegung ausgestreckt, und mit der nämlichen Festigkeit, als wenn sie auf einem festen Boden ruhte.

— »Jetzt, sagte *Tierry*, indem er eine Schublade aufspringen ließ, belästigen wir uns mit der Möblierung der Gefangenen.«

Er zog zwei Patronen, einen Bohrer, ein Federmesser, zwei Pinsel und vier Schwefelhölzchen heraus. *Decamps* sah ihm stillschweigend zu, und ohne etwas von dem Manöver zu verstehen, dem sich der Doktor mit der gleichen Sorgfalt wie den Vorbereitungen zu einer chirurgischen Operation hingab; dann schüttete er das Pulver in ein Lichtscheertellerchen, und behielt die Kugeln, warf Haare und Einfassung vor *Jakob* hin, und behielt die Pinselstiele.

— »Was Teufel machen Sie da für Tollheiten? sagte *Decamps*, *Jakob* seine zwei besten Pinsel entreißend; Sie richten ja meine Haushaltung zu Grunde.«

— »Ich mache eine Leiter, sagte *Tierry* würdevoll.«

In der Tat hatte er mit Hilfe des Bohrers die zwei Kugeln durchstoßen, an die Löcher die Pinselstiele festgemacht, und in diese Pinselstiele, die zu Pfosten bestimmt waren, waagrecht die Schwefelhölzchen eingesteckt, welche als Stufen dienen sollten. Nach Verfluß von fünf Minuten war die Leiter fertig und in das Glas

hinabgelassen, auf dessen Boden sie fest blieb durch das Gewicht der beiden Kugeln. Kaum war Jungfer *Camargo* im Besitz dieses Möbels, als sie einen Versuch damit anstellte, um sich von seiner Festigkeit zu überzeugen, indem sie bis auf die letzte Stufe heraufstieg.

— »Wir werden Regen bekommen, sagte *Tierry*.«

— »Teufel! rief *Decamps*, Sie glauben? und mein Bruder wollte heute wieder auf die Jagd gehen.«

— »Jungfer *Camargo* ratet es ihm nicht, erwiderte der Doktor.«

— »Wie?«

— »Ich habe Ihnen einen Barometer erspart, teurer Freund. Jedes mal und so oft Jungfer *Camargo* ihre Leiter hinaufklettern wird, ist es ein Zeichen des Regens; steigt sie herunter, so sein Sie versichert, dass es gut Wetter gibt, und wenn sie sich auf der Mitte hält, so wagen Sie nicht, ohne Schirm oder Mantel auszugehen: Veränderlich, veränderlich.«

— »Schau, schau, schau, sagte *Decamps*.«

— »Jetzt, fuhr *Thierry* fort, wollen wir das Glas mit einem Pergament verschließen, als wenn es noch alle seine Kirschen enthielte.«

— »Hier, sagte *Decamps*, ihm das Verlangte übergebend.«

— »Wir wollen es mit einem Bindfaden festmachen.«

— »Da ist er.«

— »Dann bitte ich Sie um Siegelack: gut; um ein Licht: da ist; und um mich von meiner Erfahrung zu versichern, (er zündete das Siegelack an, versiegelte den Knoten, und drückte das Wappen seines Rings auf das Siegel) hier, so bleibt sie für ein Halbjahr.«

— »Jetzt, fuhr er fort, mit Hilfe des Federmessers, einige Locher in das Pergament stechend, jetzt eine Feder und Tinte?«

Habt ihr je eine Feder und Tinte von einem Maler verlangt?

— »Nein.

— Nun gut, verlangt auch keines, denn er würde es machen wie *Decamps*, er böte Ihnen ein Bleistift an.

Den 2. September 1830.

Am Abend der Versammlung, von der wir unsern Lesern einen Begriff zugeben versucht haben, war es gerade hundert und dreiundachtzig Tage, das heißt sechs Monate und zwölf Stunden, dass Jungfer *Camargo* unausgesetzt, und ohne eine Minute aus der Ordnung zu kommen, den Regen, das gute Wetter und das veränderliche anzeigte: eine Regelmäßigkeit, die um so bemerkenswerter ist, als sie während dieses Zeitraums nicht ein Atom Nahrung zu sich genommen hatte.

Auch bemächtigte sich, als *Tierry*, seine Uhr ziehend, angekündigt hatte, dass die letzte Sekunde der sechzigsten Minute der zwölften Stunde verflossen sei, und das Glas herbeigebracht war, ein allgemeines Gefühl des Mitleidens der ganzen Gesellschaft, indem man sah, in welchen elenden Zustand dieses arme Tier gekommen, das auf Kosten seines Magens auf einen dunkeln Punkt der Wissenschaft ein so großes und so bedeutendes Licht geworfen hatte.

— »Sehen Sie, sagte der triumphierende *Tierry*, *Schneider* und *Rösel* hatten Recht.«

— »Recht, Recht, sprach *Jadin*, das Glas ergreifend und es an sein Auge erhebend, es ist mir noch nicht genügend bewiesen, ob Jungfer *Camargo* nicht verschieden sei.«

Man muß *Jadin* nicht hören, sagte *Flers*; er war nie gut gesinnt für Jungfer *Camargo*.

*Tierry* nahm eine Lampe, und hielt sie hinter das Glas: — Blicken Sie her, sagte er, und Sie werden das Herz schlagen sehen.

Wirklich war Jungfer *Camargo* so mager geworden, dass sie durchsichtig war, wie Kristall, und dass man die ganze Einrichtung der Zirkulation unterscheiden konnte; man konnte; sogar unterscheiden, dass sie nur eine Herzkammer und nur ein Herzhörnchen hatte, aber es war so klein, dass es wahrhaft nicht der Mühe wert war, näher darauf einzugehen; denn man hätte dem armen Tier keine zehn Minuten zu leben gegeben. Seine Beine waren so dünn geworden wie Faden, und der Hinterbug hielt an dem vordem Teil des Körpers nur durch die Knochen fest, welche die Feder bilden, vermittelt deren die Frösche hüpfen, statt zu

gehen. Es war ihr überdies auf dem Rücken eine Art Moos hervorgewachsen, das mit Hilfe eines Mikroskops ein wahrhaftes Seegewächs wurde, mit seinen Rosen und seinen Blumen. *Tierry* behauptete sogar, dass dieses unmerkliche Moos der Familie des *Mastix* und der *Kresse* angehöre. Niemand ging in einen Streit darüber ein.

»Jetzt, rief *Tierry*, als jeder der Reihe nach Jungfer *Camargo* genau betrachtet hatte, jetzt muss man sie ruhig zu Nacht essen lassen.«

— »Und was wird sie essen? fragte *Flers*.«

— »Ich habe ihr Mahl in dieser Schachtel; und *Tierry*, das Pergament in die Höhe hebend, schob in den Wasserleeren Raum eine so große Quantität Mücken, denen ein Flügel fehlte, hinein, dass es klar war, er habe seinen Morgen dem Fang und seinen Nachmittag der Verstümmelung derselben gewidmet. Wir dachten, Jungfer *Camargo* habe daran für sechs weitere Monate. Einer von uns ging sogar so weit, diese Meinung zu äußern.«

— »Irrtum, sagte *Tierry*; in einer Viertelstunde wird keine einzige mehr da sein.«

Der am wenigsten Ungläubige von uns ließ eine Gebärde des Zweifels entschlüpfen. *Tierry*, durch den ersten Erfolg ermutigt, trug Jungfer *Camargo* an ihren gewöhnlichen Platz zurück, ohne uns einer Antwort, zu würdigen.

Er hatte seinen Platz noch nicht wieder eingenommen, als die Tür aufging, und der Herr des nächsten Kaffeehauses hereintrat, eine Platte tragend, auf der eine Teekanne, eine Zuckerdose und Tassen waren. Ihm auf dem Fuße folgten zwei Kellner, die in einem langen Weidenkorb einen Laib Kommissbrot, eine Brezel, Salate und eine Menge kleiner Kuchen von allen Formen und allen Gattungen trugen.

Dieses Kommissbrot war für *Tom*, die Brezel für *Jakob*, der Salat für *Gazelle* und die kleinen Kuchen für uns. Man fing damit an, die Tiere zu bedienen, hierauf sagte man den Menschen, dass es ihnen frei stünde, sich selbst zu bedienen, so gut sie es verstünden: was mir, ohne einer bessern Meinung vorgreifen zu wollen, die beste Art

schien, in seinem Hause die Honneurs zu machen.

Es war eine Weile eine augenscheinliche Unordnung, während welcher sich Jeder nach seiner Phantasie und seinem Wohlgefallen einrichtete. *Tom* trug brummend sein Brot in seine Nische; *Jakob* flüchtete mit seiner Brezel hinter die Büsten von *Malagutti* und *Ratta*; *Gazelle* zog langsam die Salate unter den Tisch; was uns betrifft, so nahmen wir, wie dies so ziemlich allgemein zu geschehen pflegt, eine Tasse in die linke Hand und einen Kuchen in die rechte und die *vice versa*, Nach Ablauf von zehn Minuten war weder Thee noch Kuchen mehr da. Man klingelte daher dem Herrn des Kaffeehauses, der mit seinen Jüngern wieder erschien. »Mehr« sagte *Decamps*; und der Herr des Kaffeehauses ging rückwärts und sich neigend ab, um diese Aufgabe in Ausführung zu bringen.

»Jetzt, meine Herrn, sagte *Flers*, *Tierry* mit possenhafter und *Decamps* mit ehrfurchtsvoller Miene betrachtend, mittlerweile bis Jungfer *Camargo* zu Nacht gegessen und man uns andere Kuchen gebracht hat, würde es, glaube ich, gut sein, die Lücke mit dem Lesen von *Jadin's* Manuskript auszufüllen. Es handelt von den ersten Jahren Jakobs I., welchen wir alle die Ehre haben, besonders zu kennen, und für welchen wir eine aufrichtige Teilnahme hegen, als dass nicht die geringsten über ihn gesammelten Details eine große Wichtigkeit in unsern Augen gewannen: *dixi*.«

Jeder verneigte sich zum Zeichen des Einverständnisses; eine oder zwei Personen schlugen sogar in die Hände.

— »*Jakob*, mein Freund, sagte *Fau*, der in seiner Eigenschaft als Lehrer derjenige von uns war, der unter uns Allen am vertrautesten mit dem Helden dieser Geschichte stand, Sie sehen, dass man von Ihnen spricht: kommen Sie Hierher. Und augenblicklich nach diesen drei Worten ließ er ein besonderes, *Jakob* so bekanntes Pfeifen hören, dass das verständige Tier von seinem Brett nur einen Satz auf die Schulter desjenigen machte, der das Wort an ihn richtete.«

— »Gut, *Jakob*; recht schön, wenn man folgsam ist, besonders, wenn man seine Bäckentaschen voller Brezeln hat. Grüße diese Herren. *Jakob* brachte seine Hand an seine Stirne nach Art des Militärs. Und wenn dein Freund *Jadin*, der deine Geschichte

vorlesen wird, irgend etwas Verleumderisches über dich vorbringt, so sage ihm, er sei ein Lügner.«

Jakob nickte mit dem Kopfe als Zeichen vollkommenen Verstandes.

*Jakob* und *Fau* waren nämlich durch eine wahrhaft harmonische Freundschaft verbunden. Besonders war es von Seiten des Tiers eine Zuneigung, wie man sie bei den Menschen nicht mehr findet: und woher kommt es? man muß es zur Schande des Affengeschlechtes gestehen: es kam nicht daher, dass er seinen Geist ausgebildet hätte, wie *Fenelon* für den großen *Dauphin*, that; sondern indem er seinen Lastern schmeichelte, wie *Katharina* in Beziehung auf *Heinrich III.*, hatte der Lehrer auf den Schüler diesen beklagenswerten Einfluss erlangt. Auch war *Jakob*, als er nach Paris kam, nur ein Liebhaber guten Weins: *Fau* hatte einen Säufer, aus ihm gemacht; er war nur ein Sybarite nach Art des *Alcibiades*: *Fau* hatte einen Cyniker aus der Schule des Diogenes aus ihm gebildet; er war nur leckerhaft wie *Lucullus*: *Fau* hatte, ihn zu einem Feinschmecker wie *Grimaud de la Regnire* umgeschaffen. Es ist wahr, dass er durch diese moralische Verderbnis eine Menge physische Annehmlichkeiten gewonnen hatte, die ein sehr ausgezeichnetes Tier aus ihm machten. Er konnte seine rechte Hand von der linken unterscheiden, spielte den Toten zehn Minuten lang, tanzte auf dem Seil wie *Madame Saqui*, ging auf die Jagd mit einer Flinte unterm Arm und einer Waidtasche auf dem Rücken, zeigte dem Feldschützen die Erlaubnis zum Waffentragen und, Gendarmen seinen Hintern. Kurz, er war ein liebenswürdiger Taugenichts, der nur den Fehler gehabt hatte, unter der Restauration statt unter, der Regentschaft geboren zu werden.

Auch bebte *Jakob*, wenn *Fau* an die Haustüre klopfte; stieg er, die Treppe herauf, so fühlte *Jakob* ihn kommen. Dann stieß er kleine Freudenschreie aus, sprang auf seinen Hinterfüßen wie ein Känguru; und wenn *Fau* die Türe öffnete, so stürzte er in seine Arme, wie man es noch im Theatre Francais in dem Drama *die beiden Brüder* macht. Kurz, Alles, was *Jakob* gehörte, gehörte auch *Fau*, und er hätte sich die Brezel aus dem Munde genommen, um

sie ihm anzubieten.

— »Meine Herrn, fragte *Jadin*, wenn Sie sich setzen und Ihre Pfeifen und Zigarren anzünden wollen, ich bin bereit.«

Jeder gehorchte.

*Jadin* hustete, schlug das Manuskript auf und las, was folgt:

---

## Fünftes Kapitel.

*Wie Jakob I. den Armen seiner sterbenden Mutter entrissen und an Bord der Handelsbrigg Roxelane (Kapitän Pamphile) gebracht wurde.*

Den 24. Juli 1827 ging die Brigg von Marseille aus unter Segel, um Kaffee in Mokka, Specereien in Bombai und Thee in Kanton einzunehmen; sie lief, um sich frisch mit Lebensmitteln zu versehen, in der Bai von Sanct Paul von Loanda ein, die, wie Jeder weiß, im Mittelpunkt von Nieder-Guinea liegt.

Während der Austausch vor sich ging, nahm der Kapitän *Pamphile*, der auf seiner zehnten Reise nach Indien war, seine Flinte, um sich bei einer Hitze von siebzig Grad damit zu belustigen, an den Ufern des Flusses Bango hinaufzugehen. Der Kapitän *Pamphile* war nach *Nimrod* der größte Jäger vor dem Herrn, der auf der Erde seither erschienen war.

Er hatte noch keine zwanzig Schritte in dem hohen Grase gemacht, das den Fluss umgibt, als er fühlte, dass sein Fuß auf einem runden und glatten Gegenstand, wie der Stamm eines jungen Baumes, ausgleite. Im nämlichen Augenblick hörte er ein scharfes Pfeifen, und zehn Schritte vor sich sah er den Kopf einer ungeheuren Boa sich aufrichten, auf deren Schwanz er getreten hatte.

Ein anderer als der Kapitän *Pamphile* hätte sicherlich einige Furcht verspürt, indem er sich von diesem fürchterlichen Kopf bedroht sah, dessen blutige Augen, ihn anblickend, wie zwei Karfunkel glänzten, allein die Boa kannte den Kapitän *Pamphile* nicht.

*Tron de Diou de reptile, esse que tu crois me faire peur?*<sup>28</sup> sagte der Kapitän, und im Augenblick, in dem die Schlange ihr Maul aufsperrte, schickte er ihr eine Kugel zu, die ihr durch den Gaumen

fuhr und oben am Kopf wieder herauskam. Die Schlange fiel tot nieder.

Der Kapitän fing ruhig seine Flinte wieder zu laden an; dann zog er sein Messer aus der Tasche, ging auf das Tier zu, schnitt ihm den Bauch auf, trennte die Leber von den Eingeweiden, wie es der Engel des Tobias gemacht hatte, und nach einer Weile tätigen Rachsuchens fand er hier einen kleinen, blauen Stein von der Größe einer Haselnuss.

— »Gut, « sagte er, und schob den Stein in einen Beutel, worin er schon ein Dutzend ähnliche hatte. Der Kapitän *Pamphile* war belesen wie ein *Mandarin*: er hatte die Tausend und Eine Nacht gelesen und suchte den verzauberten *Bezoan* des Prinzen C a r a m a l z a m a n. So wie er glaubte, ihn gefunden zu haben, begab er sich wieder auf den Weg.

Nach ein r Viertelstunde sah er das Gras vierzig Schritte vor ihm sich bewegen und hörte ein schreckliches Gebrülle. Bei diesem Ton schienen alle Wesen den Meister der Schöpfung zu erkennen. Die Vögel, welche sangen, schwiegen; zwei aufgeschreckte Gazellen sprangen davon und stürzten sich in die Ebene; ein wilder Elefant, den er auf eine Viertelmeile auf einem Hügel sah, erhob den Rüssel, um sich zum Kampfe vorzubereiten.

— »Prrrrru, prrrrru, « machte der Kapitän *Pamphile*, als wenn es sich darum gehandelt hätte, eine Kiste Rebhühner zu verscheuchen.

Bei diesem Getöse stand der Tiger, der bis dahin liegen geblieben war, auf und schlug mit dem Schwanz seine Seiten: es war ein Königstiger von dem größten Wuchs. Er machte einen Satz und näherte sich dem Jäger um zwanzig Fuß.

— »Spaßvogel, sagte der Kapitän *Pamphile*, du glaubst, ich werde in dieser Entfernung auf dich schießen, um dein Fell zu verderben? Prrrrru, prrrrru.«

Der Tiger machte einen zweiten Satz, der ihn wieder um zwanzig Fuß näher brachte; aber im Augenblick, wo er die Erde berührte, ging der Schuss los, und die Kugel fuhr in das linke Auge. Der Tiger blies sich auf, wie ein Hase und verschied alsbald.

Der Kapitän *Pamphile* lud ruhig seine Flinte wieder, zog sein

Messer aus der Tasche, legte den Tiger auf den Rücken, schlitzte ihm die Haut am Bauch auf und zog ihn ab wie eine Köchin ein Kaninchen. Hierauf hüllte er sich in das Fell seines Opfers, wie es viertausend Jahre vorher der nemeische Herkules gemacht hatte, von dem er in seiner Eigenschaft als Marseiller abzustammen behauptete; und begab sich dann wieder auf die Jagd.

Noch war keine halbe Stunde verflossen, als er ein großes Geräusch in den Wassern des Flusses hörte, dessen Ufern es folgte. Er lief eilig an den Rand und erkannte ein Nilpferd, das gegen den Strom schwamm, und sich von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche zeigte, um zu atmen.

— »Tausend! sagte der Kapitän, dies wird mir für sechs Franken Glaswerk ersparen: dies war der festgesetzte Preis von zwei Ochsen in Saint-Paul de Loanda und der Kapitän *Pamphile* galt für sehr ökonomisch.«

Demnach folgte er, durch die Luftblasen geleitet, die es verrieten, indem sie auf der Oberfläche des Wassers zerplatzten, dem Lauf des Tiers, und als dieses seinen ungeheuren Kopf aus dem Wasser streckte, schickte ihm der Jäger, den einzigen verwundbaren Punkt wählend, eine Kugel in's Ohr. Der Kapitän *Pamphile* hätte auf fünfhundert Schritte Achilles in die Ferse getroffen.

Das Ungeheuer trieb einige Sekunden im Kreise umher, schrecklich brüllend und das Wasser mit seinen Füßen schlagend. Einen Augenblick hätte man glauben mögen, es versenke in dem Wirbel, den sein Todeskampf erregte; aber bald erschöpften sich seine Kräfte, es rollte fort wie ein Pack; dann erschien nach und nach die weißliche glatte Haut seines Bauchs statt der schwarzen runzligen Haut seines Rückens; und in einer letzten Anstrengung strandete er, die vier Füße in der Luft, mitten unter dem Grase, das am Ufer des Flusses emporschoss.

Der Kapitän *Pamphile* lud ruhig seine Flinte wieder, zog sein Messer aus der Tasche, schnitt einen kleinen Baum von der Dicke einer Segelstange ab, spitzte ihn an einem Ende, spaltete ihn am andern, pflanzte das zugespitzte Ende in den Bauch des Nilpferds und steckte in das geschlitzte ein Blatt aus seiner Schreibtafel, auf

welches er mit Bleistift schrieb:

*An den Koch der Handelsbrigg la Roxelane von Seite des Kapitäns Pamphile, der an den Ufern des Flusses, Bango auf der Jagd ist.*

Dann stieß er das Tier mit dem Fuß, das dem Strom des Wassers folgte und ruhig den Fluss hinabtrieb, mit einer Aufschrift versehen wie der Mantelsack eines Handels-Reisenden.

Ah! sagte der Kapitän, als er sah, dass der Proviant auf gutem Wege nach seinem Schiff sei, ich glaube, ich habe mein Frühstück wohl verdient. Und da dies eine Wahrheit war, die nur er allein einzusehen brauchte, damit alle ihre Folgen im nämlichen Augenblick in Wirklichkeit träten, so breitete er sein, Tigerfell aus, setzte sich darauf, zog aus seiner linken Tasche eine Kürbisflasche mit Rum, die er zu seiner Rechten, aus seiner rechten Tasche einen prächtigen Granatapfel, den er zu seiner Linken, und aus seiner Waidtasche ein Stück Zwieback, das er zwischen seine Füße legte, und fing dann an, seine Pfeife zu stopfen, damit er nach seiner Mahlzeit nichts Ermüdendes mehr zu tun haben möchte.

Sie haben zuweilen *Debureau* mit großer Sorgfalt seine Zubereitungen zu seinem Frühstücke machen sehen, damit Harlekin es ihm isst; — Sie stellen sich seinen Kopf wieder vor, nicht wahr, wie er, sich umdrehend, sein Glas leer und seinen Apfel gestohlen sieht. — Ja. Nun gut, sehen Sie den Kapitän *Pamphile* an, der seine Kürbisflasche mit Rum umgeworfen und seinen indischen Granatapfel verschwunden findet.

Der Kapitän *Pamphile*, dem das Privilegium des Ministers des Innern das Reden nicht untersagt hat, ließ das allerwundervollste *Fron de Diou* hören, das seit der Gründung Marseille's aus einem provenzalischen Munde hervorging, da er aber weniger leichtgläubig war, als *Debureau*, da er die alten und neuen Philosophen gelesen und aus *Diogenes* gelernt hatte, dass es keine Wirkung ohne Ursache gibt, so fing er gleich an, die Ursache aufzusuchen, deren Wirkung ihm so nachteilig war, allein ohne dass er es sich anmerken ließ, ohne dass er von seinem Platze ging, und so, dass er bloß sein trockenes Brot hinunterzuwürgen schien. Sein Kopf allein drehte

sich, ungefähr fünf Minuten lang, wie der eines chinesischen Pagoden, und dies sehr ungestüme Weise, als ihm plötzlich irgend ein Gegenstand auf den Kopf fiel und sich in seinen Haaren verfang. Der Kapitän griff mit seiner Hand an den belästigten Ort und fand die Schale seines Granatapfels. Der Kapitän *Pamphile* streckte die Nase in die Höhe und bemerkte gerade über sich einen Affen, der in den Zweigen eines Baumes Gesichter schnitt.

Der Kapitän *Pamphile* streckte die Hand nach seiner Flinte aus, ohne seinen Dieb aus den Augen zu verlieren; dann den Kolben an seine Schulter anlegend, drückte er sie los, das Affenweibchen fiel neben ihn nieder.

— Der Teufel, sagte der Kapitän, die Augen auf seine neue Beute werfend, ich habe einen zweiköpfigen Affen getötet.

In der That hatte das zu den Füßen des Kapitän *Pamphile* liegende Tier zwei wohl getrennte, wohl unterschiedene Köpfe und das Phänomen war um so merkwürdiger, als der eine der beiden Köpfe tot war und geschlossene Augen hatte, während der andere lebte und seine Augen offen standen.

Der Kapitän *Pamphile*, der sich über diesen seltsamen Punkt der Naturgeschichte aufklären wollte, nahm die Missgeburt beim Schwanz und betrachtete sie aufmerksam; allein bei der ersten Untersuchung verschwand alles Erstaunen. Der Affe war ein Weibchen, und der zweite Kopf der seines Jungen, das er, im Augenblick, wo er den Schuss erhalten hatte, auf seinem Rücken trug und das bei seinem Fall mit gestürzt war ohne die mütterliche Brust loszulassen.

Der Kapitän *Pamphile*, dem die Hingebung von *Cleobis* und *Biton* keine Träne ausgepresst hätte, nahm das Äffchen an der Haut des Halses, riss es vom Leichnam, den es umarmt hielt, betrachtete es einen Augenblick mit eben so vieler Aufmerksamkeit, als es Herr von *Buffon* hätte tun können, und sich mit einer Miene innerlicher Befriedigung in die Lippen beißend, rief er aus:

— »*Bagasse*, das ist ein Schönhaar; der ist fünfzig Franken wert wie einen Liard im Hafen von Marseille, und er schob ihn in seine Waidtasche.

Da der Kapitän *Pamphile* in Folge des erzählten Zwischenfalls nüchtern geblieben war, so entschloss er sich hierauf den Rückweg nach der Bai anzutreten. Überdies hatte er, wiewohl die Jagd nur ungefähr zwei Stunden gewährt hatte, doch in diesem Zeitraum eine Boaschlange, einen Tiger, ein Nilpferd getötet und brachte lebend einen Schönhaar heim. Es gibt manche Pariser Jäger, die mit einem solchen Glücksfall für ihren ganzen Tag zufrieden wären.

Als er auf dem Verdeck der Brigg ankam, sah er die ganze Schiffsmannschaft um das Nilpferd beschäftigt, das glücklicherweise an seine Adresse gelangt war. Der Wundarzt des Schiffs riß ihm die Zähne aus, um daraus Messerhefte für *Villenave* und falsche Zähne für *Desirabode* zu machen; der Bootsmann zog ihm die Haut ab und zerschnitt sie in schmale Riemen, um die Hundespeitschen damit zu verbessern und in Bindsel, um die Schiffsjungen damit auszustäupen; der Koch endlich schnitt Beefsteak's aus dem Rückenstück und Rostbraten aus dem Rippenstück für die Tafel des Kapitän *Pamphile*: der Rest des Tiers sollte in Viertel zerschnitten und zum Gebrauch der Schiffsmannschaft eingesalzen werden.

Der Kapitän *Pamphile* war mit dieser Tätigkeit so zufrieden, dass er eine außerordentliche Verteilung von Rum anordnete und einem Schiffsjungen fünf Peitschenhiebe nachließ, der zu siebzig verdammt war.

Am Abend ging man unter Segel.

In Betracht dieses Zuwachses an Lebensmitteln, hielt es Kapitän *Pamphile* für unnötig, am Vorgebirge der guten Hoffnung anzuhalten und, zu seiner Rechten die Prinz Eduards-Inseln und zu seiner Linken die Insel Madagaskar liegen lassend, stach er in das indische Meer.

Die *Roxelane* segelte also tapfer vor dem Wind, ihre acht Meilen in einer Stunde machend, was nach der Aussage der Seeleute ein sehr hübscher Strich für ein Handelsschiff ist, als ein Matrose der Schiffswache von der Maststange herabrief: Ein Segel!

Der Kapitän *Pamphile* nahm sein Fernrohr, richtete es auf das bezeichnete Schiff, betrachtete es mit bloßem Auge, richtete sein Fernrohr von Neuem; dann rief er nach einer Weile aufmerksamer

Untersuchung den Leutnant und legte ihm stillschweigend das Instrument in die Hände. Dieser brachte es alsbald an sein Auge.

— »Nun denn, *Policar*, sagte der Kapitän, als er dachte, dass der, an den er das Wort gerichtet, Zeit gehabt habe, den fraglichen Gegenstand nach Gefallen zu betrachten, was sagst du zu diesem Wachschiiff?«

— »Meiner Treu, Kapitän, ich sage, dass es eine drollige Form hat. Was seine Flagge betrifft — er brachte das Fernrohr wieder an sein, Auge, — so soll mich der Teufel verbrennen, wenn ich weiß, welche Macht sie vertritt: es ist ein grün und gelber Drache auf einem weißen Feld.«

— »Nun gut, bücken Sie sich bis zur Erde, mein Freund, denn Sie haben vor sich ein Schiff, das dem Sohn der Sonne gehört, dem Vater und der Mutter des menschlichen Geschlechts, dem König der Könige, dem erhabenen Kaiser von China und Kochinchina; und weiter erkenne ich an seiner abgerundeten Krone, an seinem Schildkrötengang, dass es nicht mit leerem Bauch nach Peking zurückkehrt.«

— »Alle Teufel, rief *Policar* aus, sich am Ohr kratzend.«

— »Was denkst du von dem Zusammentreffen?«

— »Ich denke, dass es drollig wäre«

— »Nicht wahr? . . . Nun gut, ich auch, mein Kind.«

— »Also muss man . . .«

— »Das Eisenwerk aufs Verdeck bringen, und alle Segel bis auf den letzten Zoll ausspannen.«

— »Ah! er hat uns seinerseits auch gesehen.

— »Alsdann warten wir die Nacht ab, und bis dahin lassen wir, die Tuae ordentlich nach, dass er Nichts vermutet. So viel ich aus seinem Lauf schließen kann, werden wir in fünf Stunden von jetzt an in seinem Fahrwasser sein, die ganze Nacht schiffen wir gleich, und so wie der Morgen kommt, sagen wir ihm guten Tag.«

Der Kapitän *Pamphile* hatte sein eigenes System. Statt sein Schiff mit Steinen und Eisenguss zu belasten, legte er in den untersten Schiffsraum ein halbes Dutzend Steine, vier oder fünf Geschütze

von zwölf und ein verlängertes Stück von acht Zoll; dann gegen jeden Zufall, fügte er einige tausend Patronen, Einhundert Flinten und zwanzig Enterhaken hinzu. In ähnlichen Fällen ließ er alle diese Kleinigkeiten auf das Deck bringen, befestigte die Steine und Geschütze an ihren Pfählen, zog das Stück von acht auf Hinterdeck, teilte die Flinten unter seinen Leuten aus, und fing an, das, was er sein Tauschsystem nannte, ins Werk zu setzen. In dieser kommerziellen Verfassung traf ihn den andern Tag das chinesische Schiff.

Die Überraschung war groß. Der Kapitän hatte den vorigen Abend ein Handelsschiff vermutet, und war darüber, seine Opiumpfeife rauchend, eingeschlafen; aber siehe da, die Katze war über Nacht zum Tiger geworden, und zeigte ihm seine Tatzen von Eisen und seine Zähne von Erz.

Man setzte den Kapitän Koa-Kiu-Koan von der Lage, in der man sich befand, in Kenntnis. Er endete gerade einen köstlichen Traum: der Sohn der Sonne hatte ihm eine seiner Schwestern zur Ehe gegeben, so dass er nun ein Schwager des Mondes geworden war.

Auch kostete es ihn viele Mühe, das zu verstehen, was der Kapitän *Pamphile* von ihm wollte. Es ist wahr, dass dieser provenzalisch zu ihm sprach und dass der Neuvermählte chinesisch antwortete. Endlich fand sich an Bord der *Roxelane* ein Provenzale, der ein wenig chinesisch verstand, und am Bord des Fahrzeugs des erhabenen Kaisers ein Chinese, der ordentlich provenzalisch sprach, so dass die beiden Kapitäns sich am Ende verständigten.

Die Folge des Gesprächs war, dass die Hälfte der Ladung des kaiserlichen Schiffes (Kapitän Koa-Kiu-Koan) unverzüglich an Bord des Schiffes *la Roxelane* (Kapitän *Pamphile*) kam.

Und da diese Ladung gerade aus Kaffee, Reis und Tee bestand, so folgte hieraus, dass der Kapitän *Pamphile* nicht nötig hatte, weder in Mokka, noch in Bombai, noch in Pecking anzuhalten, was ihm eine große Ersparniß an Zeit und Geld verursachte.

Dies machte ihn so guter Laune, dass er im Vorbeigehen auf der Insel Rodrigo einen Papagei kaufte.

— »Meine Herrn, sagte *Jadin* sich unterbrechend, da es mir

unmöglich war, zu erfahren, ob der fragliche Papagei ein *Jacot*<sup>29</sup> oder ein Kakadu war, und diese Sache sehr wichtig ist, so habe ich an Kapitän Pamphile geschrieben, um von ihm selbst die genauesten Nachweisungen über die Familie der neuen Person, die wir auf die Bühne bringen, zu erhalten; allein er hatte sich, nachdem er seine Waren vorteilhaft losgeschlagen, auf eine zweite Reise nach Indien begeben. Madame *Pamphile* hat mir die Ehre erzeigt, mir zu erwidern, dass ihr Gemahl gegen den, nächsten Monat September oder Oktober wieder zurück sein werde; ich bin daher genötigt, Sie bis zu dieser Zeit mit der Fortsetzung der Geschichte Jakobs I. Und Jakobs II. zu verträsten.

---

# Der arme Teufel

## Eine Kleinigkeit aus den Zeiten des großen Königs. (1670.)

---

*Deutsch*  
von  
L. v. Alvensleben.  
Leipzig, 1835.  
*Magazin für Industrie und Literatur.*

### I.

#### *Der Besuch.*

Ich weiß nicht, weshalb die literarische Reaktion macht, daß wir bis zu Ludwig XIV. Zurückgehen; gewiß aber ist es, daß das abscheuliche Bild der Vision sich fast immer unbemerkt in ein glänzendes Drama des Boulevard einschleicht, in welchem die Damen Henriette von England, von Montalais, von Mouchi — d' Hocquincourt und andere mit ihren falschen Diamanten, Feuer auf uns geben.

Wie dem aber auch sei, will ich doch den Namen der Dame Katharina Voisin auf meine Gefahr hin neu erwecken, um ihn durch eine einfache Geschichte die Pflicht zu erzeigen, die ihm gebührt; nicht, daß ich sie in alle ihre früheren Rechte wieder einsetzen gedachte. Katharina des Hayes — Manvoisin, genannt die Voisin, hat kein Grab zu St. Medardus; ihr Gedächtnis riecht brandicht —

ziehen wir den Schleier darüber.

Was die Herren von **chambre ardente** im Arsenal thaten, ist wohlgethan! Es wäre nicht gerecht gewesen, hätte die Hinrichtung der Voisin nicht statt gefunden, denn dadurch wären uns zwei Briefe der Frau von Sevigne verloren gegangen.

Der Einfluß der Zauberin Voisin schien mir keine der bekanntesten Ausnahmen des *großen Jahrhunderts*.

Das siebzehnte Jahrhundert schien für die Brinvilliers durch die Voisin entschädigen zu wollen. Die Brinvilliers war eine adelige Vergifterin, hatte ihren Platz in der großen Gesellschaft und Lakayen mit hellgrüner Livrée, wie es aus den Akten hervorgeht. Katharine Voisin war eine einfache Geburtshelferin und hatte eine kleine schmutzige Wohnung, freilich wurde ihr Boden zum Hotel und die Zauberin verlegte ihre Wohnung bis in den ersten Stock; aber sie stieg doch aus dem Volke empor, und ihr Tod war sehr bürgerlich. So stolz der Richtkarren auf die Marquise von Brinvilliers war, so wenig fühlte der Grève-Platz sich durch den Scheiterhaufen der Voisin geschmeichelt.

Was das Talent dieser Wahrsagerin betrifft, so muß ich nach einem ziemlich langen Gespräche, welche ich kürzlich mit Mademoiselle Lenormant hatte, gestehen, daß man bezweifeln muß, sie sei sehr geschickt in dem gewesen, was man das *große Spiel* nennt; Mademoiselle Lenormant behauptet, daß sie sich auf die *kleinen Mittel beschränkte*, das heißt, auf Successionspülverchen, Gifte, Zauberspiegel, Erscheinungen und Horoscope, Alles Dinge, welche Mademoiselle Lenormant als das A. B. C. der Zauberei betrachtete. Dennoch hat die gute Dame, ich muß es nur gestehen, bei sich ein sehr schönes Portrait der Voisin, von Coypel gestochen. Eben diese Mademoiselle Lenormant kann einem zu Feige ihrer *Divinationsgabe* lang über ihre *Vorgängerin*, die Voisin unterhalten.. Ich sagte also, daß sie gegen das Andenken der Voisin ziemlich gleichgültig ist; jetzt muß man nur noch erforschen, ob das siebzehnte Jahrhundert derselben Meinung war, wie Mademoiselle Lenormant.

So viel ist indessen gewiß, daß Karren, Laternen und Karossen

alle Abende die **Rue du Coeur-Volant**, in der sie wohnte, anfüllten, und daß Lafontaine zerstreut genug war, diese Sybille zu besuchen. Vielleicht schrieb er um jene Zeit seine Mandregore.

Nicht minder gewiß ist es, daß am 12. März 1678 um 7 Uhr Morgens bei einem abscheulichen Wetter, in welchem die Maulthiere sich wegen des Glatteises kaum auf den Beinen erhalten konnten ein Mann in einem langen Mantel gehüllt, von einem dieser Thiere herabglitt und seinem Reisegefährten dankte, der ihm die **Croupe** abgetreten hatte. Er erhob den Hammer an der Thür eines alten Hotels.

»Ist Madame Voisin zu Haus?«

Eine Art von Schweizer mit neuem Bandalier und mächtigem Dragonerschwerte ließ ihn zwei Mal den Namen wiederholen, ohne ihn nach den seinigen zu fragen, und führte ihn dann in ein Kabinett, welches mit großen halbverbleichten Sonnen von Ockergelb geschmückt war, über denen man noch die Devise: **Nec pluribus Impar** las. Dies bewieß hinlänglich, daß das Gebäude von der Krone herstammte. Die Dunkelheit der Vorhalle bereitete wunderbar auf den Eintritt vor.

Der, welcher ins diesem Augenblicke den Saal betrat, achtete nicht auf dessen Ausschmückung. Er warf sich auf einen Armsessel, der mit goldgeschmücktem Leder überzogen war, wie nur der Eigenthümer diesen alten Möbels gekannt hätte, gähnte, kreuzte die Beine übereinander vor dem staunenden Schweizer, bis dieser ganz erschreckt zurücktrat, als er die Aufforderung vernahm: »Laßt meine Schwester kommen!«

Das Gesicht des Schweizers wurde aber gleich wieder heiter und er brach in lautes Gelächter aus.

»Der Herr will der Bruder der Madame sein?« sagte er, indem er mit der Hand auf den Knopf seines Stockes schlug. »Na das wäre mir ein schöner Bruder!« murmelte er« zwischen den Zähnen. — »Es ist wohl lange Zeit her, daß Madame den Herrn nicht gesehen hat? Ich will mich wohl hüten, Madame zu sagen, daß der Herr ihr ihr Bruder ist; der Heer hat gewiß das schlechte Advokatenkleid genommen, um sie zu überraschen.«

Statt zu antworten, wurde der Gast in diesem Augenblicke die Beute eines fürchterlichen Hustens, er stampfte mit dem Fuße und fluchte, indem er sich von einer Kohlenpfanne entfernte, in die er sich gebückt hatte. Die Chemie war ihm in die Kehle gefahren. Er war purpurroth, als eine große, dicke Frau in das Zimmer trat.

Soviel man nach dem Kupferstiche Coypel's urtheilen kann, hatte Madame Voisin eine starke Stumpfnase, hervorspringende, Backenknochen, dicke Negerlippen und kleine Katzenaugen. Man denke sich nun noch hinzu, daß es acht Uhr Morgens war und daß sie, aus dem Schläfe aufgeschreckt, in dem allereinfachsten Anzuge von der Welt erschien. Die Sybille hatte in der Eile eine Amarantfarbene Mütze auf eine blonde Perücke à la Ninon gesetzt, welche sonderbar mit ihren schwarzen Augenbraunen abstach. Nur die Vorsicht hatte sie gebraucht, einen Handschuh von Büffelleder an die rechte Hand zu ziehen, die, mit welcher sie ihre kabalistischen Operationen vornahm. In diesem Anzuge schritt sie majestätisch auf den Frager zu, indem sie glaubte, es könne vielleicht ein verkleideter Prinz oder Marquis sein.

Sie stieß eine Thür auf, um ihn bei hellerem Lichte zu, sehen, doch als sie ihn erkannte, hatte ihr Benehmen, das kann ich schwören, durchaus nichts Schwesterliches, denn kopfschüttelnd rief sie mit sichtlicher Unzufriedenheit:

»Wie, Ihr seid es, Herr Deshayes-Georgeot?«

Herr Georgeot aber, denn er war es wirklich, öffnete die beiden langen magern Arme, wie die Flügel einer Fledermaus, um seine *gute Schwester* an die Brust zu drücken.

Aber die Voisin blieb fühllos; sie hatte ganz andere Dinge zu thun, als in dem Menschen in zerlumpter, schwarzer Kleidung, der ihr wie vom Himmel fiel, einen Bruder anzuerkennen.

Dennoch gestattete sie dem Bruder eine Art von Umarmung, den die Vorsehung oder der Teufel ihr zuführte. Ganz offenbar erkannte sie in dem schwarzen Manne Meister Deshayes-Georgeot ihren Bruder, Advocat bei dem Gericht der Abtei von **Saint-Germain-des-Près-les-Paris**.

»Ich weiß schon, weshalb Du kommst, mein Bruder: Um mir

wieder etwas Geld abzulocken. Diesmal hast Du Dich nicht begnügt mir zu schreiben, sondern bist selbst gekommen. Sehr viel Ehre für mich, Sprich denn!«

»Meister Georgeot drängte es freilich sehr zureden, doch er konnte keine Werte finden. Nach den Demostheneschen Vorschriften war er jedoch überzeugt, daß die Gesten viel zum Erfolge eines Redners thun, nahm er mit stoischem Gleichmuth den Schoos seines Kleides in die Hände und zeigte der Sybille die klaffenden Wunden.

»Schämst Du Dich denn nicht?« erwiderte seine Schwester. »Wenn man Deinen Anzug sieht, Meister Georgeot, glaube man daß Du Basset, oder Landeknecht spielst, statt die Archive von **Saint-Germain** in Ordnung zu bringen? Wahrlich mein Bruder, das wird unverzeihlich! Ich habe Dir erst kürzlich sieben Ellen Seide geschickt, wenn nicht Mademoiselle Deshayes-Georgeot, meine sehr geehrte Schwägerin sich einen Anzug daraus machen ließ, um den Brautzug der Mademoiselle von Louvois vorüberziehen zu sehen. —«

»Ach, meine viel geliebte Schwester, « fiel der Advocat ein, »ich kann Dir nicht sagen, woran Mademoiselle Georgeot in diesem Augenblicke denkt, und kümmere mich auch nicht darum, aber meine Existenz ist wirklich fürchterlich. **Iniqua paupertas**, wie der Advocat von Rosstres sagte. Denke Dir, daß meine Schuhe überall Wasser ziehen! — Die Abtei den **Saint-Germain-des-Près** belohnt mich so wenig für die Opfer, die ich ihr gebracht habe. Diesen Winter habe ich den Palast verlassen, wie Du wohl weißt, begleitet von der Achtung aller meiner Brüder und einem Jahresgehalt von hundert Thalern, wofür ich auf Alles verzichtete; es geschah auf die Bitten und Vorstellungen des Generalschatzmeisters, meines Beschützers und guten Freundes, der mich in der Sitzung sehr unterhaltend fand; — ja., das war der Ausdruck, den er brauchte. Du weißt vielleicht nicht; da ich außerdem noch einen besondern Grund zu persönlichen Vorurtheil habe. Denke Dir also, daß der einzige Prozeß, den ich je in meinem Leben gewann; mir noch jetzt Verfolgungen und Angst zuzieht. Ein gewisser Marquis, gegen den

ich klagte, und den auch die erste Instanz verurtheilte, fand es angemessen, mir in dieser Angelegenheit zu schreiben, um mich gnädig darauf aufmerksam zu machen, daß er mir die Ohren abschneiden würde, wenn der Himmel mich je in seine Hände führte. Darnach soll man nun noch ein Rheroriker sein. Der verwünschte Kerl behauptet, ich hätte gewisse Pariere beseitigt, von denen er den Triumph in seiner Sache hoffte; aber das ist reine Verleumdung. Ich habe freilich noch in meiner Schreibtafel zwei oder drei Briefe des erwähnten Herrn, und ich behalte sie, ohne recht zu wissen, weshalb, eigentlich bloß wegen der Merkwürdigkeit, die Handschrift eines großen Herrn zu besitzen. Die Vornehmen haben eine so sonderbare Orthographie! — Ich mußte mich also den Verfolgungen dieses wüthenden Marquis entziehen, und habe mich den Herrn Benedictinern ergeben. So bin ich nun jetzt kahler, als der ärmste meiner Clienten; die Augen sind mir eingefallen, meine Kleidung ist zerfetzt, so daß die gelehrten Mönche, neulich ihren Abte den Vorschlag machten, mich als Vogelscheuche auf den großen Apfelbaum zu setzen.«

Während dieser langen Vorrede gähnte die Voisin, indem sie ihren Affen einige Kläpse ertheilte.

»Das wirst Du wohl verstanden haben, « fuhr Herr Deshayes mit großer Feinheit fort, »daß meine Frau mich zu Grunde richtet durch thörichte Ausgaben, indem sie jede Woche Gewänder von **boureddesoie**, Flitterkram und Schönheitsmittel kauft, das noch nicht einmal gerechnet, was sie in Modebüchern verschwendet, indem sie sagt, sie möchte bei dem großen Alkamenes, Cyrus, Benserat und Andern schlafen; und überdies entstehen dadurch in ihrem Geiste auch tausend unerlaubte und für mich sehr unvortheilhafte Vergleichen. Man geht so gar in unserer **Rue du Columbier** so weit, zu behaupten, durch allzu vieles Lesen von Prinzen und großen Herren, hätte sie vergangene Woche einen der stutzerhaftesten Edelleute aufgefunden. Man sagt ferner, sie hätten einen Umgang mit einander, und es ist wirklich, um verrückt zu werden oder Benedictiner, wäre man nicht —«

»Was denn Advocat?«

»Ach nein, Schwester, wäre man nicht verheirathet, das ist noch viel schlimmer.«

»Aber Dein Posten, Bruder? Durch Deinen Posten in der Abtei kommst Du mit Heiligen zusammen, die wohl versehen und ganz lebendig sind.«

»Ja, weil sie mich von Zeit zu Zeit zu ihrem Fastenessen einluden, und weil ich mit ihnen lateinisch sprechen muß, sollte ich freilich wohl so rund sein, wie sie selbst; aber bedenke, daß es nicht den kleinsten Prozeß giebt, meine gute Schwester, nicht die geringste Streitsache. Sprecht mir nur von der Ruhe des Klosters. Großer Gott, die Ruhe des Klosters ist der Tod des Advocaten! Die Leute sind so ruhig, daß ich das Fieber darüber bekommen möchte! Hatten sie nicht neulich noch die beste Veranlassung zu einem Prozesse, weil ihre Früchte immer gestohlen wurden? Prächtige Pflaumen, deren Stöcke die Hand eines Königs pflropfte, denn es ist Niemand Geringeres als der König Casimir, der sie pflegt; der König Casimir, das heißt, der ehemalige Monarch von Polen, Großfürst von Lithauen, Samogitien — ach, was weiß ich! Man verwickelte sich ganz in die Titulaturen, die dieser Prinzabt bekommen muß.«

»Du mußt wissen, daß er sich in das Kloster zurückgezogen hat, und mit Herz und Verstand Mönch geworden ist. So ist er denn jetzt Abt geworden. Begreifst Du nun noch, daß man ihm die Pflaumen und Weintrauben zu stehlen wagt? Und nun sagt man, es wären die Vögel! Ich glaube vielmehr, daß es irgend ein gnädiger Nachbar ist. Ich verlange den Prozeß, damit ich mich bekannt mache, aber nichts da: Der Prozeß ist davon geflogen wie die Vögel.«

Die Voisin war eingeschlafen.

»Dich, meine gute Schwester« fuhr der unermüdliche Georgeot fort und wollte der Voisin zulächeln, »Dich behandelt das Schicksal weit besser. Während ich bei mir keine Vorhänge und die schlechtesten Möbel habe, finde ich bei Dir ein schönes Hotel, Pferde und Wagen, und sogar eine Art von Schweizer. Ei, wie schön ist es doch, eine Wahrsagerin zur Schwester zu haben. Wir wissen daß Du den Herren vom Hofe, den Herren von Villeroy und Luxemburg lauter schöne Dinge zeigst. Mademoiselle Georgeot

lacht immer, wenn sie von Deinen Geheimnissen für die Damen spricht. Andere sagen, Du studierst die Metallurgie und die Gifte. Die Gifte, guter Gott! wozu sollte Dir das nützen? Von mir kannst Du ja nichts erben.«

Ein kleiner Neger, dessen Tritte Herr Georgeot auf dem alten Teppiche der Savonnerie, welcher den Fußboden des Saales bedeckte, nicht einmal gehört hatte, trat zu Madame Voisin und überreichte ihr einen großen Brief, dessen Sigel die Wahrsagerin brach. Zum ersten Male in ihrem Leben schien die Voisin verlegen und unentschlossen.

»Herrin, der Ueberbringer des Briefes wartet unten auf Antwort. Es ist ein Jäger, der von Marly kommt.«

»Sohn Agars, führe Niemanden in mein Elo-Helim. Geh! Er mag warten.«

Die Voisin wollte selbst in Gegenwart ihres Bruders ihre magischen Formen nicht verletzen und setzte sich deshalb vor einen Tisch von schwarzem Ebenholz mit Silber ausgelegt, die Augen auf ein dreieckiges Manuscript gerichtet, das auf einem Kissen lag, und dessen feine Blätter sie nur mit einem feinen Spatel von Metallcomposition umzuwenden wagte. Ihr Gesicht war regungslos und wechselweise sah sie, auf des Buch und den erhaltenen Brief. Ganz gewiß waren die Abtei **Saint-Germain**, die Sünden des Königs Casimir und die Noth des Meisters Georgeot weit von ihren Gedanken entfernt. Für ein schärferes Auge, als das des Advokaten, war die Wahrsagerin in Verlegenheit und der Brief quälte sie offenbar sehr.

»Verlorene Papiere; Beschwörung; hundert Pistolen!« Diese einzelnen Worte glitten über ihre Lippen, ohne daß sie dieselben zu sprechen schien. Ihre falschen Locken waren in Schweiß gebadet. Während dessen wiederholte Meister Georgeot bei sich selbst das vierte Buch des Virgil.

Er glaubte einen Augenblick, seine Schwester wäre krank.

Die Wahrsagerin stieß ihn mit Blick und Bewegungen zurück. Sie schrieb hastig einige Zeilen, pfiff ihrem Neger, und ließ die Antwort dem Jäger von Marly einhändigen.

Noch einigen Augenblicken kehrte der Neger zurück und legte einen Beutel mit Geld auf einen Tisch.

»Ei, Schwester, « sagte Meister Georgeot »so macht man Geschäfte, und Du läßt Deine Kunden nicht lange warten. Wie viel hast Du in dem Beutel?«

»Hundert Pistolen für mich, mein Bruder, und außerdem noch hundert für Dich, das noch ungerechnet was Du Du heut Abend noch schlucken wirst, wenn Du eine Art von Posten annimmst den ich Dir zudenke, « fügte sie mit leiser Stimme hinzu.

»Welchen Posten Schwester?« sagte der Advokat gierig, »ist es eine Desension, eine Klageschrift?«

»Höre Bruder! Du bist zweiundfünfzig Jahre alt. Man muß eben keine Hexe sein, um zu bemerken, daß Du nicht viel Verstand hast.«

»Ich danke schön! Weiter, Schwester.«

»Bei Dir will ich die Necromantie, die Rabdomantie, die Kabala und die Astrologie bei Seite legen. Ich bedarf eines Beistandes, und es ist mir recht, wenn Du es bist.«

»Dir beistehen soll ich! Aber was verstehst Du darunter, Schwester? Soll ich, etwa, wie Du, Beschwörungen und Zauberein vornehmen? Ich danke schönstens, meine theure Schwester; ich fühle in mir nicht den geringsten Beruf für den Scheiterhaufen. Ueberdies ein Mann der Kirche und ein Advocat der königlichen Abtei!«

»Ich dünke, mein Heer Bruder, Die hättest Geld durch, mich verdienen wollen; gefällt Dirs aber nicht, nun, so denke, daß ich nichts gesagt habe. Hier ist ein Sack, den ich sogleich an die Witwe Jacob, die Trödlerin schicken will, « fügte Madame Voisin hinzu. »Was die hundert Pistolen und den Krug Wein für diesen Abend betrifft. —«

»O, verfüge nur über mich, liebe Schwester, ich bin Dein Knechte bei Gott! Was sagst Du? Hundert Pistolen? Ein Krug mit Wein? Aber wer verspricht Dir denn so viel Geld?«

»Der Brief den ich hier in Händen halte. Er ist freilich nicht unterzeichnet, aber er kann nur von einem Herrn herrühren, der sehr

gut bei Hofe angeschrieben ist, denn sein Jäger kam von Marly. Die Person fordert von mir eine Beschwörung zur Auffindung verlorener Papiere. Es sind vielleicht nur Liebesbriefe, und ohne Zweifel die einer Dame. Die Vigoureux und Herr Le Sage waren nicht hier, und ich konnte daher auch keine Nachrichten einziehen. Die Person zeigt mir an, daß sie diesen Abend in Begleitung einer Dame herkommen und noch in dieser Nacht nach Versailles wieder zurückkehren würde. Ich will Dir gestehen, daß was er von mir fordert, mir schwer erscheint. Papiere wiederfinden, deren Inhalt ich nicht einmal kenne! Wahrhaftig, der Teufel allein kann mich aus dieser Verlegenheit reißen. Der Teufel ist bei uns das Geheimnis des ganzen Spieles; er allein bläst alle Lichter aus. Wenn ich diesen Abend nicht den Herrn und die Dame mit Hilfe der schwarzen Zauberei erschrecke und dadurch Zeit gewinne, so bin ich eine arme in den Abgrund gestürzte Frau.«

»Aber wenn der Zufall wollte, daß es zwei starke Geister wären?«

»Starke Geister oder nicht, Bruder, werden sie sich doch fürchten. Die Tapfersten vom Hofe haben vor meinen Zaubereien gezittert.«

»Aber von welcher Beschäftigung sprachst Du?«

Die Beschäftigung mein Bruder? Es ist keine andere als die des — ich denke Dir einen guten Posten zu. Es fehlt uns in diesem Augenblicke an einem Teufel, und da dies eine unerläßliche Person und ein nothwendiger Artikel ist, fordere ich Dich dazu auf, und Du begreifst wohl, daß ich Dir, meinem Bruder und wahren Freunde, nicht handeln werde. Bleib daher bei mir, gleich von heut an. Je mehr ich Dich betrachte, desto mehr bin ich überzeugt, daß Du diesen Abend, als Teufel verkleidet. —«

»Als Teufel?« rief Meister Georgeot, indem er seinen Stuhl zurückschob; »bedenke doch Schwester! Als Teufel! als Teufel! Ein Abtei-Advokat!«

»Nun, Du änderst dabei wohl die Haut nicht allzu sehr.«

»Und was würden meine Amtsbrüder sagen?«

»Deine Amtsbrüder? Ziehen die den Teufel nicht beim Schwanz? Entscheide Dich! Wir müssen diesen Abend einen ganz eingefleischten Teufel haben.«

»Und Du glaubst, daß ich Dir dazu dienen könnte?«

»Ich sage Dir, daß Du bewundernswerth schrecklich aussehen wirst.«

»Aber es ist eine Abscheulichkeit Schwester!«

»Hier ist das Geld, das ich Dir gebe. Der Wein wird nachfolgen.«

»Als Teufel!« wiederholte Meister Georgeot.

»Nun ja doch!« rief sie voll Ungeduld. »Mit einem Schweif und Hörnern ist das gar nicht so schwer. Beeile Dich übrigens, denn es bleibt Dir nur eben so viel Zeit, Deine Teufelskleidung anzulegen.«

»Ich denke, Frau Schwerster, Du wirst den Anzug wohl bei Dir haben, und wenn ich damit fertig bin, sagst Du mir gewiß, was ich zu thun habe.. «

»Tritt hier ein; das soll nicht lange dauern.«

»Nun, « sagte Meister Georgeot, »es geschieht lediglich, um Dir zu dienen und Dir meines brüderliche Liebe zu beweisen; doch wenn dass Geschick wollte, daß für irgend Jemand ein Unglück daraus entstände, so fühlst Du wohl, Madame Voisin, auf wessen Haupt die Schuld fallen würde

---

## II.

### *Die Erscheinung.*

Nach der Art und Weise, wie der Marquis von Gordes fluchte und donnerte, als er durch die finstern Gänge des Hotels ging, muß man annehmen, daß man ihn durch die Seitenthür eingeführt hatte, von welcher man auf hundertfältigem Zickzack zu dem Laboratorium der Katharina Georgeot-Deshayes, Frau Voisin, gelangte. Der Degen des Marquis berührte während des Weges die verschiedenartigsten Figuren, Bockshörner, Fledermäuse, ausgestopfte Krokodille, Gefäße mit verschiedenen Flüssigkeiten angefüllt, zahlreiche Phiolen, kurz das ganze Mobiliar einer Zauberin.

Die Wahrsagerin hatte zwei besondere Gemächer, das eine für die gewöhnlichen Berathungen, Kartenschlägerei, Stellen des Horoscopes und geheime Besprechungen; das andere für die Magie, in der ganzen Bedeutung dieses höllischen Wortes.

Das erstere war prächtig mit allem Flitterstaat geschmückt, das andere enthielt alle nötigen Nebendinge eines Theaters: Transparente, Decorationen, Fallthüren und Maschinen, ohne daß man jedoch von dem Räderwerke das Geringste bemerken konnte. Die höllische Verschlagenheit der Voisin hatte ihr Vorzimmer zwischen diese beiden Abtheilungen gelegt, welche den doppelten Zweig ihres Handels bildeten, und die dünnen Tapeten, durch welche man die Stimmen der Besuchenden genau hören konnte, begünstigten oft schon von vorn herein die Weissagungen der Hexe.

Die bloße Aufzählung von den Pfiffen dieser in dem Zeitalter Ludwigs XIV. so berüchtigten, so gesuchten Frau hat nichts, was überraschen könnte, und die große Kunst der beiden Alberts würde darauf, ohne eine bemerkenswerthe Sonderbarkeit nicht stolz gewesen sein. Die Mitschuldigen der Voisin wurden, ohne es zu merken, ihre Klatschgevattern und Gevatterinnen, und dies waren

die bedeutensten Personen am Hofe von Frankreich; zum Beispiel die Gräfin Soissons, Prinzessin aus königlichen Savoischen Geblüt; die Marquise von Polignac; die Marschalin von La Verté, die Gräfin du Roure und viele Andere., daher allein konnte auch die Zuversicht und die Kühnheit der Voisin entspringen. Es ist anzunehmen, daß diese Damen, etwas weniger verschwiegen bei der Voisin, als bei dem König, sie mit tausend ernstern oder komischen, spaßhaften oder politischen Dingen bekannt machten, und diese Mitteilungen wurden die Grundlage zu den Horoscopen der Mode-Sybillen. Wenigstens muß man diesen Gedanken festhalten, wenn man die Aermlichkeit ihres Benehmens betrachtet, die durch mehrere Schriften jener Zeit erwiesen wird. So fand wegen verlorener Pistolen, die sie wiederzufinden anheischig machte, die folgende Scene Statt. Die Taschenspielerin ließ sich die verlorenen Waffen genau beschreiben, und sagte dem Eigenthümer, daß er später wieder kommen sollte. Während der Zeit wurde auf ihren Befehl ein paar Pistolen auf ein Transparent gemalt, der an der Decke sich entrollen sollte, als der Mensch kam, zeigte sie ihm ein mit Wasser angefülltes Gefäß. Der Betrogene sah anfangs nichts als klares Wasser, aber auf ein gegebenes Zeichen wurde oben der Transparent entblößt, und die Pistolen spiegelten sich in dem Zaubergefäße. Wollte der Betrogene sie ergreifen, so verschwand der transparent und die Pistolen mit ihm. So gewann sie zugleich Zeit, Betrogene und Gold.

Uebrigens gab es bei ihr, auch sonderbare und eben so ergötzliche Schornsteine, als bei der Frau Polinière. Zuerst entstand im Augenblick der Erscheinung ein furchtbarer Lärm und dann fiel ein Arm, ein Bein, ein Fuß, und zuletzt ein Kopf aus dem Schornsteine herunter; dann erfolgte ein gewaltiger Donnerschlag, die einzelnen blutigen Theile des Körpers näherten sich einander, setzten sich zusammen, bildeten ein vollständiges Ganze, und gingen gerade auf den zu, der sich Rathsholen wollte. Der berühmte Mechaniker Vaucanson hegte eine wahre Verzweiflung darüber, daß er nie eine dieser sonderbaren Operationen sehen konnte.

Die Sicherheit dieses Weibes war eben so monströs, als die Beschreibung dieser Art von Schauspieler. Man denke sich eine häßliche Hexe in einen großen braunen Mantel gehüllt, die mit der Schnelligkeit einer Weckeruhr sprach und sich bewegte; das Feuer, das Gold, den Schwefel handhabte, wie eine Tochter Vulcans, wie ein Cyclop, und auf ihrem Gewande abscheuliche Zeichen aller Formen und Farben trug. So war der Anzug Frau Katharine Voisin, als die Tapeten ihres Vorzimmers in Bewegung gerieten.

Zugleich meldete ihr der kleine Neger, daß der Herr Marquis und eine Dame eingetreten wären.

Der Marquis war ein Mann von 25 bis 30 Jahren; er sah schweigsam und nachdenkend aus, vielleicht zum ersten male in seinem Leben, und dies war um so wahrscheinlicher, da sie sonderbare Unordnung seines Anzuges einen jungen Flattergeist verrieth, und die Schöße seines strohfarbigen, mit schwarzem Sammt besetzten Wammes noch deutliche Spuren von Wein trugen. Die zukünftige Beratung langweilte ihn ganz gewaltig. Die kleine Frau, der er den Arm gab, schien dagegen das lustigste Wesen von der Welt, obgleich sie mit Vorsicht und etwas schwerfällig ging, denn man muß es wohl errathen, daß der verdünnendste olivenfarbige Satin die Rundung ihrer Taille nicht ganz verbergen vermochte, das angeschwollene Schnürleib konnte in diesem Augenblicke wohl der Gegenstand einiger boshafter Bemerkungen in Versailles sein.

Nachdem sie mit ihrer weißen Hand die Falten ihres Gewandes geordnet hatte, brachte sie durch eine geschickte Bewegung ihre Schulter in gleiche Höhe mit den Lippen des Marquis und gewährte ihm so selbst einen Kuß, der wenigstens eben so viel werth war, als die Wort: Schönen Dank.

In der That war es auch das Wenigste, ihren Geliebten für den Schutz zu belohnen, den ihr gegenwärtiger Schritt erforderte; früher hatte sie alle Vernunftgründe, welche der Marquis gegen die Unklugheit eines solchen Besuches um diese Stunde und in ihrem Zustande gemacht hatte, durch das Bestehen auf ihrem Verlangen widerlegt. Zuerst fragte sie ihn, ob er die seines Degen hätte

schleifen lassen.

Der Marquise bemerkte, daß gegen Geister ein Degen nichts nützen könnte, überdies, sagte er, habe er gute Vorsichtsmaßregeln getroffen.

»Ei, « sagte die junge Frau, »es ist nur, wenn man uns vielleicht fest nehmen wollte. Ich habe gewiß Recht gehabt, das ich eine andere Kleidung wählen wollte, doch Sie gaben es ja nicht zu.«

»Es wäre thöricht, wollten Sie sich fürchten, meine Allerschönste; übrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, daß, die Geister mir durchaus kein Geld abnehmen können. Ich habe heute in Gesellschaft von vierzig Personen bei dem Chevalier D'Ars zu Abend gegessen. Es waren Mitglieder der großen Oper da, welche die Violine spielten, wie Baptist. Da habe ich hundert Louis verloren.«

»Hundert Louis? Das ist ja aber ungeheuer! Während dessen las ich das Kapital, wo der König von Assyrien Mandane empfing. Dadurch bin ich auf den Gedanken gekommen, daß morgen, am Donnerstag, mein Mann bei mir essen wird. Seit drei Monaten ist das nicht geschehen, und ich weiß wahrlich nicht, was ich thun soll, den Feind abzuwehren.«

»Vertrauen Sie mir mein Püppchen. Kann ich wiedererlangen, was ich suche, wollen wir ein lustiges Leben führen. Außer den hundert Louis, die ich morgen wieder zahlen muß, habe ich ihnen hundert der allerliebtesten und neuesten Dinge gekauft; aber ich muß Geld baden. Zuerst dachte ich ganz natürlich an Ihren Mann; aber außerdem, das ich ihn nie sah, glaube ich nicht, das er — ich dachte also an die theure Madame Voisin. Ihre Wissenschaft kann mir bei dieser Angelegenheit vielleicht nützlich sein. Ich habe in einem Prozesse appellirt; dazu muß ich gewisse Papiere wiederfinden. Glückt mir dies, so entführe ich Sie, und halten ihre Marly.«

Die Worte des Marquis wurden hier durch die plötzliche Ankunft eines Fackelträgers unterbrochen. Er war passend für eine Hexe gekleidet, denn durch seine ganz schwarze Livrée glich er einem Teufel, und als er verschwunden war, rochen der Marquis und die kleine Dame einen starken Schwefelgeruch.

Das Gemach, in welches sie eingetreten waren, wurde plötzlich und auf die sonderbarste erleuchtet, denn die Wand und vor ihren Augen glitzerten phantastische Gestalten vorüber, die jedoch nichts Schreckliches hatten. Uebrigens war keine Spur der Wahrsagerin und Zauberin in den Zimmern, welches zuweilen Blitze durchzuckten. Ehe der Marquis es ahnen konnte, war sein Degen von seiner Seite verschwunden.

Eine kleine Gestalt, welche einen offenen Geldbeutel in der Hand hielt, erschien hierauf als Prolog. Sie konnte seinem Teufelchen oder Zephyr gleichen.

Der Marquis verstand vortrefflich und streckte den Arm aus, einiges Geld hinzuwerfen.

»Geben Sie für *ihn*, « rief eine andere Stimme; »er nimmt nichts uns ihrer Hand.«

Indem die Gestalt verschwand, fiel ein Billet zu den Füßen des Marquis nieder. Es lautete:

»Madian, welches der Teufel eigener Person ist, kann Dir allein zu den geforderten Papieren verhelfen. Wenn Du den Muth hast, die »Probe zu wagen so sag es mir.«

»Ei, meiner Treu, meine theure Madame Voisin, ich bin, vollkommen zu dem Versuch geneigt. Laßt den Teufel kommen.«

»Sie sehen wohl ein, « rief dieselbe Stimme, , daß er nicht umsonst kommen kann.«

»Hier sind noch vier Pistolen; nehmt; aber es sind die letzten.«

»Sie fürchten sich also nicht, den Teufel zu sehen?«

»Gewiß nicht, wenn er die Macht hat, mir meine verlorenen Papiere wiederzuschaffen. Eure Beschwörung kann meinen Muth nicht stören.

»Halten sie sich gut, « erwiderte hierauf die Zauberin, indem sie sich durch einen gewaltigen Blitz sichtbar machte; »Sie werden einen der abscheulichsten Teufel zu sehen bekommen.«

»Das ist meine Sache!«

Die Voisin zeichnete hierauf an der Mauer einen großen Kreis und rief:

»Assuméhirl! Assuméhiron, Poll, Pall, Pharascall, Assuméhiron, Assuméhirl!«

»Was für eine Sprache!« sagte die Dame mit bebender Stimme zu dem Marquis.

»Jetzt berühren Sie diese Wand, « fuhr die Wahrsagerin fort. »Scheint sie Ihnen gut und fest?«.

»Es ist eine Mauer, « sagte der Marquis, »und weiter nichts.«

»jetzt tretet drei Schritt zurück, Nazarener und Gottlose, denn durch diese Wand wird der Teufel kommen. Poly Satanas! — (Es entstand ein furchtbarer Lärm) — Madian! Madian! Bei der Gewalt, die ich über Dich habe, beschwöre ich Dich, erscheine! Theurer Madian, mein schöner Engel! Madian, der Verworfene! Madian, der Gefallene! erscheine!«

Es entstand ein furchtbares krachen in der Mauer, man sah sah eine Schwefelwolke, und Meister Georgeot erschien, als Teufels verkleidet.

Der Gestank des Schauspiels griff die Nerven der kleinen Frau so sehr an, daß sie gewaltig zu husten begann.

Meister Georgeot sah nach dem Zauberstabe und that einen Satz.

»Sprich, oder ich tödte Dich!« schrie entschlossen der Marquis.

»Was wollen Sie dem Teufel thun?« schrie die Voisin. »Sie sind verloren!«

»Laß nur, ich verstehe mich auf Teufeleien. — Sprich sage ich Dir!«

In Ermangelung des ihm abgenommenen Degens zog der Marquis eine Pistole ans der Tasche.

»Unbesonnener; Sie stürzen uns Alle ins Verderben!« rief die Zauberin.

Blitze und Feuerstrahlen zuckten aus der Oeffnung der Wand.

»Ich trotze der Hölle, « sagte der Marquis, den die Rauchwolken einhüllten. »Madian, sag mir, wie Du heißt?«

»Gnade, Gnade, Herr Marquis!« schrie der Teufel selbst, dessen Maske herabgefallen war. »Ich bitte um Gnade: Ich bin ein ganz guter Teufel!«

»Hilf Himmel, ich kenne die Stimme und das Gesicht dieses Menschen!« rief der Marquis. »Ich irre mich nicht; das ist der Schuft von Advocaten! — Du bist es also, Spitzbube, der eine Quittung meines Gegensachers in der Tasche hat? Warte, Teufels-Advocat, Du sollst mir nicht entgehen!« — Der Marquis schüttelte ihn derb und versetzte ihm mehrere Püffe.

»Schlagen Sie mich nicht, schlagen Sie mich doch nicht, Herr Marquis, ich will Ihnen Alles sagen. Ja, Herr Marquis ich bin Georgeot Deshayes.. Ich habe Ihre Papiere unterschlagen. Ich war weit entfernt, zu ahnen, daß wir uns treffen würden. Da Sie aber durchaus darauf bestehen, so will ich sie Ihnen auf der Stelle wiedergeben, denn ich habe ihre Quittungen in meiner Briefftasche.«

»Wunder!« rief Madame Voisin, diesen Umstand benutzend; »Wunder! Ich hatte Ihnen je gesagt, Herr Marquis, daß Sie Ihre Papiere wiederfinden sollten!«

»Was Sie betrifft, Herr Bruder, « fuhr sie freilich mit leiserem Tone, zu diesem gewendet fort, »so sollen Sie mir das theuer bezahlen. Nach einem solchen Auftritte in meinem Hause werden Sie hoffentlich nicht mehr auf das versprochene Geld rechnen.«

»Ich sehe wohl, Frau Schwester, daß ich den Lohn auf meinem Buckel davon tragen werde, und das ist Alles. Ich danke Ihnen übrigens für die Art, mich in Ihrem Dienste zu verwenden, und wenn man mich wieder dabei trifft, so will ich — des Teufels sein!«

»Salz! Weinessig! Salz, meine theure Madame Voisin!« rief plötzlich der Marquis; »die junge Dame stirbt Schnell, schnell, schnüren Sie sie auf! Die arme kleine Frau! Wasser! Sie ist in Ohnmacht. Ach, wenn Sie wüßten Madame Voisin!«

»Aber das ist ja Mademoiselle Georgeot, « rief der Advocat, welcher zu träumen vermeinte. »Meine Frau hier! Und mit Ihnen, Mein Herr?«

»Nun ja, mein Lieber, mit mir. Wo kommen Sie denn her? Sie machen den Teufel und wissen des nicht? Auf einen Schelm gehören anderthalb. — Sie öffnet die Augen. — Sie hatten mir meine Papiere genommen und ich hatte mir Ihre Frau zugelegt. — Aber schämen Sie sich denn nicht, in einem solchen Aufzuge vor ihr zu

erscheinen? In einem solchen Gewande? mit einem Schwanze und Hörnern? Sie sind ein grober Mensch, Meister Georgeot, und ich spüre große Lust, Sie zur Ehre der Schönen nochmals durchzuprügeln. — Kommt sie noch immer nicht zu sich? « fragte der Marquis, indem er der Ohnmächtigen in die Hände schlug.

»Schaffen Sie sie schnell fort, bat Madame Voisin, »denn Sie haben eine eben noch so viel Zeit, das Zimmer zu verlassen, denn man kommt.«

»Was? Sie wollen meine Frau mit sich nehmen?« rief Meister Georgeot in kläglichen Tone.

»Mit aller möglichen Achtung vor Ihnen, ja! Vertrauen Sie mir, meine Liebe, ich habe drei Bediente und eine Chaise bei mir. — (zu den Lakaien) — Nehmt Euch in Acht! — (zu Meister Georgeot) — Sein Sie nicht böse, Meister Deshayes, ich werde dafür sorgen, daß die Reise sicher und schnell sei.«

»Ich danke Euch, meine liebe Madame Voisin; bis auf Besseres nehmt diese Diamant-Agraffe.«

---

### III.

#### *Der Sprung.*

»Eine große Neuigkeit, Herrin, « rief der kleine Neger durchs Schlüsselloch, während unten im Hause ein dumpfer Lärm entstand.

»Was gibt's denn?«

»Die Polizei, Herein, die Polizei macht uns einen Besuch. Sie ist damit Herrin von La Reynie und will in das grüne Zimmer eintreten.

»In dem Zimmer liegt mein Advocatengewand, « seufzte Meister Georgeot, »und in der Abtei werde ich erwartet.«

»Schnell Bruder — spring da durch das Fenster«

»In dieser Teufelsmaske?«

»Sie kommen; hast Du nicht gehört?«

Die Voisin kam der Muthe ihres Bruders, der bebend auf der Fensterbrüstung stand, zu Hilfe, indem sie ihn einen derben Stoß versetzte, den er etwas schneller hinaus kam, als es eigentlich sein Wille war.

So machte er den Sprung.

---

## IV.

### *Die Abtei von Saint-Germain-des-Près.*

Das Unglück wollte, daß er mit seinen feuerfarbigen Füßen gerade auf die Schultern eines Polizeisergeanten sprang oder fiel, welcher eben damit beschäftigt war, im Innern des Hofes eine Vedette anzustellen. Das Gewicht und der Fall dieses Unbekannten flößten dem Sergeanten nicht weniger Ueberraschung ein, als die sonderbare Kleidung; obgleich er die Teufel nicht so schwer gehalten hatte, sagte er doch in seinem Rapport an Herrn von La Reynie, daß der Teufel ihn geritten hätte, wofür er wahrscheinlich eine ausgezeichnete Belohnung bekam.

Die Vedette lief halb todt zu dem Polizeichef und stieß dabei mit dem Schaft ihrer Partisane an alle Blumentöpfe, die auf dem Hofe standen, und verursachte dadurch einen solchen Lärmen, daß der Advocat glaubte, die ganze Wache sei auf den Beinen, ihn zu verfolgen.

Der Tag brach bereits an, als Meister Georgeot noch immer lief, obgleich er schon ganz erschöpft war. Es war ein feuchter März morgen und der Exprocurator lüftete seine bockslederne Maske, um freier zu athmen, als der erstes Sonnenstrahl sich zeigte. Seinen Anzug fand er sehr mangelhaft: Die Hörner waren wacklig geworden, die Haare ihm ausgefallen. nur der Schweif allein war noch in leidlichen Zustande.

Die weißen Quadern und rothen Ziegelsteine der Abtei **Saint-Germain-des-Près** zeigten sich endlich den den Augen des Meister Georgeot.

Dieses Kloster ist später ein Kleidermagazin für die französische Republik geworden. Es hatte schöne Keller, die es noch jetzt besitzt; und Pilaster, welche die Künstler bewundern; außerdem trug es, einen Stempel der Ruhe und des Frieden, der freilich jetzt sehr

verwischt ist. Damals waren die Wände mit Reben bewachsen und die reich behangenen Aepfelbäume, die farbigen Pflaumen und das Geplätscher kleiner Springbrunnen vollendeten den harmonischen Anblick der Abtei. In dieser unbedeutenden Benedictiner-Abtei, (der Orden der Benedictiner war der älteste, reichste, gelehrteste und arbeitsamste aller mönchischen Vereine), wurden also eben so gute Confituren, als gelehrte Commentare über das Griechische und Hebräische gemacht. Die Frau Marschalin von L'Hospital und die Marquise von Maintenon schätzten ohne Zweifel die Commentare sehr, aber noch weit stärkeren Gebrauch machten sie von den Confituren, und die Erstere dieser Damen benutzte sie ungefähr so, als ob sie ihr Eigenthum wären.<sup>30</sup>

Bei dem Anblicke des erwähnten Gebäudes fühlte der arme Georgeot eine Zufriedenheit, die sich nicht beschreiben läßt. Noch verfolgte ihn der Gedanke an seine Frau und an die Pistolen des Marquis, allein schnell vergaß er sein eheliches und brüderliches Mißgeschick. Der Advocat war minder als irgend Jemand für die Verlegenheiten geeignet. Der Friede dieses Klosters entzückte ihn um so mehr, da sein ciceronianischer Ehrgeiz dort seine Rechnung fand. Er half nicht nur dem Könige Casimir zuweilen seine Bäume an den Spalieren festbinden, sondern hatte auch die Hoffnung, der Advocat dieses Abt-Königs von Polen zu werden. Gewisse Vertraulichkeiten des Fürsten, in Bezug auf seine geheime Verbindung, berechtigten den Meister Georgeot zu dieser Hoffnung.

In der Abtei schien noch Niemand auf den Beinen zu sein. Die Ermüdung Georgeots war so groß, daß er die Mauer des Gartens zwei Mal prüfend maß, ehe er sich entschloß sie zu erklettern. Das war jedoch das einzige Mittel, in das Gebäude zu gelangen. Dem Advocaten lag Alles daran, seine Zelle zu erreichen, welche neben der des Pater Trefoucier lag, um sich dort seines Höllengewandes La Voisin zu entledigen.

Man muß erwähnen, daß seit drei Monaten der Obstgarten durch gewaltige noch unentdeckte Diebstähle heimgesucht wurde. Das kleine Stacket, über das Georgeot klettern mußte, nachdem er die Hauptmauer überstiegen hatte, war die Umhegung des

Lieblingsgartens, den der König Casimir sich selbst vorbehalten hatte. Der Advokat zauderte nicht, that einige Schritte vorwärts, und da er vor Durst bald umkam, streckte er die Hand nach einem Spalierbaum aus, der voll der köstlichsten Aepfel hing. Plötzlich fühlte er sein Bein von einer Schlinge ergriffen.

»Barmherzigkeit, « flehte Meister Georgeot.

»Sieg! Sieg! wir haben ihn schrie die Stimme des alten Gärtners, der sechs Schritte entfernt stand, über seinen Fang ebenso erfreute, als erschreckt.

Der unglückliche Advokat wollte sich zu erkennen geben und streckte seine Teufelskrallen dem Gärtner flehend entgegen. Der Gärtner antwortete nur dadurch, daß voll Entsetzen ein Kreuz schlug.

»Und führe uns nicht in Versuchung, « fügte der berühmte Chevreux hinzu, indem er sich näherte. Er lernte in dem Garten seine Rede für eine Einkleidung auswendig, die eben diesen Mittag Statt finden sollte.

Der Gärtner läutete inzwischen Sturm, und alle Benediktiner und Layenbrüder liefen heran.

Es sollte an diesem tage in der Kirche von Belle Chasse eine Feierlichkeit Statt finden, indem Fräulein von Barabere sich einkleiden ließ; sie wollte mit aller Gewalt den Schleier in einer königlichen Abtei nehmen, deren Aebtissin schon 80 Jahre zählte; damit sie ihr bald nachfolgen könnte. Der König Johann Casimir trat aus seiner Zelle auf seinen Krückstock gestützt; sein Bart war schon gemacht, und das mit Pelz besetzte Gewand hielt er über der Brust zusammen. Er tief den Pater Chevreux zu:

»Ich ermächtige Euch nicht nur, sondern ich befehle Euch sogar, mein Bruder, die Formeln des Exorcismus auf ihn anzuwenden.«

Meister Georgeot überlief es eiskalt.

»Ich gehorche, « erwiderte Chevreux, »doch ich muß erst Weihwasser, eine Stola und das Ritual haben.«

Während Chevreux nach der Sacristei ging, wechselten die Zuschauer dieses Auftrittes mit dem Könige boshafte Blicke. Eine

kleine Person besonders, die als Page gekleidet war, und in der nicht leicht Jemand, in das Geheimniß nicht eingeweiht, in Frau von, L'Hospital erkannt haben würde, denn sie wich nie von der Seite des Abtes, so sehr es sie auch verdroß, daß er nicht mehr König war. Meister Georgeot hatte vor der neugierigen Menge das Ansehen einer Nachteule, die am hellen Tage gezwungen wird, die Augen zu öffnen. Außer dem Allen zog sich auch die Schlinge immer fester und fester um sein Bein, so daß er wirklich beinahe die Qualen der peinlichen Frage ausstand. Die kleine Umhegung, in die er sich unkluger weise gewagt hatte, befand sich an der Ecke des Gartens, und lag nur zwanzig Schritte von der Kirche, so daß Chevreux bald mit Verstärkung zurück kam; die Sonne war inzwischen aufgegangen und beschien seinen ehrwürdigen langen, weißen Bart und seine archäologischen Hände. Majestätisch und fürchterlich zugleich schritt auf den unglücklichen Georgeot zu.

Die Formel des Exorcismus fand nach dreimaliger Kreuzschlagung und dreimaligen Besprengen mit Weihwasser folgendermaßen Statt:

**In nomine Domini et ecclesiae suae sanctae, jubeo te loqui coram serenissima majestate polonica.**

Dieser Anfang in barbarischem Latein war ganz dazu gemacht, die Besorgniß und die Qualen des Meister Georgeot zu verdoppeln; er wand sich wie ein Schüler, der eine Züchtigung voraussieht, und in seinem Schmerze, der keine Grenzen mehr kannte, ergriff er die Hand des neben ihn stehenden Pater Trefoucier und preßte sie gewaltsam, was ihm in der Meinung der Umstehenden vollends das Ansehen eines Teufels gab.

Es ist kein wahrer Teufel, sondern ein Besessener; ich habe seine Nägel gesehen, es sind keine Krallen.«

»Es ist der Teufel, « versicherte der Gärtner.

»Eilen wir schnell zum Weihwasser!« Flüsterte der boshafte Page Seiner Majestät dem König Casimir in das Ohr.

Der Weihwedel besprengte Meister Georgeot reichlich. Dieser heilige Regen durchnäßte die Haut des armen Teufels so sehr; daß in den Bewegungen; welche die Umstehenden den satanischen

Krämpfen zugeschrieben, der Bart seiner Larve herabfiel.

»Haltet ein, « flehte der Exorcisirte, »haltet ein, meine ehrwürdigen Väter, ich bin Euer Advocat, Meister Georgeot.«

»Lüge, Täuschung, teuflischer Betrug!«

»Machen Sie mich nur aus der Schlinge frei, und ich werde sprechen, « rief Georgeot. Seine Anstrengungen gelang es endlich, die Caputze mit der Larve herabzureißen.

»Meister Georgeot! Er ist es in der That! Wahrlich es ist unser Advocat!«

»Wollen Sie uns wohl sagen, mein Herr, durch welche Metamorphose wir Sie in dieser Maske und mit einer meiner Früchte in der Hand erblicken? Dachten Sie die Rolle des Teufels zu spielen, der der ersten Frau den Apfel bot?«

»Verzeihung, ehrwürdiger Pater Abt, König von Poren und Großfürst von Lithauen! Verzeihung, tausend Mal Verzeihung, meine ehrwürdigen Väter von Sanct Benedikt! Ich werde es nie wieder thun, das könnt Ihr glauben! Ich gebe dem Teufel seinen Anzug zurück, und lege mein Advocatengewand wieder an! Es war ein Carnevalsscherz. Es werden gewiß auch noch Andere verkleidet sein fügte der verschmitzte Advocat hinzu, indem er sich ganz zur rechten Zeit der Vertraulichkeiten des Königs Casimir erinnerte, und dabei einen Blick auf den schönen Pagen des Abtes warf.

»Er ist begnadigt, « sagte lebhaft der König Casimir; »er ist begnadigt. Pater Chevreux und Ihr Alle, meine Brüder entfernt Euch. Man bringe ihn in das Krankenzimmer und um ihn zu stärken, gebe man ihm von den schönen Confituren, die für Frau von Maintenon eingelegt sind.«

---

## V.

### *Der letzte Streich.*

Mit Hilfe der Confituren, des schönen Wetters und auf den ausdrücklichen Willen des Königs Casimir, galoppierte der Advocat Georgeot, von seinen Leiden wieder hergestellt, einen Monat später auf dem Rücken eines Maulthieres neben Seiner Benedictinischen Majestät her, welche Ihre andere Abtei **Saint-Martin de Nevers** besucht hatte. Je mehr die Annäherung an die Hauptstadt den guten Prinzen guter Laune machte; desto sichtlicher wurde die Verlegenheit Georgeots. Schüchtern zerdrückte er in seinem Handschuh einen empfangenen Brief. Dieser war offenbar der Grund seines ängstlichen Schweigens und seiner verlegenen Haltung. Der Wagen der Frau von L'Hospital folgte den beiden Maulthieren, und Meister Georgeot hatte nur diesen Augenblick für sich, den König um eine Gnade zu bitten.

»**Majestas rectissime!**« sagte er als Casimir sein Thier in Schritt setzte.

»**Majestas rectissime!**« — Ei, Meister Georgeot, ich wußte nicht, daß Ihr so erfahren in dem alten Style der Jagelonen wäret? Wollt Ihr mich nicht um etwas bitten?

»Ja, königliche Hoheit, oder wenn Sie es lieber wollen, majestätische Abtlichkeit, Sie haben es gesagt; ich erhalte so eben durch einen expressen Boten die Nachricht, daß meine Frau niedergekommen ist. Würden Sie es mir abschlagen, der Pathe meines Erstgeborenen zu sein?«

»Um so weniger, da ich Pathin sein will, « rief die Marschalin, die ihr Wagenfenster geöffnet hatte, und sich ausschütten wollte vor Lachen über die Begrüßungen des Meister Georgeot, die sein Gleichgewicht im Sattel gewaltig gefährdeten.

Aus dem Sattel. Gestiegen, eilte der Advocat sogleich zu seiner

würdigen Gattin, der Mademoiselle Georgeot, welche in ihrem Himmelbett lag, Wangen und Stirn rosig angehaucht durch die Schaam. Eine Hebamme, eben so musculös wie ein Soldat der Schweizergarde, schaukelte die Wiege des Neugeborenen.

»Bei Gott, ich täusche mich nicht, « rief Meister Georgeot; »Sie sind wieder Kindermutter geworden, Madame Voisin!«

»Das war mein ersten Geschäft, mein Bruder, man muß etwas von Allem treiben; und dann ist der kleine Schelm auch so ein niedliches Püppchen.«

»Ein blondes Kind mit blauen Augen, ein wahrer Amor, Mademoiselle Georgeot. Ha, wenn Frau von L'Hospital den sehen wird!« sagte Meisters Georgeot ganz entzückt. — »Aber, liebe Freundin, was hat er denn da um den Hals?« fuhr er nach einer Pause fort. »Ein Halsband von Emaille mit dem Wappen des Marquis von Gordes! dasselbe Wappen, welches der Verdammte Marquis auf seine Klageschriften drückte. Das sind schöne Dinge! Meiner Treu, das läßt sich nicht ertragen!«

»Was sagst Du mein Bruder? Wenn der König Casimir und die Frau von L'Hospital Dich hörten!«

»Ach, was kümmert mich das!« rief Georgeot, indem er wüthend seine Reitpeitsche zerbrach und mit den Füßen stampfte. »Wollen Sie mir das erklären; Madame Voisin!«

»Müssen Sie denn Alles wissen, Herr Bruder? Nun gut, so will ich Ihnen denn sagen, daß dieses Püppchen nicht aus Ihrer Fabrik ist. Der, den Ihre arme Frau geboren hat, kam in Folge des Schrecks über Ihren Anblick mit Hörnern und einem Schweif auf die Welt. Wir haben das Kind daher in das Hospital des Jesuskindleins gebracht, wo Sie es unter dem Namen des armen Teufels eingestriert finden können. Suchen Sie Ihr Kind dort auf, und lassen uns diesem hier das Maul stopfen.«

---

# Frauenrache

---

Aus der Verbannung  
Gesammelte kleine Romane  
Band 6.

Grimma und Leipzig,  
*Druck und Verlag des Verlags-Comtoirs.*  
1852

## I.

**M**an sprach zur Zeit König Philipps IV in Spanien in Sevilla von nichts Anderem, als den Eroberungen des Don Fernandez Hermosa. Der schönste der Männer in der Stadt, verführte er alle Frauen, erschreckte alle Ehemänner und setzte alle Häscher in Verzweiflung, so sehr skandalisierten seine Abenteuer die ganze Stadt. Genug, wenn Don Fernandez zu Pferde durch die Straßen eilte, von seinen adelichen Gesellschaftern begleitet, die fest ebenso wie er zu fürchten waren, so schloß man in Eile die Thüren und ließ die Fensterläden nieder, denn sobald eine Sennora diesem kühnen Zuge begegnete, so wurde sie entführt, ohne daß Jemand wagte ihr zu Hilfe zu eilen.

Allein die Triumphe des Don Fernandez hatten ein Ende, wie ja Alles sein Ende findet. Die Justiz beschäftigte sich ernstlich damit, Sevilla von diesem übel zu befreien. Der Gouverneur der alten Stadt nahm sich die Ruhe der Bürger zu Herzen, und der junge Kavalier wurde, sowie sich die Gelegenheit darbot, in seiner Wohnung auf Befehl König Philipps IV. gefangen genommen.

Ein einjähriges Exil genügte nicht, um den Schuldigen zu bessern; die Strafe verschlimmert den Fehlenden öfter, als sie ihn bessert. Dasselbe war mit Fernandez der Fall. Als er frei war, kehrte er nach Sevilla zurück und öffnete die Thüren seines Hauses aller lustigen Gesellschaft und warf seine Schätze in fröhlichen Gelagen zum Fenster hinaus. Aber inmitten dieser berausenden Feste beherrschte ihn ein Gedanke, ein Gedanke, der eines Edelmanns durchaus unwürdig war. Er suchte ein Mittel, sich an seinem Feinde zu rächen. Der Zufall kam unglücklicherweise seinen Plänen zu Hilfe.

Eines Abends öffnete sich die Thür des Gouverneurs mit großer Vorsicht, und eine verschleierte Dame, gefolgt von einer Kammerfrau trat heraus. Sie durcheilte die lange Straße mit schnellen Schritten und blieb vor einem ärmlichen Häuschen stehen, worauf sie eintrat.

In einem elenden Zimmer lag hier auf einer erbärmlichen Lagerstätte ein Sterbender. Bald hörte man Nichts weiter als den Athem der vor dem Bette knienden beiden Engel und das angstvolle Röcheln des Kranken. In diesem Augenblicke schlug die Uhr der benachbarten Kirche zehn; die Sennora zitterte, erhob sich, ließ ihren Schleier nieder und verließ die traurige Wohnung. Sie ließ hier Gold, diesen Segen des Reichen, zurück und wechselte dafür Dankbarkeit diesen Segen der Armen ein.

Als Donna Silvia (denn es war die Tochter des Gouverneurs) um die Ecke einen Gäßchens bog, begegnete sie einer Truppe junger Kavaliers, die alle in der Hand den weiß verzierten Dolch und auf der Schulter den Mantel trugen.

»Halt, schöne Damen!« riefen sie mit höhnischen Stimmen, »hier beginnt eure Sklaverei. Die Sennoras müssen nächtliche Spaziergänge fürchten und dem Asyl in einem Betsaale den Vorzug geben. Ihr seid unsere Gefangenen. Beim Sankt Jakob von Compostella kein Lösegeld der Welt könnte eine so reiche Beute befreien!«

Die Herrin verlor den Gebrauch ihrer Sinne, was die Kammerfrau betrifft, so traten ihre flehentlichen Bitten umsonst. Man schloß ihr

den Mund mit einem Taschentuche, und der eine der Kavaliers trug sie auf seinen Armen davon, indes Don Fernandez sich Donna Silvias, die er erkannt hatte, bemächtigte.

Als das edle Mädchen wieder zur Besinnung kam, befand sie sich in einem Saale des Hauses Don Fernandez allein. Eine unsichtbare Hand hatte sie auf ein reiches und weiches Sopha niedergelassen. Sie erhob sich, lief nach der Thür, und als sie gewahrte, daß dieselbe verschlossen war, rief sie die Hilfe des Himmels an und vergoß reichliche Thränen. Die Frömmigkeit und ihr Gottvertrauen gaben ihr wieder Muth. Sie war überzeugt, daß Gott sie nicht verlassen würde, und beruhigte sich daher. Eine Maske und ein schöner Domino, die auf der Erde und zu ihren Füßen lagen, fielen ihr jetzt in die Augen. Es kam ihr der Gedanke, mittelst dieser Dinge die Wachsamkeit des Don Fernandez und seiner Freunde zu täuschen. Sie hüllte sich in den Domino, bedeckte ihr Gesicht mit der Maske und empfahl sich von Neuem dem Schutze Gottes.

Der junge Spanier säumte nicht, zu erscheinen. Die Gegenwart einer Dame in rosenfarbenem Domino und mit einer Sammetmaske machte ihn einen Augenblick stutzig; da er sich aber die Verwandlung, die mit der Tochter des Gouverneurs vorgegangen war, nicht erklären konnte, so glaubte er, eine der zu seinem Feste eingeladenen fröhlichen Gesellschafterinnen vor sich zu haben, zumal er sich erinnerte, diesen Anzug am Morgen gesehen zu haben.

Mit etwas bedrängter und verlegener Miene wagte er endlich die Worte:

»Wie! Meine Schöne, so allein hier, während die Menge das Geräusch und Vergnügen sucht?«

»Fernandez, « antwortete die Sennora mit fester Stimme, »ich bin hier allein, weil die Träumerei mich zur Ruhe einlud. Die Träumerei ist zuweilen gut; aber ich gestehe es, mein Charakter eignet sich nicht, sich ihr lange zu überliefern. Das Schweigen dieses großen Saals bedrückt meine Seele. Komm, Fernandez; anderswo werden wir freier athmen.«

Und Silvia beeilte sich, den jungen Kavalier in den erleuchteten

Garten zu ziehen.

»Mein Gott, « fuhr sie fort, »wir herrlich duften hier die Blumen! — Ach, Fernandez, welcher-Zaubergarten! — Was ist Dir? Deine Stirn ist von finstern Gedanken belagert!«

»Ich erkenne Dich, « sagte Fernandez, »Du bist Jacintha, die Sylphide Sevillas, die schönste unter den Schönen. — Aber laß mich, — mich beschäftigen ernste Dinge —«

»Wäre es möglich? Ich glaubte nicht, daß Don Fernandez im Stande wäre, sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Und welches sind diese wichtigen Sachen?«

»Ach! Jacintha, die Rache ist das süßeste aller Gefühle!«

»Geh', Fernandez, wohin Dein Herz Dich zieht!«

Bei diesen Worten verlor sich die Sennora in die geheimnißvollen Büsche der blühenden Orangenbäume. Da dieser Theil des Gartens sehr wüst war, so gelang es Silvia leicht, eine der Thüren zu erreichen, die man offen gelassen hatte. Sie befand sich bald in einer Straße, aber inmitten der größten Dunkelheit. Sie ging nicht, sie lief. Es schien ihr, als hörte sie die Schritte ihres Entführers hinter sich. Allein sie irrte vergeblich während der ganzen Nacht in der Stadt umher, ohne den Wegs nach ihrem väterlichen Hause zu finden, und der Tag war bereits angebrochen, als sie dasselbe erst nach unsäglichen Mühen und Ängsten erreichte.

Am Tage darauf hörte ganz Sevilla das Gerücht von Silvias Entführung, und das edle Mädchen sagte zu ihrem trostlosen Vater:

»Tröste Dich, mein Vater, wenn mein Ruf auch vielleicht gelitten hat, so ist doch mein Gewissen rein, und ich werde mich rächen; Fernandez irrte sich nicht, « fuhr sie fort, »die Rache ist das süßeste aller Gefühle.«

---

## II.

»Beeile Dich, Pepita, beeile Dich. Wenn Du nicht schneller bist, so werde ich der Hinrichtung nicht mit beiwohnen können.«

So sprach Donner Silvia zu ihrer Kammerfrau, welche damit beschäftigt war, sie anzukleiden.

»Ich erkenne Ihre Menschlichkeit nicht mehr, Sennorita, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihr Betragen in Erstaunen setzt. Wirt die Tochter des besten, des edelsten der Männer, wie! Donna Silvia, die ein Unglücklicher und Armer niemals vergeblich um ein Almosen ersucht hat, glaubt, ein Vergnügen daran zu haben, die Hinrichtung eines Unglücklichen anzusehen, dessen trauriges Ende ihr Mitleid und Erbarmen einflößen sollte!«

»Mitleid? Erbarmen? Für meinen Todfeind? Für einen abscheulichen Mörder?«

»Das Wort ist hart, Sennora. Don Hermosa ist bestimmt kein Mörder. Ein Streit erhob sich zwischen ihm und dem Neffen des Königs. Ein Duell ohne Zeugen findet statt. Der muthige Fernandez tödtet seinen Gegner, und da er durch seinen Triumph die Ehre und Macht des Königs beleidigt und verletzt hat, so nimmt man ihn fest, schließt ihn ein, richtet und verurtheilt ihn zum Tode. Das ist eine befremdende Fatalität; aber kein Verbrechen; das bestreite ich.«

»Woher hast Du denn dies sonderbare Mitleid, Pepita? kommt dies vielleicht daher, weil Don Fernandez Deine Herrin beleidigt hat?«

»Ach, Sennora; Sie treiben Ihren Scherz mit mir. Nehmen Sie eher an, daß dies darin seinen Grund hat, weil ein schöner Kavalier stets verdient, daß man sich für ihn interessiert. Es betrübt mich, wenn ich daran denke, daß ein Hieb mit dem Beile einen so schönen Kopf vom Rumpfe trennen die Schläge des Herzens endigen soll, wo die chevaleresken Gefühle niemals erloschen waren.«

»Schweig, Pepita, denn Deine Rede verwundet mich. Schürze den letzten Knoten meines Korsetts, befestigt meinen Schleier, und eilen

wir auf den Balkon. Fernandez, ich hatte geschworen, mich zu rächen; aber Du rächst mich besser, als ich je hätte thun können! Mein Vater erwartet uns, folge mir, Pepita. Ich wünsche die Menge auf dem Platze zu sehen. — Welche zahllose Menge, um den Kopf eines Menschen fallen zu sehen! Die Knechte des Scharfrichters arbeiten noch an dem Gerüst, sie behängen es mit schwarzem Sammet; ist das nicht bewundernswerth? Man vergißt nicht die »Rücksichten« die man dem Stande des Verurtheilten schuldig ist! — Horch, horch! die Menge wird laut — Alle Köpfe richten sich nach dorthin — Der Schuldige nähert sich! Ah! da sind schon die Kompagnien der Soldaten die den Trauermarsch dieses finstern Zuges eröffnen; sieh, dort kommen schon die schwarzgekleideten Büssermönche, und dort endlich der Verurtheilte! — Er ist von seinen Pagen und dem Priester begleitet, der ihn zur Reue ermahnt und auf den Tod vorbereitet!« —

»Ach, wie schade um ihn!« seufzte Pepita. »Sehen Sie, Sennora, welch' männliches und sicheres Betragen. Nein, der, welcher dem Tode mit solcher Ruhe ins Gesicht sehen kann, ist kein Schuldiger, ist kein Feigling! Gerechter Himmel, er besteigt das Schaffot, er entkleidet sich und reicht seinen Ueberwurf seinem Pagen; er befiehlt ihm, ihm das Haar zu binden — dies schöne, braune Haar, das mit so vieler Grazie auf seinen Spitzenkragen herniederfiel! Er sagt dem Knaben, daß er ihm die Augen verbinden solle, und schon schickt sich der Knabe an, das goldgestickte Taschentuch weinend zusammenzulegen, das nun für immer diese schönen, sanften Augen verschleiern soll! Ach, Sennora, Sennora, er wendet seinen Blick hierher, er hat Sie erkannt, sehen Sie, wie erzittert, wie verwirrt er ist! — Nun, ich denke, jetzt sind Sie gerächt!«

»Er hat mich erkannt, Pepita, er verwirrt sich? Du scheinst mich täuschen zu wollen.«

»Sie täuschen zu wollen? Zu welchen Zwecke? Ich bin aufrichtig gewesen, ich versichert Sie. Erbarmen, Erbarmen! der Scharfrichter bereitet sein Beil! Don Fernandez kniest nieder, er ist verloren, der Unglückliche! Nichts kann ihn also mehr retten? Bewundern Sie doch dies grausame Schauspiel, Sennorita! Erfreuen Sie sich doch

daran, da Sie den Muth dazu haben! Ich fühle es, daß ich mit dem Verurtheilten meinen Geist aufgeben werde! — Aber weshalb wenden Sie Ihr Antlitz weg! Weshalb ist Ihre Hand so kalt wie Marmor?«

»Frage mich nicht, « murmelte Donna Silvia mit einer fast unhörbaren Stimme.

Sie war so bleich wie eine Wachsbüste, ihre bleichen Lippen zitterten, ihr starrer Blick warf nur noch einen schwachen Schein um sich. Demüthig niedergebeugt erwartete das Opfer den Tod, und das schweigsame Volk drängte sich nach dem Schaffot. Der Scharfrichter erhob sein Beil —

Im selben Augenblick ließ sich ein schrecklicher Schrei hören, der vom Balkon des Gouverneurs kam.

»Haltet ein, « rief mit Energie ein geängstigtes Weib, »haltet ein! Dieser Mensch ist frei! Ich erkläre, ihn zum Manne nehmen zu wollen.«<sup>31</sup>

---

### III.

Die noch bleiche und ganz aufgeregte Tochter des Gouverneurs lag ermüdet und ohnmächtig auf einem Divan ihres Zimmers. Ihre Blicke richteten sich in jeder Minute nach der gothischen Wanduhr, die ihr gegenüber an der Wand hing, und es war vergeblich, daß eine besorgte Zofe sich bemühte, ihre Aufmerksamkeit durch Worte davon abzulenken; ihr Mund blieb stumm und schien sich nicht mehr öffnen zu wollen. Indeß ein stolzes Lächeln erleuchtete mit einem Male ihr Gesicht, als ihre Augen sich von der Wanduhr ab- und auf einen Spiegel wandten, der ihr poetisches Antlitz wiedergab. Hatte sie an Don Fernandez gedacht? Die Thür des Zimmers öffnete sich endlich. Die Tapeten, die sie bedeckten, wurden langsam bei Seite geschoben, und Pepita erschien. Auch sie beobachtete ein tiefes Stillschweigen, als sie sich ihrer Herrin näherte. Silvia zitterte. Sie lauschte lange nach einem Worte von Pepita, als sie aber sah, daß die Kammerfrau in Schweigen verharrte, rief sie:

»Was ist geschehen? Magst Du es nicht, mir die Antwort zu hinterbringen? Mein Geist bemüht sich umsonst zu errathen, was Du mir zu verbergen suchst.

— Ist mein Vater aus dem Palast des Königs zurück?

— Weißt Du, ob Fernandez gerührt ist von dem ungeheuern Opfer, welches ich ihm bringe? — Sprich, ich befehle Dir, mir die Wahrheit zu sagen.«

»Ich achte Sie zu hoch, Sennora. als daß ich Ihnen ungehorsam sein könnte; indes es ist mir furchtbar peinlich, Ihnen diejenigen Nachrichten zu bringen, die ich gesammelt habe. Sie wollen es aber, so hören Sie also. Der Tumult war ungeheuer, als man Sie vom Balken trug. Allein die Bestürzung der Menge sollte sich noch vergrößern, denn Don Fernandez, den Sie so eben gerettet hatten, der durch Sie auferstanden war, anstatt dem Himmel für die unerwartete und ungehoffte Hilfe zu danken, erhob stolz das Haupt und fügte:

»Möge die Frau, deren rührendes Mitleid mich so eben vom Tode errettet hat, tausendmal gesegnet sein; aber sie möge mir verzeihen, wenn ich es verweigere, länger leben zu wollen.«

»Ist dies möglich, Pepita? Unzweifelhaft wußte er nicht, wer ihn gerettet hatte?«

»Er wußte es damals nicht, Sennorita; Ihre Stimme war ihm wenig bekannt, und Ihr Name war noch nicht bis in sein Ohr gedrungen.«

»Vollende!«

»Als der Scharfrichter nicht mehr das traurige Recht hatte, sein Handwerk auszuüben, wurde bestimmt daß man den Verurtheilten ins Gefängniß zurückführen, und daß er daraus nicht eher befreit werden solle, als bis die Person, die ihn zu heirathen erklärt habe, sich gestellt und im Gefängniß seine Auslieferung erbeten haben würde. Man zweifelte übrigens stark an der Festigkeit seiner Entschlüsse, denn es ist eine sehr befremdliche Sache, einen jungen Mann das Leben verschmähen zu sehen. —

»Die Ungläubigen täuschten sich — Ihr Vater hatte sich in den Palast des Königs begeben, den dieser seit einem Monate in Sevilla bewohnte. Philipp IV. hatte in Betracht des Adels und der Verdienste Ihrer Familie verziehen. Er gab seine Einwilligung zu dieser Ehe und befahl, dem Schuldigen seine konfiszierten Güter wieder herauszugeben. Dieser konnte wahrlich unmöglich auf eine größere Gnade hoffen, da er am Fuße des Schaffots das Leben, sein Vermögen und mit allen diesen kostbarere Gütern eine der vollendetsten Frauen erhielt. — Würden Sie es glauben, Sennora, man ging, um ihm diese neuen Gnaden des Königs zu verkünden und ihm den Namen seiner Befreierin zu nennen. — Dies hieß doch gewiß, ihm sein Glück zu erzählen. Er weigerte sich — Sennora, er weigerte sich, es anzunehmen! —

Eine lebhafte Röthe färbte Silvias Stirn, ein unheimliches Feuer leuchtete in ihren Augen, und mit dem Tone der tiefsten Entrüstung rief sie aus:

»Der Undankbare! Er hat geschworen, mir alle Beleidigungen zuzufügen! Gestern entführte er mich, um sich zu rächen, heute beleidigt er mich durch seine Nichtachtung, er zieht mir den Tod vor!!

Ich, die Tochter des Gouverneurs von Sevilla, ich, deren Hand von Herzögen und Prinzen gefordert wird! — Welche Abscheulichkeit! Weshalb habe ich ihn nicht unter dem Beil des Henkers sterben lassen? Die Strafe war wohlverdient; aber ich habe seinen Tod nur hinausgeschoben, um von ihm diesen schrecklichen Hohn zu empfangen!«

»Beruhigen Sie sich, Sennora, Ihr Gewissen darf Ihnen keinen Vorwurf machen. Wenn man bedauert, mitleidig gewesen zu sein, so beleidigt man die Tugend.«

»Pepita, ich bin vernichtet. Was wird mein Vater sagen? Er, den wir nach so unsäglicher Mühe beruhigt hatten. Don Fernandez weist mich zurück, während ich ihm das Leben anbiete, und die Welt, die sich erst über seine Felonie erfreute, wird sich jetzt von neuem über meine Erniedrigung belustigen. Dieser Mensch ist wahnsinnig, Pepita, der Wahnsinn allein kann sein unerklärliches Betragen entschuldigen. Ach, mein Stolz ist auf Irrwegen, er liebt vielleicht eine Andere.«

Nachdem sie diese letzten Worte gesprochen hatte, fiel die Tochter des Gouverneurs in eine tiefe Träumerei; sie heuchelte die Gleichgültige, aber durch den schmerzhaften Ausdruck ihrer Physiognomie, durch die fieberhafte Aufregung ihres Blickes war es leicht zu errathen, daß ein furchtbarer Sturm in ihrem Innern wüthete. Die Duenna und die Zofe standen vor ihr und betrachteten sie, ohne es zu wagen, durch eine Frage ihre tiefen Betrachtungen zu unterbrechen. Dies kam daher, weil es eine Art von Verzweiflung giebt, gegen die alle Bemühungen der Sympathie abprallen!

In diesem Augenblicke hörte man außerhalb ein Geräusch.

»Ich will mit ihr sprechen, « sagte eine jugendliche Stimme, »ich muß mit ihr sprechen. Ich bringe einen Brief von meinem Herrn.«

Und der Page von Don Fernandez stürzte ins Zimmer. Mit einem Sprunge befand er sich vor dem Ruhebett Donna Silvias, und indem er der Tochter des Gouverneurs den Brief hinhielt, mit dem man ihn beauftragt hatte, sagte er:

»Lesen Sie, Sennora, ich flehe Sie darum an; dies wird Ihnen beweisen, wie sehr mein Herr Ihres Mitleids würdig war, und wie

würdig er Ihrer Liebe sein wird.«

Silvia empfing den Brief mit zitternder Hand, sie öffnete ihn lebhaft und durchflog die folgenden Zeilen:

*»Ihr Gatte zu werde, Sennora, Ihr Schicksal mit dem meinen vereint zu sehen! Habe ich das Recht gehabt, auf soviel Glück zu rechnen? Mein Leben habe ich toll und unnütz verbracht, und ich würde erröthen, wenn ich von der Großmuth Ihrer Seele, einige Tage länger auf dieser Welt zu leben, Gebrauch machen wollte. Es ist schon zufiel, daß ich durch eine ungerechte Rache die reinsten der Frauen beleidigt habe. Soll ich mich als ein Egoist Ihrem Schicksal aufdrängen? soll ich der hindernde Schatten Ihrer Zukunft werden? Nein, ich fühle es, ich verdient Donna Silvia nicht. Möge sie mich daher zum Tode zurückkehren lassen, ich erbitte von Ihrer Güte nur eine Gnade: Verzeihung«*

Ohne ein einziges Wort hervorzubringen, hatte Silvia ihr schönes Gesicht auf den Brief Don Fernandez gebeugt; aber Thränen rannen reichlich zwischen ihren Fingern, die diesen Brief konvulsivisch hielten.

»So jung sterben!« murmelte sie endlich.

»Und zu sterben, während er Sie liebt und dem Tode entgegengeht, weil er Ihre Ehre vertheidigt hat.«

»Er Fernandez!?!«

»Ja, Sennora, er hat sich im Duell geschlagen, weil der Neffe des Königs die Frechheit hatte, Ihren Ruf anzutasten, denn seit dem Augenblicke, wo Sie aus seinem Hause entflohen waren, betete er Sie an, und seine Zärtlichkeit war ebenso aufrichtig wie seine Reue. Wenn er nicht schon Tags darauf kam um Ihre Verzeihung anzuflehen, so geschah dies deshalb nicht, weil er sich vor sich selbst schämte, und weil er glaubte, nicht besser die Vergangenheit vergessen machen zu können, als indem er, sich für Sie opferte. Die Gelegenheit, dies zu beweisen, bot sich bald genug dar, und er hat sie mit der Freude eines Renegaten ergriffen, der das Mittel gefunden hat, seinen Gott zu entwaffnen.«

Silvia war noch immer in der reichen Toilette, mit der sie sich hatte schmücken lassen, als sie von der Höhe ihres Balkons der

Hinrichtung Don Fernandez hatte beiwohnen wollen. Indeß herrschte Unordnung in ihrem Anzuge. Kaum war der Page fort, als sie sich auch schon beeilte, sich von dem Ruhebett zu erheben.

»Schnell, Pepita, schnell meinen Mantel, und beeile Dich, meine Sänfte holen zu lassen.«

Ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, beeilte sie sich, ihr aufgelöstes Korsett zu schließen, ihr langes Haar, das in goldenen Wellen auf ihren Alabasterhals herabwogte, aufzustecken und weit von sich einen Perlenschmuck zu werfen, der ihr in ihrer Eile nur hinderlich war.

Eine Viertelstunde später durchlief sie mit schnellen Schritten die finstern Bogengänge des Gefängnisses.

»Was befehlen Sie, Sennor?« fragte der Gefangenwärter.

»Melden Sie Don Fernandez, daß seine Gattin ihn erwartet.«

Dies war Silvias Antwort. — Don Fernandez erschien bald darauf.

»Ich komme, « fuhr Silvia fort, »um Sie im Namen *unsrer* Liebe (sie betonte besonders das Wort *u n s r e r*) um ein großes Opfer zu bitten! — Das Opfer, am Leben zu bleiben, um Ihr Unrecht wieder gut zu machen.«

»Unsere Liebe!« war, wie sie es herausgesehen hatte, von wunderbarer Wirkung. Don Fernandez, außer sich vor Glück, warf sich ihr zu Füßen.

»Man hat mich getäuscht, Sennora, « rief er, »denn jetzt sehe ich es. Gott ist indes mein Zeuge, daß ich dem Knaben anbefohlen hatte, mein Geheimniß zu bewahren! — »Unsere Liebe!« — Silvia, ein Opfer! O, wie schlecht passen diese Worte zusammen! Sagen Sie eher, indem Sie mich retten, geben Sie mir den Himmel auf Erden!«

---

# Der Vesuv und seine Opfer.

---

*Aus den  
neuesten Feuilletons des Journals  
Le Siècle,  
ins Deutsche übersetzt von Georg Lotz.  
Hamburg 1843.  
Verlag von G. Bödeker.*

**E**in furchtbarer Ausbruch des Vesuvs gab zu einer wunderbaren Begebenheit Veranlassung, welche mir während meines Aufenthalts in Neapel erzählt wurde.

An dem Abhange des Vesuvs, nahe bei der Quelle eines Armes des Gebetes, erhob sich eine jener reisenden Villen, wie man sie auf den Gemälden *Leopold Roberts* erblickt. Es war ein elegantes viereckiges Gebäude, größer als ein gewöhnliches Haus, aber weniger imposant als ein Palast, versehen mit einem auf Säulen ruhenden Portico, einem terassenförmigen Dache, grünen Jalousieen, blumengeschmückten Geländen, und einem Garten, in welchem Orangen, Rosen und Granatbäume prangten.

Während des ganzen Tages blieb diese Villa, wie es in Neapel Gebrauch ist, einsam und verschlossen; wenn aber der Abend erschien, und mit ihm die erfrischende Meereskühle, wurden die Jalousieen langsam geöffnet, um die erquickende Luft herein zu lassen; und dann konnten diejenigen, welche an dieser Behausung vorüber kamen, durch die geöffneten Fenster Gemächer mit vergoldeten Mobilien und reichen Teppichen gewahren, in welchen Arm in Arm sich einander mit liebevollen Blicken betrachtend, ein schöner junger Mann und eine junge Dame auf- und ab schlenderten. Dieses waren der Herr dieses kleinen Feenpalastes,

*Graf Odoardo Giordani* und seine junge Gemahlin *Lia*.

Obgleich diese beiden jungen Leute sich schon seit längerer Zeit liebten, waren dennoch seit ihrer Verbindung erst sechs Monate vergangen; ihre Verheiratung sollte in dem Augenblick stattfinden, als die neapolitanische Revolution ausbrach; der Graf Odoardo aber, den Geburt und Grundsätze an die königliche Sache fesselten, war dem Könige Ferdinand durch Sizilien gefolgt und er als Ehren-Cavalier der Königin sieben oder acht Monate in Palermo geblieben; als aber der Cardinal Russo seine Expedition nach Calabrien ins Werk richtete, hatte Graf Odoardo bei seiner Gebieterin um die Erlaubnis nachgesucht, ihn begleiten zu dürfen; und als ihm dieses zugestanden worden, folgte er ihm auf seinem Triumphzuge nach Neapel. Er war mit ihm in die Hauptstadt eingezogen, hatte dort seine Lia treu wiedergefunden, und sich mit ihr vermählt, da ihrer Verbindung kein Hinderniß im Wege stand. Dem Blutvergießen enteilend, welches die Stadt in Verzweiflung setzte, hatte er seine junge Gemahlin nach dem Paradiese geführt, das zu schildern ich versucht habe, und das sie jetzt seit sechs Monaten miteinander bewohnen. Der Graf wäre jetzt unstreitig der Glückliche der Sterblichen gewesen, hätte sich nicht eine Begebenheit ereignet, die seine Seele ungemein trübte.

Alle Mitglieder seiner Familie hatten den Haß nicht geteilt, den er gegen die Franzosen hegte, und der ihn bei ihrer Annäherung Neapel verlassen ließ. Der Graf hatte eine jüngere Schwester, welche sich Therese nannte, es war ein junges liebliches Mädchen, die wie eine Lilie im Schatten des Klosters dahinwelkte. Der Sitte der neapolitanischen Familien zufolge war die Zukunft und die Liebe dieses jungen liebenswürdigen Geschöpfes dem Vortheile ihres älteren Bruders geopfert worden. Noch bevor die arme Therese die Welt kennen lernte; hatte das Gitter des Klosters sie von derselben getrennt, und als ihr Vater starb und ihr älterer Bruder, den sie anbetete, freier Herr seiner Handlungen geworden war, war ihr Gelübde schon seit drei Jahren ausgesprochen.

Das erste Wort, welches Graf Odoardo an seine Schwester richtete, als er sie zum ersten Mal nach dem Tode ihres Vaters

wieder sah, war das Anerbieten, ihr von dem heiligen Vater die Aufhebung jenes Gelübdes zu verschaffen, das sie ausgesprochen hatte ohne die Schwere desselben zu kennen. Für das arme Mädchen aber, das die Welt bisher nur durch ihren Schleier geschaut hatte, dessen Herz keine andere Liebe kannte, als die welche sie dem Heiland gelobt hatte, hatte das Klosterleben seinen Zauber und seine Reize; sie dankte also dem Bruder für sein Anerbieten, versicherte ihn aber, daß sie sich glücklich fühle und jede Veränderung fürchte, die ihrer Lebensweise eine andere Richtung als die, in der sie bisher gewandelt geben würde.

Der junge Graf, welcher zu lieben begann, und wußte, welchen Wandel die Liebe im Leben hervorbringt; zog sich zurück, indem er Gott bat, daß seine Schwester den einmal gefaßten Entschluß nicht bereuen möge.

Einige Monate vergingen, da ereigneten sich die Begebenheiten die wir erzählen wollen: der Graf Odoardo zog sich wieder nach Sicilien zurück, wie wir es bereits berichtet haben und überließ die junge Carmeliterin der Sorge des Allmächtigen.

Die Franzosen zogen in Neapel ein; und die partenopeische Republik ward proklamiert. Eine der ersten Handlungen der neuen Regierung war dieselbe, mit der ihre ältere Schwester die ihrige begonnen hatte, sie bestand darin, die Pforten aller Klöster zu öffnen und zu erklären, daß die erzwungenen Gelübde null und nichtig wären.

Da aber dieses Dekret nicht hinreichend war, besonders die Frauen zu bestimmen, die Stadt zu verlassen, in welcher sie bisher gewohnt hatten, und wo sie zu sterben hofften, folgte bald ein zweiter Bescheid, welcher alle religiösen Orden für gänzlich aufgehoben erklärte.

Die armen Tauben waren also gezwungen, ihren Taubenschlag zu verlassen. Therese begab sich zu ihrer Tante, welche sie wie ihre Tochter aufnahm; das Haus der Marquise Livello (so nannte sich diese Tante) war indes nicht geeignet, der jungen vormaligen Novizin die Ruhe zu gewähren, nach der sie verlangte. Die Marquise deren aristokratische Stellung sowie Reichthum und Geburt, sie an die

Familie Bourbon fesselte, hatte befürchtet, daß diese ihre allgemein bekannte Gesinnung sie compromittieren könne, und sie hatte sich daher beeilt, den General Championet und die bedeutendsten Befehlshaber der französischen Armee bei sich zu empfangen.

Unter den Offizieren befand sich ein junger Obrist von vier und zwanzig Jahren. In jener Zeit konnte man noch jung zum Obristenrange gelangen. Der von dem hier die Rede ist, hatte sich durch seinen kühnen Muth emporgeschwungen. Kaum sah er Therese, als er sich in sie verliebte, kaum hatte sie ihn erblickt, als sie begriff, daß es noch ein anderes Glück in der Welt gab, als die Einsamkeit und die Stille des Klosters.

Die beiden jungen Leute liebten sich, der Eine mit der Phantasie eines Franzosen, die Andere mit dem Herzen einer Italienerin. Beide sahen indes bald ein, daß diese Liebe nur unglücklich sein könne. Wie konnte die Schwester eines ausgewanderten Royalisten einen republikanischen Obristen heirathen? —

Die beiden jungen Leute liebten sich indeß darum nicht weniger, ja vielleicht liebten sie sich gerade deshalb noch mehr. So vergingen ihnen drei Monate wie eins einziger Tag; dann erhielt die französische Armee jene verhängnisvolle Ordre des Rückzuges, die ein so großes Unglück anrichten sollte, und die beiden Liebenden aus ihren goldenen Träumen aufschreckte. Es viel ihnen nicht ein, sich zu trennen: die Lieben der beiden jungen Leute war allzu feurig, als daß sie einem solchen Gedanken hätte Raum geben können. Sich von einander trennen, hieße sterben, und Beide fühlten sich so glücklich, daß sie noch große Lust hatten, zu leben.

In Italien ist es leicht, einer Liebe die kirchliche Weihe zu verschaffen; die Liebenden begeben sich zu einem Priester, erklären ihm, daß sie mit einander verheirathet zu werden wünschen, beichten, empfangen die Absolution, knieen vor dem Altar nieder, hören die Messe mit an und sind vermählt.

Der Obrist schlug Theresen eine Verheirathung dieser Art vor, Therese willigte ein. Man kam überein, daß die Letztere in der Nacht vor dem Abzuge der französischen Armee das Haus ihrer Tante insgeheim verlassen solle, worauf die Liebenden in der auf dem

Mercato Ruopo gelegenen Kirche die priesterliche Weihe empfangen wollten.

Alles ging, wie man es verabredet hatte, bis auf einen Umstand. Die beiden Liebenden stellten sich dem Geistlichen vor, welcher ihnen erklärte, daß er vollkommen geneigt sei, ihre Verbindung einzusegnen, sobald er ihre Beichte vernommen haben würde. Es war nichts dagegen einzuwenden, der Gebrauch verlangte es, der Obrist erklärte sich bereit, und knieete an der einen Seite des Beichtstuhles nieder, während das junge Mädchen auf der anderen Seite ihre Kniee beugte. Der Obrist empfing von dem Geistlichen ohne Weiteres die Absolution.

Gegen alle Erwartung aber war dieses nicht der Fall bei der armen Therese. Der Priester verzieh ihr zwar ihre Liebe, so wie ihre Flucht aus dem Hause der Tante, weil diese Flucht zur Absicht hatte, ihren Geliebten zu folgen; als aber das junge Mädchen ihm beichtete, daß sie vormals eine Nonne gewesen, und daß sie dem Kloster entflohen sei, als das Dekret alle religiösen Orden auslöschte, erhob sich der Priester, erklärte, daß Therese zwar in den Augen der Menschen, aber doch nicht in denen Gottes freigesprochen sei, und weigerte sich dem zufolge, die Verbindung der beiden Liebenden einzusegnen. Therese flehte, der Obrist drohte; aber der Priester blieb unbeweglich. Der Obrist hatte die größte Lust, ihm seinen Degen durch den Leib zu rennen, aber er bedachte, daß er dadurch doch nicht vermählt sein würde, und so trug er Therese auf seinen Armen fort, und tröstete sie mit der Versicherung, daß dieses nur eine kurze Verzögerung sei, und daß sie, kaum in Frankreich angelangt, einen weniger gewissenhaften Priester finden würden.

Therese liebte; sie glaubte und willigte ein, ihrem Geliebten zu folgen. Am folgenden Morgen fand die Marquise von Livello einen Brief, welcher sie von der Flucht ihrer Nichte benachrichtigte. Diese Kunde verursachte ihr großen Schmerz; dieser aber ward nicht bloß durch das Verschwinden Theresens herbeigeführt. Wir haben die politischen Besorgnisse der Marquise erwähnt. Dieselben hatten sie veranlaßt, als Freunde die Franzosen zu empfangen, welche sie haßte. Sie sah eine royalistische Revision voraus, schon war sie den

Bourbons verantwortlich für die Gemeinschaft mit den Patrioten; was würde nun erst gar daraus werden, wenn man erfuhr, daß ihre Nichte, die ihre Sorge anvertraut worden war, die Schwester des Grafen Odoardo, das heißt, eines der eifrigsten Anhänger des Königs Ferdinand, von Neapel mit einem republikanischen Obristen entflohen sei? Die Marquise hielt sich demnach schon für verloren, für eingekerkert, für guillotiniert, oder wenigstens für verbannt.

Ihr Entschluß war indeß augenblicklich gefaßt. Sie erzählte, daß die Gesundheit ihrer Nichte seit einiger bedeutend gelitten habe, und daß sie, überzeugt, daß die Luft von Neapel ihr nachteilig sey, sich nach Livorno zurückgezogen habe.

Noch am selben Abend reiste die Tante in einem verschlossenen Wagen ab, so als ob Therese sich bei ihr befände, und am folgenden Tage langte sie an ihrem Schlosse an, welches in dem Distrikt Bari an dem Flößchen Ofonto gelegen war.

Es war eine finstere, einsame Burg, welche vollkommen für die Ausführung ihres Planes geeignet war. Nach Verlauf eines Monats verbreitete sich in Neapel das Gerücht, daß Therese an der Auszehrung gestorben sey. Ein Certificat eines alten, der Familie der Marquise seit fünfzig Jahren attachierten Priesters, ließ rücksichtlich dieser Begebenheit keinen Zweifel übrig. Überdies, wer konnte argwöhnen, daß das ganze eine Lüge sey? man wußte, daß die Marquise ihre Nichte anbetete, und sie hatte laut verkündet, daß dieselbe ihre alleinige Erbin sein sollte. Die Marquise hatte die Gerüchte mit um so größerer Sicherheit verbreitet, da Therese sie in einem Briefe benachrichtigt hatte, daß sie sie niemals wiedersehen werde,

Der Graf Odoardo war in Verzweiflung, Lia und seine Schwester waren Alles, was ihm in der Welt übrig geblieben war; zum-Glück blieb ihm noch Lia.

Wir haben erzählt, wie Odoardo, als er sich mit dem Cardinal Russo nach Neapel begab, Lia liebender als je zuvor wieder fand, wir haben berichtet, wie sie verbunden wurden, und wie sie sich von Neapel zurückgezogen hatten, um einzig und allein nur ihrer Liebe zu leben. Sie bewohnten jene reizende Villa, die wir geschildert

haben, welche an einem Abhange des Vesuvs lag, und von deren Fenstern man zu gleicher Zeit den Vulcan, das Meer, Neapel und das ganze reizende Thal erblickte, das sich nach Acerra hindehnt.

Die beiden jungen« Gatten empfingen nur wenig Gesellschaft. Das Glück liebt die Ruhe und sucht die Einsamkeit. Ueberdies hatte die Gräfin gleich in den ersten Tagen nach ihrer Vermählung den Besuch einer Freundin erhalten, welche ihr nicht blos zu ihrer Verheirathung, sondern auch zu dem Triumph Glück wünschte, den sie über eine Nebenbuhlerin davon getragen habe. Ohne zu wissen, was diese letzten Worte, zu bedeuten hatten, erblaßte Lia; sie fragte; von welcher Nebenbuhlerin die Rede sey. Die geschwätzige Freundin beeilte sich darauf ihr zu erzählen, daß man am Hofe von Palermo unablässig von der Liebe gesprochen habe, welche der Graf der schönen *Lyonna*, der Günstlingin Carolinens, einflößte; eine Liebe, welche die Freunde Lia's mit Besorgnissen erfüllten; dieselben aber waren unbegründet gewesen. Der neue Rinaldo hatte die Fesseln der neuen Armida, die er eine Zeitlang getragen; von sich abgeschüttelt, und war zu seiner ersten Geliebten verliebter als je zurückgekehrt.

Lia hatte dieser Erzählung mit einem Lächeln auf den Lippen, aber mit dem Tode im Herzen gehorcht. Die geschwätzige Freundin war darauf nach Neapel zurückgekehrt, nachdem sie in der Brust der jungen Gattin den Stachel der Eifersucht zurückgelassen hatte.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Lia in Thränen ausbrach. Fast zu gleicher Zeit öffnete sich eine andere Thür und der Graf trat zu ihr ein. Lia versuchte ihm ihre Thränen unter einem Lächeln zu verbergen, als sie aber sprechen wollte, erstickte der Schmerz ihre Stimme, und statt der zärtlichen Worte, die sie aussprechen wollte, preßte sie nur tiefe Seufzer heraus.

Ihr Kummer zeigte sich plötzlich, als daß der Graf nicht nach der Ursache hätte forschen sollen; Lia's Herz dagegen war zu voll, als daß sie ein solches Geheimnis lange hätte verborgen halten können: der Schmerz brach in ganzer Heftigkeit aus, ohne Vorwürfe, aber nicht ohne Bitterkeit.

Odoardo lächelte. Dem Berichte der geschwätzigen Freundin lag

einige Wahrheit zu Grunde. Die schöne Emma Lyonna hatte wirklich den Grafen ausgezeichnet, zu ihrem großen Erstaunen aber wurden ihre Aufmerksamkeiten nur durch feine Höflichkeiten des kalten Weltmannes erwidert. —

Da bot sich dem Grafen Odoardo die Gelegenheit dar, Sicilien mit dem Cardinal Russo zu verlassen, und er hatte sich beeilt, dieselbe zu ergreifen. Odoardo erzählte dies alles seiner Gattin mit dem Ausdruck der Wahrheit, und Lia, durch sein Lächeln beruhigt, begann die ganze Sache zu vergessen, das heißt, sie dachte nur daran, wenn sie sich allein befand. —

Eines Morgens, als Odoardo die Villa verlassen hatte, um auf die Jagd zu gehen, gewahrte Lia als sie im Zimmer ihres Gatten auf und abschrift, auf dem Tisch vier oder fünf Briefe, welche der Bediente so eben aus der Stadt mitgebracht hatte; sie richtete unwillkürlich den Blick darauf; in der Adresse eines der Briefe erkannte sie eine weibliche Handschrift. Lia schrak zusammen. Sie kannte zu sehr ihre Pflicht, als daß sie es hätte wagen sollen, das Schreiben zu erbrechen; aber sie konnte den Vorsatz nicht unterdrücken, den Eindruck zu beobachten, den die Entsiegelung dieses Briefes auf den Gatten hervorbringen würde. So wie sie seine Rückkehr vernahm, begab sie sich demnach in ein Cabinet, von wo aus sie alles beobachten konnte.

Der Graf trat herein, und da er seine Gemahlin nicht erblickte, rief er sie. Antworten hieß sich verrathen, und Lia schwieg daher. Odoardo begab sich demnach wieder auf sein Zimmer, welches an das seiner Gemahlin grenzte, stellte seine Jagdflinte in einen Winkel, warf die Waidmannstasche bei Seite, näherte sich alsdann dem Tische und überflog gleichgültig die Briefe; kaum aber hatte er das Schreiben mit der weiblichen Handschrift bemerkt, als er einen Schrei ausstieß und dasselbe eifrig erfaßte; Der Anblick der Handschrift hatte einen solchen Eindruck auf den Grafen hervorgebracht, daß er um nicht umzusinken, genöthigt war, sich auf den Tisch zu stützen. In dieser Stellung verharrte er mehrere Augenblicke, den Brief betrachtend, so als glaube er seinen Augen nicht trauen zu können. Endlich brach er zitternd das Siegel; suchte

nach der Unterschrift, richtete starr seinen Blick auf dieselbe, verschlang alsdann den Inhalt des Schreibens und bedenke dasselbe mit Küssen. So stand er nachdenkend da, wie Jemand, der über etwas berathschlagt. Endlich nachdem er den Brief noch einige Male gelesen hatte, legte er ihn sorgsam wieder zusammen, blickte behutsam um sich, so als ob er fürchte beobachtet zu werden und barg alsdann das Schreiben an seine Brust.

Dieser Brief war ein Brief Theresens. Bei dem Anblick der Handschrift derjenigen, die er für todt hielt, war Odoardo von Erstaunen überrascht worden, hatte er geglaubt, daß sein Auge ihn täusche. Er hatte den Brief in der größten Aufregung geöffnet. Jetzt ward ihm Alles klar. Der junge Obrist war in der Schlacht bei Genola getödtet worden und Therese befand sich verlassen und allein in einem fremden Lande. Als Gemahlin des Obristen würde sie sich nach Frankreich begeben haben, stolz auf den Namen, den sie trug; die eheliche Verbindung aber hatte noch nicht statt gehabt: sie hatte nur das Recht ihren Geliebten zu beweinen, das war Alles. Da hatte sie an ihren Bruder gedacht, der sie so innig liebte; ihm allein vertraute sie ihre Lage an; sie beschwor ihm, ihr Geheimnis vor Jedermann verborgen zu halten, denn sie wollte durchaus in den Augen jedes jedes Anderen für todt gelten. Uebrigens langte sie selbst fast eben so schnell als ihr Brief an.

Ein Brief des Grafen, in welchem Therese ihn bat, seine Antwort **Poste-restante** zu adressieren, sollte sie benachrichtigen, wo sie einen Zufluchtsort finden könne. Zu größerer Sicherheit sollte das Schreiben des Grafen nicht ihre Adresse-tragen, sondern an Madame \*\*\* gerichtet werden. Therese empfahl ihrem-Bruder schließlich noch ein Mal die größte Verschwiegenheit an, selbst in Betreff seiner Gemahlin, deren Strenge sie fürchtete und deren Verachtung zu ertragen, sie sich außer Stande erklärte.

Odoardo sank in einen Sessel, und gab sich ganz seinem Erstaunen und seiner Freude hin. Wir wollen die Angst nicht beschreiben, welche die Gräfin während der letzten halben Stunde empfand. Zwanzig Mal war sie auf dem Punkt, plötzlich vor ihren Gemahl zu erscheinen und ihn mit Vorwürfen über seine

Treulosigkeit zu überhäufen. Jedes Mal aber hatte sie sich an den Boden wie gefesselt gefühlt.

Sie eilte demnach durch eine Seitenthür in den Garten und hier gelang es ihr erst, ihre Gefühle einiger Maßen zu beschwichtigen.

Der Graf hatte sich gleichfalls in den Garten begeben. Beide trafen dort bald zusammen, Beide aber suchten ihre Empfindungen zu verbergen, der Eine seine Freude; die Andere ihren Schmerz.

Odoardo eilte seiner Gattin entgegen. Lia erwartete ihn. Er schloß sie mit einer fast krampfhaften Bewegung in seine Arme.

»Was fehlt Dir, was hast Du mein lieber Freund, « forschte die Gräfin.

»O, ich bin sehr glücklich, « erwiderte der Graf.

Lia war nahe daran; in Ohnmacht zu sinken.

Sie traten wieder in die Villa, um das Mittagsmahl einzunehmen. Nach Beendigung desselben, bei welchem der Graf mit seinen Gedanken selbst so sehr beschäftigt war, daß er die trübe Stimmung seiner Gemahlin nicht bemerkte, erhob er sich und nahm seinen Hut.

»Wohin willst Du?« fragte Lia zitternd.

Der Ton, in welchem diese Worte ausgesprochen wurden, hatte etwas so Seltsames, daß Odoardo Lia mit Erstaunen anblickte.

»Wohin ich gehe?« fragte er.

»Ja, ja, wohin gehst Du?« antwortete sie, mit einem weicheren Tone, indem sie zu lächeln sich zwingen wollte.

»Ich gehe nach Neapel. Was gibt es denn da zu staunen?« fragte Odoardo.

»Nicht das Geringste, aber Du hattest mir nicht gesagt, daß Du mich verlassen würdest.«

»Einer der Briefe, welche ich diesen Morgen empfang, zwingt mich zu diesem kleinen Ausfluge, « sprach der Graf, aber ich werde frühzeitig zurückkehren.«

»Es ist wohl eine recht wichtige Angelegenheit, die Dich nach Neapel ruft?«

»Eine Sache von der größten Wichtigkeit.«

»Kannst Du sie nicht bis auf morgen verschieben?«

»Das ist unmöglich.«

»In diesem Falle mußt Du allerdings hin?«

Lia sprach diese letzten Worte mit einem Nachdruck aus, daß der Graf sich ihr näherte und sie noch einmal in seine Arme schloß:

»Bist Du krank, mein Leben?« fragte er.

»Nicht im Geringsten, « antwortete Lia.

»Doch, doch, Dir fehlt etwas, « fuhr Odoardo fort.

»Ich sage Dir nein, « versetzte die Gräfin.

Aber sie sprach diese Worte mit einem so bitteren Lächeln, daß, ihr Gatte bemerkte, es müsse etwas ganz besonderes in ihrem Inneren vorgegangen seyn.

»Höre mich an, mein Leben, « begann er aufs Neue, »ich sehe, daß Du leidest.«

Ich sage Dir, Du irrest, « entgegnete Lia ausweichend, »mache Dich also nur ruhig auf den Weg und sey meiner wegen unbekümmert.«

»Wie könnte ich Dich nur auf einen Augenblick verlassen, wenn Du mir auf diese Weise Lebewohl sagst?«

»Wohl an, da Du es so verlangst, Odoardo, « erwiderte Lia, sich zusammen nehmend, so gehe und kehre bald zurück. Lebewohl«

Unterdessen hatte man das Lieblingspferd des Grafen gesattelt, Odoardo schwang sich in den Sattel und sprengte von dannen, indem er Lia noch einen Abschiedsgruß zuwinkte. Als er fort war, eilte Lia in einen kleinen Pavillon, von wo aus man die nach Neapel führende Landstraße überschauen konnte.

Sie sah, wie Odoardo im vollen Galopp der Stadt Neapel zu sprengte.

Odoardo begab sich nach Neapel, um dort eine Wohnung für seine Schwester zu besorgen.

Anfangs wollte Odoardo seiner Schwester einen Palast miethen, aber er bedachte, daß das gegen die empfangene Instruktion handeln heiße, und daß es Besser sei, ihr eine kleine Wohnung in einem entlegenen Stadtviertel zu besorgen. Er fand, was er suchte, in der Straße Giacomo No. 11, im dritten Stockwerk, bei einer armen

Frau, welche möblierte Zimmer vermietete. Er beorderte das Zimmer, welches er für Therese in Beschlag genommen hatte, mit seidenen Tapeten und einem Fußteppiche zu versehen; auch empfahl er der Hauswirthin, für ihre neue Mietherin die möglichste Sorge zu tragen. Die Wirthin fragte nach dem Namen der Letzteren, der Graf entgegnete, daß sie denselben nicht zu wissen brauche, daß ein junges hübsches Frauenzimmer anlangen und nach dem Grafen Giordani fragen würde, dieser sei das Zimmer bestimmt. Die Wirthin wechselte mit ihrer Schwester, einer garstigen alten Frau, bedeutungsvolle Blicke, welche der Graf nicht bemerkte. Dann kehrte er sofort nach der Villa, Giordani zurück, mit dem Vorsatze, seiner Schwester durch einen Bedienten seinen Brief zu senden, der sie von Allem unterrichten sollte.

Lia war in dem Pavillon so lange geblieben, bis sie ihren Gemahl aus den Augen verloren hatte. Alsdann erst hatte sie sich wieder auf ihr Zimmer begeben. ihr Herz war auf's Schwerste belastet; sie konnte weder weinen noch jammern, es war ihr, als müsse sie jeden Augenblick ihren letzten Athemzug aushauchen. So vergingen zwei Stunden, da vernahm sie den Galopp eines Pferdes, es war Odoardo, welcher zurückkehrte: sie fühlte, daß sie außer Stande sei, ihm in diesem Augenblick entgegen zu treten, es war ihr; als hasse sie ihren Gatten eben so sehr, als sie ihn früher geliebt hatte. Sie verriegelte die Thür und warf sich auf ihr Lager. Bald darauf vernahm sie die Schritte des Grafen, welcher sich der Thür näherte, er versuchte es sie zu öffnen, aber die Thür widerstand. »Ich bin es, mein Leben, schläfst Du schon?« rief er.

Lia antwortete nicht.

»So antworte doch, « fuhr Odoardo fort.

Lia aber schwieg fortwährend.

Nunmehr vernahm sie die Schritte des Grafen, der sich entfernte. Gleich darauf aber hörte sie seine Stimme wieder, er fragte ihn Kammerfrau, ob sie wisse, was ihrer Gebieterin fehle; die Zofe entgegnete, sie wisse, dass ihre Herrin sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und wahrscheinlich von der drückenden Hitze ermüdet, sich zur Ruhe gelegt habe.

Und Lia hörte, wie sich Odoardo in sein Zimmer zurückzog, wo er sich an den Tisch setzte. Odoardo schrieb, während de Ausdruck der Freude auf seinem Antlitz zu schauen war.

»Er schreibt ihr, sprach Lia in sich hinein.«

Und von Eifersucht gepeinigt, fuhr sie fort, durch das Schlüsselloch zu lugen.

Der Graf beendigte seinen Brief versiegelte denselben, fügte die Adresse darauf, klingelte einem Bedienten, gebot ihm, ein Pferd zu satteln und das Schreiben nach Neapel zu bringen.

Es war der Brief, den Therese **Poste-restante** finden sollte. Der Bediente nahm das Schreiben und verließ das Gemach. —

Die Gräfin eilte nunmehr rasch durch eine Seitenthür, welche auf den Corridor führte, und begab sich in den Garten, Grade als der Bediente aus dem Gitterthor des Parks sprengen wollte, trat ihm die Gräfin entgegen.

»Wohin reitet Ihr noch so spät, Guiseppe?« fragte sie.

»Ich muß dieses Schreiben des Herrn Grafen auf die Post bringen.« antwortete der Diener.

Und so sprechend hielt er den Brief der Gräfin hin. Lia warf einen raschen Blick auf die Aufschrift und las:

An Madame \*\*\*. **Poste-restante** in Neapel.

»Gut, « sprach sie, »reite nur weiter.«

Der Bediente sprengte im Galopp von dannen.

Jetzt war kein Zweifel mehr vorhanden, Odoardo hatte an ein Frauenzimmer geschrieben, an ein Frauenzimmer, das seinen Namen unter \*\*\* verbarg, an ein Frauenzimmer, das also verborgen bleiben wollte. Wozu dies Geheimnißvolle, wenn nicht eine verbrecherische Intrigue darunter versteckt lag? Von diesem Augenblick an hatte die Gräfin ihren Entschluß gefaßt. Sie beschloß sich zu verstellen; ihren Gatten auf das Schärfste zu beobachten, um der Sache auf den Grund zu kommen; und mit einer Kraft, deren sie sich unfähig gehalten hatte, kehrte sie wieder in ihr Zimmer zurück, öffnete die Thür, die in das Gemach Odoardo's führte und näherte sich Odoardo mit einem Lächeln auf den Lippen.

Am folgende Tage hatte der Graf ganz und gar das seltsame Betragen vergessen, welches er am vergangenen Abend an Lia bemerkt und das ihn einen Augenblick lang beunruhigt hatte. Lia schien heiterer und glücklicher, als je zuvor.

Es war ein Sonntag. Der Vormittag dieses Tages war von der Gräfin einer reichen Almosenspende gewidmet. Auch war von Morgens acht Uhr an die Villa mit Armen angefüllt.

Nach dem Frühstück nahm der Graf, der es gewohnt war das Werk der Wohlthätigkeit seiner Gemahlin zu überlassen, seine Jagdflinte und seine Waidmannstasche, piff seinen Hund und schritt hinaus in das Gebirge.

Lia begab sich sofort auf den Pavillon; sie sah, wie Odoardo sich entfernte und den Weg nach Avellino einschlug. Diesmal also ging er nicht nach Neapel..

Sie athmete auf. Es war seit dem gestrigen Abend das erste Mal, das sie sich wieder allein befand.«

Nach einigen Augenblicken erschien ihre Kammerfrau mit der Nachricht, daß die Armen ihm harten.

Lia stieg hinab, nahm eine Hand voll Carolinen und, näherte sich dem Vorhofe. Jeder empfing, seinen Theil und begab sich dankerfüllt hinweg.

Endlich war nur-noch eine alte Frau übrig, die sich auf einen Stein gesetzt, aber noch nichts verlangt und empfangen hatte, sie hatte ihr Haupt in ihre Hand gestützt, so als ob sie eingeschlafen wäre.

Lia rief sie zu sich, die Frau antwortete nicht. Lia nähme sich ihr, die Alte blieb unbeweglich; endlich berührte Lia ihre Schulter und sie hob nunmehr das Haupt.

»Da nehmt, gute Frau, « sprach die Gräfin, indem sie ihr ein Geldstück reichte, »nehmt dieses und betet für mich.«

»Ich verlange kein Almosen, « erwiderte die Alte, »ich bin eine Wahrsagerin.«

Lia betrachtete Diejenige jetzt, die sie für eine Bettlerin gehalten hatte und sah ihren Irrthum ein.

Die Kleidung derselben war die einer Bäuerin, aber keinesweges

ärmlich; ihr Gesicht war ungemein ausdrucksvoll, und mit tiefen Furchen angefüllt. Ihre Züge zeigten die Unbeweglichkeit des Alters. Nur ihre Augen waren belebt und schienen das Innere des Herzens lesen zu können.

Lia erkannte in der Alten- eine jener Zigeunerinnen, welchen ihr wanderndes Leben einige Geheimnisse der Natur verrathen hat, und die auf die Unwissenheit und Neugier spekulieren. Lia hatte stets einen großen Widerwillen gegen diese vorgeblichen Zauberinnen gehegte und sie trat demnach einen Schritt zurück.

Ihr wollt also nicht, daß ich Euch wahrsage, «Signora?» fragte die Alte.

»Nein, « antwortete Lia, »denn Deine Wahrsagekunst könnte mir leicht etwas Dunkles enthüllen.«

»Den Menschen verlangt oft mehr darnach, das Böse kennen zu lernen, was ihm droht, als dass Gute, was er zu erwartete hat, « erwiderte die Alte.

»Ja, Du hast Recht, entgegnete Lia, »wenn ich an Deine Wissenschaft glauben könnte, würde ich keinen Anstand nehmen, Dich zu befragen.«

»Was wagt Ihr dabei?« fragte die Zigeunerin. »Bei-meinen ersten Worten schon werdet Ihr wissen, ob ich lüge.«

»Du kannst ja nicht wissen, worüber ich Kunde wünsche, « bemerkte Lia.

»Versucht es einmal, « nahen die Alte wieder das Wort.

»So sprich, was soll ich thun?« fragte Lia, indem sie sich der Wahrsagerin näherte.

»Gebt mir Eure Hand, « antwortete die Sybille.

Die Gräfin zog ihren Handschuh aus und reichte ihre kleine schneeweiße Hand der Alten hin, die sie in ihre welke Hand nahm.

»Jetzt sprecht, was wollt Ihr wissen?« fragte die Zigeunerin, nachdem sie die Lignamente der Hand der Gräfin so aufmerksam prüfte, als ob sie in einem Buche lese: »Was soll sich Euch wahrsagen, die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft?«

Die Alte sprach diese Worte mit einem solchen Selbstvertrauen

aus, daß Lia erbebte; sie war Italienerin, das heißt abergläubisch; sie hatte eine Amme aus Calabrien gehabt, die ihr viele abenteuerliche Wundergeschichten erzählt hatte.

Was ich wissen möchte, « versetzte Lia, indem sie ihren Tone den Anklang des Scherzes zu geben suchte, ich möchte etwas aus der Vergangenheit erfahren; ich werde dann sehen, was ich von Eurer Aussage in Hinsicht der Zukunft zu halten habe.«

»Ihr seid in Salerno geboren, « bemerkte die Zigeunerin, Ihr seid reich, Ihr seid von vornehmer Geburt, Ihr habt vor Kurzem erst Euer zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und habt Euch neulich mit einem Manne verheirathet, von dem Ihr lange getrennt wart, und den Ihr von ganzer Seele lieb.«

»Ja, ja, Du hast Recht, so ist es, « versetzte Lia erbleichend, »so viel also von der Vergangenheit.«

»Wollt Ihr auch die Gegenwart wissen?« fragte die Alte, indem sie ihre kleinen stechenden Augen auf die Gräfin richtete. —

»Ja, « erwiderte Lia nach kurzem-Zögern.

»Fühlt Ihr auch den Muth, die Kunde zu ertragen?«

»Ich bin stark.«

»Aber wenn es treffe, was bekomme ich, zur Belohnung?« fragte die Alte.

»Diese Börse, « versetzte die Gräfin, indem sie einen kleinen mit Perlen gestickten Beutel hervorzog, in dem man zwanzig Zechinen schimmern sah.

Die Augen der Zigeunerin glänzten bei dem Anblick des Geldes und sie streckte begierig die Hand nach dem Beutel aus.

»Einen Augenblick noch, « rief die Gräfin, »noch ist der Beutel nicht verdient.«

»Da habt Ihr Recht, « fuhr die Alte fort. »Reicht mir noch einmal Eure Hand.«

Lia erfüllte das Verlangen der Zigeunerin.

Die Gegenwart, « sprach die Alte, nachdem sie die Lignamente der Hand betrachtet hatte, »die-Gegenwart bietet Euch nur Trauriges dar. Hier diese Linie verkündet mir, daß Ihr eifersüchtig seid.«

»Habe ich unrecht, es zu sein?«

-»Darüber kann ich Euch keine Antwort geben, « versetzte die Sybille, denn diese Linie läuft mit zwei andern zusammen. Alles was ich weiß, ist, daß Euer Gemahl ein Geheimnis hat, welches er vor Euch verbirgt.«

»Ja, so ist es« murmelte die Gräfin, »weiter, weiter.«

»Es ist ein Frauenzimmer, welches die Ursache dieses Geheimnisses ist, « fuhr die Zigeunerin fort.

»Ein junges Frauenzimmer?« forschte Lia.

»Jung, allerdings, « antwortete das Weib nach kurzem Nachdenken.

»Und hübsch?«

»Ich sehe hier nur durch einen Schleier, und kann Euch also keine Antwort geben.«

»Und wo ist dieses Frauenzimmer?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Du weißt es nicht?«

»Nein, ich weiß- nicht, wo sie heute ist. Es scheint mir, als sey sie in einer Kirche; aber ich kann Euch mit Gewißheit sagen, wo sie morgen seyn wird.«

»Und wo wird-sie morgen sein?«

»In einem kleinen Hause, in der-Straße San Giacomo No 11, im dritten Stockwerk, wo sie Euren Gemahl erwarten wird.«

»Ich will dieses Frauenzimmer sehen!« rief die Gräfin, indem sie ihre Börse der Zigeunerin zuwarf. »Fünzig Zechinen, wenn Du machst, daß ich sie schaue.«

»Ich werde sie Euch zeigen, aber nur unter einer Bedingung.«

»Sprich, unter welcher?«

»Ihr müßt geloben, daß Ihr, was Ihr auch sehen und hören werdet, Euch auf keinen Fall zeigen wollt.«

»Ich verspreche das.«

»Es reicht nicht hin; es zu versprechen. Ihr müßt es beschwören.«

»Wohlan, ich schwöre.«

»Wobei?«

»Bei den Wunden Christi.«

»Gut. Dann müßt Ihr Euch den Anzug einer Nonne besorgen, Damit man Euch nicht erkenne.«

»Ich werde mir einen solchen aus dem Kloster holen lassen, in welchem meine Tante Aebtissin ist. Ich werde mich gleich morgen zu ihr begeben, unter dem Vorwande, ihr einen Besuch machen zu wollen, hole mich dort um zehn Uhr in einem verschlossenen Wagen ab, und harre meiner an der kleinen Pforte, die in die Straße Aremaccia führt.«

»Ich werde mich; dort einfinden, « versicherte die Wahrsagerin. —

Lia kehrte in die Villa zurück während die Alte sich kopfschüttelnd und ihr Geld zählend, entfernte.

Um zwei Uhr Odoardo zurück. Lia hörte, wie er den Kammerdiener fragte, ob keine Briefe für ihn angelangt wären. Der Kammerdiener verneinte diese Frage.

Lia stellte sich, als habe sie nichts vernommen, als die Schritte des Grafen, und lächelnd öffnete sie ihm die Thür.

»Welch eine angenehme Ueberraschung, « sprach sie, »Du kehrst früher zurück, als ich es erwartete.«

»Ich war beunruhigt, « erwiderte Odoardo, indem er einen Blick auf den Vesuv warf; »fühlst Du nicht, daß die Luft drückend ist? Siehst Du nicht, daß der Rauch aus dem Vesuv dichter emporsteigt, als gewöhnlich? Ich fürchte einen Ausbruch!«

»Ich fühle nichts, ich sehe nichts, « antwortete Lia. »Ueberdies wohnen wir nicht auf der bevorrechteten Seite?«

»Allerdings, und jetzt ist sie noch bevorrechteter als sonst, « erwiderte Odoardo, »denn ein Engel beschützt sie.«

Dieser Abend verging, wie alle früheren, ohne daß der Gras irgend einen Verdacht faßte, dergestalt wußte Lia ihren Schmerz zu verbergen.

Am folgenden Morgen bat Lia ihren Gemahl ums die Erlaubniß, ihre Tante, die Aebtissin des Klosters St. Maria, besuchen zu dürfen, welches ihr freundlich gestattet wurde.

Der Vesuv begann unterdessen ein immer drohenderes Ansehen zu bekommen; Beider Herz und Geist waren aber allzu sehr beschäftigt, als daß sie an den Vesuv hätten denken sollen. —

Die Gräfin stieg in ihren Wagen und ließ sich nach dem Kloster fahren. Dort angelangt, bemerkte sie ihrer Tante, daß sie, um ein Werk der Wohlthätigkeit zu vollbringen, des Anzuges einer Nonne bedürfe. Die Aebtissin ließ ihr einen solchen bringen. Lia legte denselben an. Als sie ihre Toilette beendet hatte, erschien die alte Wahrsagerin vor der Klosterpforte und fragte nach ihr. Bald darauf hielt der Wagen in der Straße San Giacomo.

Lia und ihre Begleiterin stiegen aus, und legten den übrigen Theil zu Fuß zurück; sie traten durch eine kleine Thür in das Haus, fanden eine schmale dunkle Treppe und stiegen bis in das dritte Stockwerk. Dort angelangt, öffnete die Alte eine Thür und trat in Art von Vorzimmer, wo seine andere Alte sie erwartete. Die beiden Weiber ließen den Schwur wiederholen, daß sie niemals verrathen werde, wie sie hinter das Geheimniß ihres Gemahls gekommen sey; nachdem die Gräfin den Eid der Treue abgelegt hatte, ward sie in ein kleines Gemach geführt, in dessen hölzerner Wand eine kleine unbemerkbare Oeffnung angebracht worden war. Lia legte ihr Auge an diese Oeffnung.

Das Erste, was in diesem Gemache ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein schönes junges Frauenzimmer, ungefähr von ihrem Alter, welches ganz angekleidet auf einem kostbaren Lager ruhte; sie schien der Müdigkeit unterlegen und fest eingeschlummert zu seyn.

Lia wandte sich, um eine der beiden Alten rücksichtlich dieses Frauenzimmers zu befragen. Beide waren verschwunden. Sie legte nun neuerdings ihr forschendes Auge eifrig an die Oeffnung.

Das junge Frauenzimmer erwachte, hob ihr Haupt empor und stützte es in ihre Hand. Ihr langes, schwarzes Haar wallte in üppigen Locken herab und bedeckte theilweise ihr Gesicht. Sie schüttelte das reizende Köpfchen, um diesen natürlichen Schleier zu entfernen, schlug das große Auge auf, und blickte um sich, gleichsam als wolle sie erforschen, wo sie sich befinde; dann umzuckte ein

schwermüthiges Lächeln ihre Lippen. Sie lispelte ein kurzes Gebet, küßte ein kleines Cruzifix, welches an ihrem Halse hing und erhob sich alsdann von ihrem Lager; worauf sie an's Fenster trat und hinab auf die Straße blickte, so als erwarte sie Jemand. Da dieser Erwartete aber noch nicht zu kommen schien, so setzte sie sich wieder.

Lia hatte keinen Blick von ihr abgewendet, und ihr Herz wollte brechen. Das junge Frauenzimmer war ungemein schön-

Der Blick Lia's richtete sich nunmehr auf die Gegenstände, die sie umgaben. Alles in dem Gemache zeigte von dem größten Luxus, während das Zimmer, worin sich Lia befand, nur Armuth und Elend aussprach.

Es lag am Tage, daß das andere Zimmer ausdrücklich für die schöne Bewohnerin eingerichtet worden sei.

Diese saß indessen noch immer mit gesenktem Haupte da, ohne Zweifel dessen harrend, der dies alles so anmuthsvoll für sie geordnet hatte. Plötzlich hob sie den Kopf, hörte ihn, und richtete ihren Blick auf die Thür. Endlich erhob sie sich, preßte ihre eine Hand auf ihr Herz, und stützte die andere auf den Tisch, denn sie war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken. Eine kurze Pause folgte, dann ward auf der Treppe ein Schall von Schritten hörbar, der selbst bis an Lia's Ohr drang, die Thür des benachbarten Zimmers öffnete sich, die Unbekannte stieß einen lauten Schrei aus und streckte dem Kommenden die Arme entgegen.

Ein Mann stürzte in das Zimmer, und fing sie in seine Arme auf, grade als sie nahe daran war zu Boden zu sinken. Dieser Mann war Graf Odoardo.

Das junge Frauenzimmer und er konnten nur wenige Worte mit einander wechseln.

»Odoardo! Therese!« darauf beschränkte sich ihr Willkommen.

Die Gräfin vermochte es nicht länger zu ertragen; sie preßte einen schmerzlichen Seufzer hervor und sank ohnmächtig zu Boden.

Als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte befand sie sich in einem anderen Zimmer. Die beiden Alten besprengten ihr Gesicht mit Wassers und rieben ihre Stirn mit Essig.

Lia richtete sich rasch empor und wollte sich in das Zimmer stürzen, in welchem sich Odoardo mit der Unbekannten befand; die beiden Alten aber erinnerten sie an ihren Schwur. Lia beugte sich unter dem geleisteten Eide; sie zog aus ihrer Tasche eine Börse, welche gegen 50 Louisd'or enthalten mochte und reichte sie der Wahrsagerin.

Die Gräfin eilte darauf wieder die Treppe hinab, warf sich in ihrem Wagen, ertheilte den Befehl sie wider ins Kloster St. Maria zu bringen und kehrte zu ihrer Tante zurück.

Lia war so bleich, daß die gute Aebtissin augenblicklich bemerkte, es müsse ihr etwas Besonderes begegnet sein; auf alle Fragen ihrer Tante aber antwortete Lia nur, daß sie sich plötzlich unwohl gefühlt habe und daß ihre Blässe von einer Ohnmacht herrühre, in die sie gesunken sei.

Die Aebtissin drang in ihre Nichte, so lange im Kloster zu bleiben, bis sie sich wieder ganz wohl befände. Lia's Aufregung aber war keine derjenigen, von denen man sich in einigen Stunden erholt. Die Wunde war tief und schmerzlich. Lia lächelte bitter, und bestand darauf Augenblicklich nach der Villa zurückkehren zu wollen.

Die Aebtissin machte sie darauf aufmerksam, daß der Gipfel des Vesuvs ganz und gar von Rauch- umhüllt sey, und bemerkte ihr, daß ohne Zweifel bald ein Ausbruch erfolgen werde; weshalb es verständiger sey, wenn sie ihren Gemahl ersuchen ließe, unverzüglich zu ihr zukommen, und bis die Gefahr vorüber sey mit ihr an einem sicheren Orte zu verweilen. Lia aber wandte ihr ein, daß der Ausbruch des Vesuv sich noch niemals über den Abhang hin ergossen habe, an dem ihre Villa lag. Worauf die Aebtissin, das sie sah, daß ihr Entschluß unwandelbar sey; ihr Lebewohl sagte und sie dem Schutze des Allmächtigen anvertraute.

Die Gräfin warf sich wieder in den Wagen. Zehn-Minuten darauf befand sie sich in der Villa Giordani.

Odoardo war noch nicht zurückgekehrt.

Hier verdoppelten sich Lia's Qualen. Sie durcheilte wie eines Wahnsinnige Gärten und Gemächer, jedes Zimmer, jede Laube bot ihr noch vor wenigen Tagen die süßeste Erinnerung, heute erfüllten

alle diese Orte ihre Seele mit namenlosen Schmerzen.

Ueberall hatte Odoardo seiner Gemahlin gesagt, daß er sie liebe. Jetzt fühlte Lia, daß hienieden Alles für sie verloren, und daß es ihr ganz Unmöglich sey, das Leben länger zu« ertragen; aber sie fühlte auch, daß es ihr ebenso und möglich sey zu sterben, und Odoardo in Einer Welt zurück zu lassen, in welcher ihre Nebenbuhlerin lebte. In diesem Augenblicke kam ihr ein furchtbarer Gedanke in die Seele, der Gedanke, Odoardo und sich selbst zu tödten. Als diese Idee zuerst in ihr erstieg, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; nach und nach aber machte sie sich mit dem Gedanken vertraut. Ja, bald fühlte sie bei demselben eine finstere Freude; sie sah sich, den Dolch in der Hand wie sie Odoardo aus seinem Schläfe aufschreckte, ihm den Namen ihrer Nebenbuhlerin zurief und seine Brust durchbohrte, worauf sie sich selbst gleichfalls den tödtlichen Stoße versetzte und neben ihm ihr Leben aushauchte.

Sie begab sich in Odoardo's Cabinet. Dort befanden sich Waffen von allen Gattungen und aus allen Ländern, von dem vergifteten Pfeil des Malayen an, bis auf die gothische Art des fränkischen Ritters. Lia ergriff einen türkischen Dolch von kostbarer Arbeit, der in einer samtenen Scheide steckte, und dessen Griff mit Edelsteinen geschmückt war. Sie nahm ihn mit sich in ihr Gemach und prüfte die Spitze des Stahls, dann verbarg sie denselben unter ihrem Kopfkissen.

In diesem Augenblick vernahm sie das Schnauben des Pferdes Odoardo's, und da sie gerade vor ihrem Spiegel stand; gewahrte sie, daß sie blaß war wie eine Leiche. Sie lächelte bitter über ihre eigene Schwäche, aber sie erschrak vor sich selbst und schauderte zusammen.

In diesem Augenblick hörte sie die Schritte ihres Gemahls, der die Stiege heraufkam. Lia zog, schnell den Vorhang des Fensters herab, um dem Grafen die Veränderung ihrer Gesichtszüge zu verbergen.

Odoardo öffnete die Thür, und noch geblendet von dem Lichte draußen, rief er Lia mit der weichsten, zärtlichsten Stimme. Lia lächelte verächtlich, sie erhob sich aus dem Lehnstuhl, in den sie sich gesetzt hatte und näherte sich ihrem Gemahl. —

Odoardo umarmte sie mit dem glücklichen Gefühle eines Mannes, welcher sich gedrungen fühlt, seine ganze Glückseligkeit auf Alles zu übertragen was ihn umgiebt. Lia glaubte, daß ihr Gemahl eine Liebe affektire, die er nicht mehr fühle. Einen Augenblick zuvor glaubte sie, daß sie ihn hasse, von jetzt an aber schien es ihr, als ob sie ihn nur verachten könne.

So verging der Tag, endlich erschien die Nacht. Mehrmals war Odoardo nahe daran, seiner Gemahlin das Geheimnis zu offenbaren, welches auf seinem Herzen lastete; jedes Mal aber erstarben ihm die Worte auf den Lippen, denn er erinnerte sich an das Versprechen, welches er seiner unglücklichen Schwester gegeben.

Im Laufe des Abends wurden die drohenden Anzeichen des Vesuvs immer furchtbarer Odoardo machte seiner Gemahlin mehrmals den Vorschlag, ihre Villa zu verlassen und sich nach ihrem Palaste in, Neapel zu begeben; Lia aber argwöhnte, daß Odoardo nur deshalb in sie dringe, um seiner vermeintlichen Geliebten näher zu seyn, denn die Straße Toledo, in welcher sich sein Palast befand, war kaum hundert Schritte von der Straße San Giacomo entfernt. Sie erinnerte ihn also ruhig daran, daß die Seite des Vesuvs, auf der die Villa erbaut sey, noch niemals gelitten habe. Odoardo räumte dieses ein; aber er erklärte nichts desto weniger, daß falls der Vesuv am folgenden Tage noch eben so furchtbar rauchen werde, er fest entschlossen sey, die Villa zu verlassen und sich nach Neapel zu begeben.

Lia willigte ein, denn es blieb ihr ja die Nacht für ihre Rache, das war alles, was sie verlangte.

Durch ein seltsames Phänomen der Atmosphäre ward die Hitze immer drückender, je weiter die Nacht herabsank Vergebens standen die Fenster der Villa wie gewöhnlich weit geöffnet, um die frische Luft hereinzulassen; die Kühle fehlte heute, und aus dem Meere selbst erstieg ein warmer Nebel, der die Luft noch schwüler machte. Der Himmel, statt sich wie sonst mit Sternen zu schmücken, glich einem Gewölbe von glühendem Zinn, das mit drückender Schwere auf der Erde lastete. Eine fast unerträgliche Hitze dehnte

sich von dem Berge her der Stadt zu, und ward mit jedem Augenblick heftiger.

Odoardo wollte wach bleiben. Dies bekannten Kennzeichen ängstigten ihn Lia's wegen; Lia aber Zwang sich, seine Besorgniß zu belächeln; Lia schien gegen das ganze Phänomen gefühllos. Als der Graf sich mit halb geschlossenen Augen in einen Lehnstuhl warf, blieb Lia aufrecht stehn, entschlossen, unbeweglich, empor gehalten von dem Schmerze, der sie; durchwogte. Endlich erhob sich Odoardo, erklärte, daß er sich sehr ermattet fühle, bat Lia, ihn zu seinem Lager zu geleiten, warf sich unausgekleidet auf dasselbe, kämpfte noch einige Augenblicke gegen seinen Schlaf an, und entschlummerte endlich von Müdigkeit überwältigt, während seine Hand in der Lia's ruhte.

Lia blieb neben seinem-Lager stehen, schweigend, regungslos, bis sie sich überzeugt hatte, daß der Schlaf vollständig sein Recht über ihn geltend gemacht habe, dann erst zog sie leise die Hand zurück, begab sich in das, Vorzimmer, ertheilte der Dienerschaft den Befehl, unverzüglich nach Neapel aufzubrechen, am den Palast für ihre Ankunft am folgenden Tage in Bereitschaft zu setzen; hierauf begab sie sich wieder in ihr Zimmer.

Die Diener, hochofrennt sich ohne Verletzung ihrer Pflicht in Sicherheit bringen zu können, machten sich unverzüglich auf den Weg. Die Gräfin, welche in ihrem offenen Fenster stand, vernahm wie sie sich entfernten und die Thür der Villa, so wie die Pforte des Gartens schlossen. Jetzt stieg sie wieder hinab, untersuchte die Vorzimmer, die Corridors u.s.w. Das ganze Haus war öde und verlassen; ganz wie die Gräfin es wünschte, befand sie sich jetzt allein mit Odoardo.

Lia kehrte in ihr Zimmer zurück, näherte sich ihrem Lager mit festem Schritt, erfaßte den Dolch, entblößte denselben, prüfte noch ein mal die Klinge und schritt alsdann mit zusammengepressten Lippen und starren Augen dem Gemach Odoardo's zu.

Die Thür desselben stand offen. Sie näherte sich dem Lager; Odoardo schlief noch immer in der selben unbeweglichen Lage. —

Bei dem Bette angelangt, streckte sie die Hand aus, um die Stelle

zu suchen, wo sie den tödtlichen Stoß anzubringen habe. Der Graf hatte wegen der drückenden Hitze, bevor er sich niederlegte, sein Halstuch gelöst und seine Weste geöffnet. Lia's Hand berührte demnach auf seiner entblößten Brust dicht neben dem Herzen ein kleines Medaillon und eine Locke, die sie ihm bei seiner Abreise nach Sicilien gegeben hatte und die seitdem nie wieder von seinem Herzen gekommen war.

Von der größten Aufregung bis zur größten Schwäche ist oft nur ein Einziger Schritt. Kaum hatte Lia das Medaillon erfaßt, als auch plötzlich alle seligen Momente ihrer ersten Liebe wie bezaubernde Gebilde an ihr vorüber zogen. Sie erinnerte sich mit jener bewunderungswürdigen Schnelligkeit, welche ganze Jahre in einer einzigen Secunde umschließt, des Tages, an dem sie Odoardo zum ersten Mal geschaut, des Tages, an dem sie ihm gestand, daß sie ihn liebe, des Tages, an welchem er nach Sicilien abgereist war, des Tages, an dem er zurückkehrte, um ihr seine Hand zu reichen. Diese Erinnerung überwältigte sie, der Dolch entfiel ihrer Hand, sie sank auf ihre Kniee nieder und flehte zu Gott, daß er über Odoardo und sie den Tod verhängen möge, den sie sich nicht mehr kräftig genug fühlte, mit eigener Hand herbeizuführen.

Gerade, als sie dieses-Gebet beendet hatte, ließ sich ein dumpfes donnerähnliches Rollen vernehmen, ein heftiger Stoß erschütterte den Fußboden, und ein blutrother Lichtstrahl leuchtete in das Gemach hinein. Lia hob das Haupt alle Gegenstände rund um sie her hatten ein phantastisches Ansehen gewonnen. Sie stürzte ans Fenster, dort ward ihr alles klar.

Der Vesuv hatte sich auf einer-Strecke von fast einer Viertelstunde lang gespalten. Eine heftige Flamme wälzte sich aus diesem höllischen Schlunde hervor, samt einem glühenden Lavastrome, der der Villa zu wogte, und dieselbe ins weniger als einer Viertelstunde zu erfassen drohte.

Lia, statt die wenigen Augenblicke zu benutzen, die ihr zur Rettung Odoardo's noch übrig waren, glaubte im Gegentheil, daß Gott ihr Gebet vernommen und erhört habe, und ihre bleichen Lippen murmelten: Gott, Gott, Du bist groß, Du bist barmherzig, ich

denke Dir!«

Und mit freudigen Blicken betrachtete sie den heranflutende Strom der feurigen Lava.

Derselbe wogte, wie wir bereits berichtet haben, geraden Wegs auf die Villa Giordani zu, gleichsam als sey er von dem Zorne des Himmels abgesandt, diese Stätte zuerst zu ergreifen und zu vertilgen. Der Feuerstrom aber bewegte sich langsam genug, um Menschen und Thieren Zeit zu gestatten, ihm zu entfliehen oder ihm auszuweichen. So wie er näher kam, ward die Luft immer trockener und brennender. Die Quellen versiegten, Bäume und Kräuter verdorrten, wie von einem Pesthauche erfaßt. Lia allein blieb bei Allem unbewegt und murmelte nur dumpf vor sich hin: »Fluthe nur immer heran, nur immer näher, immer näher.«

In diesem Augenblick schien es Lia, als ob Odoardo erwache. Sie näherte sich rasch seinem Lager, sie hatte sich geirrt; Odoardo auf dem während des Schlafes die drückende Hitze lastete, rang mit irgend einem grauenvollen Traumbilde. Es schien, als wolle er einen drohenden Gegenstand von sich zurückstoßen. Lia betrachtete ihn einen Augenblick lang und erschrak über den schmerzlichen Ausdruck seiner Züge. In diesem Moments aber löste sich das Band das seine Zunge fesselte, Odoardo sprach den Namen »Therese« aus. Es war also Therese die er in seinem Traume erschauete; es war also Therese, für die er zitterte! Ei furchtbares Lächeln umzuckte ihre Lippen, und sie trat wieder ans Fenster zurück.

Unterdessen strömte die Lava immer mehr heran; und bereits hatte sie ein bedeutendes Terrain gewonnen; schon dehnte sie ihre feurigen Arme rundum den Hügel aus, auf dem die Villa erbaut war. Hätte Lia in diesem Augenblick Odoardo erweckt, so wäre es noch zeit genug gewesen zu entfliehen. Lia aber schwieg, und war im Gegentheil von der Angst erfüllt, daß das Getöse draußen Odoardo aus seinem Schlafe aufschrecken könne.

Dem aber war nicht so.

Lia sah, wie die Lava hinter dem Hügel immer höher und höher heranschwellte. Jetzt stieß sie einen schwachen Freudenschrei aus. Jede Flucht war jetzt unmöglich. Die Villa und ihre Gärten waren nur

noch auf allen Seiten von einem Flammenmeer umwogte Insel. bald wogten die feurigen wellen gegen die Mauern des Parks heran, und die letzteren stürzten zusammen unter dem glühenden Andrang. Die Flammen erfaßten die Wurzeln der Bäume und in einem Augenblick standen diese bis zu Gipfel im Feuer. Endlich zeigten sich die ersten Lavawogen in den Alleen des Gartens. Bei diesem Anblick fühlte Lia, daß ihr kaum noch Zeit genug übrig sey, Odoardo zu wecken, um ihm sein Verbrechen vorzuhalten und ihm zu verkünden, daß sie jetzt mit einander sterben würden. Sie verließ das Fenster und näherte sich dem Lager.

»Odoardo! Odoardo!« rief sie, indem sie seinen Arm erfaßte und ihn schüttelte, »Odoardo, erwache, um zu sterben!«

Diese furchtbaren Worte, mit dem heftigsten Verlangen nach-Rache ausgesprochen, wurden von ihr wiederholt und schreckten den Grafen aus seinem festen Schläfe auf. Er richtete sich von seinem Lager empor, vernahm das zerspringen der Fensterscheiben, empfand die Gluth der heranfluthenden Lava, fühlte, wie das Haus zu schwanken begann, sprang rasch aus dem Bette und schrie:

»Der Vulkan! der Vulkan! Hatte ich es Dir nicht voraus gesagt, Lia?«

Er stürzte ans Fenster, sah wie jeder Ausweg versperrt war, und kehrte alsdann verzweiflungsvoll zu der Gräfin zurück.

»Lia, Lia, mein theures Leben!« jammerte er, wir sind verloren!« —

»Das weiß ich, « antwortete Lia mit eisiger Kälte.

»Wie, Du weißt es?«

»Seit einer Stunde beobachte ich den Vulkan, ich habe mich nicht zur Ruhe gelegt.«

»Wenn Du nicht schliefest, warum hast Du mich denn nicht geweckt?«

»Du, träumtest von Theresen, ich wollte Deinen Traum nicht stören.«

»Ja wohl, ich träumte, daß man mir meine Schwester zum zweiten Man rauben wolle. Ich träumte, daß man mich getäuscht habe, daß

sie wirklich todt sey, daß sie in dem kleinen Zimmer in der Straße San Giacomo auf ihrem Bette ruhe, daß man seinen Sarg bringe, um sie zu beerdigen. Es war ein furchtbarer Traum, aber noch bei weitem weniger furchtbar, als die grauenvolle Wirklichkeit.«

»Wie, was sagst Du?« fragte die Gräfin, indem sie Odoardo's Hand erfaßte und ihn starr anblickte, »diese Therese wäre Deine Schwester?«

»Nun ja, allerdings.«

»Jenes Frauenzimmer, welches in der Straße Satt Giacomo No 11, drei Treppen hoch, wohnt, sie ist Deine Schwester?«

»So ist es.«

»Deine Schwester ist ja todt, Du lügst!«

»Meine Schwester lebt, Lia, meine Schwester lebt, wir aber werden sterben. Meine Schwester war mit einem französischen Obristen entflohen, der getödtet worden ist. Ich hielt sie gleichfalls für todt, man hatte es mir gesagt; aber ich empfing vorgestern einen Brief von ihr, gestern sah ich sie selbst. Sie war es selbst, meine Schwester Therese; verblüht, gedemüthigt, wollte sie unerkannt, bleiben. Aber was kümmert uns dies alles jetzt? Fühlst Du nicht, wie das Haus unter unsern Füßen schwankt? Hörst Du nicht, wie die Mauern sich spalten? Ewiger Gott, stehe uns bei!«

»Verzeihung, Verzeihung, « flehte Lia, indem sie vor Odoardo auf ihre Kniee sank. »O, verzeihe mir, bevor ich sterbe!«

»Und was soll ich Dir verzeihen? fragte der Graf, was habe ich Dir zu verzeihen?«

»Odoardo! Odoardo! ich bin es, die Dich tödtet! Ich hielt jenes Frauenzimmer für eine Nebenbuhlerin, und da ich nicht mehr mit Dir leben konnte, beschloß ich mit Dir zu sterben. Allmächtiger Gott! und giebt es kein Mittel zu unsrer Rettung! Komm, komm, Odoardo, « rief Lia, wir wollen suchen zu entfliehen! Ich bin stark, ich hege keine Furcht. —

Und sie erfaßte die Hand ihres Gemahls und beide stürzten nach allen Ausgängen, überall aber fluthete ihnen die feurige Lava wegsperrend entgegen.

Lia war auf ihre Kniee niedergesunken, denn ihre Kräfte schwanden, Odoardo nahm sie in seine Arme stürzte mit ihr von Fenster zu Fenster und schrie um Hilfe. Jeder Beistand aber lag außer dem Bereiche menschlicher Gewalt, die Lava stieg unterdessen immer höher und höher. Odoardo suchte instinktmäßig eine Zuflucht auf der Terrasse des Hauses; dort aber überzeugte er sich noch mehr, daß alles verloren sey. Er sank nieder auf seine Kniee und hob Lia mit seinen Armen hoch über sich empor, gleichsam als hoffe er ein Engel werde sich ihrer erbarmen und sie in seinen Schutz nehmen.

»Ewiger Gott!« flehte er, »habe Barmherzigkeit mit uns!« —

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Terrasse unter ihm schwankte und mit ihm und der ohnmächtigen Lia in den Feuerschlund hinabstürzte. Die Mauern der Villa schlossen sich über ihnen, wie über einem Grabe. Die Lava wogte über die Ruinen hin und — Alles war vorüber.

---

# Gräfin und Bäuerin

---

Roman-Magazin  
des  
*Auslands.*  
Erster Band.  
1872.  
Nr. 8.

Diese Erzählung ist eine der letzten, vielleicht die letzte Arbeit des bekannten Romanschriftstellers vor seinem Tode. Einzelne Abschweifungen und Episoden, die nicht zur Geschichte gehören, haben wir uns erlaubt, wegzulassen. (A. d. R.)

## Erstes Capitel.

**S**eltene und seltsame Gegenstände waren in waren in Abraham Parasols Curiositäten-Laden in einer gewissen alten Stadt in der Provence zu verkaufen. Alte Silbersachen aller Art, Stücke chinesischen Porzellans, geschnitzte Möbel aus der Zeit Ludwigs XIV., alte Kupferstiche und Gemälde, seltene Bücher und dgl. mehr.

»Ich finde seit meinem letzten Besuche nichts Neues hier, Madame Parasol, « sagte ein alter Herr, welcher den Inhalt ihrer Glaskästen und Tische besichtigte. »Nein, ich habe alle diese Dinge schon gesehen und werde diesmal nach Hause zurückkehren, ohne das Vergnügen zu haben, einen einzigen Sou bei Ihnen auszugeben.«

»Oh! bitte, sagen Sie das nicht, Monsieur, « sagte die junge Jüdin. »Ah, Sie haben diese Tassen von Sevres-Porzellan noch nicht

gesehen; sie sind wirklich etwas Auserlesenes, « und die Besitzerin des Ladens deutete auf einen kleinen Tisch, der an der Seite des Eingangs stand.

Als der Curiositäten-Jäger der Richtung ihres Fingers folgte, fiel sein Blick plötzlich auf ein Bild in einem ovalen Rahmen. Es war ein Pastellgemälde, das die Zeit etwas gebleicht hatte. Es stellte ein Mädchen im vollen Glanze der ersten Jugend und von bezaubernder Schönheit dar. Ihr Anzug bestand aus einem langen mit blauen Bändern verzierten Spitzenkleid. Ihre Gestalt war rund und von tadellosem Bau, ihren Arm, der bis zum Ellbogen bloß war, umspannte statt des Bracelets ein Band von Sammet und ihr leicht gepudertes Haar fiel ohne weiteren Schmuck in Locken auf ihre Schultern nieder. Die großen Augen waren braun und ihr feuchter Glanz verlieh ihnen einen besonderen Reiz. Der Mund war voll und feingebildet und die reifen Lippen schienen zum Kuß einzuladen.

Einige Secunden stand Michael Laubarrie in der Anschauung versunken da. Er hatte kein Wort gesprochen, sondern nur seine Brille abgewischt und den Finger erhoben, um der Frau anzudeuten, daß sie schweigen solle. Diese verstand das stumme Zeichen ihres Kunden und beachtete es. Sie sah seine Augen glänzen und wußte, daß er das Bild kaufen werde und sie besann sich darauf, welchen Preis sie dafür verlangen werde.

»Als Kunstwerk hat es viele Fehler, « sagte endlich Monsieur Laubarrie, »aber trotz dieser Fehler bewundere ich es sehr und wünsche es zu besitzen. Nennen Sie ihren Preis.«

Madame Parasol zögerte.

»Es geht zusammen mit diesen hübschen Tassen von Sevres-Porzellan, « antwortete sie.

»Gut, Madame. Wie viel verlangen Sie für Beides zusammen?«

Die Jüdin nannte einen höchst übertriebenen Preis, welchen der alte Herr ohne Einwendung bezahlte.

»Ich bedaure, daß ich sonst nichts habe, was Ihnen gefällt, Monsieur, « bemerkte die Jüdin, indem sie die Gegenstände einpackte.

Michael Laubarrie lächelte vergnügt.

»O, ich bin sehr zufrieden mit meinem Tagwerk, « war seine Antwort. Und, mit altmodischer Höflichkeit sich verbeugend, nahm er sein Paket und verließ den Laden.

Michael Laubarrie war ein ausgezeichnete Gelehrter. Er war für die Kirche bestimmt gewesen, aber die Revolution hatte ihn aus dem Kloster vertrieben, noch ehe er sein Noviziat vollendet. Von seinem Gelübde entbunden, zog er sich auf ein kleines väterliches Gut zurück, entschlossen, den Rest seines Lebens dem Studium und der Einsamkeit zu widmen.

Seine Wohnung lag am Fuße der Alpen, auf der sonnigen Seite dieser Gebirgskette. Es war ein wilder, aber lieblicher Platz. Man erreichte das Haus auf einem ansteigenden, vielfach gekrümmten Weg, der auf beiden Seiten mit Gebüsch und schlanken Bäumen eingefasst war. Wenn man sich dem Gebäude näherte, so fiel einem die weiße Front und das rothe Ziegeldach und der Garten mit seinen bunten duftenden Blumenflor und die Obstbäume, welche ihre Äste unter der Last ihrer saftigen Früchte zur Erde neigten, in die Augen, während sich im Hintergrunde das stolze Gebirge erhob, dessen grüne Abhänge von Heerden blökender Schafe belebt waren.

Michael Laubarrie war kaum nach Hause zurückgekehrt, als er seiner Haushälterin gebot, ihm einen Hammer und einige Nägel zu bringen.

Der alte Mann stieg dann auf einen Orgelstuhl und nachdem er einen Nagel über dem Kamin in die Wand geschlagen hatte, ließ er sich durch Madelon das Packet reichen, das den Einkauf enthielt, den er in der benachbarten Stadt gemacht hatte.

»Nun Madelon, « sagte er, als er das eingehüllte Portrait aus ihrer Hand nahm, »bereite Dich auf eine wirkliche Überraschung vor.«

Mit diesen Worten enthüllte M. Laubarrie das Gesicht eines kostbaren Bildes.

Kein Wort der Bewunderung, keine Bemerkung fiel von den Lippen des Weibes.

Mit sichtbarer Enttäuschung blickte der Gelehrte von seinem neuen Kauf auf seine Haushälterin. Madelon stand unbeweglich da, ihr runzeliges Gesicht zeigte nicht die geringste Erregung. Ihre

dünnen Lippen waren fest geschlossen, als ob sie irgend einen Ausdruck von Schmerz zurückzuhalten suchte.

»Was, nicht ein Wort, Madelon?« rief ihr Herr. »Ich habe gedacht, Du würdest beim Anblick von so viel Schönheit und Anmuth in Entzücken gerathen. Ist denn nichts im Stande, Dich Deiner Theilnahmslosigkeit zu entreißen? Willst Du immer so leben, für nichts Interesse hegend, als für die bloßen Interessen Deines Dienstes?«

Die Frau runzelte die gefurchte Stirne und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust, aber sie sagte nichts.

Madelon, die seit zehn Jahren sich in M. Laubarries Dienst befand, war eine der häßlichsten Frauen in der Umgegend; aber sie war dabei eine höchst werthvolle Dienerin: thätig, reinlich, gehorsam und geräuschlos. Ihr Gebieter schätzte und achtete sie deshalb, wie sie es verdiente.

Da er fand, daß sie ihm nicht antwortete, so sagte m: Laubarrie nichts mehr, sondern hing stillschweigend sein Bild auf. Er war an Madelons düsteres Wesen gewöhnt und achtete selten darauf.

Wenige Minuten danach verließ sie das Zimmer, kehrte aber nach einer kleinen Weile mit einem Brief in der Hand wieder zurück.

»Für Monsieur, « sagte sie, ihn auf den Tisch legend.

Briefe waren seltene Gegenstände bei den alten Gelehrten.

Man kann sich deshalb denken, mit welcher Begierde er das Siegel erbrach und das Blatt entfaltete.

Als er den Inhalt desselben vollständig gelesen hatte, rief er, lebhaft erregt, seine Haushälterin.

Madelon erschien sogleich.

Ihr Gebieter stand in der Mitte des Zimmers und sah aus, als ob er vor Freude tanzen wollt.

»Meine gute Madelon, « begann er mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, »meine gute alte Seele, unserm stillen Hause wird eine große unverhoffte Freude widerfahren. Ein alter Freund, den ich eine ganze Ewigkeit nicht gesehen, ist im Begriff, mir hier in meiner Einsamkeit einen Besuch abzustatten. Er ist eine große Person, ein Gesandter an einem auswärtigen Hof, und wir müssen

unser Bestes thun, um ihn gehörig zu bewirthen. Er befindet sich auf dem Wege nach Toulon, will aber einen Abstecher hierher machen, um mich vor seiner Einschiffung zu sehen. Nun laß uns Alle ans Werk gehen.« fuhr er fort; »Nanette soll das Gastzimmer herrichten und Du, Madelon geh in die Küche und besorge für unser Dinner das Beste, was Du aufbringen kannst. Der Marquis de Bruyere wird vor Sonnenuntergang hier sein.«

Madelon antwortete, daß sie alles thun wolle, was in ihrer Macht stehe und, ohne auf fernere Befehle zu warten, verließ sie eilends das Zimmer und ging in die Küche.

M. Laubarrie und sein Freund hatten einander seit dem Jahre 1787 nicht mehr gesehen. Beim Beginn der Revolution war der Marquis ausgewandert und kehrte erst nach der Restauration der Bourbons wieder zurück, von denen er mit Ehren und Reichthum überhäuft wurde.

Obschon die Ankunft des Marquis nicht vor Sonnenuntergang erwartet wurde, so konnte sich M. Laubarrie doch nicht enthalten, beständig vor die Thüre zu treten, um sich nach dem wagen des reisenden umzusehen.

Endlich zeigte sich Nanette, die kleine Dienerin, die er auf Spähe ausgesandt hatte, in athemlosem Zustand an der Gartenthür, ihrem Gebieter durch Zeichen zu verstehen gebend, daß der erwartete Gast in Sicht sei.

Darauf stürzte dieser mit freudestrahlendem Gesicht und in der höchsten Aufregung hinaus.

»Wo ist er? Wo ist mein theurer alter Freund?« rief er, fast außer sich vor Vergnügen.

»Dort ist der Herr, Monsieur, « antwortete das Mädchen, hinunter auf den Weg deutend.

»Aber sein Wagen? Ich sehe ihn nicht. Es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein!«

Das Mädchen, das scharfe Augen hatte, bemerkte, daß der Reiter, der auf einem Esel herankam, der vornehme Herr sein müsse.

»Beim Himmel, er ist wirklich auf dem Rücken eines Esels!« rief

M. Laubarrie, seine beiden Hände voll Verwunderung emporhebend, daß er einen Gesandten ohne Begleitung und in diesem Aufzug erblickte. Hinter dem Esel marschierte ein Landmann her, der die Reisetasche des Reiters trug und mit einem tüchtigen Prügel das träge Thier antrieb.

M. Laubarrie eilte seinem Freunde entgegen, der, als dieser sichtbar wurde, sofort abstieg. Der Gelehrte vergoß Thränen der Freude, als er den Marquis ans Herz drückte.

»Ah, dies ist ein glücklicher Tag für mich! Ich hätte niemals gedacht, daß ich den theuersten Freund meiner Jugend noch einmal umarmen würde, wie ich Sie jetzt umarme Marquis!«

»Marquis!« rief der neue Ankömmling, indem er seinen Arm in den von Michael Laubarrie schlang. »nein, Du mußt mich Gilbert nennen, wie Du es sonst gethan hast. Aber jetzt laß mich Dich einmal recht ansehen, Michael. Sehr wenig verändert! Ich hätte Dich sogleich erkannt.«

»Und Du, Gilbert, hast Dich wirklich sehr wenig verändert.«

Der Marquis seufzte und fuhr mit der Hand durch sein graues Haar.

»Du mußt einig Schwierigkeiten gehabt haben, diesen Platz aufzufinden, « bemerkte M. Laubarrie.

»Schwierigkeiten! nicht die geringste, « antwortete der Marquis. »Ich habe bloß meinen Wagen auf der Hauptstraße verlassen und dem nächsten Bauern, den ich traf, ersucht, mich zu Dir zu führen und hier bin ich.«

»Aber wer zeigte Dir den Weg so weit, als Du in Deinem Wagen kamst?«

»ich bedurfte keinen Wegweiser. ich kenne diesen Theil des Landes sehr gut. Ich bin vor langer Zeit hier gewesen.«

»Nachdem wir uns getrennt hatten?«

»Zwei Jahre danach.«

»Wie seltsam!«

Die beiden Freunde schritten nun Arm in Arm nach dem Hause.

»Madelon!« rief Michael Laubarrie, als er seinen Gast in das

Zimmer führt, das er seine Bibliothek nannte.

»Nun gib mir etwas zu trinken, « sagte der Marquis, »der Staub Eurer Straßen hat mich fast erstickt.«

in diesem Augenblick trat Nanette mit einem Präsentierteller herein, auf dem sich Wein, Zucker, Biscuits und ein kleines Körbchen mit flaumigen Pfirsichen von einer eigenthümlich gelblichen Farbe befanden.

»Ah, köstlich!« rief der Marquis, als Nanette ihren Teller auf den Tisch setzte. »Irgend Jemand hat es verraten, wie sehr ich diese Pfirsiche dieser Gegend liebe.«

Bald darauf rief Nanette ihren Gebieter mit einem langen Gesicht aus dem Zimmer.

»Was sollen wir anfangen, Monsieur?« rief sie in der größten Aufregung.

»Was gibt es?« fragte der Gebieter.

»Madelon ist plötzlich krank geworden und sie hat sich zu Bett gelegt.«

»O Himmel! Es ist doch hoffentlich nichts Ernstes?«

»Nein, Monsieur, es ist nur ein Anfall von Madelons schlimmen Kopfweg. Zum Glück ist das Essen fertig.«

»Getraust Du Dir, das Dinner ohne ihre Hilfe zu servieren?«

Nanette antwortete, sie wolle ihr Bestes thun. Und damit kehrte ihr Gebieter zu seinem Gast zurück.

Das kleine Speisezimmer war mit sechs Wachskerzen glänzend beleuchtet, als die Freunde es betraten. Der Marquis ging voraus; aber kaum hatte er ein halbes Dutzend Schritte gemacht, als er plötzlich stehen blieb, seine Augen auf das Portrait gerichtet, von dem wir gesprochen haben.

»Gütiger Himmel, Michael!« reif er darauf, »wo hast Du dieses Bild her?«

»Ich habe es diesen Morgen in der benachbarten Stadt F. in einem Curiositäten-Laden gekauft.«

»Mit diesen zwei Sevres-Tassen?«

»Ja.«

Der Marquis schwieg, denn in diesem Augenblicke trat Nanette mit der Suppe herein.

»Mein lieber Gilbert, « sagte M. Laubarrie, »es thut mir leid, Dir sagen u müssen, daß meine alte Haushälterin plötzlich krank geworden ist. Ich bitte Dich deshalb, Nachsicht zu haben, wenn etwas am Essen fehlen sollte.«

»ich bitte Dich, sprich kein Wort mehr über die Sache, « antwortete der Marquis in der liebenswürdigsten Weise, indem er an dem Tische Platz nahm.

Während des Desserts sah Michael Laubarrie seinen Gast beständig nach dem Portrait blicken und mehr als einmal hörte er ihn seufzen.

»Es ist auffallend, Gilbert, daß Du nie ans Heirathen gedacht hast, « bemerkte gelegentlich der Wirth.

»O, ich habe daran gedacht, mein Freund, « antwortete der Marquis, »das Original von diesem Bilde — auf das Portrait deutend — sollte meine Braut werden.«

Michael Laubarrie blickte seinen Freund erstaunt an.

»Was, « rief er »ist es möglich, daß das Original dieses Bildes Deine Verlobte war?«

»Ja, sie war meine erste und einzige Liebe. es ist eine traurige Geschichte.«

»Willst Du sie mir nicht erzählen, Gilbert?«

Ein schwaches Lächeln überflog die Züge des Marquis.

»Ja, « sagte er, »ich kann jetzt ohne viel Schmerz zu empfinden, von ihr sprechen. Ich will Dir deshalb meine sonderbare Geschichte erzählen.«

Und sein Glas leerend, leiste sich der Sprecher dem geheimnißvollen Portrait, das mit einer bezaubernden Grazie auf ihn herabzulächeln schien, gegenüber, während der Andere in seinem gewohnten Lehnstuhl Platz nahm.

Mehrere Minuten lang blieb der Marquis stumm und regungslos. Seine Gedanken waren mit der Vergangenheit beschäftigt und viele schmerzhaft Erinnerungen erwachten in seiner Brust. Endlich

begann er:

»Das schöne Geschöpf, das für dieses Pastellportrait saß, war Isabella de Vere, die einzige Tochter des Grafen de Vere. Erinnerst Du Dich noch eines Briefes von mir, in welchem ich Dir anzeigte, daß ich im Begriff stehe, einen Besuch im südlichen Frankreich abzustatten?«

»Ja, es war der letzte Brief, den ich von Dir erhielt; es war kurz vor der Revolution. Wenn ich nicht irre, so war es im August des Jahres 1789.«

»Dein Gedächtniß trügt Dich nicht, mein Freund. Ah, ich war damals ein junger Bursche voll Hoffnungen und mit einem Herzen, ganz zur Liebe geschaffen. Zwischen meinem Vater und den Eltern von Isabelle de Vere bestand ein Übereinkommen, daß wir Beide ein Paar werden sollten. Ich hatte die junge Dame noch nicht gesehen; aber ich erfuhr von meinem Vater, daß sie zwanzig Jahre alt und eine der schönsten Frauen in Frankreich sei. Mein Vater, dem diese Heirath sehr am Herzen lag, setzte mir die Vortheile derselben auseinander. Die de Veres, sagte er, seien ungeheuer reich und gehörten einer der ältesten Familien in der Provences an. Der Graf de Vere sei noch Einer von der alten Schule, zwar sehr unwissend und einfach, aber voll Ehre und adeliger Gesinnung.

Ich übergehe die Einzelheiten meiner langen Reise von Paris hierher. Es war Sonnenuntergang, als ich des Schlosses de Vere ansichtig wurde. Ich und mein Diener hatten die ganze Reise zu Pferd gemacht und wir waren beide müde und erschöpft, als wir in den geräumigen Schlosshof einritten.

Keine Seele war zu sehen. Ich blickte zu den Fenstern des Schlosses empor und aus ihrem Aussehen hätte ich den Platz für unbewohnt gehalten. Meine Aufnahme gefiel mir nicht; aber ich nahm mir vor, mir von meinen Gedanken nichts merken zu lassen. Als ich abgestiegen war, stieß ich eine unverschlossene Thür auf, die ich vor mir sah, und eine Treppe erblickend, ging ich ohne Umstände hinauf. Es dauerte nicht lange, so befand ich mich in einem Salon, der aufs Reichste mit antiken Möbeln ausgestattet war. Dieses Gemach wies sich als ein Vorzimmer zu einem andern

gegenwärtig bewohnten Salon aus. Ich hustete, um mich bemerklich zu machen und gleich darauf erschien ein kleiner Hund mit schrillum Bellen und hinter ihm eine Dienerin, der ich mich zu erkennen gab.

Einen Augenblick darauf befand ich mich in Gegenwart der Gräfin, die mir die beiden Hände schüttelte, indem sie sagte:

»Mein lieber Marquis, es thut mir so leid, daß Sie niemand unten fanden, der Sie empfing und willkommen hieß; aber wir hatten Sie erst für morgen erwartet.«

Ich sah mich mit stummen Erstaunen um, denn das Gemach war so prachtvoll ausgestattet, daß ich mir einbilden konnte, in einem Salon des Schlosses von Versailles zu sein.

Der Anzug der Gräfin befand sich mit ihrer Umgebung vollkommen im Einklang. Er bestand aus den reichsten Brokatstoffen und Schmuckgegenständen. Sie trug einen ungeheuren Reifrock und hatte Puder und Schminke aufgelegt. Sie war eine große schlanke, zart gebaute Frau von mittleren Jahren und noch immer sehr hübsch.

Als sie geklingelt und Kaffee bestellt hatte, beeilte sie sich, mich zu benachrichtigen, daß der Graf auf der Jagd sei, aber bald zurückkehren werde, und als darauf die Dienerin den Kaffee brachte, hörte ich sie sagen:

»Meldet Mademoiselle, daß ich sie zu sprechen wünsche; aber kein Wort weiter. Hört Ihr?«

Ich kann Dir nicht beschreiben, mein theurer alter Freund, wie mein junges und unerfahrenes Herz in diesem Augenblicke schlug.

»Isabelle erwartet nicht, Sie hier zu finden, und ich kann deshalb nicht sagen, wie sie sich gegen Sie benehmen wird.«

Kaum hatte die Dante dies gesprochen, als sich die Thür öffnete und eine leichte Gestalt, glänzend wie ein Frühlings-Sonnenstrahl, hereintrat. Es war Isabelle de Vere, die, als sie mich sah, im Begriff war, sich wieder zu entfernen; aber die Stimme ihrer Mutter hielt sie zurück.

»Komm hierher, Isabelle, « sagte die Gräfin ihrer Tochter winkend,

welche, wie ich wahrnahm, nur mit Widerwillen gehorchte. Und dann stellte uns die Matrone einander vor. Ich murmelte etwas, was als Compliment für Isabelles Ohr gelten sollte, worauf sie mir eine steife Verbeugung machte und sieh dann neben ihrer Mutter niedersetzte. Ihr Blick war voll Zurückhaltung und, wie es mir schien, auch voll Stolz.

Aber trotz ihres eisigen Benehmens war die Macht ihrer Schönheit so groß, daß ich mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte, und ich hätte zu ihren Füßen fallen und sie anbeten mögen. Von meiner Seite war es in der That eine Liebe auf den ersten Blick.

Dieses Portrait, das wir dort vor uns haben, gibt nur einen sehr schwachen Begriff von den Reizen Isabelles de Vere. Welcher Pinsel konnte die Frische und den Glanz ihres Teints wiedergeben? den süßen Zauber ihrer glänzenden, braunen Augen? den unvergleichlichen Reiz ihres verführerischen Lächelns? ich war so hingerissen von ihrer Erscheinung, daß ich meine Geistesgegenwart verlor. ich saß da wie ein Dummkopf und ließ die Gräfin ganz allein die Kosten der Unterhaltung tragen. Sie sprang von einem Gegenstand auf den andern über. Sie teilte mir mit, daß sie selbst Isabelle erzogen habe; daß sie aber jetzt, wo diese Aufgabe beendet sei, das Landleben zu langweilig finde.

Darauf bemerkte ich, daß sie vielleicht ein Interesse an ihren Unterthanen nehmen und sie zuweilen in ihren Wohnungen besuchen könnte.

»Bah, « sagte sie, »solche Leute sehe ich am liebsten aus der Ferne.«

Bei diesen Worten ihrer Mutter bemerkte ich, daß Isabelle entrüstet ihre Lippen emporzog.

»Ist es wahr, « fragte sie mich darauf, »daß drüben im Gebirge sehr schöne Blumen wachsen?«

Ich antwortete ihr bejahend und drückte zugleich mein Erstaunen aus, daß sie dieselben noch nicht gesehen habe.

Darauf antwortete sie kalt:

»Meine Mutter geht nur aus, wenn sie die Kirche besucht, und mir ist es gestattet, ohne sie auszugehen.«

In diesem Augenblicke wurden schwere Tritte im anstoßenden Zimmer vernommen und gleich darauf trat der Graf mit Gewehr und Jagdtasche herein.

Ich muß offen gestehen, daß ich den Schlossherrn, wenn ich ihn anderwärts in diesem Aufzug getroffen hätte, entweder für einen Wildhüter oder für einen Wilderer gehalten hätte.

Er warf seinen alten Jagdhut nachlässig auf eines der seidenen Sophas und wandte sich dann mit herzlichen Willkommen zu mir, indem er sein Vergnügen ausdrückte, mich in de Vere zu sehen.

Darauf sagte er zu seiner Frau und zu seiner Tochter, sie sollten rathen, was er ihnen für Wildpret mitgebracht habe.

»Vielleicht Hasen oder Rebhühner, « antwortete die Gräfin.

»Beides, antwortete der Graf mit triumphierender Miene. »ich habe einen jungen Hasen, der mich einen tüchtigen Lauf gekostet hat, das kann ich Euch sagen, und ich hätte ihn desohngeachtet doch nicht bekommen, wenn der Bursche nicht gewesen wäre, der im vorigen Jahre beim Preisringen die zinnerne Schüssel gewonnen hat —«

»Croix?« fragte seine Frau.

»Derselbe — Paul Croix, « erwiderte der Graf, seine Jagdbeute vorzeigend. »Er war zufällig mit seinem Hunde — einem Thiere, für das ich gerne ein Dutzend Kronen geben würde, in der Nähe. Ich hatte den Hasen in den Rücken geschossen, und er war über einen Abgrund gesprungen, wohin ihn mein Hund zu folgen sich weigerte. In diesem Augenblicke kam der Bursche Croix daher, und als er erfuhr, was geschehen war, verschwand er wie der Blitz und kam einige Minuten darauf mit einem Hasen zurück. Himmel! was ist das?« setzte der Jäger hinzu, als er beim Leeren seiner Jagdtasche eine kleine, roh aus Holz geschnitzte Figur hervorzog.

»Was in aller Welt soll das Ding vorstellen?« rief die Gräfin, sich wohl hütend, es zu berühren.

Ihr Gatte kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren und erwiderte, er glaube, es solle einen Jäger mit einer Flinte bedeuten.

»Nein, Vater, das ist es nicht, « sagte sie Isabelle, die Figur

begierig in die Hand nehmend. »Es ist ein Schäfer der seine Heerde weidet. Sehen Sie nicht, daß er sich auf seinen Stab lehnt?«

»Die Heiligen mögen uns beschützen, Isabelle!« rief ihre Mutter. »Ziehe Handschuhe an, Kind, ehe Du die Figur weiter angreifst. Kannst Du wissen, in welchen gemeinen Händen sie gewesen ist?«

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte Isabelles Gesicht, und sie streckte die Finger ruhig in die Tasche.

Ich bemerkte dies und wunderte mich darüber.

»Es ist das Bild irgend eines Heiligen, das mein Jagdaufseher mir heimlich in die Tasche gesteckt hat, um mir Glück zu bringen, « bemerkte der Graf mit einem Lächeln.

»Sehr wahrscheinlich, « sagte Isabelle mit auffallend gedankenvoller Miene.

Der Graf streckte sich darauf der vollen Länge nach auf ein Sopha aus, während seine Frau aus einer mit Diamanten reich besetzten Dose eine Prise nahm und sich dann majestätisch fächelte. Gatte und Frau zeigten einander gegenüber einen auffallenden Contrast. Er mit seinem groben Jagdrock, mit seinen ledernen Gamaschen, die bis über die Kniee reichten, mit seinem sonnenverbrannten Gesicht, seinen großen, haarigen Händen und seiner kolossalen Gestalt; sie mit ihrem Reifrock, ihren Spitzen und Juwelen, ihrem gezierten Benehmen und ihrer unbegrenzten Verachtung aller Derjenigen, die das Glück in der sozialen Stufenleiter unter sie gestellt hatte. Ich konnte nicht umhin, von dem Einen zum Andern zu blicken, mich darüber verwundernd, wie zwei Personen, die in jeder Beziehung so weit von einander verschieden waren, es einrichteten, um glücklich mit einander zu leben.

Nach einigen Minuten der Unterhaltung wurde mir mein Zimmer angewiesen, wo ich meinen Reiseanzug mit passenderen Kleidern vertauschte. Dann kehrte ich in den Salon zurück, und auf ein Zeichen von der Gräfin, bot ich Isabelle meinen Arm und führte sie zur Soupertafel, die in einem anstoßenden Zimmer gedeckt war. Natürlich saß Isabelle an meiner Seite; aber wenn ich sie anredete, antwortete sie mir kurz und mit eisiger Kälte. Sie schien indes nicht im geringsten übler Laune zu sein; im Gegentheil, ihr Gesicht trug

den reizendsten und bezauberndsten Ausdruck, mein Herz gerieth immer mehr in Fesseln.

Nach dem Souper kehrten wir in den Salon zurück, und Isabelle trat ans Fenster und blickte, ihre Wange auf die Hand gelehnt, hinaus. Sie war bald durch die schweren, samtenen Vorhänge verhüllt; aber ich konnte ihre Züge deutlich wahrnehmen. Ihre Haltung verrieth ein tiefes Nachdenken und ihre Blicke waren nach dem Dorfe gerichtet, wo die erleuchteten Fenster wie ebenso viele entfernte Glühwürmchen glänzten.

Dann hörte ich sie einen tiefen Seufzer ausstoßen, und kurze Zeit darauf stahl sie sich aus dem Zimmer.

Trotz meiner großen Ermüdung konnte ich in dieser Nacht nur sein wenig schlafen. Stunden lang verfolgte mich das reizende Gesicht von Isabelle de Vere, und als es mir endlich gelang, einzuschlafen, sah ich es in meinen Träumen.

Die Schlossuhr hatte noch nicht Sieben geschlagen, als Jemand an meiner Zimmerthüre klopfte, und als ich »herein« rief, zeigte mein Wirth sein joviales Gesicht.

»Ich war gerade im Begriff meine Toilette zu beenden.«

»Ich störe Sie doch nicht?« fragte er, einen Stuhl nehmend.

Ich verneinte es.

»Ich bin gekommen, mein lieber, junger Freund, « begann er ohne Einleitung in seiner einfachen Weise — »ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß meine Frau ganz entzückt von Ihnen ist. Was mich anbelangt, so gefielen Sie mir auf den ersten Blick, denn Sie gleichen Ihrem Vater, welcher der würdigste und beste Mann war, den ich gekannt habe. Und nun, da Sie unsere Gefühle gegen Sie kennen, müssen Sie aufrichtig sagen, was Sie von unserer Tochter denken — ob sie ihren Beifall hat — ob —«

»Ah, Graf, « rief ich mit Enthusiasmus, »Mademoiselle de Vere ist die Vollkommenheit selbst, und ich werde mich für den glücklichsten Sterblichen halten, wenn ich vor ihren Augen Gnade finden kann.«

»Wenn dies der Fall ist, so wollen wir keine Zeit verlieren, die Anstalten für die Hochzeit zu treffen, « war die fröhliche Antwort des

Wirths.

»Aber es könnte vielleicht ein Hindernis obwalten, « bemerkte ich zögernd.

»Hinderniß!« wiederholte der Graf mit Verwunderung. »Welches Hinderniß kann da vorhanden sein? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie unsern Beifall haben?«

Und er ergriff meine Hand und drückte sie mit Wärme, zum Beweis, daß er mich als Schwiegersohn angenommen habe.

»Lieber Graf, « sagte ich, »wenn Sie mir eine Gunst gewähren wollen, so lassen Sie Mademoiselle de Vere nicht wissen, daß Sie mich angenommen haben. Gewähren Sie mir einige Tage, um ihre Einwilligung zu gewinnen.«

»Gut, Gilbert, es sei, wie Sie wünschen, « entgegnete er lachend. »Das Herz meiner Tochter müßte von Stein sein, wenn sie es über sich gewinnen könnte, Sie lange in Ungewißheit zu lassen.«

ich sah weder Isabelle noch ihre Mutter beim Frühstück, aber um zwölf Uhr ließ mich die letztere rufen. Zu meinem großen Verdruß traf ich die Dame allein.

Sie empfing mich sehr gnädig, billigte meinen Wunsch, das Herz ihrer Tochter zu gewinnen, und versicherte mir, daß ich jede Gelegenheit dazu erhalten solle.

»Um damit zu beginnen, « sagte sie, »theile ich Ihnen mit, daß sich Isabelle im Garten befindet. Gehen Sie zu ihr und beginnen Sie Ihre Bewerbung.«

Ich küsste die Hand der Dame und eilte sogleich fort, um den Gegenstand meiner Liede aufzusuchen.

Sie, die Schönste der Frauen, die jemals mein Auge erblickt, die Angebetete meiner Seele, schritt langsam dahin, offenbar in tiefe Gedanken versunken. Sie nahm mich nicht wahr, als ich auf sie zuging. »War es möglich, daß ich in ihren gegenwärtigen Gedanken einen Platz einnahm?« fragte ich mich.

O, wie meine Pulse schlugen!

Sie trat jetzt in eine Laube und setzte sich auf eine Bank, wo sie ihr Arbeitskörbchen gelassen hatte. Einige Augenblicke saß sie mit

gebeugtem Haupt, das Kinn mit der Hand gestützt, und mit niedergeschlagenen Augen da. Als sie aber meinen nahenden Schritt hörte, raffte sie ihre Arbeit auf und begann eifrig zu nähen.

Als sie mich sah, erhob sie sich plötzlich, um sich zu entfernen, aber meine Stimme hielt sie auf.

»Ihre Mutter hat mich hierher gesandt, Mademoiselle, « sagte ich ungeschickter Weise.

Sie neigte kalt das Haupt, ohne die Augen zu mir zu erheben, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Ich war verwirrt, ich wünschte zu sprechen, aber ich konnte keine Worte finden.

Ich setzte mich zu ihr auf die Bank und, kaum wissend, was ich that, hob ich das Ende eines blauen Bandes, das sie mit Silberfaden stickte in die Höhe. Die Arbeit war gewöhnlich genug, aber in meinen Augen erschien sie als ein Meisterstück, der größten Aufmerksamkeit würdig. Nachdem ich sie eine Zeit lang betrachtet, hatte, brachte ich das Ende des Bandes mit der größten Ehrfurcht wieder an seinen früheren Platz zurück.

»Für welchen Zweck ist dieses Muster geschickter Nadelarbeit bestimmt?« fand ich endlich den Muth zu fragen.

»Es ist für denjenigen bestimmt, der es verdienen wird, « antwortete sie mit leiser, zitternder Stimme und mit gerötheten Wangen.

»So werden wir also ein Turnier haben, Mademoiselle? Wenn dies der Fall ist, so werde ich mich in die Liste eintragen und den Preis zu erringen suchen, den Sie für den Sieger bestimmen.«

Isabelle schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, daß sie das thun werden, « sagte sie kurz.

»Und warum nicht, Mademoiselle?« erwiderte ich in ernstem Tone. »ich würde für eine Blume oder ein Band von Ihnen mit Freuden mein Leben wagen.«

Bei diesen Worten runzelte Isabelle die Stirne und wandte mit betrübter Miene den Kopf ab.

»Ich bitte Sie, Mademoiselle, mir zu sagen, was ich thun kann, um

ein Ding, das in meinen Augen so kostbar ist, zu gewinnen?«

Ein leichtes spöttisches Lächeln umspielte Isabellens Mund ehe sie antwortete.

»Sie werden mit einem ganzen Haufen Bewerber in die Schranken treten müssen, « bemerkte sie.

»Das will ich gern thun, Mademoiselle.«

»Seien Sie dessen nicht so gewiß, « antwortete sie mit einem neuen spöttischen Lächeln. »Am nächsten Sonntag, « fuhr sie fort, »wird unser ländliches Fest stattfinden, bei welcher Gelegenheit alle jungen Männer der Umgegend sich versammeln werden, um an den Spielen Theil zu nehmen. Unter andern werden sie euch Ringspiele aufführen, und für den Gewandtesten und Stärksten unter ihnen ist dieses Band bestimmt. Sie werden nun wohl einsehen, daß Sie nicht mit denjenigen in Bewerbung treten können, die für diesen Preis kämpfen werden.«

Ich gestehe, daß ich schwach genug war, mich durch ihre Worte etwas gereizt zu fühlen.

»So, Mademoiselle, « entgegnete ich mit einiger Bitterkeit, »es scheint demnach, daß dieses Band, das Sie mit Ihren eigenen, schönen Händen gestickt haben, neben der Zinnschüssel figurieren wird, welche, wie Ihr Vater gestern erwähnte, bei den letzten Ringspielen irgend ein ländlicher Tölpel gewonnen hat. Ich denke, daß damit diesem Hausgeräthe zu viel Ehre erwiesen wird.«

Ein Zornesstrahl blitzte in Isabelles Augen und eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht, während ihre Finger so heftig zitterten, daß sie nicht im Stande waren, die Nadel zu führen.

»Ah, Sie verachten die Vergnügungen des Volkes, « bemerkte sie mit schneidendem Hohn. »Ihr Stolz verachtet diese einfachen Männer, deren harte Arbeit dazu beiträgt, Ihnen ein bequemes, angenehmes Leben zu sichern. Aber Geduld — Geduld!«

»Nein, Mademoiselle, « beeilte ich mich zu erwidern, »Sie dürfen versichert sein, daß ich Niemand verachte — auch den geringsten nicht. Aber ich muß bekennen, daß ich gewisse Sympathien und Antipathien habe, die wahrscheinlich meiner Erziehung zuzuschreiben sind.«

»Ihrer Erziehung!« wiederholte sie. »Sagen Sie lieber Ihren Vorurtheilen.«

Ich zögerte etwas, ehe ich antwortete, da ich nicht wünschte, mich mit ihr in einen Wortwechsel einzulassen.

»Es ist wahr, « sagte ich endlich, »ich liebe ausschließlich die Gesellschaftskreise, in denen ich lebe, und ich bin überzeugt, daß Sie in dieser Beziehung gerade so wie ich denken und fühlen werden, d. h. wenn Sie Ihren Platz unter Ihres Gleichen, unter den Liebenswürdigsten, unter den Bewundertsten und Gelehrtesten eingenommen haben.«

Sie schüttelte heftig das Haupt.

»Niemals!« rief sie mit Nachdruck.

»Wie so, Mademoiselle? Wollen Sie nicht in den auserlesenen Gesellschaftskreis eintreten, dem Sie durch Erziehung und Stellung mit vollem Rechte angehören?«

»Nein«, antwortete sie mit Entschiedenheit. »Ich fürchte im Gegentheil von hier entfernt zu werden. Nur mit unaussprechlichen Bedauern würde ich diesen Platz verlassen.«

Diese Erklärung entmuthigte mich nicht im Geringsten.

»Ah, « dachte ich, »es ist offenbar, daß Mademoiselle in diesem alten Schloss, wo sie geboren ist, ihr Leben zubringen wünscht. Von ganzem Herzen! Ihre Wahl muß dann nothwendiger Weise auf mich fallen, da sonst niemand da ist.«

Der Gedanke, mich mit ihr in diesem entlegenen Winkel einzuschließen, hatte durchaus nichts Abschreckendes für mich.

»Sie haben recht, « sagte ich nach einer kleinen Pause. »Die Ruhe dieses Ortes ist köstlich. Ich könnte mich leicht dazu entschließen, die Welt zu verlassen und als einfacher Landedelmann zu leben, und —«

»Sie Marquis, « unterbrach sie mich plötzlich, »Sie könnten dies thun?«

»Warum nicht, Mademoiselle?«

»Wie könnten Sie alle ihre Bälle, ihre Opern und alle die Vergnügungen und Zerstreungen verlassen, an die Sie stets

gewöhnt waren?«

»Ich würde nichts bedauern. Mademoiselle, wenn Sie nur gütig gegen mich wären, « antwortete ich mit einem plötzlichen Ausbruch von Zärtlichkeit.

Darauf rückte Isabelle an das andere Ende der Bank zurück, als ob sie eine Wespe gestochen hätte, und zuckte die Achseln mit einer hochmüthigen Gebärde, die jede andere Frau verunstaltet hätte, die sie aber in meiner bethörenden Einbildung nur noch reizender erscheinen ließ. Dann lehnte sie, ohne weiter auf mich zu achten und gerade, als ob sie mir zeigen wollte, daß ihr meine Unterhaltung lästig sei, das Gesicht gegen das Gitterwerk der Laube und betrachtete die untenliegende Landschaft.

Wir verhielten uns Beide schweigend. Ich betrachtete sie mit einer vagen Unruhe, ich zögerte, sie anzureden und wartete darauf, bis sie sich umdrehen würde. Aber sie schien in eine tiefe und traurige Träumerei versunken.

Plötzlich machte sie eine Bewegung und erröthete. Man hätte durch die Falten ihres Kleides ihren beschleunigten Herzschlag zählen können, wie sie so gegen das Gitterwerk der Laube lehnte, vor Aufregung, wie es schien, einer Ohnmacht nahe.

Mit einer unerklärlichen Unruhe sprang ich auf und blickte über ihres Schulter, um womöglich die Ursache ihrer auffallenden Verwirrung zu entdecken. Aber es war nutzlos, ich konnte Niemand in der Nähe sehen. Ich blickte weiter hinaus, aber ich konnte nur einige Landleute wahrnehmen.

Alles dies nahm nur einen Augenblick in Anspruch. Isabelle athmete tief auf, fuhr mit ihrem Taschentuch über das Gesicht, von dem die Röthe verschwunden war, drehte sich mit einer ruhigen, stolzen Miene um, welche bewies, daß sie glaubte, ich hätte nichts bemerkt.

Hielt ichs doch selbst, um die Wahrheit zu sprechen, nicht für unwahrscheinlich, daß ich mich getäuscht habe.

In diesem Augenblick läutete eine Glocke zum Dinner und Mademoiselle erhob sich.

ich war im Begriff, ihr meinen Arm anzubieten, aber sie vermied

es, indem sie über den Weg schritt und einige Blumen pflückte. Ich ging weiter bis zum Eingang des Schlosses, wo ich stehen blieb und sie erwartete. Als sie kam, machte sie mir eine steife Verbeugung legte ihre Fingerspitzen auf meinen Arm und wir gingen so zusammen in das Speisezimmer.

Während des Mahls wandte sich die Unterhaltung selbstverständlich den Ereignissen des Tages zu.

»Die Unruhen, welche in Paris und dessen Umgebung stattfindet, machen sich selbst hier fühlbar, « sagte der Graf. »Die Sinne unserer Bauern sind ganz verwirrt und die jungen Leute fangen an, sich selbst zu vergessen.«

»Was wollen Sie damit sagen, daß das Volk in dieser entlegenen Gegend sich durch die politischen Verhältnisse in Aufregung versetzen läßt?« fragte ich.

»Allerdings ist es bereits so weit gekommen und das Feldgeschrei unter ihnen ist »Plünderung und Tod allen Aristokraten!«

»Sie setzen mich in Erstaunen, « erwiderte ich.

Mein Wirth zuckte mit einem Ausdruck der höchsten Verachtung die Achseln.

Als das Mahl vorüber war, entfernte sich der Graf ohne weitere Umstände, um seinem Jagdvergnügen nachzugehen.

Isabelle hatte ihre Lieblingsstellung am Fenster eingenommen. als ihre Mutter mir ins Ohr flüsterte:

»Nun, welchen Erfolg haben Sie bei meiner Tochter gehabt?«

»Keinen, Madame, « entgegnete ich. »Ich bin ganz entmuthigt.«

»Unsinn!« sagte die Dante. »Ich weiß, daß Isabelle keine zärtliche Natur ist; aber ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen wird, sie nach und nach zu gewinnen. Unterdeß bleibt nichts übrig, als Ihre Heirath zu beschleunigen.«

Ich dachte an das seltsame Benehmen Isabellens und ein unerklärliches Gefühl von Furcht beschlich mich.

»Angenommen, Madame, « sagte ich, »es hätte bereits Jemand von Mademoiselles Neigung Besitz ergriffen?«

Über diese Annahme schlug die Gräfin ein herzliches Gelächter

auf.

»Absurd!« rief sie aus. »Auf zwanzig Meilen in der Runde befindet sich kein Mann, auf den ein Mädchen von Geburt ihr Auge richten würde. Sie haben auch nicht einen

Schatten von einem Nebenbuhler. Natürlich bringe ich ein halbes Dutzend von alten Herren, die uns zuweilen die Ehre antun, mit uns zu speisen, nachdem sie mit dem Grafen gejagt haben, nicht in Anschlag.«

Während die Dame noch sprach, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen prächtig geschnitzten, ovalen Rahmen gelenkt, der einen schlechten, englischen Kupferstich enthielt.

»Ah, ich weiß, was Sie denken, « lachte die Gräfin, »Sie glauben, daß wir diesem unbedeutenden Bild zu viel Ehre antun, indem mir es in eilten so hübschen Rahmen gefasst haben.«

»So ist es, Madame. Wenn ich nur ein Kästchen mit Pastellfarben hier hätte und wenn Sie es mir erlauben würden, so würde ich versuchen, Ihr Portrait zu malen, um es an die Stelle dieses Kupferstichs zu setzen.«

»Wie köstlich!« rief die Gräfin, lebhaft in die Hände klatschend. »Wir haben nicht allein Pastellfarben hier, sondern auch Pergament und alle übrigen Requisiten, die ein Künstler bedarf. Aber nicht *mein* Portrait wünsche ich von Ihnen gemalt zu sehen. Isabelle würde sich besser in diesem Rahmen ausnehmen als ich.«

»O, wenn mir Mademoiselle nur das Vergnügen schenken wollte!« rief ich, nach der Zauberin blickend, die noch immer am Fenster stand.

»Isabelle!« rief die Gräfin.

»Madame — meine Mutter!« antwortete die junge Dame, sich plötzlich aus ihrer tiefen Träumerei empor raffend.

»Komm hierher, mein Kind!«

Isabelle war in einem Augenblicke an der Seite ihrer Mutter.

»Meine Liebe, « fuhr die Gräfin fort, »der Marquis hier will Dein Portrait malen.«

»Gut, Mutter; ich bin bereit, « war die gleichgültige Antwort, die

ohne die geringste Gesichtsveränderung gegeben wurde.

»Bereit!« wiederholte die ältere Dame. »Der Himmel gebe mir Geduld mit dem Kind! Glaubt sie, daß man ihr Portrait in diesem Anzug und in diesem Kopfputz malen wird? Geh zu Deiner Kammerjungfer, laß Dir Puder ins Haar streuen und es mit Bändern ausputzen, ziehe Dein Spitzenkleid an und dann komm wieder hierher.«

»Ja, Mutter, « antwortete Isabelle, mit derselben nachlässigen Gleichgültigkeit, wie zuvor, und ohne ein weiteres Wort verließ sie das Zimmer.

»Wie sonderbar beträgt sie sich!« dachte ich. »Haßt sie mich? ich fürchte sehr, daß es der Fall ist.«

Unterdessen brachte die Gräfin ein Kästchen mit Pastellfarben, einige Blätter Pergament und andere und andere nothwendige Materialien. Der Tisch wurde in das rechte Licht gerückt und Alles für mich zurecht gemacht.

Ehe ich begann, wurde ein Teller mit gelben Pfirsichen mit Zucker und Malvasierwein von der Dienerin der Gräfin gebracht.

Als das Mädchen das Zimmer verließ, trat Isabelle herein.

»Die gute Marie!« sagte die Gräfin, auf die Dienerin anspielend; »sie ist ein wahrer Schatz. Sich hätte gewünscht, dass sie irgend einen wohlhabenden Landmann in der Umgegend geheirathet hätte, aber sie konnte sich nie entschließen, einem Bauerntöpel ihre Hand zu reichen.«

»Das würde auch zu viel Ehre für sie gewesen sein, « fuhr Mademoiselle heraus. »Diese Bauerntöpel sind freie Männer und sie ist nur eine Dienstmagd.«

»Die Heiligen seien uns gnädig!« rief die Gräfin, »Seit wann hast Du Dir diesen sentimentalen Unsinn in den Kopf gesetzt? Obschon Marie nur eine Dienerin ist, so würde sie sich doch herabgewürdigt haben, wenn sie sich mit einem dieser ungebildeten und rohen Bauern verbunden hätte, die Du als freie Männer bezeichnest.«

Isabelle wurde blutroth, verwirrt und zornig zugleich. Ich war erstaunt, sie über die einfachen Worte ihrer Mutter so erregt zu

sehen.

Hätte ich in diesem Augenblick nur die geheimen Gefühle von Isabelle de Vere zu lesen vermocht, wie bestürzt würde ich gewesen sein! Ach, wie wenig konnte ich ahnen, wohin sie dieselben führen würden! Wenn ich ihr entsagt hätte und aus ihrer Nähe geflohen wäre, so wäre sie vielleicht voll einem großen Unglück gerettet worden. Aber ich blieb und Ihr Verhängniß erfüllte sich.

Hier hielt der Erzähler inne und blickte auf das vor ihm hängende Bild. Dieses liebliche Gesicht schien ihn anzulächeln. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

Ich begann sofort mein Werk und in drei oder vier Tagen vollendete ich das Portrait, das zwar kein Kunstwerk, aber dem Original sehr ähnlich war.

Ich vermag nicht zu beschreiben, was während dieser vier Tage, wo ich Isabellens Gesicht fortwährend vor Augen hatte, in meinem armen, verliebten Herzen vorging. Sie saß in einiger Entfernung von mir, mit ernster Miene, den Blick auf mich gerichtet.

Zuweilen pflegte ihre Mutter mit komischer Ungeduld zu sagen: »Lache, Kind — so lache doch!« Aber das Lächeln stahl sich nur auf dieses stolze Gesicht, wenn seine Inhaberin in nachdenken verfiel. Dann hatten ihre Züge ihren natürlichen Ausdruck und ein sanftes Licht erschien in ihren schmelzenden Augen.

Zuweilen liest uns ihre Mutter mit einander allein. Bei solchen Gelegenheiten veränderte sich Isabellens Gesicht wie durch einen Zauber. Mit einer eisigen Miene wendete sie dann ihre Augen ab und ihre Blicke gaben mir deutlich genug zu verstehen, daß ich sie beleidigen würde, wenn ich es wagen sollte, mit ihr zu sprechen. Aber ich war so tief in Liebe versunken, so hoffnungsvoll, sie zu gewinnen, daß alle diese Beweise von Gleichgültigkeit und Verachtung mich nicht zu entmuthigen vermochten. Mit blinder Hartnäckigkeit hielt ich an dem Glauben fest, daß meine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit sie endlich doch erweichen würden, und mein Entschluß ging dahin, sie, wie ihre Mutter gerathen hatte, einstweilen zu heirathen.

Isabellens Vater wußte nichts von unserem Treiben. Das Portrait

sollte ihm eine Ueberraschung bereiten. Es war keine schmierige Sache, es vor ihm zu verheimlichen, da er den größten Theil des Tages auf der Jagd zubrachte und sich niemals beifallen ließ, zu fragen, womit wir uns beschäftigt hatten.

Als das Bild vollendet war, legte ich es in den Rahmen und hing es in den Salon, dem Sopha gegenüber, auf, wo der Graf des Abends Platz zu nehmen pflegte.

An diesem Tage hatte die Gräfin nach Sonnenuntergang die Fensterläden schließen und eine Menge Wachskerzen anzünden lassen, während Marie mein Meisterwerk mit einem Blumenkranze geschmückt hatte.

Die Gräfin führte ihren Gatten in das Zimmer.

»Ah, « rief er sogleich das Bild gewahrend. »Isabellens Portrait! Excellent!«

»Aber Du fragst ja nicht noch dem Namen des Künstlers, « sagte seine Frau mich einer Pause.

»Ich bin ihm viel Dank schuldig, wer er auch sein mag;« antwortete er in seiner gewöhnlichen, gutmüthigen Weise.«

»Hier ist er, mein Lieber«» sagte die Gräfin, mich bei der Hand ergreifend. »Seine Bescheidenheit verhindert ihn, vorzutreten.«

Der gute Graf legte seine Hand auf meine Schulter und sagte in fröhlichem Tone:

»Wir wollen einen Tausch machen. Ich will Ihnen das Modell geben und Sie sollen mir das Portrait überlassen, « und mit diesen Worten wendete er sich zu Isabellen, um ihre Hand zu ergreifen und in die meinige zu legen; aber sie schlüpfte auf die Seite und verbarg sich hinter ihrer Mutter.

»Gut, gut; Gilbert, Sie haben mein Versprechen und das genügt, « sagte er in ernstem Tone.

»An demselben Abend, heim Souper, sagte der Graf plötzlich zu seiner Frau:

»Meine Liebe, hast Du das ländliche Fest morgen vergessen?«

»Beinahe«, antwortete sie nachlässig.

»Als ich an diesem Abend nach Hause zurückkehrte, bemerkte

ich, dass das ganze Dorf von Fremden wimmelte — von Zigeunern, Hausirern, Seiltänzern und derlei Volk. In früherer Zeit«, fuhr er zu mir gewendet fort, »war es Sitte, daß die Frau oder die Tochter des Gutsherrn mit einem der jungen Landleute den Ball eröffnete. Diese Gewohnheit war allmählig abgekommen, aber Isabelle hat sie im vorigen Jahre wieder erneuert. Sie tanzte, wie ihre Großmutter und ihre Urgroßmutter vor ihr, mit einem Bauern. In diesem Jahre wird die Sache anders sein. Morgen werden wir nur in das Dorf gehen, um die Kirche zu besuchen —«

»Wie, Vater, « unterbrach ihn Isabelle, »werden wir nicht den Spielen — dem Ringen beiwohnen?«

»Nein, Tochter, « erwiderte er mit Festigkeit. »Die Zeiten haben sich verändert, und Du kannst nicht da erscheinen, wo Du nicht die Gewißheit hast, die gebührende Achtung zu finden.«

»Wie, Isabelle, Du wirst doch gewiß nicht den Verlust dieses widerwärtigen Tanzes und Deines noch widerwärtigeren Tänzers bedauern?« rief ihre Mutter im Tone gutmüthigen Tadels. »Erinnerst Du Dich noch des vorjährigen? Er trug eine grüne Weste, kurze Hosen von derselben Farbe, dicke, wollene Strümpfe und schwere genagelte Schuhe?«

»Und was liegt an der Kleidung?« entgegnete Isabelle mit kaum verhaltener Entrüstung. »Ich ziehe die Einfachheit ihrer Sitten unseren künstlichen Verhältnissen weit vor. Und was ihre Gesellschaft betrifft, so kann man sie genießen, wenn —«

»Man sich in freier Luft befindet, « lachte die Gräfin spöttisch.

In diesem Augenblicke erinnerte ich mich des blauen Bandes, das Isabelle gestickt hatte, und sagte zu dem Grafen:

»Der Sieger beim Ringen wird also den Preis von Mademoiselle nicht erhalten?«

»Nein; es sei denn, dass er ihn hier im Schlosse abholt, « war seine Antwort.

Ich blickte Isabelle an und wunderte mich über den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke.

»Wieder dieser unerklärliche Blick, « sagte ich zu mir. »Was will

sie damit sagen?«

---

## Zweites Capitel.

Der Graf und die Gräfin hatten das Zimmer verlassen, und ich bot darauf Isabelle meine Hand, um sie zu führen; aber sie zog sich zurück und schien meine Handlung nicht zu bemerken.

»Morgen, Mademoiselle"» flüsterte ich ihr ins Ohr, »wird die Frau Gräfin, Ihre Mutter, Ihnen mittheilen, wann unsere Vermählung stattfinden wird. Sagen Sie mir, Mademoiselle, ich beschwöre Sie darum — sagen Sie mir, ob Sie meine Neigung erwidern können. Ich werde nicht glücklich sein, wenn es nicht der Fall ist. Sie müssen freiwillig ihre Zustimmung geben —«

»Morgen! So bald?« murmelte sie, mich mit gerunzelter Stirne anblickend.

»O, Mademoiselle, ich liebe sie so leidenschaftlich!«

»Aber gesetzt ich liebte Sie nicht, wollten Sie mich dennoch heirathen?«

Ich antwortete ihr nicht. Sie beugte bloß mein Haupt.

»Ah, ich sehe. Nun warten Sie — warten Sie eine Weile!« antwortete sie in einem fast drohenden Tone.

Am folgenden Morgen fand ich die Gräfin herausgeputzt, als ob sie sich zu einem großen, öffentlichen Feste begeben wollte, statt zum Gottesdienst in die Dorfkirche. Sie trug ein veilchenblaues, seidenes Kleid mit drei langen Spitzengarnierungen und Straußenfedern im Haar. Isabellens Anzug bestand aus weißer Seide und ihr Hut war mit langen Bändern ausgeputzt, die ihr auf die Schultern niederfielen.

Ich näherte mich der letzteren und bot ihr guten Morgen, aber mein Gruß wurde nur mit einem unmerklichen Kopfeigen erwidert. Ich fühlte mich durch ihr eisiges Benehmen schwer gekränkt. Ihre Mutter sah es und sagte zu mir:

»Ich habe ihr noch nicht gesagt, was heute in der Kirche stattfinden wird. Kümmern Sie sich nicht um ihr Gebahren.«

Gleich darauf brachen wir sämtlich nach dem Dorfe auf. Der Graf seine Tochter und ich gingen voraus, die Gräfin folgte in ihrer Sänfte, und den Zug beschloss die Dienerschaft, aus einem Dutzend Männer und Frauen bestehend.

Vor der Kirche war eine große Versammlung von Landvolk. Alle trugen ihre Feiertagskleider, und Männer und Frauen; führten eine laute, fast lärmende Unterhaltung.

Seitwärts, auf einem offenen Platze, wo der Jahrmarkt abgehalten wurde, war ebenfalls eine große Menschenmenge versammelt. Ich bemerkte, daß alle junge Leute entweder im Knopfloch oder auf ihrem Hut ein Stück farbiges Band trugen.

Als der Graf und seine Familie erschienen, waren Aller Augen auf sie gerichtet und alle Stimmen schwiegen. Man machte langsam Platz und ließ uns passieren. Einige wenige alte Männer zogen den Hut; aber die meisten der Anwesenden ließen es an jedem Zeichen der Achtung fehlen.

Trotz der Schläge, welche das Volk in der letzten Zeit gegen die Aristokratie gerichtet hatte, war der erhöhte Betstuhl des Schlossherren, über dem sich das gräfliche Wappen befand, in der alten Kirche ungestört geblieben.

Der Graf nahm seinen Platz zwischen seiner Frau und seiner Tochter, während ich mich neben die letztere stellte.

Unser Erscheinen hatte einige Bewegung in der Versammlung hervorgerufen. Als die Gräfin mit lächelnder und stolzer Miene und wallenden Federn durch die Kirche schritt, wobei die hohen Absätze ihrer Schuhe auf den steinernen Platten ertönten, hatten sich Aller Augen mit drohenden Gebärden auf sie gerichtet, und sobald wir uns gesetzt hatten, ließen sich laute, zornige Stimmen vernehmen.

»Was giebt es?« fragte der Graf.

»Sie sagen, wir seien auch nicht besser als sie und wir sollen in denselben Reihen mit ihnen beten.« erläuterte Isabelle.

»So!« sagte ihre Mutter, noch stolzer mit ihren Federn nickend.

Das Gesicht des Grafen war blaß geworden. Er erhob sich und blickte stolz und verächtlich um sich.

In diesem Augenblicke erschien der Priester und Alle knieeten schweigend nieder. Später traten ein Dutzend junge Männer oder mehr vor den gräflichen Stuhl und stellten sich in einer Reihe daselbst auf.

Ich sah den Grafen fragend an, denn ich wußte nicht, wie ich diese Bewegung von Seite der jungen Leute deuten sollte und fühlte mich einigermaßen beunruhigt.

»O, es ist ihr Vorrecht an Festtagen, « belehrte mich der Graf, »und der Sieger im Ringkampf und seine Kameraden nahmen es stets in Anspruch.«

Diese jungen Männer trugen alle grüne Zweige auf ihren Hüten. Sie waren sämtlich stämmige Bursche von muskulösem Körperbau und unter ihnen zeichnete sich besonders ihr Anführer aus. Er war über sechs Fuß hoch und seine hübschen regelmäßigen Züge erinnerten mich an den Kopf einer antiken Statue, die einen Gladiator darstellt. Der Anzug dieses Mannes wich einigermaßen von dem der Uebrigen ab. Gelbe lederne Gamaschen ersetzten die wollenen Strümpfe und eine Jacke von gestreiftem Stoff das grobe grüne Tuch.

Ich bemerkte alles dieses vollkommen absichtslos. Ich war zerstreut und unruhig und ich wurde es noch mehr, je näher die Zeit heranrückte, wo das öffentliche Aufgebot unserer Heirath verkündigt werden sollte. Endlich trat der Priester an die Communionbank und las mit einem Papier in der Hand inmitten des tiefsten Schweigens Folgendes mit lauter Stimme:

*»Ich thue hiermit kund und zu wissen. daß eine Verlobung zwischen dem sehr hohen und ausgezeichneten Monsieur Gilbert, Marquis de Bruyere und der sehr hohen und ausgezeichneten Mademoiselle Isabelle de Vere stattgefunden hat.«*

Hier folgte ein lautes Murmeln im Schiff der Kirche. Es war die Erwähnung unseres Ranges, welche die Entrüstung des Volkes erregt hatte.

Ich blickte Isabelle an. Ihr Gesicht war farblos und ihre Hände zitterten heftig.

»Mein Kind, « sagte ihre Mutter, sie liebevoll anblickend, »warum

zitterst Du so sehr? Sei ruhig! Du hast keine Ursache zur Besorgniß.«

»Ich bin ruhig, Mutter, « war die Antwort, welche mit veränderter Stimme und abgewandten Kopfe gegeben wurde.

Ich bemerkte Isabellens Benehmen, sah aber in demselben nicht das, was ich deutlich hätte wahrnehmen können. Hätte ich meine Augen gehörig geöffnet, so würde ich erfahren haben, daß ich einen Nebenbuhler habe.

Als der Gottesdienst beendigt war, bat mich der Graf, Isabelle bei der Hand zu nehmen und vorauszugehen.

»Ihre Verlobung ist öffentlich verkündigt worden und es ist nicht mehr als billig, daß Sie das Vorrecht der Gesellschaft Ihrer Verlobten öffentlich in Anspruch nehmen, « sagte er.

»Ich näherte mich Isabellen mit klopfendem Herzen und ohne ein Wort legte sie ihre Hand in die meinige und so schritten wir mit einander aus der Kirche, an deren Thüre uns der bäuerliche Preiskämpfer und seine Kameraden erwarteten.

Der Anführer trat vor und redete mit dem Hut in der Hand die Gräfin in seiner heimischen Mundart an. Als er seine Rede beendigt hatte, wendete sich die Gräfin an ihre Tochter und fragte, was er gesagt habe.

»Er bittet uns den Spielen — dem Ringen beizuwohnen, « antwortete Isabelle.

Darauf nickte die Gräfin majestätisch mit ihren Federn.

»Aus der Ferne habe ich keine besondere Einwendung, « entgegnete sie mit Stolz. »Ich habe bereits angeordnet, daß Stühle im Schlossgarten aufgestellt werden, von wo aus wir Alles, was vorgeht, sehen können. Wir müssen diesem großen Burschen da, der im vorigen Jahre die zinnerne Schüssel gewonnen hat, sagen, er solle mit seinen Freunden ins Schloss kommen um ein Glas Wein zu trinken und das Band, das Du gestern gestickt hast, in Empfang zu nehmen.«

»Mein Vater hat ihnen soeben gesagt, dass sie kommen sollen, wenn Alles vorüber ist.« erwiderte Isabelle.

»Dann last uns sie so schnell als möglich verlassen, « antwortete die Gräfin, in ihre Sänfte steigend. »Ich bin dem Ersticken nahe. Schnell tragt mich fort!«

Es ist allerdings wahr, daß wir auf die unangenehmste Weise von der Menge gedrängt wurden. Viele betrogen sich frech und anmaßend, widersetzten sich unserem Weitergehen und liefen lärmend vor uns her.

Der Graf legte Zeichen zorniger Ungeduld an den Tag.

»Lassen Sie mich vorausgehen«, sagte er zu mir, »führen Sie Isabelle.«

Darauf schlang ich Mademoiselles Arm in den meinigen, aber sie zog ihn sogleich wieder zurück und sich an den riesigen Preiskämpfer wendend, sagte sie zu ihm:

»Paul Croix, geht vor uns her.«

Der junge Mann gehorchte augenblicklich. Er stürzte sich in die Menge, stieß und drängte Jedermann aus dem Weg und machte so eine freie Gasse für uns. Als wir aus dem Gedränge waren, wandte er sich um und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, zu seinen Kameraden zurück.

Schweigend setzten wir dann unsern Weg nach dem Schlosse fort. Mademoiselle de Vere schritt voraus, während der Graf an meiner Seite ging. Er sah sehr ernst aus und war ziemlich aufgeregt.

»Die Schurken!« rief er aus. »Sie hatten große Lust, uns zu insultiren. Der Himmel weiß, wie alles dies enden wird. Der König muß etwas thun, oder seine Edlen werden täglich den Beleidigungen von Seite dieser Leute ausgesetzt werden. Mittlerweile will ich Maßregeln zu unserer Sicherheit treffen. Mir werden das Dorf nicht mehr besuchen.«

»Es freut mich, dies zu hören, « sagte seine Frau, ihren Kopf aus der Sänfte steckend. »Wir wollen zu Hause bleiben und die Trauung soll in der Schlosskapelle stattfinden. Weißt Du, daß Marie sie sagen hörte, dass man in allen andern Kirchen die Stühle der Adligen entfernt habe, und daß sie auch den unsrigen entfernen wollten?«

»Ich werde es niemals dulden!« rief ihr Gatte mit Nachdruck. »Ich

bin nicht gewillt, meine Rechte aufzugeben, und ich werde nur der Übermacht weichen.«

Nach unserer Rückkehr in das Schloss suchte ich eine Unterredung mit Isabellen zu erlangen, aber sie vermied mich und ich fand erst am Nachmittag, als wir in den Garten gingen, um den Spielen zuzusehen, eine Gelegenheit, einige Worte mit ihr auszutauschen. Ich führte sie am Arme und sie konnte mir nicht ausweichen.

»Mademoiselle, « sagte ich ängstlich, »wollen Sie mich denn nicht einmal mit einem Blick beglücken? Was soll ich thun, um ein Lächeln von Ihnen zu erhalten? Ah, sagen Sie es mir — sagen Sie es mir.«

Sie antwortete mir nicht und ich fuhr fort:

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe. Sie können mich ohne Scheu anhören, da wir jetzt verlobt sind.«

Hierauf blickte sie mich mit einem sonderbaren Ausdruck in ihrem Gesichte an, — einem Ausdruck der Verachtung, wie ich es auslegte. Ich zitterte heftig, denn ich begann das Schlimmste zu fürchten.

»Ist es möglich, Mademoiselle, daß ich einen Nebenbuhler habe?« fragte ich.

»Diese Frage wird bald beantwortet werden«, erwiderte sie keck, und ohne ein weiteres Wort zu äußern, riß sie sich von mir los und eilte in den Garten.

Als sie mich verließ, blieb ich stehen. Ich war eine Zeit lang ganz betäubt und meiner nicht mächtig. Ihre letzten Worte tönten mir ohne Unterlaß in den Ohren. Doch muß ich bekennen, daß ich noch keinen Gedanken hegte, sie zu verlieren — sie einem begünstigten Nebenbuhler zu überlassen. Ich war bis zum Wahnsinn in sie verliebt und entschlossen, sie zu heirathen, selbst wenn sie mich haßte. Die Alles beherrschende Leidenschaft in meiner Brust gestattete keinen Verzicht, keinen Aufschub.

»Ich will noch diesen Abend mit ihrem Vater sprechen, « sagte ich zu mir. »Unser Heirathsvertrag soll sogleich ausgefertigt werden und in drei Tagen muss Mademoiselle de Vere meine Frau sein.«

Mit diesem Vorsatz trat ich an die Seite der Gräfin, welche, über die Mauerbrüstung blickend, den Vorgängen auf dem Dorfrasen zuschaute.

Es war eine ziemlich bunte Scene. Die Menge hatte sich um einen Platz gesammelt, der durch ein Seil und durch in die Erde getriebene Pfosten abgesperrt war. Ich konnte eine hohe Stange sehen, auf deren Spitze eine Zinnschüssel in den Strahlen der Sonne glänzte und die gellenden Mißtöne einer Drehorgel und einer Trommel vernehmen.

Isabelle die neben ihrer Mutter saß, verwandte kein Auge von der Scene, während ich selbst alle ihre Blicke und Bewegungen beobachtete. Ich war voll von Liebe und Eifersucht. Sie gab sich offenbar Mühe, kalt und teilnahmslos zu erscheinen; aber in ihren Augen brannte ein unruhiges Feuer und ihre Wangen waren geröthet.

Das Ringen hatte jetzt begonnen und Mann kämpfte gegen Mann und Jeder suchte seine größte Kraft und Gewandtheit geltend zu machen.

Die Gräfin gähnte und behauptete, die ganze Geschichte sei äußerst langweilig, besonders, da man schon im Voraus wisse, wer der Sieger sein werde.

»Dieser Bursche, Paul Croix, « sagte sie, »wird sie Alle niederwerfen, wie er es im vorigen Jahre gethan hat. Er besitzt die Stärke eines Stiers. Diese rohen Spiele können mich nicht interessieren. Laßt uns eine Weile gehen.«

Und damit erhob sich die Dame, nahm den Arm ihres Mannes und schlenderte langsam den Gartenpfad hinunter.

Mademoiselle und ich folgten schweigend nach.

Der Garten war so alt als das Schloss selbst. Ich betrachtete zerstreut die steifen holländischen Anlagen, als sich die Gräfin umwandte und mich anredete:

»Sie sehen diesen Thurm, Marquis, «, sagte sie, mit ihrem Fächer auf einen solchen deutend, der den alten Wall flanierte und über einen Abgrund hing. »Früher war es ein Wachthurm, in neuerer Zeit aber ist er zur Wohnung eingerichtet worden und im ersten Stock

wurde ein Balkon mit einem großen Fenster angebracht. Isabelle hat dort ihr Zimmer. Ich kann nicht aus ihren Fenstern sehen, ohne ganz schwindlig zu werden. Meine Tochter hat stärkere Nerven, denn oft schon habe ich sie des Abends angetroffen, wie sie mit dem Ellbogen am Rande dieses Schwalbennestes lehnte.

Ich beugte mich über die Brüstung und maß mit meinen Augen die ungeheure Höhe der Mauer.

»Ah, « dachte ich, »kein Liebhaber wird es versuchen, unter *diesem* Balkon zu singen.«

Kurze Zeit vor Sonnenuntergang wurde die auf dem Dorfplatz versammelte Menge sehr unruhig und lärmend. Die glänzende Metallschüssel war von der Spitze der Stange verschwunden.

»Die Spiele sind alle vorüber, « bemerkte die Gräfin nach der geschäftigen Scene blickend. »Der Sieger ist gekrönt. Dort schreitet er mit seiner Zinnschüssel in der Hand über den Platz. Er und seine Kameraden werden sogleich hier sein. Laßt uns hineingehen.«

Mittlerweile war es finster geworden. Die Dorfbewohner hatten Fackeln aus Kienholz angezündet, deren helle Flammen eine wandelnde Illumination von eigenthümlicher Wirkung bildeten. Man konnte von dem Wohnzimmer aus das ganze Treiben des Dorfes beobachten. Ich fühlte nicht das geringste Interesse an diesen Dingen, aber ich behielt meinen Stand am Fenster, wo ich das Schauspiel träumerisch beobachtete.

Es dauerte nicht lange, so trat Marie herein und meldete die Ankunft des Siegers in Gesellschaft von vielen Andern.

»Sage unserer Leuten, sie sollen nur den Burschen Croix mit zwölf Andern einlassen, « befahl der Graf.

Marie entfernte sich mit ihrem Auftrag.

»Wollen Sie nicht mitkommen, Gilbert?« fragte der Graf zu mir gewendet.

Ich schüttelte den Kopf und sagte, daß ich bleiben wolle, wo ich mich befinde.

Der Graf und die Gräfin verließen darauf das Zimmer, gefolgt von Isabellen, die das blaue Band, das sie gestickt hatte, in der Hand

trug. Ich bildete mir ein, daß ihre Schritte, als sie aus der Thüre trat, unsicher gewesen seien.

Ich war ärgerlich und wünschte es nicht mit anzusehen, wie Isabelle das Band diesem hübschen Bauerntölpel überreichte. Ich lehnte noch immer an einem der Fenster, mechanisch hinausblickend. Es standen weder Mond noch Sterne am Himmel, die tiefste Finsterniß herrschte im Garten und der Wind rauschte in den Bäumen.

Den Kopf in die Hand gestützt, stand ich nachdenklich da.

»Sollte ich Isabellen gegen ihren Willen heirathen, oder sollte ich sogleich und für immer die Hoffnung aufgeben, sie zur Meinigen zu machen?« fragte ich mich.

Ich glaubte nicht, konnte nicht daran glauben, dass ich einen Nebenbuhler habe. Sie hatte es mir zu verstehen gegeben, bloß um mich zu beunruhigen und mich noch verliebter zu machen. Sie war eine kalte, stolze Natur, die zu besänftigen Zeit erforderte. Ihr hochfahrendes Benehmen gegen mich hatte mich sehr gekränkt, aber nichtsdestoweniger war ich bereit und gewillt, jedes irdische Opfer für sie zu bringen.

Während ich mit diesen Gedanken beschäftigt war, sah ich eine Gestalt unter dem Fenster nahe an der Marter vorüber schleichen, als ob sie einen Eingang in's Haus suchte. Ich legte dem Vorgang keine besondere Wichtigkeit bei; indeß beobachtete ich die geheimnißvolle Gestalt, so weit es mir die Dunkelheit gestattete. Aber sie verschwand, ohne daß ich im Stande war, die Richtung, die sie eingeschlagen, zu unterscheiden.

Gleich darauf sprang der kleine Hund der Gräfin von dem Kissen, auf dem er lag, empor und fing an zu murren.

Darauf wendete ich mich um.

Die Thüre des anstoßenden Zimmers stand offen. Ich horchte. Der Fußboden knarrte unter einem vorsichtigen Tritt. Ja, es war Jemand dort -- Jemand, der wahrscheinlich dort nichts zu schaffen hatte.

Davon überzeugt, rief ich aus:

»Wer geht dort?«

Da keine Antwort erfolgte, so nahm ich ein Licht und trat in das nächste Gemach. Der Hund folgte mir, abwechselnd knurrend und bellend. Ich konnte niemand sehen, aber beim Eintritt vernahm ich, dass die gegenüber befindliche Thüre zugeschlagen wurde. Im ersten Augenblicke glaubte ich, es sei durch den Wind geschehen. Ich wollte mich indes; doch näher davon überzeugen und öffnete die Thüre. Sie führte auf einen Gang, durch den man in den Thurm gelangte. Mit emporgehobenen Licht schritt ich weiter, bis ich ist das Zimmer der Mademoiselle de Vere kam. Es war ein kleines nettes Gemach ohne Ecken oder Winkel und ich konnte dasselbe mit einem Blick überschauen. Es hatte keinen weiteren Ausgang. Der Hund blieb wüthend bellend an der Thüre stehen. Das Bett war ohne Vorhänge und mit einer weißen Decke bedeckt. Ueber dem Kamin hing ein Spiegel und unter demselben stand die häßliche Holzfigur, die der Graf in seiner Jagdtasche gefunden hatte. Vor dem Balkonfenster hing ein schwerer Vorhang.

Als ich mich überzeugt hatte, daß das Gemach leer war, ging ich nach dem Salon zurück, während der Hund noch immer fortfuhr zu bellen.

Bald darauf kehrte auch die Gräfin und ihre Tochter zurück, die erstere herzlich lachend.

Ich fragte sie, was sie so ergötzt habe.

Sie gab mir darauf eine Beschreibung des Vorganges, der soeben zwischen dem Sieger im Ringkampf und Mademoiselle de Vere stattgefunden hatte.

»Er ist ein wahrer Riese, « fuhr die Dame fort. »Ich glaube, die Spitzen meiner Federn würden nicht bis an seine Schultern reichen. Er und seine Kameraden waren sehr ehrerbietig, und als Isabelle das Band zum Vorschein brachte, fiel der Sieger in der linkischsten Weise auf seine Kniee nieder, um es in Empfang zu nehmen. Ich hätte fast dem Narren ins Gesicht gelacht. Uebrigens ging Alles vortrefflich von Statten, Wein und Kuchen wurden den guten Leuten reichlich vorgesetzt und sie tranken, ich weiß nicht wie oft, unsere Gesundheit.

In diesem Augenblick trat der Graf herein. Er schien sehr

aufgeregt.

»Ich habe soeben die Zugbrücke aufziehen lassen, « sagte er.

»Oh! und weshalb?« fragte seine Frau.

»Eine Menge Pöbel zieht auf der Straße umher. Ich fühle mich unbehaglich, wenn so vieles Gesindel in der Nähe ist.«

»So sind wir also sämtlich Gefangene«, rief die Gräfin lachend, »und Niemand kann ohne unsere Erlaubniß hinaus oder herein.«

Bald darauf setzten wir uns zum Abendessen nieder. Isabelle war gegen ihre Gewohnheit sehr gesprächig Ich war erstaunt, denn ich hatte sie noch nie in so guter Laune gesehen.

Als das Mal vorüber war, klagte sie über Ermüdung und zog sich zurück. Der Graf streckte sich wie gewöhnlich auf einem Sopha aus und die Gräfin und ich setzten uns zu einem Kartenspiel nieder.

Es hatte elf geschlagen, als Marie mit bestürztem Gesicht ins Zimmer trat.

»O Madame, « rief das Mädchen, ihre Gebieterin anredend, »es ist ein großer Tumult jenseits des Grabens. Hier kann man nichts davon hören; aber am südlichen Eingang des Schlosses ist der Lärm wirklich furchtbar.«

Die Gräfin mischte ruhig die Karten und antwortete nicht darauf, aber ihr Gatte war erwacht und aufgesprungen..

»Mögen alle bösen Feinde der Christenheit dieses nichtswürdige Gesindel dahin entführen, wohin es gehört!« sagte er ärgerlich. »Lassen Sie sich nicht stören, « setzte er hinzu, als er sah, daß ich im Begriff war, die Karten niederzulegen. »Fahren Sie in ihrem Spiele fort, Gilbert. Ich will hinunter gehen und sehen, was es gibt.«

Er hatte sich kaum entfernt, als die Glocke der Dorfkirche zu läuten begann.

Ich sprang empor.

»Es wird irgendwo Feuer ausgebrochen sein, « bemerkte die Gräfin. » Solche Unfälle kommen hier häufig vor, denn die Häuser sind aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt. An Festtagen wie der heutige machen sie große Feuer an und es wird viel mit Nußöl gekocht, das sich leicht entzündet.«

ich trat ans Fenster, öffnete es und schaute mich nach allen Richtungen um.

»Ich sehe keine Flammen, « sagte ich. »Am Himmel wie auf der Erde herrscht die tiefste Finsternis. Die Luft ist schwül. Ich vermuthete, daß ein Gewitter im Anzug ist.«

Unterdessen dauerte das schauerliche Geläute der Glocke fort.

Ich konnte in der dichten Finsterniß nichts unterscheiden, als zahllose Lichter, welche unten im Dorfe hin- und hergaukelten. Sie kamen von den Kienfackeln, welche die Bauern trugen.

In diesem Augenblicke trat der Graf ins Zimmer. Er war aufgeregt und hatte eine Flinte in der Hand.

»Was gibt es?« fragte ich.

Es sind etwa fünfhundert von den Elenden auf der andern Seite des Schlossgrabens dem Haupteingang gegenüber versammelt, die Luft mit ihrem Geschrei erfüllend.«

»Was verlangen sie?« fragte die Gräfin beunruhigt.

»Was sie verlangen?« fragte ihr Gatte. »Wer weiß es. Ich habe versucht, mit ihnen zu sprechen, konnte aber nicht herausbringen, was sie wollen. Sie rufen in einem fort: »Paul Croix! Paul Croix!« als ob wir ihn hier als Gefangenen hätten. Einige von ihnen haben Gewehre, andere Äxte und Heugabeln. Ich habe keine Besorgniß, es müßte ihnen denn gelingen, den Schlossgraben auf der Südseite zu überschreiten. Dort könnten sie leicht ins Schloss dringen.«

»Könnten Sie das wirklich?« fragte seine Frau ängstlich.

»Ja, wenn sie sich der Seichtheit des Grabens an dieser Stelle erinnern. Die Pest über sie! Aber ich werde diesen Eingang vertheidigen und den Ersten, der sich herüberwagen wird, wie einen Hund niederschießen und ebenso alle Folgenden.«

»O Himmel, wir werden Blutvergießen unter uns haben, « rief die Gräfin. »Mein Kind, meine Isabelle! sie begann wie wahnsinnig die Hände zu ringen.

»Geh und bringe sie hierher, « antwortete ihr Gatte. »Von dem Balcon ihres Zimmers aus werde ich den Südeingang des Schlosses vertheidigen.«

»Kann ich Ihnen von irgend einem Nutzen sein, Graf?« fragte ich.

»Kommen Sie mit mir, Gilbert, « war seine kurze Antwort.

Mit zitternden Händen ergriff die Gräfin einen der großen silbernen Leuchter und wir folgten ihr in das kleine Zimmer, das wir durchschreiten mußten, um in das Schlafgemach der Tochter zu gelangen.

»Ich glaube nicht, daß das liebe Kind wach ist. Sie war so ermüdet, « bemerkte die Mutter.

Ja diesem Augenblick löschte ein Windstoß beinahe das Licht aus.

»Ha, wer hat diese Panele geöffnet?« rief der Graf in großer Ueberraschung, gleichzeitig auf einen Theil des Getäfels deutend, das zur Seite geschoben war. Dies ist ein geheimer Gang, der schon lange nicht mehr gebraucht worden ist.«

»Führt er in den Garten?« fragte ich, mich der geheimnißvollen Gestalt erinnernd, die ich vor kurzem daselbst gesehen hatte.

Unterdessen waren wir durch den Gang an Isabellens Thüre gelangt. Die Gräfin öffnete dieselbe und als sie eintrat, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

Der Graf und ich folgten ihr auf dem Fuße und die Ursache ihres Schreckensrufs wurde sofort offenbar.

In Isabellens Zimmer befand sich ein Mann und dieser Mann war Paul Croix.

Mademoiselle de Vere stand in der Mitte des Gemachs, ihre Arme schützend um den Preiskämpfer geschlungen, der keinen Versuch machte, sich zu entfernen.

»Fliehe, fliehe! Rette Dich!« rief Isabelle.

Ich sprang vor, um ihn aufzuhalten, und in demselben Augenblicke feuerte der Graf. Die Kugel ging dem Burschen durch den Hut und fuhr in den Spiegel ober dem Kamin.

Alles dies ging in der Zeit von weniger als einer Minute vor sich. Ich weiß nicht, wie der Mensch entkam; ich kann bloß sagen, daß er fort war.

Nach seinem Verschwinden herrschte einige Augenblicke

Schweigen. Die Gräfin hatte ihren Gatten umschlungen, das Gesicht an seiner Schulter verbergend, und Isabelle lehnte am Kamin. Ihr Gesicht war sehr weiß, aber sie legte keine besondere Unruhe an den Tag.

»Wir ist dieser Bursche in Ihr Zimmer gekommen, Mademoiselle de Vere!« fragte der Graf in strengem Tone. »Wahrscheinlich hat er sich ohne Dein Wissen hier eingeschlichen?«

»Nein!« antwortete Isabelle keck. »Ich will Alles offen bekennen.« Dann, die Augen niederschlagend, fuhr sie mit zitternder Stimme fort: »Ich habe meine beste Herzensneigung einem Manne zugewendet, der nach der Sprache der Welt nicht meines gleichen ist.«

»Doch hoffentlich nicht diesem Bauern?« rief ihr Vater, nur mit Schwierigkeit die Worte herausbringend.

»Paul Croix!« erwiderte Isabelle mit gezwungener Ruhe. »Wir gehören einander an und keine irdische Macht kann uns trennen.«

»Es ist falsch — es ist falsch; glaube ihr nicht!« rief die Gräfin, ihren Gatten loslassend und sich zwischen ihn und ihre Tochter werfend. »Sie ist wahnsinnig, sie weiß nicht, was sie sagt. Wie kann das wahr sein, was sie behaupten da ich sie seit ihrer Geburt noch niemals aus den Augen gelassen habe? Bah, sie spricht die Unwahrheit.«

»Ich spreche keine Unwahrheit«, antwortete Isabelle mit Bestimmtheit. »Ich wiederhole es, daß ich Paul Croix liebe und daß ich entschlossen bin, sein niedriges Loos mit ihm zu theilen. Als ich ihn ersuchte, diesen Abend hierher zu kommen, so that ich es, um ihm zu sagen, daß ich mich entschlossen habe, seine Frau zu werden. Um nicht gegen meinen Willen verheirathet zu werden, rief ich ihn zu meinem Beistand herbei und stellte mich unter den Schutz seines starken Armes und nun —«

»O, hört nicht auf sie, « rief die arme Gräfin in verzweifelterm Ton. »Sie ist ganz verwirrt, ganz von Sinnen.«

»Paul Croix soll nicht am Leben bleiben, ich werde ihn tödten, « sagte der Graf mit schrecklicher Ruhe.

»Thun Sie es und Sie ermorden Ihr Kind und bringen Schande auf

den Namen de Vere, « erwiderte Isabelle mit Nachdruck.

Ihr Vater erhob darauf seine Hand, als ob er sie ins Gesicht schlagen wollte, er berührte sie aber nicht.

»Von nun an aus meinen Augen!« sagte er zu ihr. »Geh! Folge ihm und heirate ihn! ich jage Dich fort — ich enterbe Dich! Ich verfluche die Stunde, wo Du geboren wardst! Ich verfluche Dich jetzt und für immer!« Ich —«

»Halten Sie ein, Vater, halten Sie ein!« unterbrach ihn Isabelle. Sie werden mir eines Tages verzeihen.«

Das war das letzte Wort, das ich aus ihrem Munde hörte. Der Graf drehte sich um legte seinen Arm in den meinigen und wir gingen mit einander nach der Thüre. Ehe ich hinaustrat, warf ich noch einen Blick auf Isabelle de Vere zurück. Ich habe sie seitdem reicht mehr gesehen.

O, welche Leidensnacht das für mich war! Ich fühlte mich bald wie vernichtet, bald war ich voll Entrüstung und Zorn gegen Diejenige, die auf diese verächtliche Weise meine Liebe und Ergebenheit von sich gestoßen hatte. Der Graf war mir in mein Zimmer gefolgt. Von Schmerz ganz niedergebeugt, ging er mit raschen Schritten in demselben auf und ab und endlich öffnete er das Fenster, um Luft zu erhalten. Er müsse sonst ersticken, sagte er.

Von Denjenigen die einen solchen Lärm vor dem Schlosse gemacht hatten, ließ sich nichts mehr vernehmen.. Sie waren sämtlich ihres Weges gegangen.

Kurz darauf kam Marie mit traurigem Gesichte an meine Thüre. Sie hatte ihren Gebieter zu benachrichtigen, daß die Gräfin sehr unwohl sei.

Kommen Sie mit mir, de Bruyere, « sagte er zu mir.

Die gänzliche Hilflosigkeit die er an den Tag legte, war kläglich anzusehen. Wir folgten Marie in das Ankleidezimmer der Gräfin.

»Sie ist fort!« rief die Dame, als sie uns erblickte; »aber ich will mein Kind nicht verlassen; nein, ich kann es nicht. Ich will ihr folgen und sie von dem verhaßten Menschen trennen. In kurzer Zeit wird sie über das, was sie gethan hat, zur Erkenntniß kommen. Ich will

sie in irgend ein Kloster bringen und mich mit ihr einschließen. Der Himmel lehrt uns zu verzeihen und eine lange und aufrichtige Reue wird ihren Fehler auslöschen und —«

»Ja, aber ihre Entehrung wird vor der Welt bestehen bleiben. Wir gehören einem Geschlecht und Range an, die diese Thatsache nicht vergessen lassen.«

Die unglückliche Mutter bat lange und in rührender Weise, aber ihr Gatte blieb unbeugsam.

»Nichts kann je unsere Schande abwaschen, « sagte er. »Isabelle de Vere muß nothwendiger Weise diesen Bauern heirathen, den sie sich gewählt hat.«

Die Nacht ging endlich vorüber und das Tageslicht fand uns noch Alle beisammen, ganz erschöpft von Kummer und Schmerz. Mich selbst hatten die aufregenden Scenen, an denen ich theilgenommen, so angegriffen, daß ich in ein nervöses Fieber verfiel, welches mich nach wenigen Tagen an den Rand des Grabes brachte. Ich habe nur eine dunkle Erinnerung an diese Krankheit, denn es war hauptsächlich mein Gehirn, das ergriffen war.

Als ich endlich wieder zum Bewußtsein erwachte, sah ich eine Frau an meinem Bette sitzen. Es war die Gräfin, aber ich erkannte sie nicht sogleich, denn sie hatte sich auf eine traurige Weise verändert. Sie trug keine Schminke, keine Schönheitspflasterchen, keinen Puder, keinen Reifrock mehr, und sie war zu einem bloßen Schatten abgemagert.

Ich hatte ihrer Sorgfalt mein Leben zu verdanken, denn sie wachte bei mir und pflegte mich Tag und Nacht mit der Zärtlichkeit einer Mutter.

Der Arzt. der Ursache meiner Krankheit zu kennen schien, empfahl sobald als möglich meine Entfernung von dem Schauplatze meines Kummers; aber es dauerte viele Tage, bis ich kräftig genug war, auf kurze Zeit mein Lager zu verlassen.

Eines schönen Morgens benachrichtigte mich der Arzt, das er alle Anstalten getroffen habe, damit ich noch an demselben Tage das Schloss verlassen konnte. Er hatte für eine Sänfte mit Vorhängen gesorgt und beschlossen, mich auf meinem ganzen Heimweg zu

begleiten.

Als ich zur Abreise bereit war, blickte ich mich um, in der Erwartung, meine gütigen Wirthe zu sehen, aber der Arzt sagte mir, daß der Graf und die Gräfin, um mir den Schmerz des Abschieds zu ersparen, das Schlosse verlassen hätten.

Ich war von dieser Mittheilung überrascht.

»Sind sie im Dorfe?«

»Nein, sie haben de Vere verlassen; wahrscheinlich für immer.«

»Und ihre unglückliche Tochter, was ist aus ihr geworden?«

»Vergessen Sie dieselbe, Marquis; sie hat ihr eigenes Schicksal gewählt.«

Mein Vater empfing mich wie einen Sohn, der soeben vom Tode auferstanden; aber lange Zeit machte er keine Anspielung auf meinen Besuch im Schlosse de Vere. Erst während unseres Aufenthaltes in England, wohin wir ausgewandert waren, hörte ich wieder von dem Schicksal meiner unglücklichen Freunde.

Es war an einem unfreundlichen Winterabende. Mein Vater war soeben nach Hause zurückgekehrt und hatte sich ans Feuer gesetzt, auf das er seine traurigen und gedankenvollen Blicke richtete.

»Haben Sie frische Nachrichten aus Frankreich erhalten?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und erwiderte in düsteren Tone:

»Ich habe soeben den Tod eines alten Freundes erfahren.«

»Des Grafen de Vere?«

»Ja, er starb hier in London und, wie ich vernehme, in großer Armuth.«

»Und die Gräfin?« rief ich.

Mein Vater schüttelte wieder das Haupt.

»Ist sie ebenfalls todt?«

»Ja, der Kummer hat sie zuerst getödtet. Der arme Graf hatte in seinen letzten Augenblicken Niemand um sich, als eine ältliche Dienerin, die früher bei der Gräfin Kammerjungfer war. ich suchte sie aufzufinden; aber sie ist nach Frankreich zurückgekehrt.«

»Und Mademoiselle de Vere — haben Sie nicht gehört, was aus

ihr geworden ist?«

Mein Vater zögerte, ehe er mir antwortete:

»Die Familie de Vere ist seht erloschen, « war Alles, was er sagte.

Von diesem Tage an erwähnte ich meinem Vater gegenüber niemals mehr den Namen von Isabelle de Vere. Er glaubte wahrscheinlich ich hätte sie vergessen. Aber das war nicht der Fall; ich dachte in den Tagen meiner Jugend stets an sie und mein Herz blieb gegen alle anderen Frauen verschlossen. Selbst heute noch hat mich der Anblick dieses Portraits tief ergriffen und Gefühle in meiner Brust geweckt, die ich längst für todt gehalten hatte.

Hier schwiug der Erzähler plötzlich, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es in einen Zug aus. Michael Laubarré seufzte und war im Begriff, seinem Freunde seine Theilnahme auszudrücken, als Nanette hereintrat und die Ankunft des Dorfpfarrers meldete.

»Weise den Herrn Pfarrer herein, lege frisches Holz nach und bringe den Kaffee.«

»Abbé Trebmal ist ein höchst würdiger Mann, « setzte er zum Marquis gewendet hierzu. »Er ist seit fünfzehn Jahren Pfarrer von de Vere.«

Der alte Priester trat herein. Er war ärmlich gekleidet und mit Straßenstaub bedeckt, aber sein Gesicht trug den Ausdruck der Redlichkeit und Güte, während sein Benehmen freundlich, einfach und höflich war.

Der Marquis de Bruyere fühlte eine instinktmäßige Achtung für den Dorfpfarrer (vielleicht weil derselbe de Vere angehörte) und er machte neben sich am Kamin sogleich Platz für ihn, während Michael Laubarré den neuen Ankömmling vorstellte und mit freundlichen Worten bewillkommte.

»Es muß etwas Wichtiges sein, das Sie in dieser späten Stunde hierher geführt hat, Herr Abbé, « bemerkte der Hausherr.

»Ja, man hat mich holen lassen. Der Fall war ein dringender, « antwortete der Abbé traurig und nicht ohne einige Verlegenheit.

Als der Pfarrer eine Tasse Kaffee getrunken hatte, begann ihm der Marquis allerlei Fragen über de Vere zu stellen, die derselbe

ziemlich ausführlich beantwortete.

»Als ich vor vielen Jahren hierher kam, « sagte er, »war die Familie de Vere fast vergessen. Die Leute sprachen nicht mehr von dem unglücklichen Ereigniß, , das die Ehre dieses alten Hauses befleckt hatte.«

»Aber Sie haben doch Näheres darüber gehört? Sie haben gewiß die Leute von Isabelle, der schönen Tochter des letzten Grafen de Vere, sprechen hören.«

»Ja, « erwiderte der Abbé sehr ernst. »Möge ihr der Himmel gnädig sein! Sie hat schwer gelitten; sie hat ihre Sünden schwer gebüßt.«

»Sie waren also mit ihr bekannt? Sie wissen, wo und wie sie gestorben ist?« rief der Marquis mit Lebhaftigkeit.

»Es ist eine schreckliche Geschichte, « entgegnete der Pfarrer.

»Lassen Sie uns lieber von etwas Anderem sprechen.«

»Nein, ich möchte von *ihr* sprechen. Herr Abbé. ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von diesem unglücklichen Weib wissen.«

»Ja wohl, unglücklich. Arme Sünderin! arme Sünderin!« rief der würdige Priester traurig aus. »Da es Ihr Wunsch ist, die tragische Geschichte zu hören, Herr Marquis, so will ich sie Ihnen erzählen.

»Zur Zeit, wo Mademoiselle de Vere aus dem Schlosse entfloh, war ich in einem zwei Stunden von de Vere entfernten Orte, wo die Familie Croix wohnte, Pfarrer. Diese Croix waren ziemlich wohlhabende Landleute. Pauls Mutter war eine rüstige, fleißige sparsame Frau. Ihr ältester Sohn war bereits verheirathet, und die Mutter und die Schwiegertochter lebten mit einander in besten Einvernehmen unter demselben Dache. Louise, die Frau des Sohns, hatte ihrem Manne ein Heirathsgut an Wiesen und Äckern zugebracht, das mehrere tausend Kronen werth war.

Eines Tages kam Mutter Croix mit einem Briefe zu mir, den sie soeben erhalten hatte. Weder sie noch eines ihrer Angehörigen konnte lesen. Sie bat mich deshalb, ihr den Inhalt des Schreibens mitzutheilen. Der Brief benachrichtigte Frau Croix, daß ihr zweiter

Sohn Paul Mademoiselle de Vere geheirathet habe.

»Sie ist alle doch seine Frau geworden?« rief der Marquis aus. »Ich bitte Sie um Entschuldigung Haben Sie die Bitte fortzufahren, Herr Abbé.«

»Ja, sie war seine Frau, sehr zu ihrem Unglück und zu dem von Paul ebenfalls, « antwortete der Priester. »Die Heirath hatte mit Einwilligung des Vaters der Braut stattgefunden. Das neuvermählte Paar wollte am folgenden Tage nach Hause kommen und der Brief war der Vorläufer davon.

Die Wittwe Croix schien nicht im Geringsten über diese unpassende Heirath erfreut zu sein. Die Frau, die einen gesunden Verstand besaß, begriff sogleich, unter welchen Umständen ihr Sohn die Hand der hochgeborenen Dame erhalten hatte, und fürchtete die wahrscheinlichen Folgen der Verbindung.

Als ich ihr den Brief zum zweiten Male vorgelesen hatte schüttelte sie den Kopf und sagte traurig:

»Ach, Herr Pfarrer, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Mein Sohn hat einen Narrenstreich gemacht, das ist klar. Die Eltern seiner Frau haben ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht gutwillig gegeben und ich bin der Meinung, daß sie ihre Tochter nicht mehr sehen — daß sie ihr keinen Sou geben werden. Jedenfalls ist es eine sehr unangenehme Geschichte, die uns ganz und gar nicht gefällt. Was sollen wir zu Hause mit dieser seinen Dante anfangen? Sie ist sehr im Irrthum, wenn sie glaubt, daß wir sie bedienen werden. Dann ihre vornehmen Kleider! O Himmel! Ich werde nicht einmal das Herz haben, ihr zu heißen an den Brunnen zu gehen. Und der Brief sagt, sie sei sehr schön; ist's nicht so? Es muß ihn ein Gelehrter geschrieben haben, denn ich verstehe die Stelle nicht.«

Paul hatte seinen Brief durch den Schulmeister schreiben lassen, und dieser hatte Mademoiselle de Vere mit Venus verglichen, ein Ausdruck, welcher der Wittwe Croix viel Kopfzerbrechen machte, und ich hatte große Mühe, ihr den Sinn desselben zu erklären.

»Schon gut, « sagte sie endlich, »mein ältester Sohn wird jedenfalls die Heirath seines Bruders nicht billigen. Außerdem hat Paul mir nicht die gebührende Achtung bezeugt, indem er

geheirathet, ohne meine Erlaubnis einzuholen.«

»O, Ihr werdet ihm verzeihen, « antwortete ich, »und Ihr werdet die Fremde die er Euch ins Haus bringt, zu lieben suchen.«

»Das weiß ich nicht, ich kann Euch nichts Derartiges versprechen, Herr Pfarrer, « war die unhöfliche Antwort.

Am folgenden Tage wurde ich nach einem Orte gerufen, der ein Dutzend Meilen entfernt war, und meine Abwesenheit dauerte über zwei Monate. Weihnachten stand bevor, als ich in meine Pfarrei zurückkehrte, wo ich bei Einbruch des Abends anlangte. Ich hatte eine weite Entfernung zu Fuß zurückgelegt, und es begann heftig zu regnen. Da mich mein Weg an dem Hause der Croix vorbeiführte, so dachte ich, ich wollte dort eine Weile unterstehen und zugleich sehen, wie sich alle befänden.

Das Haus war ein großes, plumpes Gebäude wie die hiesigen Bauernhöfe gewöhnlich sind. Es hatte nur Läden und keine Glasfenster. Der Haupteingang führte über einen Dunghaufen. Es war kein Garten, kein Baum am Hause. Wenn im Sommer die brennende Sonne dieses südlichen Klimas r auf das schattenlose Dach fiel, so machte sie jedes Gemach unter demselben zu einem glühenden Ofen, während im Winter die eisige Luft ohne Widerstand durch die alten, schadhafte Läden in alle Räumlichkeiten eindrang.

Es war bereits ganz finster, als ich über den Hof ging. In der Nähe des Hauses angelangt, hörte ich Jemand rufen:

»Paul, bist Du es?«

Es war eine weibliche Stimme.

»Nein, ich bin es, der Pfarrer Trebmal, « antwortete ich.

Darauf eilte die Person, die gesprochen, schnell davon und verschwand in der Dunkelheit, ohne ein weiteres Wort geäußert zu haben.

Die Hausthüre öffnete sich in einen Stall, den man passieren mußte, wenn man in das Wohnzimmer der Familie gelangen wollte. Dies war ein geräumiges Gemach, aber, als ich es betrat, so finster und voll Rauch, daß ich Anfangs Niemand zu unterscheiden vermochte.

In einer Ecke unter einem Vorhang von rother Serge stand das Bett der Wittwe. An den Wänden waren Bretter angebracht, welche Küchengeschirr und andere Hausgeräte enthielten, und darüber präsentierten sich auch die zinnernen Schüsseln, die der Preiskämpfer zu verschiedenen Zeilen gewonnen hatte.

Bei meinem Erscheinen sprang die Wittwe mit einem Ausruf der Ueberraschung und der Bewillkommnung von ihrem Sitze auf.

»Aber, Herr Pfarrer, « setzte sie hinzu, »wie habt Ihr denn ohne Licht den Weg durch den Stall gefunden? War die äußere Thür offen?«

»Ja, « erwiderte ich, »es ist eine Person im Hof, Eure neue Schwiegertochter, wie ich vermuthe. Sie wartet wahrscheinlich auf ihren Mann.«

Die alte Frau nahm eine halb ärgerliche, halb verächtliche Miene an, und ihr ältester Sohn lachte und zuckte die Achseln.

»Wartet auf ihren Mann!« rief er barsch, »in diesem Falle setzt sie sich der Gefahr aus, dir ganze Nacht draußen zu bleiben.«

Und wieder lachte er, in der Meinung, etwas Wichtiges gesagt zu haben, das den Beifall der Zuhörer verdiente.

---

## Drittes Capitel.

Als der ältere Croix aufgehört hatte zu lachen, fragte ich, ob sein Bruder nach de Vere gegangen sei. Ich habe gehört, daß die Bauern das Schloss geplündert und einen Theil desselben verbrannt hätten.

»Nach de Vere gegangen!« wiederholte die alte Frau. »Was sollte Paul dort thun, Herr Pfarrer? Ich denke, wir haben Alle an diesem Namen genug gehabt. Nein, mein Sohn ist auf den benachbarten Jahrmarkt gegangen, am sich dort zu belustigen.«

Ich saß an der Ecke des Kamins. Es brannte ein kleines Feuer auf dem Herd. Die Zeit des Abendessens war vorüber, alter ein großer, eiserner Topf stand noch immer in der Asche.

Der ältere Sohn sprach mit mir über seine Wirtschaft, wie sie durch Mangel an Regen gelitten, und wie schlecht die Ernte in der ganzen Gegend gewesen sei. Während er mir dies mittheilte, trat Paul Croix Frau geräuschlos herein und setzte sich an die andere Seite des Kamins. Der in Strömen fallende Regen hatte ihre Kleider ganz durchnässt und sie zitterte vor Kälte.

»Laßt nie die äußere Thür offen, wenn Ihr des Nachts hinausgeht,« sagte die Wittve Croix in herbem Tone zu ihrer Schwiegertochter.

»Wie hätte ich wieder hereinkommen sollen, wenn ich sie zugeschlossen hätte?« erwiderte die junge Frau in hochfahrendem Tone.

Niemand entgegnete etwas darauf, und die Männer fuhren fort, über landwirtschaftliche Gegenstände zu sprechen. Während ihrer Unterhaltung betrachtete ich Paul Croix' Frau mit vieler Neugier und Theilnahme. Sie war wie die alte Frau, in groben, braunen Wollenstoff gekleidet, und ihre farbige, baumwollene Haube, die unter dem Kinn geknüpft war, verhüllte vollständig ihr Haar. Ihre äußerst weiße und durchsichtige Haut, hätte fast auf den Gedanken führen können, daß ihr Gesicht aus Marmor bestände, hätten nicht die rothen Lippen dieser Annahme widersprochen.

Sie störte das Feuer auf, unter ihren nassen Kleidern zitternd, und

während der ganzen Zeit hielt sie den Kopf gesenkt, als ob sie fürchtete, daß ich sie anreden möchte. Da ich ihr Benehmen begriff, so sagte ich nichts zu ihr und vermied es sogar, sie weiter anzusehen. Aber ich legte einige Scheite Holz die in meiner Nähe lagen, auf das Feuer und rückte den eisernen Topf auf die Seite, damit sie ihre Füße auf die Asche stellen konnte.

Als sie sich hinlänglich gewärmt hatte, faltete sie die Arme über die Brust, lehnte sich an die Mauer zurück und schloß die Augen.

Da der Regen zugenommen hatte, so blieb ich noch eine Stunde oder mehr, wo ich war.

Während dieser ganzen Zeit rührte sich Pauls Frau nicht ein einziges Mal, noch öffnete sie die Augen. Gerade als ich mich entschlossen hatte, dem Sturm, der die ganze Nacht über anzuhalten drohte, Trotz zu bieten, piff Jemand draußen im Hof und der Haushund sprang winselnd nach der Thüre

»Er ist es endlich!« rief die junge Frau aufspringend und hinaus eilend, um ihren Mann einzulassen.

Von den Anderen rührte sich Niemand. Sie saßen alle um den Tisch und lasen Saatfrucht aus. Die alte Frau blickte bloß nach dem Feuer und murmelte halblaut:

»Sie wird doch seine Suppe warmgehalten haben.«

Im nächsten Augenblick trat Paul mit heiterem Gesicht und gefolgt von seiner Frau herein.

»Wie gehts Euch Allen?« fragte er, während er seinen Rock und Hut ablegte. »Ah, Herr Pfarrer, es freut mich, Sie gesund wiederzusehen.«

Dann trat er zu seiner Mutter und sagte, sich über ihre Stuhllehne beugend, er hoffe, daß sie vollkommen wohl sei.

»Vollkommen wohl, mein Sohn, und wie geht es Dir?«

»Ich bin hungrig wie ein Dutzend Jäger, « antwortete er mit schallendem Gelächter.

»Ah, ich habe mich gedacht, daß Du halbverhungert nach Hause kommen würdest, « erwiderte die Mutter, ihm neben sich am Tische Platz machend. Dann sagte sie zu der jungen Frau gewendet:

»Richtet Eurem Manne an, Schwiegertochter.«

Schweigend setzte die Angeredete eine Schüssel mit Suppe und einen Laib Brod vor den hungrigen Riesen, der einen Löffel ergriff und sogleich zu essen begann.

»Wie, was ist das?« rief er; »die Suppe ist so kalt.«

Darauf fuhr die Wittve zornig empor.

»Was, im Namen der Heiligen, habt Ihr denn am Feuer getrieben, wenn Ihr nicht einmal auf den Topf Acht geben mochte?« sagte sie zu der jungen Frau. »Es macht mich ganz toll, eine Person Eures Alters sehen zu müssen, die nicht einmal im Stande ist, eine Suppe warm zu halten. Glücklicher Weise sind nicht Alle im Hause wie Ihr seid. Da seht Eure Schwägerin Louise an, die beträgt sich ganz anders. Wenn ihr Mann heim kommt, so findet er sie stets bei der Arbeit und sein Abendessen gewärmt im Kamin, und —«

»So lange Paul selbst sich nicht beklagt, hat Niemand ein Recht, sich in die Sache zu mischen, « war die stolze Antwort der jungen Frau.

Hier legte ich mich ins Mittel.

»Es ist meine Schuld, « sagte ich, »daß die Suppe kalt ist. Ich habe den Topf weggerückt. Ich hoffe, Paul wird die gedankenlose Handlung entschuldigen.«

»Natürlich. Herr Pfarrer«, beeilte sich der junge Mann zu erwidern. »Es ist nicht der Mühe wert, ein Wort über die Sache zu verlieren. Sie Suppe ist nicht schlecht, « fuhr er zu seiner Mutter gewendet fort, »deshalb wollen wir nicht weiter davon sprechen. Ich bin bis an die Knöchel im Koth gewatet und meine Fuße fühlen sich wie ein paar Eisklumpen an, « setzte er, auf den Boden stampfend, hinzu.

»Schnell, thue etwas heiße Asche in Deine Schuhe, mein Sohn, « bemerkte die Wittve mit zärtlicher Besorgniß.

»Ah, der Rath ist nicht schlecht, « erwiderte Paul. »Hier, Frau, besorge mir das.«

Damit nahm er seine schweren, nägelbeschlagenen Schuhe ab, deren Leder unter einer dicken Lage gefrorenen Schmutzes ganz verschwunden war.

Sie junge Frau bückte sich, hob die Schuhe auf, wischte den Koth von denselben ab, schüttete eine Schaufel voll heiße Asche hinein und brachte sie, ohne ein Wort zu sprechen, ihrem Manne zurück.

Ich vermochte ein schmerzliches Gefühl nicht zu unterdrücken, als ich sie auf diese Weise erniedrigt und so grausam für ihre Fehler bestraft sah.

»Es giebt keinen andern Trost für sie, als der Himmel, « dachte ich. »Hoffentlich wird sie dessen eingedenk sein und nicht durch Verzweiflung ihr Herz brechen lassen.«

Am den nächstfolgenden Sonntagen sah ich mich in der Kirche nach ihr um, aber sie war nicht anwesend.

»Warum besucht Pauls Frau den Gottesdienst nicht?« fragte ich endlich die Wittve Croix. »Was thut sie zu Hause?«

»Was sie zu Hause thut, Herr Pfarrer?« wiederholte die alte Frau. »Natürlich nichts, wie immer. Da sitzt sie mit gefalteten Armen ihre Füße in der Asche am Kamin, so träge, daß — die Heiligen mögen mir verzeihen — daß ich zuweilen denke. sie würde, wenn ihr Unterrock Feuer finge, die Hand nicht ausstrecken, um es auszulöschen.«

Ich hatte die Gewohnheit, die zu meiner Pfarrei gehörenden Familien, je nachdem ich Zeit und Gelegenheit fand, ein- oder zweimal im Monat zu besuchen. Es waren indeß mehr als acht Wochen vergangen, ehe ich wieder in der Wohnung der Croix vorsprach. Bei dieser Gelegenheit fand ich die junge Frau allein zu Hause. Sie saß vor der Thüre in der Sonne, ihren Strohhut so tief in die Stirne gedrückt, daß sie mich nicht eher wahrnahm, als bis ich ganz nahe bei ihr war.

Sie sprang plötzlich empor, und nach dem Ausdruck, den ihre Züge annahmen, zog ich den Schluß, daß ihr meine Gegenwart nicht angenehm war. Sie sagte im Dialect des Landes:

Es ist Niemand zu Hause, Herr Pfarrer, sie sind Alle bei der Arbeit auf dem Felde.«

»Wenn Sie es mir erlauben wollen, Madame Croix, so will ich ein wenig hier ausruhen, « sagte ich in französischer Sprache.

Darauf sah sie mich scharf an und ihr Gesicht wurde roth. Sie wußte offenbar nicht, daß ich mit ihrer Geschichte bekannt war, und erstaunte darüber, daß ich sie in einer Sprache anredete die in diesem Theile des Landes so selten gehört wird und deren Verständniß nach ihrem Stande nicht von ihr erwartet werden konnte. Aber ihre Selbstbeherrschung wieder erlangend, antwortete sie mir mit derselben Miene und in derselben Sprache, an die sie in dem Solon von de Vere gewöhnt war.

»Wollen Sie mir die Ehre geben, in das Haus zu treten, Herr Pfarrer?« sagte sie.

»Ich danke Ihnen, Madame, aber ich möchte lieber in der Sonne sitzen bleiben, « antwortete ich.

Die Witterung war für diese Jahreszeit ungewöhnlich mild. Sie Sperlinge hüpfen lustig umher, und an geschützten Stellen entfalteten die gelben Schlüsselblumen ihre Blüten.

»Was für ein lieblicher Tag!« bemerkte ich. »Dieser warme Sonnenschein gleicht einem Lächeln vom Himmel. Lob und Dank sei ihm, der stets über uns wacht.«

Sie antwortete mir nicht, sondern blickte mich mit einem spöttischen Lächeln an. Ich fuhr indeß fort, mich in derselben Weise auszudrücken. Ich sprach mit ihr über Religion, aber meine Worte hatten keinen Erfolg, sie schienen im Gegentheil eine ganze Menge gottloser Gedanken in ihr zu erwecken und sie begann mit Heftigkeit darüber zu streiten und ohne den geringsten Rückhalt ihre Ansicht darzulegen.

Mit Entsetzen hörte ich ihr zu, mit Entsetzen vernahm ich, wie eine so junge Person solche kecke, solche eitle und schlechte Grundsätze so ohne alle Scheu aussprach. Ich konnte nun begreifen, wie es kam, daß sie in ihren gegenwärtigen Zustand der Erniedrigung verfallen war.

»Da sie mich über einen Gegenstand nicht anhören will, so wird sie es vielleicht über einen andern thun, « dachte ich. »Ich will ihr einige nützliche Rathschläge geben, « und demzufolge sagte ich ihr, wie sie sie handeln sollte, um ihre Stellung ihrer neuen Familie gegenüber leichter und angenehmer zu machen. Aber sie

unterbrach mich sehr bald.

»Bah, « rief sie mit einem Ausdruck des Widerwillens, »diese Menschen hassen mich und nichts wird jemals ihre Gesinnungen gegen mich ändern. Aber ich beklage mich nicht darüber, denn ich hasse sie ebenfalls. Indeß müssen wir einander ertragen, bis es der Mutter beliebt, Paul das Geld zu geben, das ihm sein Vater hinterlassen hat — eine elende Summe von ein paar hundert Kronen, wie ich glaube, nicht mehr. Aber sie wird uns in den Stand setzen, ein kleines Gut zu pachten. Mein Mann hat bereits etwas ausfindig gemacht, das uns ganz gut paßt. Aber unglücklicher Weise müssen wir noch ein ganzes Jahr warten, bis das Geld bereit ist. Doch, es thut nichts, ich kann mich gedulden.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keinen Glauben an ihre Geduld.

»Sie sind nicht an ein lieben der Arbeit gewöhnt, « antwortete ich. »Wie groß auch Ihr Muth, Ihre guten Absichten sein mögen«, Sie werden niemals im Stande sein, sich an das Leben eines Landwirts zu gewöhnen. Hierzu kommt noch, daß Ihr Mann keine Erfahrung in der Landwirtschaft besitzt, wie seine Brüder, und was noch schlimmer ist, ich glaube nicht, daß er Lust hat, etwas davon zu lernen.«

Allerdings ist Paul, um die Wahrheit zu sagen, sehr träg, « antwortete sie ruhig, »und was nach schlimmer ist als das, er ist ein Trunkenbold und ein Spieler. Seine Mutter trägt die Schuld daran. Seit seiner frühesten Jugend hat man ihm in alten Dingen seinen Willen gelassen, man hat ihm gestattet, sich auf den Märkten herumzutreiben und allerlei zweideutige und schlechte Gesellschaften zu besuchen. Selbst jetzt noch, wo er verheirathet ist, hat sie stets eine Entschuldigung für ihn, wenn er mich verläßt. Wenn wir dagegen ein eigenes Haus haben, so wird er nicht im Stande sein, nach Belieben herumzuschwärmen, er wird aufhören, das Wirthshaus zu besuchen, und ein achtbarer Bürger werden.«s

Ich schwieg. Ich kannte Paul Croix — mußte, daß er niemals durch die Arbeit seiner Hände sein Brod verdienen würde. Er besaß keine der Eigenschaften eines selbstthätigen Landwirthes — er hatte keine Ausdauer, keine Einsicht und vor Allem keine Sparsamkeit. Er

war ein schwachköpfiger Mensch, von leichtem, fröhlichem Temperament, und dabei schnell zum Zorn gereizt. Trotz dieser Fehler aber war er der Liebling seiner Mutter. Sie kannte ihn recht gut, und wegen seiner Verschwendungssucht hatte sie bisher das Erbtheil seines Vaters ihm vorzuenthalten gewußt. Paul halte sich jedoch darum keine Sorgen gemacht, denn so lange er zu Hause sein Brod und seine Suppe und eine Krone in der Tasche hatte, war ihm alles Andere gleichgültig.

Ich sah bald ein, daß es nutzlos sei, die junge Frau zu belehren, wie sie ihren Mann behandeln solle; ich konnte ihr blos rathen, sich ihre Schwiegermutter zu befreunden und nichts gegen den Willen derselben zu thun.

Wenige Tage darauf wurde ich zur Aushilfe in eine entfernte Pfarrei geschickt und ein anderer Geistlicher versah meine Stelle. Erst nach Ablauf eines Jahres kehrte ich wieder zurück. Ich langte am ersten Tage des Jährlichen, großen Marktes in meinem Städtchen, an, und die erste bekannte Person, der ich begegnete, war Paul Croix. Er hatte neue Kleider an und ging mit wichtiger Miene einher.«

Ich fragte ihn, wie es seiner Familie ergehe.

»O, sie waren Alle vollkommen wohl, als ich vor einer Stunde das Haus verließ, « antwortete er. »Meine Mutter ist immer dieselbe, gerade wie eine Pappel und thätig wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Meine Frau befindet sich ebenfalls wohl, aber sie ist sehr mager geworden.«

»Seid Ihr allein auf den Markt gekommen?« fragte ich darauf.

»Ja. Mein ältester Bruder hatte mich begleiten sollen; aber es ist etwas dazwischen gekommen, was ihn abgehalten hat. Ich habe ein Gut von hundert Morgen Land gepachtet, Herr Pfarrer, und ich habe alle Hände voll zu thun. Ich habe bereits mehrere Arbeiter gemiethet und jetzt stehe ich im Begriff Pferde, Ochsen und Wagen zu kaufen.«

»Alles das wird Euch eine bedeutende Summe kosten, mein Sohn, « bemerkte ich.

Paul lachte fröhlich und klopfte auf seinen ledernen Gurt, daß die

Goldstücke darin klimperten.

»Herr Pfarrer, « sagte er mit leiser Stimme, »ich habe hier tauend Kronen, welche mir meine gute Mutter diesen Morgen in ihrer Schürze gebracht hat.«

»Ah, dann begreife ich, daß Ihr im Begriff seid, große Geschäfte zu machen. Aber seid vorsichtig, mein Sohn, denn zur Marktzeit wimmelt es an Betrügern.«

Der junge Mann stieß ein kurzes, sorgloses Gelächter aus und ging seines Weges.

Etwa eine Stunde nach dieser kurzen Unterhaltung ging ich über den Platz, wo der Markt abgehalten wurde, und sah, wie Paul Croix in ein Weinhaus trat, wo bei solchen Gelegenheiten, wie die heutige, die reichen Landwirthe, die Pferdehändler und alle Diejenigen, die mit Geld in der Tasche auf den Markt kamen, einkehrten. Ich wußte, daß dort stark gespielt wurde, aber der Gedanke fiel mir nicht ein, daß Paul Croix mit einem von ihnen spielen könnte. Er hielt sich gewöhnlich zu Leuten seiner eigenen Klasse und ich dachte, wenn seine Geschäfte vorüber wären, würde er sich an ihren gewöhnlichen Vergnügungen betheiligen.

Am Abend, als ich von einem Krankenbesuch zurückkehrte, stieß ich wieder auf den jungen Mann. Er schien sehr aufgereggt und ging mit großen Schritten auf und ab, augenscheinlich, was um ihn vorging nicht beachtend. Als er mich bemerkte, eilte er auf mich zu und bat mich, ihm ein Sechsfrankenstück zu leihen.«

»Hier ist eine Krone — Alles was ich bei mir habe, « antwortete ich. »Sie steht Euch zu Diensten. Aber es ist Euch gewiß etwas passiert, « setzte ich hinzu.

Und während ich sprach, nahm ich ihn beim Arm und führte ihn von der Menge hinweg nach einem ruhigen Platze, wo Niemand unser Gespräch hören konnte. Anfangs weigerte er sich, auf meine Fragen zu antworten; dann bekannte er mir unter furchtbaren Verwünschungen und traurigen Ausbrüchen von Jammer, daß er soeben all das Geld, das er besessen, im Spiel verloren habe.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war indeß keine passende Zeit, ihm über das, was er gethan, Vorwürfe zu machen. Ich that

mein Bestes, ihn in seiner Verzweiflung zu beruhigen; aber er besaß eine heftige Natur, und für einige Zeit war er ganz außer Stand, auf meine Gründe zu hören, sondern wiederholte nur in einem fort:

»Meine Mutter! meine Mutter! — was wird sie sagen? O, ich wollte lieber sterben, als ihr wieder unter die Augen treten! Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Es ist eine leichte Sache, sich kopfüber in einen Fluß oder Teich zu stürzen.«

Ich schauderte, als ich ihn so sprechen hörte. Ich hielt ihn wirklich für fähig, Selbstmord zu begehen.

Ich beschloss deshalb, in seiner Nähe zu bleiben und ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Mitten in seinem Toben verbarg er zuweilen sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte und weinte wie ein Weib. Während er in einer dieser milden Stimmungen war, redete ich ihn mit einem gewissen Nachdruck an.

»Hört mich an, mein lieber Croix, « sagte ich. »Es bleibt Euch nur eins zu thun übrig und das ist, sogleich nach Hause zurückzufahren, Euch Eurer Mutter zu Füßen zu werfen und ihr Alles aufrichtig zu bekennen.«

»Nein, nein!« rief er, halb außer sich. »Ich werde niemals mehr nach Hause zurückkehren. Ich werde fortgehen und Niemand soll je mehr von mir hören.«

»Es ist schlimmer als Narrheit, so zu sprechen, « entgegnete ich. »Ihr müßt heimgehen« und ich werde Euch begleiten.«

Seine Weigerung, meinen Wünschen gemäß zu handeln, wurde nach und nach weniger hartnäckig und endlich gab er nach und wir traten den Heimweg an. Während desselben sprach ich zu ihm und hielt ihm seine vielen Fehler vor. Er hörte mir geduldig zu, gab mir aber kein Versprechen, sich zu bessern. Er wurde indeß ruhiger und seine gewohnte Sorglosigkeit kehrte wieder zurück.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als er seine Fassung so weit gewonnen hatte, um mir Alles zu erzählen, was ihm soeben widerfahren war.

»Ich will Euch die ganze Geschichte von Anfang bis zum Ende erzählen, « seufzte er. »Ich hatte die Absicht für meine Frau eine goldene Kette zu kaufen und das war es, was das ganze Unglück

herbeiführte. Eine goldene Kette kostet wenigstens zwanzig Kronen. Mein Bruder gab, als er heirathete, eine solche seiner Frau, und es hat mich immer geärgert, daß ich der meinigen nicht ein ähnliches Geschenk machen konnte. Um die Wahrheit einzugestehen, war es meine Mutter, welche sich weigerte, mir das Geld zum Ankauf des Gegenstandes zu geben. Nicht daß sie ihren ältesten Sohn begünstigt — der Himmel verhüte, daß ich dies denke — aber sie hat ihre Schrullen. Drei Weiber unter einem Dach sind wie drei Ratten in einem Sack. Die Frau meines Bruders ist eifersüchtig auf die meinige, weil sie die Leute in der Umgegend die schöne Bäuerin nennen, und meine Frau ärgert sich darüber, daß ihre Schwägerin sich mit Schmucksachen herausputzen kann.«

»Ich denke, Eure Frau ist über so kleinliche Empfindeleien, wie Ihr sie derselben zuschreibt, hinaus.«

»Kann sein, « erwiderte er; »ich wollte ihr in dem Wirtshaus, wo sich der Händler befand, eine goldene Klette kaufen und das ist genug. Ich hatte noch immer das Geld zum Ankauf des Viehes bei mir und ich dachte, ich wollte ein Sechsfrankenstück auf die Karten setzen, nur, um zu sehen, ob ich Glück habe. Nun, ich ging mit meinem Silber in der Hand hin, fest entschlossen, keinen Sau weiter zu wagen, wenn ich den ersten Satz verlieren sollte. Es war Philipp Todelot der die Karte für mich zog. Er hatte vor sich einen ganzen Haufen Gold. Unglücklicher Weise gewann ich. Dadurch ermuthigt, setzte ich zwanzig Kronen und verlor sie. Ich zog dann zwölf Kronen hervor und verlor sie ebenfalls. Das Blut stieg mir in den Klopff und ich war einfältig genug, zu glauben, daß das Glück wechseln müßte, und demgemäß setzte ich fünfzig Kronen und verlor. Dann setzte ich vier Kronen auf ein anderes Spiel, das Rangenelle, und gewann. Das machte mir Muth und ich spielte weiter und verlor wieder. Ich hätte dann aufhören sollen, aber ich besaß noch immer hundert Kronen und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. So spielte ich weiter und verlor Alles, bis zu meinem letzten Pfennig. Aber ich hätte wissen können, wie es gehen würde; ich hätte wissen können, daß mir an diesem Tage nichts als Unglück zustoßen würde, da ich diesen Morgen einem schwarzen Hund begegnete, der einer Henne

nachlief.«

Ich versuchte, ihm diese abergläubischen Ideen auszureden; aber es war nutzlos, mit ihm darüber zu sprechen, da er sich nicht von seinem Aberglauben abbringen ließ.

»Es war ganz derselbe Fall, als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal nach de Vere ging. Als ich das Haus verließ, sah ich einen Raben kaum sechs Schritte vor mir auffliegen. Ich hätte sogleich wieder zurückkehren sollen. Wenn es meine Mutter gesehen hätte, so würde sie mich nicht fortgelassen haben. Nicht daß mich meine Heirath reut; aber ich hätte doch eine viel bessere Partie machen können.«

»»Pfui, pfui!« rief ich, »wir könnt Ihr so sprechen, nachdem Ihr die junge Dame zu Grunde gerichtet habt?«

»Nein, Herr Pfarrer, das ist nicht so, « antwortete Paul in ernstem Tone. »So wahr ich eines Tages sterben muß, nicht ich war es, der den ersten Schritt gethan. Als ich vor zwei Jahren zur Festzeit nach de Vere ging, war sie beim Ringen zugegen. Nach den Spielen fand ein Ball statt und ich war ihr Tänzer. Es war ohne Zweifel eine große Ehre, mit der Tochter des Schlossherrn zu tanzen, aber ich versichere Euch, Herr Pfarrer, daß ich lieber bei meinen Kameraden gewesen wäre und gekochte Kaninchen mit ihnen gegessen hätte. Sie sprach sehr freundlich mit mir und ich antwortete so gut ich konnte, und als wir uns trennten, sagte sie gewisse Dinge, die mich in Verwunderung setzten. Von nun an ging ich öfters nach de Vere, weil sie mich darum bat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft sie mich bestellte, aber diese Zusammenkünfte waren ganz unschuldiger Art, denn sie befand sich auf der Terrasse des Schlosses und ich auf der andern Seite des Gartens unter einem Baum. Wir blickten einander an und machten einander Zeichen. Zuweilen ging ich des Nachts auch unter ihr Fenster, wo sie mir Stücke Band zuwarf. Sie sehen, Herr Pfarrer, es war lauter kindischer Unsinn. Wer hätte gedacht, daß dies mit einer Heirath endigen würde? Aber das war es, was sie wollte, und sie war es, die die Geschichte eingefädelt hat — der Querkopf! Aber Geduld! Ihre Eltern werden uns vielleicht eines Tages verzeihen.«

Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Gehöfts. Der junge Mann begann zu zögern und zitterte, als ob er es bedauere, gekommen zu sein.«

»Ich werde es nie wagen meiner Mutter unter die Augen zu treten und einzugestehen, was ich gethan habe.«

»Muth!« antwortete ich. »Ich will vorausgehen und Eure Familie auf Euer Mißgeschick vorbereiten.«

»Ich danke Euch Herr Pfarrer, « sagte Paul erleichtert. »Ihr werdet zuerst meiner Mutter die Sache auf eine gute Weise vortragen, dann bittet sie, mir zu verzeihen, und ich will mich selbst einstellen.«

Wir waren nun an der Thüre des Hauses angelangt. Paul Croix blieb außen, während ich hineinging.

Ich fand die ganze Familie am Tische beim Abendessen sitzen. Ich glaube, daß mein Gesicht in diesem Augenblick die Bangigkeit meines Innern verrieth, denn die alte Frau sprang, sobald sie mich sah, mit Ausrufe von ihrem Sitze auf:

»Um aller Heiligen willen, was hat sich zugetragen? Was habt Ihr uns zu melden, Herr Pfarrer?«

»Seid ruhig, Madame, bat ich, »seid ruhig und unterwerft Euch dem Willen der Vorsehung, denn ich bringe Euch wirklich schlimme Nachrichten.«

»Ihr sprecht von meinem Sohn Paul. Alle Anderen sind hier, « sprach sie mit zitternder Stimme. »Mein Sohn, mein armer Sohn.«

Die junge Frau hatte sich erhoben und sich mir genähert. Ihre Blicke waren voll Unruhe, aber sie legte reichs die geringste Neigung zum Weinen an den Tag.

»Mein Sohn — sagt mir, was aus meinem Sohn geworden ist, « rief die Mutter in flehendem Tone.

»Beruhigt Euch, Madame. Ihr werdet es sogleich sehen. Er lebt und befindet sich wohl, er ist aber von Reue so niedergeschlagen, daß er sich scheut, vor Euch zu erscheinen.«

Ich erzählte ihr dann Alles.

---

## Viertes Capitel.

Pauls Mutter hörte mir ohne ein Wort zu sprechen zu, bis ich geendigt hatte. Dann, die Hände emporhebend und den Blick gen Himmel gerichtet, sagte sie andächtig:

»Die Heiligen seien gepriesen! Ich fürchtete, daß ihn ein größeres Unglück getroffen habe — daß mein lieber Sohn todt sei. Lassen Sie ihn hereinkommen Herr Pfarrer. Ich werde ihm über das, was er gethan hat, keine Vorwürfe machen. Das Geld, daß er verloren hat, war ganz sein Eigenthum. Es ist Schade, daß er keinen bessern Gebrauch davon gemacht hat; aber das ist ganz seine Sache.«

Als Paul der im Stall war, seine Mutter in dieser Weise sprechen hörte, kam er sogleich herein und schlang seine Arme um ihren Nacken, augenscheinlich von Dankbarkeit überwältigt.

»Nein, gräme Deich nicht um die Sache, mein lieber Sohn, « sagte sie in zärtlichem Tone. »So lange ich lebe, wird es Dir hier nicht an Brod fehlen, mag sich ereignen was will.«

Seine Brüder gaben ihm darauf die Hand und machten am Tische Platz für ihn. Seine Frau allein hielt sich zurück und sagte nichts. Sie saß in einer Ecke des Gemachs mit ihren Händen auf ihren Knien.

Paul ging zu ihr hin und redete leise mit ihr, aber sie hörte ihn mit unwilligen Gesicht und ohne aufzublicken, oder ein Wort zu erwidern, an.

Als er fand, daß sie stumm blieb, fuhr ihr Mann in seiner Rede fort und suchte sie dahin zu bringen, ihn anzublicken. Dann platzte sie leidenschaftlich heraus:

»Geh mir aus den Augen, Dummkopf!« rief sie, mit zorniger Gebärde aufspringend. »Du bist ein Elender, unwürdig des großen Opfers, das ich für Dich gebracht habe. Glaubst Du, daß ich mit Dir das Brod theilen werde, das Dir Deine Familie aus Gnade und Barmherzigkeit geben wird? Nein, nein, nein! tausend Mal nein! Da ich weiß, daß Du von hier nicht fortgehen wirst, so will ich allein gehen. Ich will Dich in der Hundehütte lassen, in der Du geboren bist

und —«

Es war ihr nicht gestattet, weiter fortzufahren. Bleich vor Zorn hatte ihr Mann seine Hand aufgehoben und ließ sie schwer auf sie niederfallen. Mit einem Schmerzensschrei taumelte sie zurück.

Die Männer stürzten sich sogleich zwischen Beide. Pauls Mutter eilte herbei und hielt ihn zurück während ich zu der jungen Frau trat. Sie lehnte mit stieren Blicken an der Wand. Ihre eine Wange war bleich und die andere blutroth.

»Er hat mich geschlagen, « sagte sie mit drohendem Ausdruck im Gesicht. Dann, ohne ein weiteres Wort zu sprechen verließ sie das Gemach und ging in das obere Gelaß, trotzig lachend.

»Sei ruhig, Teufel!« rief ihr Paul nach.

»Laß sie gehen“, sagte die alte Frau, Paul auf einen Stuhl niederdrückend. »Du hast ganz recht gethan. Sie hat Dich beleidigt und Du hast sie dafür gezüchtigt. Damit ist die Sache zu Ende. Du mußt es jetzt vergessen und künftig glücklich mit ihr zu leben suchen.«

»Wir wollen sehen, was zu thun ist«, war seine Antwort. »Wenn ihr, Mutter, zu mir gesprochen hättet wie sie, so würde ich gerade so gehandelt haben.«

Ich entfernte mich.

Während ich das Gemach verließ, hörte ich, wie die alte Frau ihrem Sohn den Rath erteilte, im dem Hause eines Nachbars zu schlafen.

»Deine Frau ist sehr erbittert gegen Dich; es möchte vielleicht zwischen Euch zu einem neuen Streit kommen, « setzte sie mit einer Art Vorahnung hinzu.

»Als ob ich mich vor ihr fürchtete, « rief er mit einem kurzen Gelächter. »Laßt's gut sein! Sie wird mich nicht zum zweiten Mal beleidigen, dafür stehe ich Euch.«

Als ich am folgenden Morgen im Begriff war, in die Kirche zu gehen, traf ich einen Mann, der so schnell er konnte lief. Als er an mir vorüberkam, rief er mir zu:

«In der vorigen Nacht hat bei den Croix ein Mord stattgefunden.

Die schöne Bäuerin hat ihren Mann ermordet. Ich gehe nach Aise, um es bei Gericht anzuzeigen.«

Hier bedeckte der Marquis de Bruyere sein Gesicht mit den Händen und seufzte laut:

Der Erzähler fuhr fort:

Statt, wie ich mir vorgenommen hatte, nach der Kirche zu gehen, ging ich sogleich nach dem Meierhof. Ehe ich ihn erreichte, traf ich einen andern Mann der die Erzählung des ersten bestätigte.

»Es ist die schöne Bäuerin, welche die schreckliche That begangen hat, « sagte der Mann. »Es scheint, daß sie einen Streit mit ihrem Manne gehabt hat. Sie gingen indeß wie gewöhnlich zu Bett und während der Nacht hatte man nichts von ihnen gehört. Als aber diesen Morgen bei Tagesanbruch die Frau des ältesten Sohnes an ihrer Thüre vorüberging, hörte sie ein schwaches Stöhnen, Sie rief nach Hilfe, indem sie fürchtete, daß, während sie Alle schliefen, irgend etwas Schreckliches geschehen sei, und sofort stürzten Pauls beide Brüder in das Gemach desselben und fanden ihn ermordet in seinem Bett. Nach seiner Lage zu schließen, nimmt man an, daß ihm die tödtliche Wunde im Schlaf beigebracht worden ist. Als ich fortging, athmete er noch, aber Jeder konnte sehen, daß er nur noch wenige Minuten zu leben hatte.

»Und was ist aus der Frau, der unglücklichen Thäterin geworden?« fragte ich.

»O, sie ist entflohen, Niemand weiß wohin; aber sie wird bald aufgefunden werden, denn das ganze Dorf ist hinter ihr her.«

Ich eilte fort. Als ich mich dem Hause näherte, hörte ich das laute wehklagen einer Frau. Es ging von der unglücklichen Mutter aus. Ich dachte, es sei Alles vorüber.

Ich fand das untere Gemach voller Menschen. Die ganze Nachbarschaft hatte sich, wie es schien, dort versammelt. Die Familie Croix genoß ein gewisses Ansehen in der Gegend und Paul selbst war wegen seines fröhlichen sorglosen Wesens beliebt gewesen.

Man sagte mir, daß der unglückliche junge Mann noch immer athme, aber daß er bis jetzt kein Zeichen von Bewußtsein gegeben

habe.

Ich stieg die Leiter hinauf, welche als Stiege diente, und trat in das kleine Gemach, das durch eine kleine Öffnung im Dach schwach erleuchtet war. Hier fand ich sämtliche Mitglieder der Croix-Familie um das Bett des Leidenden versammelt.

Die Mutter war vor Schmerz ganz außer sich.

»Ah, Herr Pfarrer, « rief sie aus, als sie mich sah, »gestern brachtet Ihr ihn voll von Leben zurück und jetzt liegt er im Sterben. Sie hat ihn ermordet, mein armes Lamm, sie, diese Wölfin!«

Ich trat ans Bett und kniete dort nieder. Ich dachte, Paul habe sich bewegt und die Augen halb geöffnet.

Gleich darauf kam der Arzt. Er fühlte dem Sterbenden den Puls, blickte mich an und schüttelte bedenklich das Haupt.

»Ist keine Hoffnung?« fragte ich.

»Keine, « erwiderte er. »Er hat nur noch einige Minuten zu leben. Ohne seine ungewöhnlich kräftige Constitution wäre längst Alles vorüber. Aber das Leben verläßt nur langsam einen so jungen und starken Körper.«

Ich nahm eine der Hände des Sterbenden in die meinige.

»Mein Sohn, mein lieber Sohn, betet in Eurem Herzen für Eure Frau und vergebt ihr diese Sünde. Hört ihr mich, mein Sohn? Wollt Ihr Eurer Frau verzeihen?«

Er konnte mir nicht antworten, aber zu meinem unaussprechlichen Trost fühlte ich einen schwachen Druck seiner Finger. Dann öffneten sich seine Augen, er blickte seine Mutter an und im nächsten Augenblick zählte er unter die Todten.

Auf meinem Heimweg erfuhr ich, daß die schuldige Frau verhaftet und in das Gefängniß von Aise abgeliefert worden sei. Es stand nicht in meiner Macht ihr den Beistand angedeihen zu lassen, dessen sie so sehr bedurfte. Da ich keinen Einlaß bei ihr erlangen konnte, so schrieb ich ihr Alles, was mir die christliche Liebe zu ihrem Trost und ihrer Seelenrettung eingab.

In Folge der Revolution, die damals die Behörden ausschließlich in Anspruch nahm, entging diese unglückliche Frau dem

schrecklichen Ende. Nachdem sie über ein Jahr im Gefängniß geschmachtet hatte, wurde sie zur Brandmarkung und lebenslänglichen Einkerkerung verurtheilt.

Zu dieser Zeit war ich mit vielen Anderen genötigt gewesen, mich nach Deutschland zu flüchten. Als ich aus meiner Verbannung zurückkehrte, war das Urtheil an Paul Croix Weib längst in Vollzug gesetzt worden und die schreckliche Geschichte bereits vergessen. Ich erfuhr, dass sie sich im Gefängniß zu Embrun befand, wo sie in der Küche verwendet wurde, und daß Pauls Mutter aus Kummer gestorben sei, weil, wie die Leute sagten, der Richter ihre Schwiegertochter nicht auf das Schaffot geschickt habe.

Endlich vernahm ich, daß die unglückliche Frau begnadigt worden sei und das Gefängniß verlassen habe.

Ihre Stellung war noch immer eine schreckliche. Allgemeine Verbannung und Verachtung mußte sie in der Welt treffen und überall hin verfolgen. Aber Einer, der sie kannte und bemitleidete und wußte, durch welche Reue sie ihr Verbrechen gebüßt hatte, stand ihr bei, ihre Vergangenheit zu verbergen, und verschaffte ihr die Mittel, ein niedriges, aber ruhiges Leben zu führen.

Hier endigte der Erzähler.

»O, her Pfarrer, « rief der Marquis mit einer Stimme voll Erregung, »ich bitte Sie inständigst, ausfindig zu machen, wo sich dieses arme Geschöpf jetzt befindet. Suchen Sie ihren Aufenthalt zu erfahren und ich will Sorge tragen, daß sie ihre noch übrigen Tage in Behaglichkeit und Ruhe hinbringen kann..«

Der Abbé Trebmal verbeugte sich und erwiderte einfach:

»Ich will es versuchen, Ihre Wünsche zu erfüllen, mein Herr Marquis.«

»Nun, « rief Michael Laubarrie aus, »das ist doch sonderbar, daß ich die Heldin einer so furchtbaren Geschichte gekauft und unter meinen Augen aufgestellt habe.«

Der Priester sah seinen Wirth erstaunt an.

»Das ist das Portrait der Mademoiselle de Vere«, erläuterte Michael. »Erkennen Sie sie nicht?«

»Nein. Als ich sie zum ersten Mal sah, hatte sie (obschon sie nach immer hübsch war) nicht mehr das frische lächelnde Gesicht, das ich dort abgebildet sehe.«

Die Uhr schlug jetzt zwölf. Der Marquis erhob sich und legte eine Börse auf den Tisch.

»Das ist für Ihre Armen, Herr Pfarrer«, sagte er mit leiser trauriger Stimme, »Jedes Jahr werde ich diese Gabe erneuern. «

Am folgenden Morgen stand der Wagen des Marquis vor dem Hause.

»Nun, da wir uns wieder gefunden haben, so kommt es mir schwer an, Dich wieder verlassen zu müssen alter Freund, « sagte de Bruyere.

»Wir haben ein trauriges Wiedersehen gehabt. Dieses abscheuliche Pastellbild trug allein die Schuld daran, « entgegnete Michael.

Die beiden Freunde umarmten sich und der Gesandte sprang in seine Berline, welche davon fuhr und nach einer Minute in der Windung des Weges verschwunden war.

Als Michael Laubarie in das Haus zurückkehrte, traf er den Priester, der hier übernachtet hatte. Er sah sehr traurig und kummervoll aus.

»Die arme Madelon ist schlimmer, « sagte er. »Ich fürchte sie wird den Tag nicht überleben.«

Michael schob seine Brille auf die Stirne zurück und sah ganz erschrocken aus. «

»Ich bin froh, daß Sie hier sind. Herr Pfarrer, « bemerkte er.

»Ich bin nicht zufällig hierher gekommen, Madelon hat mich holen lassen, « entgegnete der Priester.

»Würde sie nicht ein Arzt retten können?« fragte ihr Gebieter ängstlich.

»Nein, sie liegt im Sterben — s i e i s t t o d t.« antwortete der Pfarrer in feierlichem Tone.

»Todt!« wiederholte Michael, erstaunt zurückweichend. »Meine arme Madelon! Zehn Jahre und länger war sie meine Dienerin und

während dieser ganzen Zeit hat sie mir niemals eine Ursache zur Klage gegeben. Hat sie Ihnen gesagt, wo ihre Verwandten zu finden sind, wo —«

Der Abbé schüttelte den Kopf. Er hatte sich an einen Tisch gesetzt und war mit schreiben beschäftigt. Als er damit fertig war, legte er das Papier dem Hausherrn vor, der Folgendes las:

»Heute am 12. Oktober 18— starb in der Wohnung ihres Gebieters, Monsieur Michael Laubarrie, die Wittve von Paul Croix, geborene Isabelle de Vere.«

»Madelon! Sie war es also!« rief Michael, mit dem Ausdruck des lebhaften Schmerzes auf das Portrait blickend.

E n d e.

# Katharina Howard.

---

Der Erzähler.

Ein

Unterhaltungsblatt für Jedermann.

Nro. 51. - 59. 26./29./3./6./10./13./17./20./24. Juni/Juli 1844.

## 1.

Im Empfangsaal im Palast zu White-Hall harrte der Lord Kammerherr auf das Lever Heinrichs VIII., der sich mit dem Lord Großkanzler in seinem Schlafzimmer befand. Bald gesellten sich der Herzog von Norfolk und Sir Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, zu dem Harrenden, in der Absicht, dem König ebenfalls ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Herzog fragte den Erzbischof nach Neuigkeiten aus Rom dieser wollte dagegen von dem Generallieutenant hören, wie die Sachen in Schottland standen, denn der König von England stand mit seiner schottischen Majestät nicht besser als der Erzengel Michael mit dem höllischen Satan. Erst am vorigen Tage war Heinrich VIII. aus der Grafschaft York zurückgekehrt, wo er sechs Tage lang vergebens seinen unbesonnenen Neffen erwartet hatte, der ihm nach Verlauf dieser Zeit endlich eine kahle Entschuldigung geschickt hatte, so daß der König ganz wüthend nach London zurückgekehrt war. Andererseits lauteten die Nachrichten aus Rom nicht besser; der König und das Reich, der Adel und das Volk waren noch immer mit dem Bannfluch belegt; dagegen hatte der König eine Versammlung von neunzehn Prälaten und fünf und zwanzig Doktoren berufen, welche die

Ernennung des Papstes verworfen, ihm keine andere als eine rein geistliche Gewalt zugestanden, so wie keinen andern Titel, als den eines Bischofs von Rom, und Heinrich VIII. König von England, zum Oberhaupt der Religion proklamirten. Das konnte nun eben so gut zu einem blutigen Krieg führen, wie mit Jakob V., denn dessen Heirath mit Maria von Guise, wie die Annahme des Titels: »Vertheidiger des Glaubens«, den ihm der Papst Paul III. gegeben hatte, war so gut wie eine offene Kriegserklärung.

Die drei Männer brachen jetzt ihr politisches Gespräch ab, denn so eben erschien Prinzessin Margarethe, die Schwester des Königs, von dem Grafen von Sussex geführt, der erst aus Frankreich zurückgekehrt war, um das Erbe seines Vaters in Empfang und dessen durch den Tod erledigte Stelle im Oberhaus einzunehmen.

»Als ich die Herzogin von Etampes zum ersten Male an dem Hofe Franz I. sah«, sagte der Graf im Eintreten zu der Prinzessin, »trug sie ein Kleid von demselben Stoffe, wie Eure Hoheit.«

»Ihr erfreut Euch eines guten Gedächtnisses, Milord«, erwiderte Margarethe mit Leutseligkeit; »wenn es daher unser gnädigster Bruder und Beherrscher vergönnt, so werden wir Euch zum Großmeister unserer Kleiderkammer ernennen. Dieser Stoff kam uns wirklich über das Meer her; Heinrich erhielt ihn mit andern Geschenken, welche ihm der König von Frankreich zum Zeichen seiner Freundschaft schickte . . . Gott zum Gruße, Erzbischof von Canterbury! guten Morgen, Milords.«

Die anwesenden Männer neigten sich tief vor ihr; Sussex grüßte sie leicht ihn, und fuhr dann in seinem Gespräche mit der Prinzessin fort:

»Als Zeichen der Freundschaft, sagt Ihr? . . . Das thut mir leid, Milady; denn wir haben uns im Einverständniß mit den Herren von Montmorency und von Guise versprochen, daß diese Freundschaft nicht von langer Dauer sein soll.«

»Wie!« fiel ihm der Herzog von Norfolk ein, »Ihr wollt uns mit Frankreich entzweien, Graf?«

»Wir thun Alles zu diesem Zwecke, Lord Generallieutenant«, erwiderte der Graf. »Der Tag der Sporen liegt unsern Nachbarn

schwer aus dem Herzen, und das Absteiqquartier, das Heinrich sich zu Calais vorbehält, läßt hoffen, daß er nicht anstehen wird, nochmals über das Meer zu schiffen, um ihnen Revanche zu bieten.«

»Ich fürchte«, entgegnete ihm der Herzog von Norfolk, »daß seine Gnaden für den Augenblick so viel Beschäftigung hat, daß es ihm unmöglich sein wird, auf Eure politischen Absichten einzugehen, so vortheilhaft sie ihm auch scheinen mögen. Die Herren von Montmorency und von Guise können ja über das Meer herüber kommen; ich glaube sogar, daß zwei Schwerter, so tapfer und treu wie die ihrigen, am Hofe Jakobs sehr willkommen sein würden; und da ich hoffe, Euch Milord, unter den Anführern des Heeres zu zählen, welches ich an die Gränze führen werde, so ist das eine gute Gelegenheit für Euch, an den Ufern der Twed die Bekanntschaft zu erneuern, welche Ihr mit Euern Freunden an den Ufern der Seine geschlossen habt.«

»So soll es sein«, gab Sussex zur Antwort, »wenn anders Gott und der König mich nicht daran verhindern. Es besteht ein altes Sprichwort in England, welches sagt, daß, so oft zwei Schwertklingen auf unserer Insel im Sonnenstrahle erglänzen, man nur an die Seite eines Grafen von Sussex zu schauen brauche, um eine leere Scheide zu finden.«

»Hm!« sagte der Erzbischof, »ist allerdings so alt, daß es anfängt, in Vergessenheit zu gerathen.«

»Es würde neues Leben gewonnen haben, wenn ich mich zur Zeit des Processes der unglücklichen Anna Boleyn in England befunden hätte«, erwiderte der Graf mit Feuer; »und vielleicht wäre es gut gewesen für die Ehre des Königs, wenn ich da gewesen wäre, und auch für Eure Ehre, gnädiger Herr, die ich vor einem häßlichen Flecken bewahrt haben würde.«

»Wenn ich Euch recht verstehe, Milord«, sagte der Erzbischof, »so wollt Ihr sagen, daß Ihr die Königin vertheidigt haben würdet.«

»Ja, Herr Erzbischof, und das auf zweifache Weise.«

»Darf man fragen wie?«

»Im Parlament durch meine Rede.«

»Und wenn Euch der König Schweigen geboten hatte, wie mir?«

»Dann in den Turnierschranken mit meinem Schwerte . . . «

Die Prinzessin, die es als Schwester des Königs nicht für schicklich hielt, solche Erörterungen mit anzuhören, gebot den beiden Streitenden, ihrem Gespräche eine andere Wendung zu geben, als der Thürsteher Lord Ethelword, Herzog von Dierham, anmeldete, welcher der Prinzessin mittheilte, daß er am Gitterthor des Palastes durch eine Gesandtschaft aus Schottland und die sie umringende Volksmenge aufgehalten worden sei.

Alle sahen sich erstaunt einander an, aber noch bevor sie Worte finden konnten, ließen sich die Töne der schottischen Dudelsäcke, mit Geschrei untermischt, vernehmen, worin der Herzog von Norfolk alsobald den Marsch und das Kriegsgeschrei des Klans Mac-Cellan erkannte. Von den wilden Tönen erschreckt, warf sich die Prinzessin zur Seite, als in demselben Augenblicke der König die Thüre seines Schlafzimmers hastig aufriß, und horchend stehen blieb, ohne ein Wort zu sagen.

»Bei St. Georg! Milords, habt Ihr gehört?« rief er endlich, indem er, die Arme kreuzend, in den Saal hinaus trat. »Oder ist es nur ein Traum? Der Marsch und das Kriegsgeschrei der Schotten ertönt im Hofe zu White-Hall!«

»Sire, sie haben so oft die englischen Trompeten im Hofe des Palastes von Stirling vernommen«, entgegnete der Graf von Sussex.

»Ihr habt Recht, Graf«, lachte der König; »aber die Trompeten machten wenigstens kein solches Gelärme, um die Todten damit aus ihren Gräbern zu erwecken. Seht nur, da kommt sogar mein alter Alchymist Flemming zitternd aus seinem Laboratorium hervor, um zu fragen, ob er nicht etwa die Posaunen des jüngsten Gerichts gehört hätte.«

In der That erhob Flemming die Tapisserievorhänge, welche eine kleine gewölbte Thüre verbargen; streckte sein greises Haupt hervor, und sah sich ängstlich nach allen Seiten um.

»Geh nur wieder hinein, alter Prophet«, rief ihm der König lachend entgegen; »es ist nichts als Gebrülle des schottischen Fuchses, das von dem Gebrülle des englischen Löwen übertäubt werden wird.«

Hierauf befahl er dem Herzog von Norfolk, die Higländers-Ochsentreiber einzulassen, und zugleich seine Trompeter zu fragen, ob sie sich noch des Marsches von Flodden erinnerten. Als der Herzog gegangen war, begrüßte er seine Schwester und die Lords.

»Kommt doch näher, Sir Thomas Canterbury«, sagte er, indem er auf seinen Thron zuschritt, »denn wir wissen, daß unser Thron nur stark und mächtig ist, weil er sich einerseits auf die Tapferkeit des Adels und anderseits auf die Gelehrsamkeit der Kirche stützt.«

Bei diesen Worten reichte er sowohl dem Herzog von Dierham als dem Erzbischof die Hände; und als er sah, daß die Prinzessin Margarethe eben im Begriffe war, sich zu entfernen, fragte er sie rasch, wohin sie wolle.

»Sire«, erwiderte diese, »ich war gekommen, um Euerm Lever, nicht aber einer Kriegsaudienz beizuwohnen. Ich hoffe also, daß mein Platz . . . «

»Euer Platz«, fiel ihr der König schnell in die Rede, »sollte häufiger im Rathe und minder auf dem Balle sein; Ihr vergeßt, daß bei uns die Frauen zur Nachfolge gelangen können, und wenn dem Prinzen Eduard ein Unglück zustieße . . . «

»Ich hoffe, daß Gott Eurer Gnaden allen derartigen Kummer ersparen wird«, sagte die Prinzessin mit einem Tone, der tief aus der Seele hervor kam.

Auf ein Zeichen des Königs geleitete der Graf von Essex die Prinzessin in ihre Gemächer zurück. Indessen vernahm man den Schall der englischen Trompeten, welche die Töne der schottischen Dudelsäcke beantworteten. Der König nahm Platz auf dem mit dem englischen Wappen geschmückten Lehnstuhl, der ihm als Thron diente, und gleich darauf meldete der zurückkehrende Herzog von Norfolk, daß Sir John Scott von Thirlstane, Gesandter des Königs von Schottland, um die Ehre bitte, vor den König gelassen zu werden.

Heinrich winkte bejahend, und als der Gesandte jetzt eintrat, rief er ihm entgegen:

»Gott zum Gruße, Sir John! wir erkennen heute, daß Ihr Eures Wahlspruchs: Immer fertig! würdig seid.«

Der Schotte neigte sich mit stolzer Würde vor dem König, und sagte:

»Besonders wenn es sich um die Ehre meines Königs und meines Vaterlandes handelt, bin ich stolz, ihn zu führen, und ehrgeizig, seiner würdig zu sein.«

»Nun«, rief der König, »unser Neffe schickt uns einen Gesandten, und verlangt eine öffentliche Audienz. Ist er endlich gewillt, die reformierte Religion anzunehmen, die Klöster in seinem Reiche aufzuheben, und den Papst nur als Bischof von Rom zu betrachten?«

»Sire«, erwiderte John von Thirlstane ehrerbietig, »Schottland und sein König sind seit dem dritten Jahrhundert mit Leib und Seele katholisch; für sie wird der Nachfolger des heiligen Petrus stets der Statthalter Christi sein, und Volk und Monarch werden dem Glauben wie der Tapferkeit ihrer Väter treu bleiben.«

»Gut«, sagte Heinrich, »die Verbindung des Königs Jakob mit der fanatischen Familie der Guisen ließ mich diese Antwort auf meine erste Frage erwarten. Ich werde später entscheiden, welches Gewicht sie in der Wage des Kriegs und des Friedens haben soll.«

»Wir hoffen, daß Euer Gnaden sie mit einer Hand halten wird, die eben so gerecht sein wird, als sie mächtig ist, und daß weder der Hauch des Fanatismus, noch die Rathsschläge des persönlichen Interesses ihre Wagschale niederziehen werden.«

»Der Entschluß, den ich fassen werde, Sir John, hängt weniger von der Antwort ab, die Ihr mir gegeben habt, als von der, die Ihr mir geben werdet.«

Der schottische Edelmann neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem König, der ihn nun fragte, ob Jakob V. einwillige, ihm wegen der Krone Schottlands zu huldigen, wie seine Vorfahren seit dem Jahre 900 den Vorfahren Heinrichs gehuldigt hätten; wie Erich Eduard I., Malcolm Eduard dem Beichtiger, Wilhelm dem Eroberer, und Wilhelm dem Rothen; wie Edgar, Malcolms Bruder, Heinrich I.; David, der Nachfolger Edgards, der Kaiserin Mathilde; Davids Sohn, Stephan, dessen Bruder Wilhelm, nebst dem ganzen Adel Heinrich II. Richard I. und dem König Johann gehuldigt hatten, welche letzte

Huldigung, um ihr einen feierlicheren Charakter zu geben, öffentlich auf dem Lincolmsberg gehalten, und auf das Kruzifix des Erzbischofs von Canterbury beschworen ward. Diese Huldigung, welche Johann von Bailiol Eduard III. noch geleistet hatte, war unter der Herrschaft Richards II. und Heinrichs IV. unterbrochen worden wegen der Bürgerkriege, welche damals England verheerten; als aber ihr Nachfolger, Heinrich, dem König von Schottland gebot, ihn als Vasall auf seinem überseeischen Kriegszug zu begleiten, da gehorchte ihm der König von Schottland. Unter Richard III. erlitt diese Huldigung abermals eine Unterbrechung; aber Richard war ein Usurpator, und halte mithin keinen Anspruch darauf. Heinrich VII., der Vater des herrschenden Königs, war zu sehr mit politischen und religiösen Faktionen beschäftigt, welche das Reich in seinem Innern bewegten, um die Blicke nach Außen zu wenden, und hatte daher diese Huldigung von Jakob IV. nicht verlangt aber Heinrich VIII., der, sich als Vollstrecker der göttlichen Rache betrachtend, die Rebellen in ihrem Blut ertränkt, die Kehre in den Flammen erstickt, und die feindlichen Heere auf den Schlachtfeldern vertilgt hatte, er, der das alte England seit vier Jahrhunderten von den Stößen der Bürgerkriege untereinander gerüttelt und seit tausend Jahren in der Nacht des Irrthums versunken sah, er wollte das nicht länger dulden; wollte, daß die Dinge ihren unterbrochenen Gang wieder gehen sollten. Nach seiner Ansicht war das schottische Volk seinem Adel, der schottische Adel seinem König, der schottische König dem König von England, und der König von England Gott zur Huldigung verpflichtet.

Dieser Meinung war aber die des Sir von Thirlstane gerade entgegengesetzt, denn er behauptete, die Huldigung, welche die alten Könige von Schottland den Königen von England dargebracht, habe sich nur auf die Grundstücke bezogen, welche jene in England besaßen, so wie auch die Könige von England denen von Frankreich wegen der Herzogthümer Guyenne und der Normandie huldigten. Der König besaß Geschichtskentniß genug, um die Huldigung wegen der Grafschaft Huntington nicht mit der Huldigung des Reichs und die der besondern Könige von Northumberland, nicht mit

der der Könige von Schottland zu verwechseln. Aus Dem, was unter der Regierung Bailiols vorgegangen war, konnte England keine andere Schlußfolgerung ziehen, da der schottische Adel stets gegen dieses Verfahren protestiert hatte. Johann von Bailiol hatte Eduard I. allerdings aus Dankbarkeit gehuldigt, weil ihm dieser behilflich gewesen, den Thron zu erlangen; aber er verlor deswegen die Achtung seines Abels und die Freundschaft seines Volks; Jakob V. war aber zu geachtet von dem einen und zu geliebt von dem andern, um sich jemals einem solchen Unglück auszusetzen.

Wie ehrerbietig der alte Edelmann seine Meinung auch ausgesprochen hatte, so begann das leicht entzündliche Blut in Heinrichs Adern doch heftiger zu wallen, und mit schlecht verhaltenem Zorne rief er aus:

»Also mein Neffe weigert sich, mich als Lehnsherrn anzuerkennen?«

»So ist es«, erwiderte der Schotte trocken.

»Herr er im voraus auch alle Folgen erwogen, welche seine Weigerung nach sich zieht?«

»Welches sie auch sein mögen, er wird sie tragen; die Könige von Schottland haben den Gebrauch, mit der Hand erst an ihr Schwert zu fahren, bevor sie nach ihrer Krone fassen.«

»Wohl! Sir von Thirlstane! . . . « sagte Heinrich, indem er sich rasch von seinem Thronsessel erhob, »wohl! wir sind all' der geschwornen und wieder zurückgenommenen Huldigungen müde. Hört mich also an: vorhin hätte ich mich noch mit Dem begnügen können, was ich von Euch beehrte; jetzt verlange ich mehr. Die Hand Gottes warf unsere beiden Nationen fern von andern Völkern der Welt in die Mitte des Oceans, aus einen und denselben Boden, der aber ungleich zwischen sie getheilt ist; nur durch das schmale Bett des Tweds getrennt, wäre das hinreichend, um zwei Provinzen, nicht aber zwei Königreiche von einander zu scheiden; auch ist seit tausend Jahren das beste Blut der beiden Völker bald auf dem einen, bald auf dem andern Ufer geflossen; seit tausend Jahren hatte England keinen Feind, der nicht Schottland zum Bundesgenossen gehabt hätte; seit tausend Jahren wüthete kein

Bürgerkrieg in Schottland, daß nicht Englands mächtiger Hauch die Feuersbrünste seiner Städte angefacht hätte; zwischen unsern beiden Völkern besteht ein Haß, den die Mutter ihren Töchtern mit der Milch einflößt, den der Vater seinen Söhnen mit dem Schwerte vererbt . . . Wohlan, Sir John, dieser Haß würde von Generation zu Generation bis zum Tage des letzten Gerichts fort dauern, wenn es nicht mir, Heinrich von England, in den Sinn gekommen wäre, daß das unter meiner Regierung ein Ende nehmen sollte; Huldigung genügt mir seht nicht mehr, ich will erobern, denn zwei Kronen und zwei Köpfe sind um die Hälfte zu viel für eine Insel . . . Von heute an gibt es nicht mehr einen König in England und einen König in Schottland, sondern einen König von England und Schottland . . . Der Gott der Heerschaaren wird entscheiden, ob er Heinrich VIII. oder Jakob V. heißen wird.«

»Sire, der Gott der Heerschaaren ist auch der Gott der Gerechtigkeit«, warf ihm der greise Krieger mit ruhiger Würde ein.

»Davon habt Ihr einen Beweis vor Augen, Sir John«, sagte der König aufbrausend, indem er aus die Wand deutete, an welcher überall Waffentrophäen aufgehängt waren; »schaut zu Eurer Linken, die Rüstung dort gehörte dem König Jakob IV., der nebst seinem Sohne, zwölf Grafen und siebzehn Baronen auf dem Schlachtfeld von Flodden blieb. Auf dem Harnisch könnt Ihr noch die Oeffnung sehen, durch welche der Stahl eindrang und das Leben entfloh. Wohlan, Sir John! ich schwöre bei meinem Scepter, daß, mit welcher starken Rüstung ihr Schottland auch umgeben mögt, ich ihm doch eine Wunde beibringen werde, die breit und tief genug ist, auf daß alles Rebellenblut seinem Herzen auf ein Mal entströme . . . «

»Bevor Ihr aber dahin gelangt, Sire«, fiel ihm der Schotte in das Wort, »müßt Ihr erst die letzte seiner Städte zerstört, den letzten seiner Söhne aufgeopfert haben! . . . Was mich betrifft, so beliebte Ew. Gnaden vorhin, zu bemerken, daß ich meines Wahlspruchs würdig sei . . . Ich würde dagegen verstoßen, wenn ich nicht auf das schnellste Urlaub von Euch nähme; denn ich wünsche, daß Ihr mich an den Sitze der ersten Krieger, die gegen Euch ausziehen, finden und dann sagen mögt: *Immer fertig*.«

»Wir halten Euch nicht zurück, Sie John«, sprach Heinrich gereizt. »Die englischen Könige besitzen auch einen Wahlspruch, den sie nie in Vergessenheit kommen ließen, und der, bevor ein Monat vergeht, in feurigen Buchstaben auf so viel Städten geschrieben stehen soll, daß man aus allen Winkeln Schottlands darauf lesen kann: *Gott und mein Recht!*«

Hierauf entließ er den schottischen Edelmann, seine Umgebung auffordernd, ihm das Ehrengelicht zu geben, nicht als Gesandten des Königs von Schottland, sondern als Botschafter seines Neffen, Jakobs V. Nur Ethelword, den Herzog von Dierham, hielt er durch einen vertraulichen Wink bei sich zurück; er faßte ihn unter den Arm wie einen liebgewordenen Freund, ging einige Mal in dem großen Gemache mit ihm auf und nieder, und sagte endlich:

»Nun, Herzog von Dierham, was sagt Ihr zu der Hartnäckigkeit unseres Neffen?«

»Daß niemals ein König einen Gesandten wählte, der kürzer gefaßt in seinen Antworten war, als dieser.«

Heinrich nickte lächelnd, denn er selbst mußte zugestehen, daß Sir John ein würdiger Schotte war, der nur das Unrecht hatte, sich noch in den Zeiten der Robert Bruce und der William Wallace zu wähnen, und zu glauben, daß nach sechs Jahrhunderten die Herzen noch dieselben wären, weil die Harnische, die sie bedeckten, noch die nämliche Gestalt hatten. Er glich einer Bildsäule aus alter Zeit, die als Meilenzeiger auf die Heerstraße des Lebens gestellt war, und die mit ihren steinernen Augen nicht gesehen hatte, daß die Generationen in dem Grade verarmten, als sie aufeinander gefolgt waren.

Sich plötzlich dem Nachdenken entreißend, in welches er versunken war, sagte der König zu Ethelword: »Glaubt mir, Milord, dieses Krieges wegen wird kein einziges meiner Haare bleichen. Mein Schwert ist lang und schneidend, und wohin ich mit ihm nicht reichen kann, da schleudere ich es hin! . . . Das macht mich nicht unglücklich, Milord, das nicht.«

Er warf sich ungestüm in einen Sessel und versank wieder in tiefes Sinnen. Ethelword konnte nicht begreifen, wie er, der Sieger

war von Außen und Sieger im Innern, der den Streit der rothen und der weißen Rose beendigt und zu Frankreich und England gesagt hatte: »Nun ist es genug!« wie dieser sich unglücklich fühlen konnte. Der menschliche Ehrgeiz mußte größer sein als die Welt, da die Welt ihm nicht mehr genügte. — Aber das war es nicht — ein gut gebautes Schiff wird nicht durch den Zorn der Elemente zum Scheitern gebracht, wohl aber durch die unter dem Meere verborgenen Klippen; die Wunde wird tödtlich, weil sie unsichtbar ist. Heinrich war groß und mächtig, aber obgleich ihn jeder seiner Untertanen beneidete, so beneidete er hingegen oft auch wieder den geringsten seiner Untertanen, denn Krone und Scepter allein sind nicht hinreichend zum Glücke. Der König bedurfte eines weichen Pfühls, worauf er von ihrer Last ausruhen konnte; neben der Größe des Palastes sehnte er sich nach derer Glücke der Häuslichkeit, das ihm seine vier Gemahlinnen nicht gegeben hatten. Katharina von Aragonien war mit seinem Bruder verlobt gewesen, bevor sie seine Gattin ward, woraus er später solche Gewissensskrupel schöpfte, daß er sich gezwungen fühlte, sie zu verstoßen. Anna Boleyn hatte wegen angeblicher Untreue das Schaffot besteigen müssen. Den vom Himmel herabgestiegenen Engel Jeanne Seymour, hatte der eifersüchtige Himmel wieder zu sich zurück berufen. Anna von Cleve hatte er nur im Bilde gesehen, sich mit ihr vermählt, doch als sie nun in England ankam, fand er sie so wenig feiner Erwartung entsprechend, daß sie sich mit Schwesterrechten begnügen mußte. Was war ihm also von seinen vier Ehen geblieben? Die Erinnerung an einige glückliche Tage, zwanzigjährige Reue, Scham und Kummer — zwei Töchter, welche das Gesetz zur Regierung unfähig erklärt hatte, und ein Sohn, dessen schwächlicher Lebensfaden keine lange Dauer versprach.

Noch war der Monarch jung, darum wollte er das Eheglück noch ein Mal versuchen; aber dieses Mal wollte er seine Lebensgefährtin nicht von fürstlichen Höfen suchen, denn er war es müde, daß sich Europa in seine häuslichen Streitigkeiten einmischte; seine Scheidung von Katharina von Aragonien hatte ihm einen Krieg mit Spanien, den Niederlanden und dem deutschen Reiche zugezogen.

Es stand zu erwarten, daß die Verstoßung Anna's von Cleve Hennegau, Flandern, vielleicht sogar Frankreich gegen ihn in Aufstand bringen würde. Isoliert, wie er im Schooß des Meeres war, konnte kein Bündniß seine Macht verstärken. Seine Stärke war in ihm, drum wollte er ein Weib, das jung sein sollte, auf daß er sie lieben könne; schön, auf daß sie ihm gefalle, und tugendhaft, auf daß er sich auf sie verlassen könne; ihre Geburt war ihm gleichgültig, hatte er doch zwei Staatsminister, den einen aus einem Metzger, den andern aus einem Grobschmied gemacht, warum sollte er nicht einen königlichen Prinzen aus dem Schooße einer Vasallin ziehen.

Und er hatte gefunden, was er suchte — eine junge Waise, die in Ermanglung von Aeltern von einer Amme auferzogen worden war, und die, drei Meilen von London entfernt, ein kleines Landhaus am Ufer der Themse bewohnte. Sie hieß Katharina Howard . . . ein so unbekannter Name, daß nichts weniger dazu gehört hatte, als das Auge des Alchymisten Flemming, um sie unter den zwölf Millionen Untertanen des englischen Königs heraus zu finden. Er hatte dazu weder Zauberei noch Hexenkünste bedurft; denn als er eines Tages in der Umgegend von London nach irgend einer Pflanze suchte, die er für sein Laboratorium bedurfte, war er vom Regen überrascht worden, und hatte Obdach in einem einsamen Häuschen gefunden, das Katharina mit ihrer Pfiegerin bewohnte. Dieser wunderbare Schatz fiel ihm auf; da er allein um die Absicht des Königs wußte, so erzählte er ihm von dem Mädchen, und später las er in den Sternen sowohl als in den Zahlen seiner kabbalistischen Berechnungen, daß dieses das Weib sei, wie es der König bedurfte. Doch dieser, durch Anna von Cleve vorsichtig gemacht, wollte seine königliche Liebe nicht eher verpfänden, bis er sich mit eigenen Augen überzeugt hätte, ob das Mädchen, welchem er sie anbieten wollte, ihrer auch wohl würdig sei, . . . daher hatte er sich auf den Rath des Alchimisten am vorigen Tage verkleidet, mit diesem eine gewöhnliche Barke bestiegen, und war mit ihm die Themse hinauf gefahren, bis an den Ort, wo die Dame seiner Gedanken wohnte. Dort sah er sie, auf den Arm ihrer Amme gestützt, am Ufer

lustwandeln,; melancholisch und träumerisch, als ob sie ihr hohes Geschick im voraus ahnte . . . Aber Flemming war weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben, denn sie vereinigte Anna Boleyns Schönheit und Jeanne Seymour's Anmuth in ihrer Person. Der König war entzückt; als sie aber sah, daß die Barke auf sie zu ruderte, entfernte sich sie eilig.

Als Heinrich dem Herzog von Dierham alles Dieses mitgetheilt hatte, ohne zu sehen, wie er erblaßte bei Katharina Howard's Name, und gezwungen war, sich an einem Lehnstuhl festzuhalten, um nicht umzusinken, ertheilte er ihm den Auftrag, am folgenden Tag mit einem beliebigen Gefolge von seinem Hofe in die Wohnung des jungen Mädchens zu eilen, und sie zu der Prinzessin Margaretha zu geleiten, welche sie auf seine brüderliche Empfehlung hin unter ihre Edeldamen aufnehmen würde.

Von den schmerzlichsten Gefühlen zerrissen, strebte Ethelword mühsam nach Fassung.

»Ew. Gnaden«, stammelte er endlich, »will keinen längeren Zwischenraum zwischen Ihrem Bruch mit Anna von Cleve und Ihrer Vermählung mit Katharina Howard statt finden lassen?«

»Vetter, wie viel Tage vergingen zwischen dem Augenblick, wo Anna Boleyn das Schaffot und jenem wo Jeanne Seymour den Thron bestieg?«

»Gerade so viele, als die Todtengräber bedurften, um den Leichnam in das Grab zu betten . . . drei.«

»Und wie viel Stunden vergingen zwischen Norris Ungehorsam und meinem Befehle, diesen Ungehorsam zu bestrafen?«

»So viele, als der Lord Kanzler bedurfte, um sich aus dem Tower nach dem Palast von Greenwich zu begeben . . . zwei.«

»Und wie viel Minuten entschwanden zwischen der Signification dieses Urtheils und dem Tode des Schuldigen?«

»Nicht mehr, als der Scharfrichter bedurfte, um sein Beil zu erheben und wieder fallen zu lassen . . . eine.«

»Sehr wohl, Milord«, sagte der König mit einem vielbedeutenden Lächelns »ich sehe, daß Ihr die Geschichte meiner Regierung

gründlich kennt . . . überdenkt sie wohl.«

Heinrich entfernte sich. Ethelword blieb einen Augenblick wie unter dem Gewichte einer schweren Last stehen, dann stürzte er wie wahnsinnig die Treppe hinunter, welche in das Laboratorium des Alchymisten führte, und rüttelte an der wohlverschlossenen Thüre, als wenn er sie gewaltsam aus den Angeln heben wollte.

»Flemming! Flemming!« rief er mit donnernder Stimme; und als dieser nicht schnell genug öffnete, rüttelte er abermals an der Thüre und schrie dabei: »Heraus aus Deiner Höhle, Fuchs von Kornwallis! komm an das Tageslicht, Ungläubiger! ein Christ will mit Dir sprechen.«

Der alte Mann ließ ihn endlich ein, und ihm erstaunt in das bleiche, krampfhaft verzerrte Gesicht sehend, fragte er, was zu seiner Herrlichkeit Diensten stehe.

»Ich komme von dem König«, stieß Ethelword heraus.

»Gott erhalte ihn!«

»Das ist der Wunsch jedes guten Engländers«, erwiderte der Herzog, indem er mechanisch das Baret lüftete.

»Ich spreche diesen Wunsch so oft aus, als sich Augen und Gedanken von dem Himmel abwenden, um sich mit den Dingen dieser Erde zu beschäftigen . . . «

»Schön- Meister«, fiel ihm der junge Mann ungeduldig in die Rede; »aber Seine Gnade hat mir gesagt, daß Ihr Euch nicht begnüge, gute Wünsche für ihn zu thun, sondern daß Eure Ergebenheit sogar so weit geht, daß Ihr seine Wünsche zu erfüllen sucht.«

»Ich habe«, sprach Flemming, das geringe Wissen, das ich mir durch Studium erworben, Seiner Gnaden zu Befehl gestellt. Er kann darüber nach seinem königlichen Willen verfügen.«

»Vorausgesetzt«, höhnte Ethelword, »daß er alles Gold zu Deiner Verfügung stellt, dessen Deine verdammten Hände bedürfen, um das Werk auszuführen, das Du verfolgst.«

»Nur indem man zersetzt, wird man dahin gelangen, zusammensetzen zu können . . . Wenn der Mensch erst das

Geheimnis Gottes erspäht hat, dann wird er eben so mächtig sein als er . . . Ich bin nahe daran, zu einem großen Resultat zu gelangen, fügte er mit stolzer Zuversicht hinzu.

»Dazu bedarfst Du Ströme Goldes, wie die Flüsse der Bäche bedürfen, und wie der Ocean der Flüsse bedarf, nicht wahr? . . . «

Der Alter nickte.

»Und glaubst Du, genug mit Dem zu haben, was Die Heinrich gibt, weil Du ein schönes, junges und tugendhaftes Weib für ihn gefunden hast!« fragte Ethelword mit zitternder Stimme.

Da erwiderte Flemming mit einem schlaun Lächeln: »denn so oft ich jetzt mit meinem Zauberstabe an den Thron schlagen werde, wie Moses an den Felsen, werden zwei Quellen herausfließen, statt einer.«

»Aber Dein Golddurst ließ Dich die Gefahr vergessen, welcher Du Deinen Kopf aussetztest, denn unter vier Weibern hat Heinrich schon zwei verstoßen und eine hinrichten lassen.«

Flemming versicherte, nur der Stimme seiner Ergebenheit für den König gefolgt zu haben, und betheuerte, zu wissen, daß dies Mal Alles glücklich ablaufen würde.

»Wer hat Dir das gesagt?« drang der Herzog heftig in ihn.

»Die Wissenschaft.«

»Wohlan!« donnerte Ethelword, »die Wissenschaft hat gelogen, gelehrter Flemming.«

»Wie so?« rief der Alte erschrocken.

»Aus der Heirath kann nichts werden.«

»Warum?«

Wer beschreibt das Entsetzen des Astrologen, als er erfuhr, daß das Mädchen, auf welches er alle seine Berechnungen begründet hatte, daß das junge, unbescholtene Mädchen, welches er dem König als Gemahlin zuführen wollte, heimlich mit dem Herzog von Dierham vermählt war. Flemming fühlte, daß er verloren war, denn er kannte das Gesetz nur allzu gut, welches Heinrich nach dem Tode Anna Boleyn's erlassen hatte; ein Gesetz, das die Königin sowohl als Denjenigen, der die Hand zu einer Ehe mit dem König geboten, ohne sie als seiner unwürdig erklärt zu haben, demselben Blutgerüste übergab. Wohl war Katharina jung, schön und tugendhaft, aber der Richter Katharina's von Aragonien und der Henker Anna Boleyn's begnügte sich mit solcher Tugend nicht.

Flemming winselte um Mitleid zu den Füßen des jungen Herzogs; er beschwor ihn, dem König Alles zu gestehen, hoffend, das er dann verzeihen würde. Aber Ethelword hatte, nicht Lust, als Pfand der Vergebung die Herzogin von Dierham zur Ehrendame der Prinzessin Margarethe ernannt zu sehen, und selbst in den Krieg in die schottischen Hochlande geschickt zu werden; daher schlug er es dem Astrologen rundweg ab, die Verzeihung des Königs anzugehen, um so mehr, da er sich keineswegs zum Mitleid mit einem Menschen geneigt fühlte, dessen Unvorsichtigkeit alle Hoffnung seines Lebens

zertrümmert hatte.

Der trostlose Greis mühte sich vergebens ab, ein Mittel aufzufinden, um das Glück des Herzogs und sein eigenes Leben zu sichern. Er rang verzweifelnd die Hände. Endlich sagte Ethelword nach langem Nachdenken:

»Es gibt wohl ein Mittel, Alter! Aber es ist gewagt.«

»Gleichviel, sprecht, edler Herr!« rief der Greis, indem er sich an den rettenden Strohalm festzuklammern suchte.

»Das Mittel ist verzweifelt . . . «

»Sprecht, um Gotteswillen! —«

»Ich bin von dem Könige beauftragt, Katharina abzuholen und an den Hof zu geleiten.«

»Morgen.«

»Großer Gott!«

»Der König darf sie nicht wieder sehen . . . «

»Nein, nein!« rief Flemming hastig, »wir wären dann verloren, denn er liebt sie bereits.«

»Wohlan!« sagte der Herzog mit einem tiefen Seufzer, »sie muß noch in dieser Nacht sterben. —«

»Milord, das feinste Gift steht Euch zu Diensten«, rief der Alchymist mit erleichtertern Herzen.

Aber mit dem Ausrufe: »Elender Schurke! faßte ihn der Herzog bei beiden Schultern, und schüttelte, ihn so gewaltig, daß er das arme dürre Männlein gleichsam aus allen Fugen riß, und dieser, um Gnade wimmernd, vor ihm niederstürzte.

Ethelword ließ ab von ihm, und setzte ihm nun auseinander, wie Katharina für den König und für die übrige Welt sterben müsse, und nur für ihn allein leben solle; ja, er machte den Alchymisten verantwortlich für ihr Leben, und dieser gelobte ihm demüthig, alles thun zu wollen, was menschliche Wissenschaft nur irgend zu thun im Stande sei. So kamen die beiden Männer denn überein, daß Flemming einen Schlaftrunk bereiten solle, der kräftig genug wäre, das Blut in den Adern festzustellen, das Herz zu erstarren und den Gang des Lebens aufzuhalten. Der Schlaf mußte dem Tod so sehr

gleichem, daß selbst das mißtrauischste Auge sich täuschen mußte.

Flemming verbürgte die Wirkung des von ihm zu bereitlenden Tranks mit seinem Leben, wogegen ihm Ethelword mehr Gold versprach, als sein Ofen während eines ganzen Jahres zu schmelzen vermöge; und bevor eine Stunde vergangen war, verließ der Herzog das Laboratorium des Alchymisten mit einer Phiole, die er sorgfältig in seinem Busen verbarg.«

---

## 2.

Der Tag begann in Nacht überzugehen, als Katharina Howard mit ihrer Amme, der alten Johni Kenedy, von einem einsamen Spaziergang in ihr Stübchen zurückkehrte. Sie hatte auf dem Gipfel eines Nahen Berges das prachtvolle Schauspiel der untergehenden Sonne gesehen, ihr Auge hatte auf den purpurvioletten Tinten des Horizonts flüchtig; verweilt, aber sie war dadurch nicht aufgeheitert worden, denn es war dieselbe Sonne, derselbe Horizont, den sie auch gestern gesehen hatte; sie fühlte sich gelangweilt, und dieses widrige Gefühl nahm ihren Augen den Glanz, und brach die Kraft ihres jungen Lebens. Die alte Amme schüttelte mißmuthig den Kopf und sagte:

»Aber, Kind, wie kannst Du Dich nur langweilen in dieser herrlichen Gegend, die so grün und reich ist?«

»Gewiß würde sie mir gefallen, wenn ich sie zum ersten Male sähe«, erwiderte Katharina, indem sie Mühe und Mantel abwarf, und sich ermüdet in einen Sessel fallen ließ. »Aber Mütterchen, bedenke nur, daß ich seit achtzehn Jahren diese Fluren täglich sehe«, setzte sie hinzu, indem sie ihr Gesichtchen zu einem allerliebsten Maulen verzog.

»Und ich sehe sie wohl doppelt so lange, ohne ihrer überdrüssig zu sein«, sagte Johni ärgerlich. »Freilich bin ich auch nur eine arme Frau, ohne Wunsch und Ehrgeiz, habe immer nur das Glück in Dingen gesucht, die mir erreichbar sind, und nie' weiter hinaus . . . «

»Amme«, fiel ihr das Mädchen in die Rede, »Alles, was außer unseren Bereich liegt, muß aber doch wohl recht schön sein! . . . London soll so herrlich sein. Lieber Gott! wann werde ich denn ein Mal in London wohnen!«

»Du wirst einst heirathen, Kind!« tröstete die Amme. »Du bist zu schön und zu züchtig, um nicht einen reichen und edeln Gatten zu finden.«

»O ja, nicht wahr?« rief das Mädchen sehr lebhaft aus, und ihre

Phantasie versetzte sie augenblicklich in einen Palast nach London . . . sie hatte Gondeln auf der Themse, Wälder, worin sie das Wild verfolgte, einen schönen Falken auf der Faust tragend, und Pagen und Diener folgten ihr nach. Sie erträumte sich große Güter, nahm die Huldigung ihrer Vasallen an; sie langweilte sich nicht mehr, denn sie sah sich schön, reich und mächtig . . . sie sagte: »Ich will«, und alle Welt gehorchte ihr.

So waren ihre Träume, . . . denn hätte sie glauben müssen, ewig in dem kleinen, einsamen Landhause zu bleiben, zwischen diesen erstickenden Mauern, in diese einfachen Gewänder gekleidet, von so gewöhnlichem Hausrath umringt, so würde sie sich lieber zum ewigen Schlaf in den Sarg gelegt haben, vorausgesetzt, daß sich ein prunkendes Grabmal von Marmor darüber gewölbt hätte. Die alte Amme erschrak oft vor den Träumen dieser aufgeregten Einbildungskraft, sie wollte das Mädchen ablenken von solchen Gedanken, aber gerade diese Gedanken waren Katharina's ganzes Glück, diese Träume ihr einziger Reichthum. So wie sie allein war, so hörte sie sonderbare Stimmen, die ihr Allerlei in die Ohren flüsterten; ungewöhnliche Erscheinungen tauchten vor ihren Augen auf . . . Alles bevölkerte und belebte sich um sie . . . die Kette der erschaffenen Wesen reichte nicht nur bis zu dem Menschen, sondern sie dehnte sich bis zu Gott hinauf . . . Es war ihr dann, als durchlaufe sie mit den Augen alle Stufen dieser leuchtenden Leiter, deren eines Ende auf der Erde ruhte, indessen das andere bis an den Himmel reichte. Im knisternden Feuer sah sie spielende Salamander, die zahllose Funken sprühten . . . In dem Wasser, das unter ihren Fenstern vorüber floß, erblickte sie eine Indine, die sie wie am Schwester begrüßte, so oft sie hinunter schaute. Der balsamhauchende Abendwind erschien ihr von unendlich vielen Sylphen bevölkert, und alles flüsterten ihr Dinge zu, die geeignet waren, ihre Vernunft zu verrücken, denn der Dämon des Ehrgeizes erschien ihr unter der verführerischen Gestalt eines Engels, als Himmelskönig, mit goldenen Flügeln und einer strahlenden Krone auf dem Haupte.

Die-Amme zog sich mißmuthig in ihre Schlafkammer zurück, und

ließ das Mädchen unter seinem Hofstaat von Kobolden, Gespenstern und Feen zurück. So wie sie das Gemach verlassen hatte, schloß Katharina die Thüre sorgfältig hinter ihr zu, und öffnete eine andere, die über eine Terrasse nach der Themse hinunter führte, denn sie erwartete den Mann, mit dem sie schon seit einiger Zeit heimlich vermählt war. Sie war sich bewußt, daß er sie über Alles liebte, aber dennoch hatte er Geheimnisse vor ihr, denn sie kannte weder seinen wahren Namen, seinen Stand noch seine Titel. Sie hingegen, sie hatte sich ihm ganz zu eigen gegeben, hatte ihm nicht gesagt: »So viel Stunden sind für Dich und so viel für die Welt;« sie hatte gesagt: »Da bin ich, nimm mich hin! —« Sie liebte diesen Mann, aber es war ihr dennoch qualvoll, nicht zu wissen, wer er war, ihren Geist in Hoffnungsträumen umherirren zu lassen, die vielleicht alle nichtig waren, ihre schönen fröhlichen Jugendjahre in Erwartung hinzubringen, in Unwissenheit und Vereinzelung. Auf alle ihre Fragen antwortete er stets nur: »Später! Später!« Alles ging unter in diesem Worte, das einen Abgrund in ihr Leben grub. Wenn der Morgen graute, so hoffte sie im Lauf des Tages Alles zu erfahren; aber der Abend kam, ohne daß sie Etwas vernommen hatte. Dann kam sie sich zuweilen vor wie eine Gefangene, die ferne von »der Welt gehalten ward. Jetzt, um die Stunde, wo die Freude in den Städten weilte, war sie allein und traurig, auf ihren Gemahl harrend, der vielleicht nicht kam, auf ihren Gemahl, der, wie sie dessen gewiß zu sein glaubte, einen hohen Rang und Titel hatte, und ihr nichts von beiden gab.

»Ach!« seufzte sie endlich, »wenn ich jetzt mit ihm zu London wäre, statt diese schlechten Kleider abzulegen, die mich demüthigen, um vor der Zeit den Schlaf herbei zu rufen, der doch nicht kommen wird, würde ich mich vor meinen Putztisch setzen . . . (sie setzte sich dann auch wirklich vor eine Toilette mit einem venezianischen Spiegel, öffnete ein geheimes Fach, woraus sie mehrere Schmuckkästchen zog, und fing an, sich zu putzen.)  
»Ich würde unter dem Schmucke, den er mir geschenkt hat, die schönsten Edelsteine auswählen; würde diese Perlen um meinen Hals schlingen, diese Diamanten in meine Ohren hängen, und diese

Armbänder um meine Arme legen. Unter den Feldblumen, die meine Haare schmücken, — würden diese Diamantähren auch noch Platz finden. Dieser Gürtel von Edelsteinen, um meinen Leib geschlungen, würde seine Schlankheit noch erhöhen. Ein Page würde uns voran schreiten; lichtstrahlende Gemächer würden vor uns aufgethan werden, und wenn mein Spiegel nicht lügt, so würde Jedermann bei meinem Erscheinen sagen: »Eine Königin kann nicht schöner sein.«

Bei einer plötzlichen Wendung erblickte Katharina seht Ethelword, der unter der Thüre stand und ihre letzten Worte gehört hatte. Mit einem flüchtigen Erröthen sprang sie auf, »eilte in seine Arme und rief:

»Mein Ethelword ich hatte Dich nicht gesehen.«

»Das begreife ich«, erwiderte dieser ernst. »Ihr ward mit zu Wichtigem beschäftigt, um mein Kommen zu bemerken.«

»Findest Du mich hübsch?« fragte sie; ihn anlächelnd.

Er sah lange sinnend in das liebliche Gesicht und sagte dann:

»Wenn mein Bild in einem Rahmen von Rubinen oder Smaragden zufällig an jener Kette hänge, oder in diesem Armband eingefaßt wäre, so könnte ich wenigstens denken, daß eine augenblickliche Erinnerung der Liebe sich zwischen Eure gefallsüchtigen Gedanken eingemischt hätte.«

»Findest Du mich hübsch?« wiederholte sie mit der Ungeduld eines verwöhnten Kindes.

»Zu meinem Unglücke nur allzusehr, Milady!« erwiderte er düster, und nahm sie in die Arme, doch ohne sie zu küssen.

»Habe ich mich doch im ahnenden Vorgefühl geputzt«, sagte sie, indem sie die Hand auf das Herz legte, »denn ich fühlte hier Dein Kommen. Aber fort jetzt mit der finstern Miene; komm, setze Dich; ich will mich zu Deinen Füßen hinkauern, tapferer Ritter, schöner Baron, edler Graf . . . Welchen dieser Titel soll ich Dir geben?«

»Keinen, denn keiner von allen kommt mir zu.«

Sie hatte ihm indessen geschäftig einen Sessel herbeigerückt, für sich selbst aber einem Schemel geholt, und wollte nun wissen, wie es komme, daß sie heute den Galopp seines Pferdes nicht gehört,

das stets in so rascher Eile kam, und so langsam zurück trabte.

»Ich fuhr in einer Fischerbarke die Themse herauf, denn mehr als jemals fürchtete ich heute erkannt zu werden.«

»Immer geheimnisvoll«, sagte sie mit leisem Vorwurf; »hast Du denn so mächtige Beweggründe? . . . «

»Urtheile von meiner Liebe, da ich sie Dir verberge, Dir, die Du mehr als mein Leben bist.«

»O, wenn Du mich liebtest! . . . «

»Katharina«, tiefer feurig, »zweifle an Deinem Dasein, an Deiner Seele, an Gott! . . . zweier an dem Tageslicht, wenn die Sonne am Himmel leuchtet, aber zweifle nicht an meiner Liebe, denn noch nie ward ein Weib geliebt, wie ich Dich liebe.«

Sie bat ihn schmeichelnd um Verzeihung; er nahm ihren Kopf in beide Hände, hob das reizende Gesichtchen zu sich empor, und rief leidenschaftlich aus:

»O! sieh mich doch an! . . . ich Dich nicht lieben! . . . mein Herz gehört Dir bis zu seinem letzten Schlage, mein letzter Blutstropfen ist Dein, Katharina! Und sie sagt, daß ich sie nicht liebe, o mein Gott, sie sage es! . . . «

»Nein, nein, ich sage es ja nicht mehr«, betheuerte sie mit ihrer lieblichen Stimme, ohne daß sie den wildaufgeregten Mann zu beruhigen vermochte.

»Aber was hast Du denn nur?« fragte sie besorgt.

»Mir ist nicht wohl, ich leide.«

»Du?«

»Ja . . . ich bin ermüdet. Meine Stirne brennt . . . ich habe Durst.«

»So will ich Dir einen Trunk kredenzen, mein Gebieter.«

Sie stand auf, und schloß einen gothischen Schrein auf. Indessen sie eine Flasche heraus langte, zog Ethelword eine Phiole aus seiner Brusttasche hervor, deren Inhalt er theilweise in einen silbernen Becher goß, der vor ihm auf dem Tische stand; dabei aber flehte er im Stillen die Verzeihung Gottes an, dessen Macht er versuchte; und als ihn Katharina jetzt schäkernd bat, sich in Ermanglung eines Pagen ihre Person als Mundschenk gefallen zu

lassen, da hielt er ihr den Becher hin, zitterte aber dabei so heftig, daß sie es mit Staunen erwähnte.

Er setzte den Becher vor sich nieder, riß sie gewaltig in seine Arme, und sie mit Küssen bedeckend, rief er wie wahnsinnig aus: »Katharina! Katharina! o nie . . . niemals!«

Sie wand sich los von ihm, ohne sich seine ungewöhnliche Trauer erklären zu können. Um ihn zu zerstreuen, griff sie nach der Zither, die sie meisterhaft spielte, und fragte, ob sie ihm die Ballade von dem englischen König Edgar singen solle, der sich mit seiner Vasallin, der schönen Elfriede, vermählt hatte.

Jedes Wort, das sie sprach, ward zu einer neuen Folterqual für ihn. Er nickte stumm, und sie begann:

Auf schroffen Felsenpfade  
Der König einst erschaut  
Mit einem Blick der Gnade  
Des Bogenschützen Braut.

Er folget ihr behende:

»Will Dein Begleiter sein  
»Bis an des Waldpfads Ende.—«

— Nein,

»Du mir leibeigne Dirne,  
Sei mir ein wenig hold,  
Ich schmückt Dir die Stirne  
Mit Edelstein und Gold.  
Will Dich zum Dam' erheben,  
Magst Du den Ritter frei'n,  
Und schmücken ihm fein Leben. —«

— Nein.

»Sollst höh're Würden tragen;  
Den Falken auf der Faust,  
Sollst Du durch Forste jagen,  
Wo Ur und Eber haust.  
Nimm, was Du willst, an Gaben,  
Du sollst Baronin sein,  
Und sollst ein Wappen haben. —«

— Nein.

»Gut Liebe mir zum Lohne,  
Weil ich Dich lieben muß;  
Und nimm die Grafenkrone  
Gleich mit den ersten Kuß.

Neun Perlen aus den Spitzen  
Will ich Dir stattlich reih'n,  
Sollst mir zur Seite sitzen —«  
— Nein.

«Sollst Dein Geschlecht verdunkeln,  
Und wenn Du willst, soll gar!  
Die Herzogskrone funkeln  
In Deinem goldnen Haar.  
Sollst unter allen Frauen  
Fortan die Erste sein,  
Gebietend auf sie schauen. —«  
— Nein.

»Ist Dir das noch zu wenig,  
So sei denn Königin,  
Denn wiss' ich bin der König,  
Und gab mein Herz Dir hin.  
Dir huldigend zu schwören,  
Sind meine Ritter da;  
Willst Du mir nun gehören?«  
— Ja.

Sie schwieg, und endigte mit einem lebhaften Nachspiel.

»So endigte also die Liebe der schönen Elfriede?« fragte Ethelword endlich.

»Ist das Ende nicht schön? wird sie nicht Königin?«

»Aber der Bogenschütze?«

»Die Ballade sagt nichts mehr von ihm.«

»Also lebte kein Andenken an den armen Verlassenen in der Seele seines Liebchens, noch in den Versen des Dichters!« rief der junge Mann in wilder und doch angsthafter Aufregung. »Ich will minder undankbar sein als beide, und auf sein Gedächtniß trinken.«

Er ergriff den Becher, ohne ihn jedoch an den Mund zu führen. Katharina sah ihm gedankenlos zu.

»Vergessene!« rief er ihr nach einigen Augenblicken zu, »gedenkst Du unserer Gewohnheit nicht mehr? Habe ich jemals einen Becher zum Munde geführt, ohne daß Du mir ihn erst zugetrunken hättest, auf daß ich an seinem Rande die Stelle suchen konnte, welche Deine Lippen berührt hatten. Wohlan denn, meine schöne Elfriede . . . nicht doch, meine Katharina, wollte ich sagen

— . . . Einen tüchtigen Zug zum Angedenken des armen Bogenschützen.«

Katharina trank mit sorgloser Unbefangenheit; hochaufathmend folgte ihr Ethelword in tödtlicher Angst mit den Augen, im Begriffe, ihr den Becher von den Lippen wegzureißen; dann warf er sich vor, ihr nieder und rief außer sich:

»O Katharina, Katharina! vergib mir!«

»Was denn?« fragte sie erstaunt.

»Ich mußte es ja thun, es blieb ja nur dieses Mittel übrig . . . nur dieser einzige Ausweg blieb mir offen . . . Wir waren sonst verloren . . . auf ewig getrennt . . . «

Sie verstand ihn nicht, aber er sah, wie sie erblich; ein plötzlicher Schwindel ergriff sie, es funkelte ihr vor den Augen, in ihrer Brust brannte es wie Feuer und ihre Stirn ward mit kaltem Schweiß bedeckt.

Ethelword ward von allen Qualen der Hölle zerrissen; ihr namenloses Leiden zu sehen, ging über seine Kräfte; verzweiflungsvoll umklammerte er ihre Kniee und bereute jetzt, was er getan; er hätte sie in diesem Augenblicke fast lieber in den Armen des Königs, denn als Schlachtopfer solcher Qualen gesehen.

»Laß mich, laß mich!« stöhnte sie endlich.  
»Wasser . . . Wassers . . . ich erstickte. Gnade! . . . Mitleid . . . mein Ethel . . . Ich sterbe . . . zu Hilfe! . . . «

Der Herzog nahm sie in die Arme und beschwor sie, keinen Schrei auszustoßen, betheuernd, daß sie nicht sterben würde. Sie sträubte und wand sich aber in seinen Armen und jammerte um ihr junges Leben, — bis sie endlich, immer mehr ermattend, mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte den Herzog von sich stieß und lautlos zu Boden sank. Dieser warf sich mit einem unterdrückten Jammerruf auf sie nieder, um sie wie wahnsinnig in die Arme zu schließen. Er küßte sie, denn jetzt war er wenigstens sicher, daß sie mit einander leben oder mit einander sterben würden; dann riegelte er die Thüre auf, durch welche sich die Amme entfernt hatte, ergriff eine aus dem Tische stehende Klingel, womit er heftig schellte, drückte noch einen Kuß auf Katharina's erbleichte Lippen, und verschwand dann durch

dieselbe Thüre, durch welche er gekommen war.

---

### 3.

Als das staunende Gefolge, welches der Herzog von Dierham den nächsten Tag darauf mitnahm, um das neue Edelfräulein der Prinzessin Margaretha abzuholen, nur eine Leiche fand, traf Ethelword sogleich die Anordnung, daß sie in seiner eigenen Familiengruft in seinem Schlosse, das nur eine Viertelmeile von London entfernt war, beigesetzt wurde.

Die Gruft hatte nur eine einzige Thüre, die über eine Treppe von etwa dreißig Stufen in die Tiefe führte. Links und rechts befanden sich die Grabmäler der Ritter und Frauen aus dem edeln Geschlechte der Dierhams, mit ihren ruhenden Bildsäulen, zu deren Füßen bei den Männern ein Löwe, bei den Frauen ein Windhund angebracht war. Der Sarg, worin Katharina lag, war offen. Zu ihren Häupten befand sich ein Weihwasserkessel, von einem Marmorengel beschützt, und selbst einem Steinbilde ähnlich, lehnte Ethelword ihr gegenüber an einem Grabmal, während ein Priester den lehren Ritus eines katholischen Begräbnisses vollzog, und die Amme nebst einigen jungen Mädchen an dem Sarge beteten.

»Glücklich«, murmelte der Priester, »glücklich sind Diejenigen, welche früh sterben, und, angetan mit ihrem Unschuldskleide, sich in das Grab legen, denn sie schlafen auf Erden ein, um im Himmel aufzuwachen. Wir beten jetzt nicht mehr für Dich, zarte, weiße Taube, Du betest vielmehr für uns; erhalte Dich dort oben in der Gnade des Herrn, wie Du Dich hienieden in seiner Barmherzigkeit erhalten hast.«

Er nahm hierauf einen Zweig Buchs, tauchte ihn in das Weihwasser, und bespritzte die Todte damit, welchem Beispiele alle Anwesenden folgten; und als er fest die Gruft verließ, ward auf seinen Wink die trostlose Amme, die sich nicht von dem Sarge ihres geliebten Pfleglings trennen wollte, fast gewaltsam von den andern Frauen fortgebracht. — Endlich war Ethelword mit der theuern Leiche allein . . . Flemming hatte ihm gewissenhaft Wort gehalten.

Wohl war ihr Schlaf der Zwillingsbruder des Todes, und wäre er nicht sein eigenes Werk gewesen, so würde selbst Ethelword getäuscht worden sein. Wie groß ist doch die Gebrechlichkeit des menschlichen Daseins, so daß einige Tropfen, aus gewissen Pflanzen gezogen, hinreichen, seinen Lauf zu hemmen, und einige Tropfen mehr alles Leben tödten, und die Seele, die in den jetzt geschlossenen Augen strahlte, in der jetzt verstummten Stimme bebte, welche diesen jetzt kalten und unbeweglichen Körper belebt hatte, würde dann auf ewig entflohen und zu ihrem Urquell zurückgekehrt sein. Ethelword begriff jetzt, wie es möglich ist, daß der Mörder beim Anblick seines Schlachtopfers keine Reue fühlt, denn wenn der vor ihm liegende Körper nicht glücklich war, so war er doch sehr ruhig . . . und es überkam ihn der Gedanke, ob es nicht besser sei, sich neben Katharina in das Grab zu legen, den Sargdeckel schließen zu lassen, und Arm in Arm mit ihr bis an den Tag des letzten Gerichts zu schlafen, statt ihr Leben noch ein Mal den Zufällen der Welt und dem Wechsel des Glücks preiszugeben . . . wußte er doch nicht, ob sie ihr Erwachen einst segnen oder ihm fluchen würde . . .

Er kniete neben dem Sarge nieder und küßte sie auf die Stirne; da war es ihm, als hätte sie leise gezuckt. Alle Todesgedanken verschwanden im Nu aus seinem Gehirn sie sollte leben, ob im Glück oder im Unglück, ob in Freude oder in Verzweiflung . . . aber leben, leben sollte sie. Da, o Entsetzen, als er sich umdrehte, sah er, wie die Thüre, die in die Gruft führte, sich langsam in ihren Angeln bewegte, denn in unbegreiflicher Zerstreung hatte er sie zu schließen vergessen. Der Eintretende war der König von England. In starrer Verzweiflung warf sich Ethelword neben dem Sarg nieder, beugte sich über Katharina hin, und mit den Zähnen knirschend, beschwor er die Mächte der Finsterniß, ihren schwersten Schummer auf ihre Augen niederzusenken, sie lieber niemals, als jetzt, sich öffnen zu lassen.

»Herzog von Dierham, wo seid Ihr?« rief der König, der, als er die Thüre wieder hinter sich zugemacht hatte, sich nicht sogleich an die Dunkelheit des Orts gewöhnen konnte. Ethelword ging ihm

entgegen; Heinrich stützte sich auf ihn.

»Habt Dank«, sagte er; »Ihr seid mein Getreuer, Ihr . . . Wo ist sie?« — Und als Ethelword mit der Hand auf das offene Grab gewiesen, fuhr er fort: »Ich danke Dir, Milord, daß Du sie in Deine Familiengruft bringen ließest . . . Ich gebe Dir mein königliches Wort, acht Tage später würde sie in Westminster geschlafen haben.—

»Sire, erwiderte Ethelword mit gepreßter Stimme, »das Weib, welches während seines Lebens Gnade vor Euern Augen gefunden hatte, mußte auch nach seinem Tode ein Gegenstand der Verehrung für mich sein.«

Als Ethelwords Begleiter zu dem König zurückgekehrt waren und ihm gemeldet hatten, daß sie Katharina todt gefunden, und der Herzog zurück geblieben wäre, um ihr die letzte Ehre zu erzeigen, da wollte er erst dieser Nachricht keinen Glauben schenken . . . ihm, der unbeweglich vor dem Umsturz seines Thrones geblieben wäre, ihm schwoll das Herz, als er Katharina's Tod erfuhr, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Es war ihm Bedürfniß, sie noch ein Mal zu sehen, bevor sich das Grab auf immer über ihr schloß, drum war er nach Dierhamcastle gekommen, und verlangte jetzt, daß Ethelword ihm die Leiche zeigen solle.

»So seht sie denn, Sire!« sagte dieser, indem er, einen verzweifelnden Entschluß fassend, mit der einen Hand seinen Dolch zog, und mit der andern das Leichentuch, das sie verhüllte, zurückschob, die Lampe ergriff, und ihr damit in das erbleichte Gesicht leuchtete.

Der König sah sie lange starr an, dann schlug er die Augen zu dem Himmel auf, und rief im Gefühl des tiefsten Schmerzes:

»Todt! Todt! Todt! . . . Ich muß Gott sehr beleidigt haben . . . Ein Stern war über England und mir aufgegangen . . . der Tod hauchte darüber, und er erlosch . . . Durch dieses Weib würde ich vielleicht besser und gerechter geworden sein! Elende, menschliche Macht, so gewaltig im Zerstören, und so ohnmächtig, um in das Leben zurück zu rufen.«

Ethelword beschwor ihn, im Namen des Himmels sich zu beruhigen, aber der König hörte nicht auf ihn.

»O!« fuhr er ingrimmig fort, »Heinrich VIII. heißen, König von England sein, eben so groß wie Franz I., eben so reich wie Karl V.; nur auf eine Flotte hauchen zu dürfen, um sie von einem Welttheil in den andern zu treiben, nur mit der Lanze an den Schild schlagen zu dürfen, um ganze Heere aufstehen zu lassen, und sich hier vor diesem Sarge so schwach, so ohnmächtig zu fühlen, wie das letzte der erschaffenen Wesen in der großen Lebenskette . . . O! diese Hand in meinen königlichen Händen zu drücken, und sie nicht erwärmen zu können! . . . «

Der Herzog ergriff Katharinens andere Hand und sah es fast ohne Eifersucht, wie der König die Hand seiner Gemahlin in der seinen hielt, denn noch war diese Hand kalt und todt. Heinrich streifte jetzt einen kostbaren Ring ab, und ihn an Katharina's Finger steckend, sagte er wehmüthig:

»Meine holde Braut, so trage denn im Grabe diesen Ring, den Du nicht auf dem Throne tragen konntest . . . Könnte ich Dein Leben erkaufen, ich würde ein königliches Lösegeld dafür geben. O mein Gott! was verlangst Du, um zum zweiten Male über diese Seele zu hauchen?«

O Entsetzen! Ethelword bemerkt jetzt, wie Katharina's Herz leise unter seiner Hand zu schlagen begann. Er horchte hin . . . sie athmete schon.

»Sire!« rief er in der fürchterlichsten Angst, »Ihr könnt nicht länger hier verweilen. Euer Schmerz ist Entheiligung, Eure Worte sind Blasphemien, um Gottes Allmacht zu versuchen.«

Heinrich wollte sich nicht entfernen, es schien ihm fast unmöglich sich von dem Sarge zu reißen . . . aber schon drohte sie zu erwachen, Ethelword erwartete jeden Augenblick, daß sie sich in dem Sarge aufrichten würde, und nur fast gewaltsam war er im Stande, den König mit sich aus dem Grabgewölbe zu ziehen, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich verschloß.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn gleich darauf erhob Katharina einen Arm, der aber sogleich wieder nieder fiel, denn ihre Glieder waren schwer wie Blei, und es schien ihr, als sei sie an das Lager angefesselt. Endlich gelang es ihr, sich aufzurichten, aber ihr

Kopf war schwer und die Augenlieder wollten ihr immer wieder zufallen. Sie war erstaunt, daß es noch Nacht sei; sie fror, und da sie sich fürchtete, so rief sie mehrmals nach ihrer Amme. Jetzt versuchte sie, ihrem Lager zu entsteigen, glitt aber dabei auf die erhöhten Stufen, worauf der Sarg stand; sie berührte das nächste Grabmal, und mit Entsetzen zurückschauernd, erkannte sie bei dem schwachen Schein der Lampe, an welchem Orte sie sich befand. Das Leichentuch nach sich ziehend, in welches sie eingehüllt war, flüchtete sie sich bis an die Marmorsäule, worauf der Engel stand, den sie mit ihrem Arm umschlang, und die Hand in den Weihwasserkessel tauchend, rief sie verzweifelnd aus: »Engel des Grabes! schützender Engel der Todten! beschütze mich!« Nach einer Weile strengte sie ihr Gedächtniß an, um sich zu erinnern, auf welche Weise sie an diesen Ort gekommen sei; nach und nach fiel ihr Alles wieder ein; sie erinnerte sich, daß Ethelword gekommen war, daß sie ohnmächtig geworden . . . »Und«, rief sie jetzt trostlos aus, »sie haben mich für todt gehalten . . . mich lebendig begraben . . . lebendig . . . « Sie eilte an die Thüre, und da sie keinen Schlüssel in dem Schlosse fand, so versuchte sie daran zu rütteln. Sie mußte aber bald wieder ablassen von ihrem Beginnen, stürzte die Stufen wieder herab, und sank, Gottes Barmherzigkeit anflehend, auf die Kniee, worauf sie, in sich selbst versinkend, in halber Ohnmacht liegen blieb.

Bald darauf kehrte Ethelword zurück, der, nachdem er dieses Mal die Thüre sorgsam verschlossen hatte, gerade auf den Sarg zuschritt, und als er diesen leer fand, Katharinens Namen rief, die bei dem Laute seiner Stimme zu sich kam, mit dem Frohgeföhle der Rettung an seine Brust sank, und sich allmählig wieder erholte, dann aber in ängstlicher Hast Von diesem Orte weg verlangte, denn sie bedurfte der Luft und des Lichtes, um sich zu überzeugen, daß sie gerettet sei.

Nachdem er die Gewißheit erlangt hatte, daß sie noch lebe, beschwor er sie im Namen ihrer Liebe, noch einige Minuten zu verweilen.

Sie schmiegte sich fester an ihn, und verlangte zu wissen, wie sie

hierher gekommen sei, allein unter Gräbern. Wie er, gleich einem guten Engel, erschienen, um sie dem Leben wieder zu schenken . . . sie beschwor ihn, zu sprechen, und er gelobte, ihr Alles zu entdecken, denn der Augenblick war gekommen, wo er keine Geheimnisse mehr vor ihr haben durfte. So erfuhr sie denn mit einem nicht zu unterdrückenden Aufjauchzen der Freude, daß ihr Gemahl Herzog von Dierham, Marquis von Derby, Pair von England und Mitglied des Oberhauses war.

»O!« rief sie, indem sie ihn liebevoll mit beiden Armen umschlang, »so nimmst Du ja eine der ersten Stellen im Staate ein?«

»Nur der König steht über dem Pair von England«, erwiderte er. »Auch nennt er uns seine Vettern, wenn er uns seine Befehle erteilt.«

»Und ich werde nun Alles mit Dir theilen, Ehre . . . Rang . . . Vermögen . . . «

»Habt ich Dir das nicht Alles gegeben, indem ich Dir mein Herz gab? Bin ich nicht bereit, Dir mein Leben zu geben?«

»Du wirst mich an den Hof führen?«

»Höre«, sagte er schnell verdüstert, »Du hast wohl von dem König und seinen blutigen oder aufgelösten Ehen sprechen hören . . . Wohlan! seit ich Dich liebte, dachte ich an ihn, und zitterte vor dem Gedanken, Dich an den Hof zu bringen, denn Nichts ist ihm heilig, und sein königlicher Mund darf nur über die Ehre einer Frau hinhauchen, um sie zu beflecken. Ich verschwieg Dir, wer ich bin, aus Furcht, daß ein unvorsichtiges Wort von Dir mein Glück zerstören könnte, das einzig nur in Dir beruht. So verging ein Jahr, ein Jahr voll Seligkeit, während welchem ich Dich allnächtlich sah, indeß ich durch meine Stellung gezwungen war, die Tage bei dem König zuzubringen; um aber Jedermann über meine Gefühle irre zu führen, ließ ich scheinbar ahnen, daß meine ehrgeizigen Wünsche sich bis zur Prinzessin Margareth verstiegen. Allein was ich immer befürchtete, ist geschehen . . . vor einigen Tagen hat Dich der König gesehen.

Wie von einem elektrischen Schläge durchzuckt, schrie Katharina auf:

»Der König hat mich gesehen . . . mich? . . . «

»Ja.«

»Und? . . . «

»Er liebt Dich.«

»Mich! . . . «

»Oder glaubt Dich wenigstens zu lieben . . . er begehret Dich . . . Du begreifst, daß wir verloren waren, wenn ich nicht ein Rettungsmittel fand. Ein Alchymist verschaffte mir für vieles Gold einen Schlaftrunk von schneller, täuschender Wirkung. Ich mischte den Saft unter Deinen Trunk, und als die Abgesandten des Königs gestern kamen, um Dich zu der Prinzessin Margarethe zu begleiten, welche Dich unter ihre Ehrendamen aufnehmen wollte, fanden sie Deine Amme in Thränen neben der vermeinten Todten, die aber nur eingeschlafen war.«

Was bei dieser Erzählung in Katharina's Seele vorging, vermag keine Feder zu beschreiben; alle ihre ehrgeizigen Träume wurden auf ein Mal wieder wach in ihr, und erhoben sich zu einer schwindelnden Höhe, als sie den Besuch des Königs in der Gruft erfuhr, und den Verlobungsring erblickte, den er ihr an den Finger gesteckt hatte. Dabei war ihr der Gedanke entsetzlich, zu leben, indeß Jedermann sie für todt hielt. Ethelword versprach ihr, England so bald als möglich zu verlassen, sie nach Frankreich zu bringen, wo sie an dem königlichen Hof den ihr gebührenden Platz einnehmen und ein Leben der Freude und stets wechselnder Zerstreungen leben sollte.

»Aber«, fragte sie, »wo werden wir bis dahin bleiben?«

»Auf Schloß Dierham, in dessen Gruft wir uns befinden.«

»Ist das weit von London?«

»Etwa eine Viertelstunde.«

»Kann ich da nicht gesehen werden?«

»Du wirst Dich vor allen Augen verbergen.«

»Ach!« seufzte sie, »das heißt ja nur ein Grab mit dem andern vertauschen.«

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß im Schlosse Alles sicher

sei, folgte sie ihm aus den unterirdischen Räumen wieder in die Oberwelt.

---

## 4.

Am folgenden Tage glühten die schönsten Rosen auf Katharinens Wangen, und ihre Augen strahlten im feurigsten Glanze, denn sie hatte Ethelword das Versprechen abgenommen, England nicht mit ihr zu verlassen. Er sah darin nur einen Beweis ihrer Liebe, daß sie ihren Titel, dem Hofe von Frankreich und dem Vergnügen entsagen wollte, aus Aller Mund das Lob ihrer Schönheit zu hören, und, in tiefer Einsamkeit zurückgezogen, sich einzig mit seiner Huldigung zu begnügen. Ach! der Kurzsichtige vermochte dieses ehrgeizige Herz nicht zu durchschauen.

Er hatte ihr einige abgelegene Gemächer angewiesen, die mit seinem Zimmer durch eine geheime Thüre verbunden waren, denn nur ein einziger vertrauter Diener wußte, was sie seinem Herrn war, den übrigen mußte ihr Dasein so lange als möglich verborgen bleiben. Trotz seines Verbotes, suchte sie ihn jetzt in seinem Gemache auf, dessen Fenster einem weiten Überblick über die Heerstraße gewährten, und sich auf seine Schulter stützend, denn er saß am Fenster, deutete sie auf die fernen Thürme, die man durch den Morgennebel erblickte.

»Ist das London, Liebling meiner Seele?« fragte sie.

»Ja.«

»Kann man den Palast von Whitehall hier sehen?«

»Das Gebäude dort ist er.«

»Dort wohnt der König, nicht wahr?«

»Im Winters im Sommer bewohnter Greenwich.«

»Ward nicht Anna Boleyn in diesen Palast geführt, als sie den Thron bestieg?«

»So ist es.«

»Anna Boleyn war von geringem Adel, glaub' ich; machte sie nicht der König zur Marquisin von Pembroke, als sie noch Hoffräulein bei Katharina von Aragonien war?«

»Warum thust Du diese Fragen?«

»Weil«, erwiderte sie lebhaft, »weil man mir erzählte, daß sie ein königliches Gefolg gehabt, als sie sich aus dem Palast von Greenwich nach London begab. Sie steht in einem mit dem englischen Wappen verzierten Schiffe die Themse hinaus, und hundert Gondeln folgten ihr nach mit allen Herren und Damen des königlichen Hofstaats und mit vielen Musikbanden. Am Ufer angekommen, warf man ihr einen Königsmantel auf die Schultern, dann bestieg sie eine offene Sänfte, die mit weißem Atlas ausgeschlagen war, und zu beiden Seiten gingen der Kronfeldherr und der Großkanzler; hinter ihr folgten die ersten Damen des englischen Adels, die Gesandten von Frankreich und von Venedig, und drei hundert Edelleute zu Pferde, um sie in den Palast von Whitehall zu begleiten, wo sie der König erwartete.«

Ethelword sah sie mit starren, erstaunten Blicken an.

»Drei Jahre später«, sagte er eintönig vor sich hin, »drei Jahre später schritt sie in schwarzen Trauerkleidern, und nur von einem einzigen Priester begleitet, durch dieselbe Thüre, um sich in den Tower zu begeben, wo der Scharfrichter ihrer harrete.«

»Sie hatte ihr Los verdient, indem sie den König betrog«, fiel ihm Katharina hastig in das Wort; »denn auf dem Turnier zu Greenwich warf sie in Gegenwart des ganzes Hofes einem Ritter ihren Blumenstrauß zu.«

»Du bist ja gewaltig gelehrt in allen diesen Dingen«, sagte er lächelnd und küßte ihr die Hand; dabei berührte er aber mit den Lippen den Ring, den ihr der König an den Finger gesteckt hatte; er bebte, und nach einigem Zögern faßte er den Muth, diesen Ring als ein Opfer von ihr zu fordern, das sie auf den Altar seiner Ruhe niederlegen sollte.

Katharina machte Ausflüchte; sie sagte, ein Ring, der von einem König komme, sei eine merkwürdige Sache, die wohl verdiene,

aufbewahrt zu werden, und spottete seiner thörichten Eifersucht. Er gestand diese Eifersucht zu, nannte sich selbst einen Thoren, einen Narren, aber er warf sich doch zu ihren Füßen, und beschwor sie um die Herausgabe des ihm so verhaßten Ringes.

Um Zeit zu gewinnen, machte sie ihn auf einen Haufen Reiter aufmerksam, die auf dem Wege von London dahergesprengt kamen, und die Pappelallee einschlugen, die nach dem Schlosse führte. Ethelword beugte sich weit zum Fenster hinaus und rief erschrocken:

»Mein Gott! ich irre nicht . . . es ist der König . . . was mag er bei mir wollen? . . . «

»Der König!« rief Katharina, und stürzte auf das Fenster zu.

Der Herzog riß sie heftig zurück, beschwor sie im Namen ihrer gegenseitigen Liebe, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu begeben und sich vor allen Augen zu verbergen. Er drängte sie hastig durch die Thüre, und ließ schnell den Tapisserievorhang hinter ihr fallen, denn schon hörte man die Hüfthörner der Ankommenden in dem Schloßhofe erschallen. Ethelword ward einen Augenblick durch den Gedanken geängstet, daß der König seinen Betrug entdeckt hat . . . aber dann würde nicht er selbst, sondern der Lord Kanzler gekommen sein, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Ein Page meldete den König.

»Gott zum Gruße«, rief dieser dem Herzog zu, der ihm entgegen ging, und sich vor Erwartung bebend, vor dem Monarchen neigte.

»Ich muß Dich wohl in Deinem Schlosse Dierham aufsuchen«, fuhr der König fort »da Du nicht mehr in meinem Palast zu Whitehall erscheinst.«

»Es bedurfte nur eines Befehl von Ew. Gnaden, und sogleich würde ich mich . . . «

»Ja, aber ich hatte von dringenden und geheimen Dingen mit Dir zu sprechen, und dort haben die Wände so viele offene Ohren, daß ich es vorzog, sie Dir in Deinen vier Pfählen zu vertrauen.«

Ethelword rückte dem König einen Lehnstuhl zurecht, in welchem

dieser Platz nahm; er selbst blieb in ehrfurchtsvoller Stellung vor dem Monarchen stehen, ohne zu bemerken, daß Katharina die Thüre, die nach ihren Gemächern führte, wieder geöffnet hatte, und daß ihr schönes Gesicht von Zeit zu Zeit lauschend zwischen den Spalten des schweren Teppichvorhangs erschien.

Ethelword fand es schicklich, den König zu fragen, wie er den tiefen Kummer ertragen, von welchem er ihn vor wenig Tagen so schmerzlich ergriffen gesehen.

»Milord«, erwiderte Heinrich achselzuckend, »unser Stand als König ist der Art, daß Nichts unser ist, nicht ein Mal der Schmerz. Ja, ja, die Wunde ist da, offen und blutig; aber das trostlose England zeigt mir auch eine offene blutige Wunde, und ich muß eher an dies, als an mich denken.

»Wie das, Sire?« fragte der Herzog verwundert.

»Olivier Sainclair und Marwel sind an der Spitze von fünfzehntausend Mann auf das englische Gebiet gekommen; im Westen steht Alles in Flammen, und ich kann ihnen von dieser Seite nur Thomas Dacre und John Musgrave mit vier oder fünfhundert Rittern und Mannen entgegen stellen.

»Sire, Englands ganzer Adel wird aufstehen wie Ein Mann, und dem gemeinschaftlichen Feind entgegen ziehen.«

»Ja, Milord«, sagte der König, mit dem Kopfe nickend, »ich selbst werde den Adel anführen; aber; ein Krieg in Schottland, ein Ausrottungskrieg, wie ich ihn führen will, ist nicht das Werk weniger Tage, und während meiner Abwesenheit bleibt London den Ränken Karls V. und Pauls III. Preisgegeben. Meine Strenge gegen die Katholiken, die in der Zukunft ihre Früchte tragen wird, hat Unzufriedenheit und Haß unter der hohen Geistlichkeit erregt; ich kann daher London nur verlassen, indem ich meine königliche Macht in starke und sichere Hände niederlege.«

»Sire, Ihr habt den Herzog von Norfolk«, sagte Ethelword nach einigem Nachdenken.

»Der ist nur ein Krieger, weiter Nichts; er hat einen Arm, aber keinen Kopf.«

»Sir Thomas Cranmer.«

»Der im Grund des Herzens den katholischen Klerus begünstigt, und der die Reform nur angenommen hat, um sein Bisthum York und sein Erzbisthum Canterbury zu erhalten.«

»Der Graf von Sussex . . . «

»Ist ein junger Thor, der meine Archive mit Dekrete über den neuesten Schnitt der Kleider anfüllen würde. Nein, Milord, zum Viceregenten meines Reichs bedarf ich eines Mannes, der Kopf und Herz, der Muth und Klugheit besitzt; dieser Mann muß mich lieben, und mehr noch als mich muß er England lieben . . . Denke nach, Milord-! . . . Weißt Du nicht, wer der Mann ist, der alle diese Eigenschaften vereinigt?«

»Nein, Sire, ich schwöre Euch . . . «

»Du bist sehr bescheiden, oder sehr blind, Vetter!«

»Wäre es möglich! Ew. Gnaden hätten an mich gedacht . . . « rief Ethelword, von Todesschrecken erfaßt.

Er war in der That der Mann, wie ihn der König bedurfte; vom Volke geliebt, vom Adel geachtet, würde ihn das erste mit Freuden, der andere ohne Neid in diesem wichtigen Amte gesehen haben. Ja, der König ging noch weiter; im Glauben, daß der Herzog wirklich seine Wünsche bis zu der Prinzessin Margaretha erhoben habe, sagte er ihm die Hand seiner Schwester in den gnädigsten Ausdrücken zu, und da in Anbetracht der unrechtmäßigen Geburt der Prinzessinnen Marie und Elisabeth und der schwächlichen Gesundheit des Prinzen Eduard ihn das Gesetz ermächtigt hatte, sich aus eigener Autorität einen Nachfolger zu ernennen, so wolle er auf den Fall, daß er in einer Schlacht bliebe, durch ein Testament dem Herzog, der sein Schwager werden sollte, seine Nachfolge sichern.

Zu seinem unaussprechlichen Erstaunen schlug Ethelword alle ihm angebotene Gnadenbezeugungen aus.

Heinrich glaubte nicht recht gehört zu haben.

»Was soll das heißen, Milord?« rief er aufwallend aus; »mich dünkt, Ihr werdet verrückt.

»Sire«, entgegnete Ethelword würdevoll, »ich begreife, wie

thöricht und undankbar ich Euch scheinen muß . . . aber ich kann nicht, Sire! nein, ich schwöre Euch, daß ich nicht kann.«

»Milord, Ihr werdet Euch bedenken«, rief der König im drohenden Tone.

»Sire, ich hab Alle bedacht«, sagte der Herzog mit stolz erhobenem Haupte.

»Ihr schlagt die Regentschaft des Reichs aus?«

»Ich erkenne dankbar die Ehre, welche mir Ew. Gnaden erzeigen wollen, aber ich kann sie nicht annehmen.«

»Ihr schlagt die Hand der Prinzessin Margaretha aus?«

»Ich konnte das Anerbieten einer solchen Verbindung nicht erwarten . . . Auch lasse ich mir Gerechtigkeit widerfahren, indem ich mich ihrer unwürdig erkläre.«

»Bedenkt, daß nach dem Freunde der König, nach der Bitte der Befehl kommt«, sagte Heinrich mit zornglühendem Gesicht.

Ethelword beschwor ihn, Mitleid mit ihm zu haben; seine Bitte hatte ihn zum Undankbaren gemacht, sein Befehl mußte ihn zum Rebellen machen. Er ging auf den König zu, und wollte dessen Hand ergreifen, um sie zu küssen, aber dieser stieß ihn so heftig zurück, daß der Herzog in der ersten Aufwallung des beleidigten Ehrgefühls die Hand unwillkürlich an das Schwert legte.

»Nehmt Euch in Acht, Vetter«, rief ihm der König in bitterm Hohne zu. »Ihr habt in Gegenwart Eures Monarchen die Hand an das Schwert gelegt; das ist Hochverrath! . . . Ihr seyd Marquis von Derbi, Herzog von Dierham, Pair von England; Ihr besitzt dreihundert Dörfer, welche von zehntausend Vasallen bewohnt werden; Ihr seid reich und mächtig unter den Fürsten. Ich kann Euch Alles nehmen, und Euch so arm und nackt in die Welt hinaus stoßen, wie den ärmsten Bettler, der an den Thoren meines Palastes sitzt.«

»Das könnt Ihr, Sire!« antwortete Ethelword mit festen Blicken.

»Ich kann Euch vor die Pairskammer laden, worin Ihr noch Euern Sitz habt; kann Euch des Hochverraths anklagen, ja, des Hochverraths, Milord, denn Ihr habt in unserer königlichen Gegenwart die Hand an Euer Schwert gelegt.«

»Ich werde es nicht leugnen.«

»Und wenn Euer Todesurtheil ausgesprochen ist, kann ich Euch mit dem Finger das Blutgerüst zeigen, auf welchem Dudley, Empson und Cromwell gestorben sind.«

»Ich werde es besteigen.«

Das war zu viel für den König; diesen Trotz war er nicht gewohnt, und er beschloß, zu sehen, wer von ihnen beiden nachgeben würde. Er entfernte sich, und gebot dem ihn begleitenden Herzog zu bleiben. Aber noch war dieser im Besitze aller seiner Titel und Gerechtsame; der König befand sich in seinen Schloßes noch war er durch kein Urtheil der Pairskammer als Hochverräther erklärt, und als Untertan und Lehensmann des Königs war es sein Recht, diesen bis an das Thor zu begleiten, wo ihn sein Gefolg erwartete, und ihm den Steigbügel zu halten, damit er sein Pferd bequem besteigen konnte.

Heinrich ließ es geschehen, aber er gab ihm sein königliches Wort, daß es das letzte Mal wäre, daß er ihm diese Ehre vergönne, und sprengte dann in großer Hast nach London zurück.

Katharina hatte jetzt den König gesehen, der sie liebte, den Mann, der in ihr Grabgewölbe gestiegen war, den Verlobungsring an ihren Finger gesteckt hatte und eine Krone auf ihr Haupt gesetzt haben würde. Sie hatte ihn schön gefunden. Er erschien ihr groß und mächtig mitten in seiner Umgebung, und alle Grafen und Herzoge, die das Sternengefolge der Sonne Englands bildeten, kamen ihr klein und schwach neben ihm vor. Sie wagte es, auf den Fußzehen an das Fenster zu schleichen und hinab in den Hof zu sehen, wo Alle tief gebückt und mit entblößten Häuptionen standen, indessen der König stolz und mit bedecktem Kopfe an ihnen vorüber schritt. Als sie aber sah, wie Ethelword jetzt das Knie beugte, und dem König den Steigbügel hielt; da erröthete sie für ihn, der ein Mann, ein Adliger, der ihr Gemahl war. Sie sah dem König nach, wie er dahin brauste, von seinen Höflingen gefolgt, und es däuchte ihr, daß er um so größer sei, je mehr Menschen er unter den Staub seiner Füße träte, und um so größer sei auch Diejenige, welche seinen Thron mit ihm theile. Sie dachte an die Möglichkeit, Wittwe zu werden.

Nach einer Weile trat Ethelword bleich und in großer Bewegung bei ihr ein. Er setzte sich sogleich nieder, nahm Feder und Pergament und begann eifrig zu schreiben.

»Wo warst Du, während der König hier war?« fragte er nach einer Weile.

Sie gestand ihm, daß sie hinter dem Vorhang gelauscht habe.

»Du hast also Alles gehört?« fragte er, noch immer schreibend.

»Alles.«

»Du weißt, daß meine Güter in Beschlag genommen sind?«

»Ja.«

»Daß ich keinen Rang mehr habe — daß mein Leben bedroht ist?«

»Ja, aber der König wird sich erweichen lassen . . . «

Ethelword stand auf er sah sie lange und innig an.

»Du weißt, für wen ich Alles verliere.«

»Ich weiß es«, rief sie, indem sie sich in seine Arme warf.

Jetzt theilte er ihr mit, das er die andere Hälfte des Schlaftrunks geleert habe, denn die Umstände erheischten, daß er nun für die Welt und für die Menschen sterben mußte, um nur für Katharina wieder zu erstehen. Sie erschrak heftig; sie wollte noch Hilfe rufen, allein er gebot ihr Schweigen, denn es war keine Minute zu verlieren, da seine Augenblicke gezählt waren. Das Pergament, das er geschrieben hatte, enthielt die Erklärung, daß er, den Zorn des Königs fürchtend, und um der Schmach des Blutgerüstes zu entgehen, sich vergiftet habe. Sein Tod mußte wahrscheinlich sein für Alle, Niemand konnte daran zweifeln, denn es war ein augenscheinlicher Grund dazu vorhanden.

»Ethelword! Ethelword!« rief Katharina, »das heißt Gott versuchen.«

Er fühlte bereits die Wirkung des Schlaftrunks, und beeilte sich, seine letzten Verfügungen zu treffen. Er war der Letzte seines Stammes, ohne Familie und Verwandten; mit seinem Tode erlosch sein Name, und sein Vermögen fiel an den König . . . doch blieb ihm noch ein Schatz an Gold und Edelsteinen, der hinreichend war, sich

in einem fremden Lande ein anderes Herzogthum zu kaufen. So wie er aber im Grabgewölbe beigesetzt war, so stand zu erwarten, daß er auch der Vergessenheit anheim fiel; nur Katharina, so glaubte er, würde sich allein unter allen Menschen an Denjenigen erinnern, der in der Gruft eingeschlossen war, deren Thüre nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte, deren einer dem König, als seinem Erben, zu übergeben war, und deren anderen er in die Hände seines Weibes legte, auf das sie ihm zur rechten Zeit das schauerliche Gefängniß öffne, in welches er um ihrentwillen stieg.

Als er mit diesen Anordnungen fertig war, fiel er vor Katharinen auf die Kniee nieder.

»Jetzt, liebe Seele«, sagte er, »jetzt umringt meine letzten Augenblicke mit Liebkosungen und süßen Worten; laß mich Liebe in Deinen Augen lesen, so lange ich noch zu sehen vermag, so lange ich noch hören kann; sage mir mit Deiner melodischen Stimme, daß Du mich liebst; nicht wahr, Du wirst in meinem Schlummer bei mir sein, wirst meine Wiederkehr zum Leben belauschen, die Augen auf meine Augen gerichtet, Deine Hand auf mein Herz gelegt . . . «

Er fuhr zusammen, denn sein Blick war auf den Ring des Königs gefallen. Er verlangte den Ring.

Katharina, die in einen Lehnstuhl gesunken war, reichte ihm den Ring hin.

»Wie liebe ich Dich«, rief er freudetrunken über diese Opferwilligkeit; »wie glücklich macht mich Deine Liebe! O, sprich doch! sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mein bist . . . O, reiche mir Deine Lippen . . . Deine angebeteten Lippen . . . «

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, aber sie schloß ihn konvulsivisch in die Arme und küßte ihn.

Er versuchte es, aufzustehen; Katharina's heiser Athem entflamnte sein Blut, die Luft ging ihm aus . . . ihm war, als müsse er ersticken, und von plötzlichem Schwindel erfaßt, stürzte er zur Erde. Katharina ließ sich auf ein Knie nieder und stützte sein Haupt auf das andere. Schon sah und hörte er nichts mehr, doch suchte noch er ihre Hand, die er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte drückte; dann glitt sein Haupt von ihrem Knie herab zur Erde. Katharina

betrachtete einen Augenblick den vor ihr liegenden Körper; ihre Lippen zitterten heftig, als sie sich über ihn beugte, um ihm die Hand auf das Herz zu legen. Als sie sich überzeugt hatte, daß es zu schlagen aufgehört, zog sie ihm den Ring des Königs vom Finger und steckte ihn wieder an.

---

## 5.

Im Palast zu Whitehall lag Prinzessin Margaretha zu den Füßen ihres königlichen Bruders hingekauert, den Kopf auf dessen Knie gestützt und weinte heiße, schmerzliche Thränen, denn er allein wußte, daß sie den Tod des Mannes beweinte, an dem ihr Herz schon seit langer Zeit mit der Glut der ersten Liebe gehangen hatte.

Er suchte sie zu trösten, denn er fühlte jetzt, daß er fast eben so viel, als sie selbst, verloren hatte, da unter allen Höflingen, die dem Könige schmeichelten, Ethelword der einzige gewesen war, der den Menschen Heinrich geliebt hatte. Jetzt hatte er gerne Scepter und Krone samt seinem ganzen königlichen Schatz in die Themse geworfen, um keine der Drohungen ausgesprochen zu haben, die den Herzog bewogen hatten, sich den Tod zu geben.

Bald nachher kamen die Mitglieder des Oberhauses von der Leichenfeier zurück, und ließen sich bei dem König melden. Margaretha wischte ihre Thränen ab, aber sie entfernte sich nicht, denn sie wollte noch ein Mal von dem Manne sprechen hören, der bald genug von Allen, nur nicht von ihr vergessen seyn würde. Heinrich bestieg seinen Thron, als die Parlamentsglieder eintraten; der Graf von Sussex als der jüngste unter ihnen, war gewählt worden, um dem König nach der Vorschrift des Gesetzes, als dem Erben des erloschenen Hauses, den Schlüssel zu dem Gruftgewölbe zu überreichen, in welches der Herzog von Dierham beigesetzt worden war.

Der König ließ den Schlüssel, samt dem Kissen, worauf er lag, auf einen Tisch legen, dankte den Lords, und entließ sie sodann.

»Margaretha«, sagte er zu seiner Schwester sobald er wieder allein mit ihr war, die Männer, die sich hier entfernen, bilden die Vereinigung von Allem, was England Edles, Tapferes und Mächtiges besitzt. Wohlan! wähle unter ihnen, und ich schwöre Dir, welcher auch der Mann Deiner Wahl sei, daß er seinen Titeln jene des Marquis von Derby, Herzogs von Dierham beifügen soll, nebst der

Ehre, Schwager des Königs von England zu werden.«

Margaretha schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf. Das Herz, das Ethelword geliebt hatte, konnte Nichts mehr lieben als Gott . . . und von allen Gütern der Welt verlangte sie Nichts als den Schlüssel zu seinem Grabe, den sie denn auch mitnahm in ihr stilles Gemach, wo sie sich der ganzen Gewalt ihres Schmerzes überließ, bevor sie handelte.

Im Laufe desselben Tages erschien ein junges Mädchen im Palast zu Whitehall, das so dringend um Audienz bei dem König flehte, daß der dienstthuende Kämmerling ihrem Verlangen nachgab und sie Heinrich meldete. Da er aber an diesem Tage keine Audienz zu geben pflegte, so verwies er sie an den Oberkammerherrn; als er jedoch erfuhr, daß sie aus dem Flecken Richmond sei, in dessen Nähe Katharina Howard gewohnt hatte, so besann er sich eines Andern, und ließ sie vor sich erscheinen.

»Was verlangst Du von mir, mein Kind?« rief er der Eintretenden entgegen, die, in dichte Schleier gehüllt, langsam auf ihn zuschritt, ein Knie vor dem König beugte, und ihm schweigend einen Ring hinhielt.

Heinrich erkannte den Ring, den er im Grabgewölbe an Katharina's Finger gesteckt hatte. Er riß hastig den Schleier von dem Gesichte des Mädchens, das todtenbleich auf den Knien liegen blieb, und die Augen zu Boden senkte.

»Katharina Howard!« rief er mit einem fast wilden Aufschrei des Erstaunens. »Wie ist es möglich, mein Gott! . . . Ist es ein Schatten? ist es Wirklichkeit?«

Er nahm sie in seine Arme und hob sie hoch empor.

»Lebend! Lebend!« rief er aus. »O! ich sah Dich ja im Sarge in ein Leichentuch gehüllt . . . bleich und kalt, wie ein Marmorbild. Wie kommt es, daß Du dem Grabe entstiegen bist? O sprich! Sprich! Deine Stimme nur kann mich überzeugen, daß Du kein Gespenst bist.«

»Sire«, erwiderte sie mit bebender Stimme, »ich bin nicht das erste Mädchen, das man für todt hielt, während es nur ohnmächtig war, und in dem Sarge wieder erwachte.«

»Aber wenn das wahr ist, so sprich mit einer andern Stimme, mit einem andern Ton zu mir; laß in Deine Augen wieder Leben, auf Deine Wangen wieder Röthe erscheinen, sonst kann ich Dir nicht glauben. O! weißt Du denn, daß ich Dich liebte?«

»Man hat es mir gesagt?«

»Weißt Du, daß ich trostlos in Deine Gruft gestiegen bin? daß ich selbst diesen Ring an Deinen Finger steckte?«

»Auch das hat man mir erzählt, und ich bringe ihn Euch zurück, Sire.«

»War denn Dein Schlaf so tief, daß Du Dich auf Nichts besinnen kannst, was während seiner Dauer vorging?«

»Auf Nichts«, erwiderte sie eintönig.

»Aber die Vergangenheit?«

»Ich habe sie vergessen.«

»Ganz?«

»Ja«, betheuerte sie feierlich. »Ich will nur von dem Augenblick an leben, wo ich das Grab verließ, und meine Erinnerungen gehen nicht weiter zurück.«

»Aber, geliebte Katharina, wie bist Du aus dem Grabe gekommen?« fragte er mit zärtlicher Theilnahme.

Katharina warf einen schnellen Blick auf den Schlüssel, den ihre Hand krampfhaft umklammert hielt.

»Jede Gruft hat einen Schlüssel, der sie schließt und öffnet«, murmelte sie dumpf vor sich hin.

»Mein Gott!« rief der König, »wir entsetzt mich der Gedanke, daß Du in dem Grabe eingeschlossen bleiben konntest, lebend unter all' den Todten, ohne daß Jemand wußte, daß Du da warst.«

Das Mädchen schauderte zusammen, und ward noch blässer als zuvor.

»Stelle Dir nur vor«, fuhr Heinrich fort, »wir Dem zu Muthe sein muß, der plötzlich im Sarge aufwacht, sich allein sieht, vergebens Hilfe erwartet, die nicht erscheint; Minuten, Stunden vergehen . . . endlich kommt der Hunger . . . «

»Entsetzlich! Entsetzlich!« rief Katharina mit starren Augen, und

fuhr verzweifelnd mit den Händen in die Haare.

»Und wenn ich dann einst erfahren hätte, daß, während ich mich hier in meinem Palaste im Tageslicht berauschte, ein geliebtes Wesen, die Hälfte meines Herzens, solche Qualen erduldet, sich trostlos in der Nacht des Grabes gewälzt, und sich verzweifelnd das Haupt an dem Marmor der Grabmäler zu zerschellen gesucht, indem es Gott verfluchte . . . «

Ihrer innern Bewegung nicht mehr länger widerstehend, sank Katharina vor den Füßen des Königs ohnmächtig zusammen. In der Meinung, daß die Erinnerung ihrer ausgestandenen Leiden das zarte Mädchen allzuheftig ergriffen habe, trug sie Heinrich an das offene Fenster, und suchte sie mit den zärtlichsten Liebesworten in das Leben zurückzurufen. Endlich schlug sie die Augen auf, aber ihr Blick blieb starr, ihr Körper bewegungslos.

»Endlich!« rief der König, und ein tiefer Seufzer erleichterte seine Brust. »Siehst Du, hörst Du mich, mein süßes Leben?« fuhr er fort, sie in einen Sessel niederlassend.

»Ja«, erwiderte sie.

»Aber wie ist es mit Deinem Gedächtniß?«

»Ich befinde mich im Palast zu Whitehall; dort ist der Thron, Ihr seid der König, und an meiner Hand fehlt ein Ring.«

Der König überreichte ihr denselben, und beschwor sie, ihn zu behalten, um ihn nie mehr abzulegen.

»Also erneuert Ihr der lebenden Katharina die Versprechungen, die Ihr der todten gemacht habt?« fragte sie mit dem schnellen Aufblitz stolzer Freude. Und als der König ihre Frage bejaht hatte, heftete sie die Augen wieder fest auf den Schlüssel und fuhr fort: »O, wiederholt Alles noch ein Mal, denn ich habe Eure Gelöbnisse nicht gehört, und es thut mir noth, sie zu hören. Sprecht, Sire! sagt mir die Zauberworte, welche die Erinnerung einschläfern, den Geist entzücken, das Herz berauschen . . . sprecht . . . sprecht . . . «

»Wohlan denn!« sagte er mit einem wohlgefälligen Lächeln, »Alles, was ein schönes junges Weib in seinen süßesten Träumen träumen kann, sollst Du haben; überall, wohin meine Macht reicht, sollst Du gebieten. Bist Du nun zufrieden, schöne Katharina?«

»O, sprecht! Sprecht!« flehte sie mit hochwallendem Busen und glühenden Blicken.

»Du wirst Palast und Thron mit mir theilen«, gelobte ihr der König; »Du sollst den Rausch der Größe und der Macht erschöpfen; Bälle, Feste und Turniere, auf welchen Du zweifach Königin sein wirst, werden sich täglich erneuen, um Dir seinen Augenblick Langeweile zu lassen. Nicht wahr, süßes Herz, Du wirst glücklich sein?«

»Glaubt Ihr?« stöhnte sie aus tiefer Brust heraus.

»Was vermöchte denn Dein Glück zu stören, Auserwählte des Himmels, die Du schön, jung und geliebt bist . . . «

Und mit seinem königlichen Worte gelobte er ihr, daß der Erzbischof von Canterbury sie den folgenden Tag mit ihm vermählen sollte.

Am nächsten Morgen wollte Heinrich ihre Schultern mit dem Königsmantel, ihr Haupt mit der goldenen Krone schmücken, und sie Angesichts seines Hofes, Englands, Europa's, der ganzen Welt, als seine Gemahlin proklamieren. Jetzt schwand das letzte Bedenken aus der Seele des ehrgeizigen Weibes; rasch erhob sie sich aus dem Sessel, in welchen sie der König niedergelassen hatte, eilte auf das Fenster zu, und warf den Schlüssel zu der Gruft, worin Ethelword schmachtete, in das vorüberfließende Wasser. Mit diesem Wurfe hatte sie sich zur Königin von England gemacht, und die Braut war bereit, dem König zum Altare zu folgen.

Heinrich bat sie, seiner Rückkehr zu harren, und verließ den Thronsaal, um augenblicklich die nothwendigen Anstalten zu seiner so unerwarteten Vermählung zu treffen. Katharina war indessen in einem so sonderbaren Gemüthszustande, daß sie nicht wußte, ob sie wache oder träume. Sie fragte sich selbst, wer es wagen dürfe, ihr jetzt von Tugend oder Verbrechen zu sprechen; sie ward gleichsam von einem glühenden Fieber verzehrt, und ging, wohin der Wirbelwind sie trieb, gleich dem Staub der Erde, oder den Wolken des Himmels, von einem unsichtbaren Hauch gejagt. Die Vergangenheit war ihr jetzt das Nichts, die Gegenwart Etwas, und die Zukunft Alles. Sie fühlte sich selbst an, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. »Ha!« rief sie, »wenn nur Das, was mir begegnet,

Wirklichkeit ist, was kümmert mich dann das Übrige? Hier ist ja der Palast, hier der Thron«, fuhr sie fort, indem sie die Stufen erstieg und sich in den königlichen Stuhl setzte. »Gott!« rief sie unwillkürlich laut aus, »wenn ich morgen in meinem einsamen Häuschen zu Richmond, oder gar in der Todtengruft zu Dierham erwachte . . . O, wenn ich wirklich bin, was ich zu sein glaube, so komme doch Jemand, der mir sage, daß Alles wahr ist, der meine Macht erkenne, sich vor mir in, den Staub beuge und mich als Königin begrüße.«

Und siehe, bleich und entkräftet erschien Ethelword unter der Thüre, die zu Flemmings Laboratorium führte, schritt langsam bis an die erste Stufe des Thrones, beugte ein Knie zur Erde und sprach mit dumpfer Stimme:

»Ich grüße Dich, Katharina Howard, Königin von England.«

Mit einem entsetzlichen Schrei fiel die Schuldige in den Sessel zurück, und der Herzog fuhr kalt fort:

»Kaum seit einem Augenblick bist Du Königin und wie Du siehst, sind Deine kaum ausgesprochenen Wünsche auch alsobald erfüllt.«

»Ethelword«, stöhnte sie mit gerungenen Händen.

»Du erkennst mich also!« sagte er mit bitterm Spotte. »Das Grab ist eine ungetreue Wohnung, nicht wahr? . . . Du hast es tiefer und sicherer gewöhnt?«

Katharina flehte zu Gott um Barmherzigkeit; sie ersuchte den Himmel, sie diesem höllischen Traume nicht länger zur Beute zu lassen, aber sie mußte sich überzeugen, daß die vor ihr stehende Erscheinung kein Schatten, kein Geist war. Ethelword lebte, wollte auch ferner für die Treulose leben, für alle Übrigen aber todt sein. Für sie blieb er ihr Gemahl, der übrigen Welt sollte sie Wittwe sein. Er hatte ihr an der Pforte des Grabes endlose Rache geschworen, denn sie hatte vergessen, daß es zwei Weiber gab, eine, die ihn liebte, und deren Liebe er — nicht erwiderte, das war die Prinzessin Margarethe, und eine, die er liebte, die ihm aber diese Liebe nicht vergalt; beide hatten die Rollen ausgetauscht, denn als er im Sarge die Augen aufschlug, fand er die Prinzessin statt seiner Gemahlin an seiner Seite. In diesem feierlichen Augenblick, wo ihm Dankbarkeit das Herz öffnete, weihte er sie in alle seine Lebensschicksale ein;

sie gelobte ihm Verschwiegenheit, brachte ihn heimlich in den Palast von Whitehall, wo er sich in dem Laboratorium des Alchymisten verbarg, auf dessen Beistand er ebenfalls rechnen konnte, und so war es ihm gelungen, im ersten Augenblick von Katharina's Erhebung bis zu ihr zu dringen, und durch seinen Anblick ihr eingeschlummertes Gewissen aufzuschrecken.

»Gnade, Gnade, Ethelword!« flehte das schöne ' Weib händeringend, indem sie auf ihn zueilte. Sie forderte ihn auf, mit ihr zu entfliehen, wie es früher seine Absicht gewesen; er sollte sie in seinen Mantel hüllen, auf seinen Armen davon tragen, und sich mit ihr in irgend einem einsamen Winkel der Welt verbergen.

»Nicht doch, Milady«, sagte er, sie zurückstoßend, »nicht doch! Jedes Schicksal muß hienieden erfüllt werden . . . das meinige wie das Eurige.«

»Ethelword!« jammerte sie unter strömenden Thränen.

»Es war der Vasallin nicht genug, Marquise von Derby, Herzogin von Dierham, Pairesse von England zu werden . . . Ihr wolltet Königin sein. Wohlan! Ihr werdet es sein! Ihr habt die Liebe Heinrichs VIII. nicht gefürchtet . . . Wohlan! diese Liebe wird Euch verzehren.«

»O, so habt doch Mitleid mit mir! . . . «

»Ihr habt eine Krone gewollt? Ihr werdet sie auf Euer Haupt setzen, aber Eure Haare werden unter ihr erbleichen! . . . Ihr habt einen Scepter verlangt? er wird in Euern Händen vertrocknen. Ihr habt nach einem Throne gestrebt? Ihr werdet ihn besteigen, aber er wird Euch auf das Blutgerüst führen.«

Katharina fühlte ängstlich mit beiden Händen an ihren Hals, aber ohne sich im mindesten an ihrer sichtbaren Qual zu stoßen, fuhr er kalt und unbarmherzig fort, sie zu foltern.

»Um goldene Träume zu haben, bedürft Ihr also eines Bettes, worin schon vier Königinnen geschlafen haben? Wagt es, die Augen darin zu schließen, Katharina, und in acht Tagen werdet Ihr mir sagen, was Euch diese Königinnen in die Ohren geflüstert haben, zur Stunde, in welcher die Todten ihre Gräber verlassen. Ich werde kommen, um Euch zu fragen.«

»So werde ich Euch denn wieder sehen?« rief sie mit brechenden Knien.

»Zweifelst Du daran, Katharina?« fragte er ruhig. »Sind wir nicht vor dem Altare verbunden und trennt nicht der Tod allein, was der Priester gesegnet hat? . . . Ja, Du wirst mich wieder sehen, denn die geheimsten Schlupfwinkel des Palastes sind mir bekannt . . . Königin von England geworden, bleibt Katharina Howard nach wie vor Marquise von Derby . . . Meine Rechte sind älter, als die des Königs, und Welch treuer Untertan ich auch bin, so kann ich doch nicht einwilligen, ihm mehr als die Hälfte derselben abzutreten.«

»Aber was wollt Ihr dann beginnen?« fragte sie mit steigender Seelenangst.

»Ihr seid auf einem krummen und langsamen Wege zum Throne gestiegen, Katharina! eilt Euch, das Glück, ihn erreicht zu haben, zu genießen, denn Ihr werdet auf raschem, schlüpfrigem Wege herab kommen.«

»Ihr könnt mich doch nicht verderben, ohne Euch mit in den Abgrund zu ziehen.«

»Ich habe es Euch gesagt, Katharina, mein Schicksal wird das Eure sein, im Leben wie im Tode . . . Wir haben dasselbe Bett getheilt, wir werden dasselbe Blutgerüste besteigen, und in demselben Grabe schlafen.«

Nahende Schritte vergönnten ihm kaum noch, schnell genug hinter einen vorspringenden Pfeiler zu treten, als die Thüre ausgerissen ward und der König, in Begleitung vieler Pagen und Hofherren, herein trat.

»Milords, hier stelle ich Euch die Königin vor! begrüßt sie!« sagte er, indem er aus Katharina zeigte, die sich so gut als möglich gefaßt hatte.

Die Höflinge brachten ihr ihre Huldigung dar, dann führte sie der König zu seiner Schwester, und ließ den Erzbischof wegen der Trauung benachrichtigen.

---

## 6.

Eine Woche später trat der König unvermuthet in das Gemach, in welchem seine Gemahlin schlummernd auf seinem Ruhebetten lag, und zum zweiten Male seit acht Tagen verriethen ihre Träume irgend eine geheime Furcht, oder Gewissensbisse. Heinrichs scharfem Verstande entging es nicht, daß irgendeine mächtige Ursache vorhanden sein mußte, daß der Geist auf diese Art wachte, indessen alle Sinne schliefen; daher lauschte er mit angehaltenem Athem, als sie in abgebrochenen Sätzen folgende Rede ausstieß:

»Der König liebt mich . . . Ha! . . . Nein, nein, Du nicht . . . Einschlafen nicht mehr aufwachen . . . Dieser Schlüssel, rief sie plötzlich die Hand ausstreckend und öffnend, als ob sie etwas fallen ließe: »dieses Wasser . . . Ha!«

Ihre sonst so schönen und anmuthigen Züge waren in diesem Augenblick gräulich entstellt und verzerrt. Sich des alten Volksglaubens entsinnend, der da sagt, daß, wenn man mit Träumenden spräche, sie hörten und antworteten, nannte der König den Namen seiner Gemahlin mit lauter Stimme.

»Wer ruft?« fragte sie mit geschlossenen Augen, »wer ist in diese Gruft herabgestiegen? . . . Dieser Ring . . . ich will Königin sein . . . «

»Das bist Du ja, mein süßes Leben. Was kannst Du noch weiter wünschen?« sagte der König beschwichtigend.

»Eine 'Krone, eine Krone . . . weiße Haare . . . « fuhr Katharina in ihrem wildem Traume fort: — »Ja, ein Block . . . der Todesblock Anna Boleyn's . . . Auf die Kniee nieder . . . O, Gnade . . . «

Sie fuhr in Todesangst aus dem Schläfe empor, fühlte mit beiden Händen an ihren Hals, und als sie, die wildrollenden Blicke umherwerfend, den König an ihrem Lager erblickte, fiel sie wie wahnsinnig vor ihm nieder, wimmerte um Gnade, und flehte ihn an, ihr das Leben zu schenken.

»Du bist verrückt, Katharina!« sagte der König lachend. »Stehe auf, und bevor Du mich um Gnade bittest; sage mir erst, was sich Dir

verzeihen soll.«

Zu sich selber kommend warf sie jetzt die Blicke um sich, und rief erröthend:

»Es war ein Traum . . . O, ein abscheulicher Traum! . . . Und Ihr seid hier gewesen, Sire? glaubt nichts von Dem, was man im Traume spricht; Ihr wißt, Heinrich, Träume sind Kinder des Schlafs und der Nacht, die Brüder des Wahnsinns . . . man sagt zu weilen sonderbare Dinge im Traume.«

»Beruhige Dich«, Katharina, "Du hast Nichts gesagt«, versicherte sie der König, in dessen Seele Mißtrauen erwachte, »Nichts, als einige Worte ohne Zusammenhang.«

»Was hätte ich auch sagen können?«« sagte sie, sichtbar erleichtert durch die Versicherung des Königs. »Seht, gnädiger Herr, einem armen Kinde, das, wie ich, in der Einsamkeit erzogen worden ist, muß es sonderbar vorkommen, sich plötzlich in einen Palast, mitten in die Herrlichkeit des Hofes, versetzt zu sehen, und einer Welt von Höflingen zu gebieten.« Beide Arme um den Hals ihres Gemahls werfend, fuhr sie mit Innigkeit fort: »Bin ich doch von einem König geliebt, und von welchem König! von Heinrich von Lancaster, dem Löwen von England, der von mir gezähmt worden ist.«

»Deine Arme, mein holdes Weib«, sagte der König, indem er sie fest an seine Brust drückte, »sind mir seine so sanfte Kette, daß ich niemals versuchen werde, sie zu brechen. Dennoch muß ich mich ihr für einige Augenblicke entziehen, denn man erwartet mich im Staatsrath.«

»Noch einen Augenblick«, flehte sie schmeichelnd. »Ich habe eine Nebenbuhlerin, über die ich fürchterlich eifersüchtig bin, Heinrich, denn sie beschäftigt Eure Gedanken mehr als ich selbst; sie stiehlt mir Stunden, die mir angehören sollten . . . diese Nebenbuhlerin ist England.«

»Kind!«

»Ich liebe Euch so sehr, Heinrich, daß ich Euch keine Minute zu vergessen vermag.

Doch bin ich Königin, so wie Ihr König seid.

Ich sollte mich auch um England, um die Interessen meiner Krone, um meine Untertanen kümmern, Nehmt mich mit in den Staatsrath.

»Thörin!« schalt der König, indem er die gefährliche Zauberin mit liebevollen Lächeln ansah.

»Bin ich nicht Königin«, sagte sie ein wenig verletzt, »und habe ich in dieser Eigenschaft nicht das Recht des Vorsitzes? . . . Sprecht aufrichtig, traut ihr mir nicht eben so viel Verstand zu, als dem Herzog von Sussex.

»Doch«, versetzte er laut auflachend, »ihr beide zusammen werdet etwa halb so viel Verstand besitzen, als mein Narr für sich allein hat. Auf Wiedersehen, Katharina; sobald ich einen freien Augenblick habe, werde ich mich aus dem Staatsrathe fortstehlen, »um Dich zu fragen, ob Du an mich denkst.«

»O, thut das«, mein königlicher Herr«, erwiderte sie in dem Tone inständiger Bitte. Aber kaum war Heinrich fort, als sie Kopf und Arme sinken ließ, und sich erschöpft auf das Ruhebett warf. Sie fühlte, daß ihre Stirne sich schnell furchen würde, unter dem Bestreben, eine heitere Maske zu tragen, indessen ihr Herz mit Betrübniß erfüllt war. Sie hatte geglaubt, Heinrich lieben zu können, weil er König war, aber sie fürchtete ihn nur. Da sie es nicht vermochte, die Augen in seinem königlichen Bette zu schließen, so hatte sie Ruhe auf dem Sofa gesucht, und nun war er da gewesen, hatte ihre Träume belauscht, wo er Alles hören, Alles entdecken konnte. Sie hätte möglicherweise den Namen aussprechen können, der sie verderben konnte; den Namen, den alle Dämonen der Hölle beständig in ihre Ohren rannten, den sie früh oder spät selbst aussprechen mußte, wenn Ethelword fortfuhr, sie zu verfolgen, unsichtbar für Alle, ausgenommen für sie, die ihn an der ersten Bewegung, an dem ersten Blick erkannte. Vor vier Tagen auf der Jagd hatte sein ihr wohlbekanntes Pferd das ihrige fast gestreift, und hätte es im Vorüberrennen nicht gewiehert, so würde sie Roß und Reiter für eine geisterhafte Erscheinung gehalten haben. Vorgestern auf der Themse war seine Gondel bis an die ihrige herangekommen. Gestern hatte sein Gewand, das ihrige in einem der Palastcorridors

berührt; gleich einem Geiste, war er überall, und fand wie ein solcher überall Eingang; sie fragte sich, ob er etwa den bezauberten Besoardstein gefunden, der seinen Besitzer unsichtbar macht. Plötzlich fiel ihr ein, daß er gedroht hatte, nach acht Tagen zu kommen, um Rechenschaft von ihren Träumen zu fordern. Diese acht Tage waren um; sie wagte es nicht, den Kopf herum zu drehen, aus Furcht, ihn hinter sich stehend zu finden mit seinem finstern drohenden Gesicht . . . Sie streckte die Hand nach einer Schelle aus, um ihre Edeldamen herbei zu rufen, als Ethelword, der schon seit einigen Minuten geräuschlos durch eine Thüre eingetreten war, welche die Gemächer der Königin mit jenen der Prinzessin Margaretha verband, ihr mit kräftigem Druck den Arm hielt.

»Großer Gott, wo seid Ihr hereingekommen?« rief sie, indem sie noch mit schneller Geistesgegenwart einen halb ausgestoßenen Schrei unterdrückte, der ihre Damen leicht aus dem Nebenzimmer hätte herbeiziehen können.

Er deutete schweigend auf die Thüre, die zu ihres Bettes Häupten war.

»So seid Ihr denn ein Zaudern«, sagte Katharina, ihm einen Schlüssel zeigend, »daß sich diese Thüre vor Euch öffnet, indem ich selbst den Schlüssel abgezogen hatte.«

»Du vergißt stets, daß es Thüren gibt, die mit zwei Schlüsseln verschlossen und geöffnet werden.«

Sie eilte schnell an die Thüre des Vorzimmers und verschloß sie mit einem starken Querholz, um sich von dieser Seite vor jeder Überraschung zu sichern.

»Arme Katharina!« sagte er hierauf, indem er sich mit gekreuzten Armen vor sie hinstellte, »so bist Du denn jetzt in dem Palast zu Whitehall in derselben Lage, in welcher ich im Schlosse zu Dierham war, und wendest nun eben so viele Sorgfalt an, mich vor Aller Augen zu verbergen, als ich anwandte, um Dich den Blicken des Königs zu entziehen.«

»Wenn Dich der König hier sähe, so wären wir verloren . . . beide verloren«, stammelte sie in drängender Hast.

»Das sagte ich Dir dort auch.«

»Aber was willst Du nun von mir? Sprich!«

»Dich wiedersehen will ich; hören will ich, ob Du glücklich bist in Deiner neuen Würde, und Dich fragen, was Du während des Tages thust, und während der Nacht träumst.«

»Ach! sie würde dieses Glück kaum dem Mörder ihrer Mutter gewünscht haben. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie des Tages bei dem geringsten Geräusche zitterte, welches das Rohr des Teiches, die Bäume im Park, die Wände im Palaste verursachten und ihre nächtlichen Träume hatte er ihr nur zu wahr prophezeit, daß sie versucht war, ihn für den bösen Geist zu halten, der ihr dieselben zuschickte. Sie gestand ihm, daß er gerächt, daß sie unglücklich sei, und bat ihn endlich, Mitleid mit ihr zu haben.

»Mitleid mit Euch!« rief er mit einem höhnischen Gelächter aus. »Das wäre ein sonderbares Gefühl, das eine Königin einflöste. Mitleid mit Euch! Habt Ihr denn nicht, was Ihr so sehr gewünscht habt? Dienstefrige Pagen, einen zahlreichen Hofstaat, köstliche Gewänder, prachtvolle Gemächer?«

»Ach!« seufzte Katharina, »hätte ich meine gute Amme noch ein Mal; mein einfaches weißes Gewand, mein Stübchen zu Richmond, und Dich, mein Ethelword, der mich so sehr liebte . . . «

»Ja, damals«, erwiderte dieser, indem er sich halb auf einen Tisch setzte, »damals war ich betrübt, und Du voll heiterer Lust. Da fragtest Du mich: Was ist Dir, mein Ethelword? Deine Stirne ist 'kraus. Dann nahmst Du die Zither und sagtest: Ich will Dir eine Ballade singen.«

Bei diesen Worten ergriff er die Zither der Königin und begann ein Vorspiel, in welchem diese mit Schrecken die Melodie vom König Edgar und der schönen Elfriede erkannte, und um ihr keinen Foltergrad zu ersparen, begann er, trotz ihrem Flehen, daß er schweigen möge, den letzten Vers zu singen; dann warf er die Zither unwillig zur Erde und sagte:

»Es ist das Echo aus einer andern Epoche Deines Lebens. Zudem, der König hat Deine Antwort gehört, die Vasallin trägt eine Krone.«

»Zu ihrem Unglücke«, flüsterte Katharina dumpf.

Ethelword war indessen aufgestanden, hatte einen Schemel herbeigezogen, und sich zu den Füßen der Königin niedergesetzt, nachdem er sein Baret auf das Ruhebett geworfen.

»Als ich von Dir wissen wollte«, hob er darauf an, »welche Folge die Liebe des Königs zu der schönen Elfriede gehabt, gabst Du vor, es nicht zu wissen. Soll ich Dir jetzt das Ende erzählen?«

»Wozu das?« sagte sie mit einer abwehrenden Bewegung.

»Ei«, fuhr er mit grausamem Hohne fort, »das Abenteuer hat vielleicht Aehnlichkeit genug mit unserm eigenen, um Dir einiges Interesse einzuflößen. — Die schöne Elfriede sagte also ja, und ward Königin. Aber sie hatte vergessen, ihrem königlichen Gemahl ihre Liebe zu dem Büchsenspanner Richard zu gestehen. In jener Zeit bestand aber ein sonderbar Gesetz, dem ähnlich, welches Heinrich VIII. in England erlassen hat, und das jedes Mädchen zum Tode verurtheilte, welches nach einem solchen Verhältniß den König heirathen würde, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen. Freilich war dieses Geheimniß außer ihr nur Richard bekannt, der ihr Mitschuldiger war . . . «

Katharina war todtenbleich auf ihr Ruhebett zurückgesunken; endlich stammelte sie jedoch die Frage hervor, ob das Gesetz den Mitschuldigen nicht zu derselben Todesstrafe verdamme, wie die Verbrecherin.

»Freilich«, versetzte der Herzog mit der größten Kaltblütigkeit; aber was ist der Tod für einen eifersüchtigen Menschen, besonders wenn ihn der Tod an einem Weibe rächt, das ihn alle Folterqualen der Hölle erleiden ließ . . . Also da Richard Büchsenspanner des Königs war, so wohnte er im Palaste, konnte in den Gemächern aus- und eingehen, und sogar durch eine Thüre, deren Schlüssel er sich verschafft hatte, bis zu der Königin dringen. Richard fürchtete den Tod nicht, denn er war eifersüchtig, und wollte sich rächen. Vier Tage nach ihrer Vermählung erblickte ihn die Königin auf der Jagd; den folgenden Tag fand sie ihn auf der Themse, und einen Tag später streifte er in einem der Gänge ihre Gewänder. Sie hatte ihn diese drei Male erkannt, denn sie war erblaßt, und als sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, dachte sie ohne Zweifel auf Mittel,

sich seiner auf immer zu entledigen.«

Die Königin betheuerte, daß sie eines Mordes unfähig wäre, der Herzog aber schnitt ihr das Wort durch einen strengen Blick ab, und fuhr fort:

»Wäre er in einer Gruft eingeschlossen gewesen, zu welcher sie allein den Schlüssel gehabt, so hätte sie ihn vielleicht verhungern lassen, mit Dolch oder Schwert würde sie ihn freilich nicht getroffen haben . . . Zudem trug er auf alle Fälle einen Panzer unter dem Hemde, wie ich, seht her . . . denn Richard fürchtete den Tod nicht, aber er fürchtete, daß ihm seine Rache entgehen könnte. Einst nun drang er bis in ihr Schlafzimmer. Der König war ausgegangen; sie war allein. Er setzte sich zu ihren Füßen nieder, wie ich hier zu den Euren sitze; nahm ihre Hände, mit welchen sie ihr Gesicht bedecken wollte, zwang sie, ihm in's Antlitz zu sehen, und sagte: Katharina! . . . nicht doch, Elfriede wollte ich sagen, war je ein Weib mehr geliebt, als ich Dich liebte, sprich?«

»O, niemals«, stammelte die Königin.

»That je ein Mann mehr für ein Weib, als ich für Dich getan?«

»Nie, nie!«

»Und ward je ein Mann grausamer belohnt, als ich es ward?« rief er, wild aufspringend.

Die Königin fand keine Worte, nur ein leiser, fast unhörbarer Jammer glitt über ihre heftig zitternden Lippen, und Ethelword stellte ihr nun voll Verzweiflung ihre ganze Treulosigkeit vor die Seele; er sagte ihr, wie er ihr dennoch Alles vergeben haben würde, ihr Vergessen, ihren Undank, selbst seinen Tod . . . aber daß sie in die Arme eines Andern übergegangen war, das konnte er ihr nicht verzeihen, das mußte ihren beiderseitigen Tod nach sich ziehen.

Indem verkündigte das Schmettern der Trompeten, daß der König aus dem Staatssrath zurückgekehrt war. Katharina sprang voll Entsetzen auf; sie beschwor den Herzog, zu fliehen, aber dieser blieb unbeweglich wie eine Bildsäule, und weigerte sich mit laut, erhobener Stimme ihrem Willen Genüge zu leisten. Schon vernahm man die Schritte des Königs, schon rüttelte er an der verschlossenen Thüre, und forderte seine Gemahlin auf, zu öffnen, denn er hatte nur

allzuwohl eine Männerstimme in ihrem Gemache gehört. Katharina war vor dem Herzog auf die Kniee gesunken und flehte ihn an, sie lieber gleich zu tödten; dieser aber stieß sie so heftig von sich, daß sie auf die Erde fiel, und erst als die Thüre bereits unter den Streichen des Königs wankte, zog er sich in die Gemächer der Prinzessin Margaretha zurück, indem er der Königin noch ein spöttisches: »Auf Wiedersehen, Katharina zurief.

Der verdoppelten Schlägen mit einem Streitkolben war die Thüre endlich gewichen. Der König stürmte in Begleitung seines Gefolges herein, schritt gerade auf die Königin zu, und verlangte zu wissen, wer bei ihr eingeschlossen gewesen. Sie betheuerte, allein gewesen zu sein; aber sein mißtrauisch umherstierendes Auge hatte bald Ethelwords absichtlich zurückgelassenes Barett entdeckt, und mit wuthbebender Stimme verlangte er zu wissen, wer dessen Eigenthümer sei. Als aber Katharina noch immer schwieg, rannte er grimmig auf die Thüre zu, die in Gemächer seiner Schwester führte, denn nur aus diesem Wege konnte der kecke Waghals entkommen sein. Die Thüre war verschlossen, und als endlich auf vielfaches Drängen die Königin den Schlüssel herbeigeschafft, den sie selbst besaß, so fand es sich, das eine Dolchspitze in dem Schlosse zerbrochen worden war. Der Flüchtling hatte seine Maßregeln gut getroffen, um nicht verfolgt zu werden . . . aber die Königin war in den Händen ihres erbitterten Gemahls zurückgeblieben, dessen Wuth in dem Grabe stieg, als sie sich weigerte, den Namen ihres Mitschuldigen zu nennen. Bitten und Flehen waren vergebens. Anna Boleyn hatte auch den Namen ihres heimlich Geliebten nicht nennen wollen, aber Heinrich hatte Mittel gefunden, ihr Schweigen zu brechen; und der Schmerz der Folterqualen preßte Norris Namen über ihre ehebrecherischen Lippen.

So unentschuldig Katharina's bisheriges Benehmen auch gewesen war, so hörte sie doch in diesem Augenblick auf die Stimme ihres innern Richters, die ihr zuflüsterte, daß sie Ethelword um keinen Preis verrathen dürfe. Sie ergab sich daher in ihr Schicksal, und sich unter die Hand der strafenden Nemesis beugend, sagte sie zu ihrem Gemale:

»Ich bin irr Eurer Gewalt; Sire, macht mit mir, was Ihr wollt.«

Diese Rede empörte den König, der ihr Inneres nicht durchschauen konnte. Da sie kein Wort zu ihrer Verteidigung, zu ihrer Rechtfertigung sprach, so hielt er ihr Benehmen für starrköpfigen Trotz. Er liebte Katharina wirklich, und hätte gerne seine eigenen Augen und Ohren Lügen gestraft, hätte sich gerne überredet, daß das Übermaß seiner Liebe ihn zum Unsinn verleitet hätte . . . aber sie schwieg, und so gab er denn mit dem schmerzlichsten Gefühl, das er jemals empfunden hatte, den Befehl, die Königin gefangen zu nehmen und vor die Lords des Oberhauses zu führen.

---

## 7.

Heinrich VIII. erschien persönlich als Kläger vor dem Parlamente, klagte seine Gemahlin der Treulosigkeit und des Ehebruchs an, und verlangte, daß ein Todesurtheil über die Verbrecherin ausgesprochen werden sollte.

Als sich hierauf der Präsident mit der Frage an die Lords wandte, ob sich die Kammer für hinlänglich erleuchtet erachte,« ertönte ein vielfaches Ja; nur der Graf von Sussex sprach ein lautes, kraftvolles Nein aus.

»Wir das, Milord!« rief der König auffahrend.

»Wir sind hinlänglich erleuchtet, was die Ergebenheit, nicht aber das Gewissen betrifft«, erwiderte der Graf würdevoll. »Das-Parlament ist ein unabhängiger, gerechter Gerichtshof, welcher nur Gott, allein Rechenschaft von seinem Urtheilen abzulegen hat. Seit zwei Stunden, welche diese Sitzung dauert, habt Ihr angeklagt, Sire, aber wo sind die Beweise Euerer Beschuldigungen.

»Gut, Milord, wir werden diese Beweise weise liefern«, sagte der König gereizt: Judas geben wir unser Wort . . . «

»Wir haben das Recht«, fuhr Sussex fort, »diese Beweise von Ew. Gnaden zu fordern, bevor wir das Urtheil aussprechen, welches den Kopf vom Rumpf, die Seele vorn Körper, die Königin von dem König scheidet.«

»Der Ehebruch hat sie bereits von mir geschieden, Milord, und zwar besser, als es das Beil des Henkers vermag.«

»Ich sage also, meine Lords«, wandte sich der Graf mit hohem Ernste an die Parlamentsglieder, »ich sage also, daß, bevor wir mit ihrem Kopf in den Händen Diejenige zu Gott schicken, die er mit einer Krone auf dem Haupte zu uns gesendet hat, es an uns ist, die gegen sie erhobene Anklage in der Wage der Gerechtigkeit gewissenhaft abzuwägen, und nur dann ein Urtheil auszusprechen, wann das Gewicht ihres Vorgehens wirklich schwer genug ist, um daß ihm nur die göttliche Barmherzigkeit als Gegengewicht dienen

kann.«

»Das heißt, Milord«, rief der König wüthend, indem er den Fuß auf den vor ihm stehenden Tisch setzte, »der heißt, daß Du vertheidigst, wo ich anklage; daß Du zweifelst, wo ich behaupte, und leugnest, wo ich schwöre. Milord, Milord! Du vergißt, daß Gott mir eins der größten Reiche in die Hand gab, und daß, je nachdem ich die Hand öffne oder schließe, ich vierzehn Millionen Menschen Luft schöpfen lasse oder sie ersticke.«

»Sire, Ew. Gnaden irrt sich, Gott gab Euch die Königswürde, doch nicht das Königreich, den Körper, und nicht die Seele.«

»Darum, Milord von Sussex, wenn dieser uns unterwürfige Körper eine rebellische Seele umschließt, »so rufen wir den Henker, auf daß er uns helfe, die Seele aus dem Körper zu treiben.«

»Und wenn der Henker zögert, so wissen wir einen König, der einen Dolch in seinem Gürtel trägt, welcher den Dienst des Henkerbeils trefflich zu verrichten versteht.«

Der König machte eine Bewegung, als wolle er auf den Grafen von Sussex zuspringen; die Pairs umringten diesen, und suchten ihn zu begütigen; aber mit edler Glut aus den Wangen, rief der muthige Mann:

»Zurück, meine Lords, auf daß der König wohl sehe, daß ich allein bin, und auf mich zukommen kann, wenn ihm solches beliebt.«

»Sire«, sprach der Erzbischof von Canterbury, »die Überzeugung dringt durch Worte, nicht aber durch den Dolch in die Herzen. Ew. Gnaden sprach von Beweisen . . . «

»Ihr habt Recht, Milord von Canterbury«, fiel ihm Heinrich in die Rede. »Doch, da kommt ja eben die Angeklagte, und liefert mir selbst zwei Beweise, die Ihr nicht verwerfen werdet, nämlich ihre Blässe und ihre Verwirrung.«

In der That erschien so eben die Königin, in Begleitung der Herzoginnen von Oxford und von Rockeby. Sie setzte sich, und flehte sodann die Lords an, Mitleid mit ihr zu haben; der Erzbischof von Canterbury forderte indessen den König auf, seine Anklage in Gegenwart der Angeschuldigten zu wiederholen, denn sie hatte das Recht, sie anzuhören und darauf zu antworten.

Der König erzählte hierauf, wie er, aus dem Staatsrathe kommend, das Weib, das er zur Königin gemacht, mit einem Manne eingeschlossen gefunden, dessen Stimme er deutlich gehört habe; wie er hierauf die Thüre eingetreten, das Baret des Entflohenen in dem Zimmer der Königin gefunden. Auf diese Indizien hin klagte er sie der Treulosigkeit und des Ehebruchs an, und beschwor seine Aussage auf seine Ehre und die Religion, auf seine Krone und das Evangeliums zugleich die Lords auffordernd, daß Derjenige, der noch den kleinsten Zweifel habe, seinen König Lügen strafen solle.

»Was habt Ihr darauf zu erwidern, Milady?« fragte der Präsident.

»Milords, was soll ich hierauf sagen?« erwiderte Katharina mit leise bebender Stimme. »Wer vermag das mächtige Wort eines Königs zu beantworten? Man ringt nicht mit dem Gewitterstrahl, man schließt die Augen und erwartet den Schlag. Ich fühle nicht die Kraft in mir, eine so schreckliche Anklage zurückzustoßen. Urtheilt daher mehr noch nach Eurer Milde, als nach Eurer Gerechtigkeit: was Ihr thun werdet, soll wohlgethan sein, und schon im voraus danke oder verzeihe ich Euch.«

Der Präsident forderte die Parlamentsglieder auf, den vorliegenden Fall jetzt mit ihm zu berathen, und schon wollten sie sich zurückziehen, als der Graf von Sussex sich von seinem Sitze erhob.

»Einen Augenblick, Milords«, hob er an. »Da mein Gewissen mir verbietet, Theil an einer Berathung zu nehmen, deren Ausgang ich voraus sehe; da dieser Ausgang ein Todesurtheil, und dieses Urtheil ein Gewissensbiß oder eine Schmach für die Richter sein wird, die es ausgesprochen, so lege ich auf den Platz, den meine Vorfahren seit vier Jahrhunderten ein genommen haben, den Pairsmantel nieder, den sie auf mich vererbten; von diesem Augenblick scheidet sich aus dem Oberhaus, und trete als Zuhörer Eurer Verhandlungen unter das Volk zurück, das die Urtheile vernichtet und die Richter richtet.

Bei diesen Worten zog er seinen Mantel aus, legte ihn auf seinen Sitz nieder, und stieg hinter das Geländer, hinter welchem das Volk seine Plätze eingenommen hatte. Der König nahm die Abdankung

des Grafen ohne Weiteres, vielleicht sogar mit geheimem Wohlgefallen, an, und entfernte sich dann, um die freie Berathung des Parlaments nicht durch seine Gegenwart zu stören. Auch die Königin ward abgeführt.

»Milords«, sagte sie, bevor sie ging, »bedenkt, daß Ihr ein Urtheil über Leben und Tod gegen eine Königin aussprecht; bedenkt, daß ihr weder Rath noch Beistand zugestanden ward; bedenkt endlich, daß ein König anklagt, daß ein armes Weib sich vertheidigt, und daß, während Ihr über ihr Schicksal berathet, sie nichts thun kann, nichts, als Gott bitten, daß er das Herz ihrer Richter rühren möge.«

Indessen sich die Richter an das äußerste Ende des Saales zurückzogen, wurden manche Stimmen unter dem Volke laut. »Ist das nicht eine schöne Zahl, fünf Königinnen für einen König?« rief Meister Williams, der dicke Fleischer. »S'ist freilich wahr, die zwei letzten haben nicht lange regiert.

»Glaubt Ihr, daß sie verurtheilt wird, Meister Williams?« fragte eine Obsthöckerin mitleidig.

»Darauf wollte ich meinen Kopf verwetten«, betheuerte der Schlächter. »Anna Boleyn hatte nicht so viel getan, und ihr Prozeß ist mein Seel bald abgemacht gewesen.«

»Ich habe die Königin Anna hinrichten sehen«, rief der Goldschmied Jackson, wichtig thuend.

»Ist es wahr, daß sie Nichts bekannt hat, Meister Jackson?« fragte die Obsthändlerin.

»S'ist wahr«, erwiderte dieser. »Ich stand nicht weit vom Blutgerüste, und habe Alles gehört, was sie sagte, ohne eine einzige Silbe zu verlieren.«

»Was sagte sie denn?« fragte die Frau neugierig.

»Volk von London«, sagte sie, »ich sterbe nach dem Gesetze, nachdem ich nach dem Gesetze verurtheilt worden bin. Ich will Niemand verdammen, nichts zu meiner Rechtfertigung sagen . . . sondern ich bitte Gott, den König zu retten, und die Tage seiner Herrschaft über euch zu vermehren.«

»Arme!« rief die Obsthändlerin mitleidig. »Und dann?«

»Dann«, fuhr der Erzähler fort, »dann legte sie ihr Haupt auf den Block und sprach: Ich empfehle meine Seele Jesum Christum, dem Herrn. Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so war es auch um sie geschehen.«

»Auf einen Schlag?« fragte der Fleischer.

»Im Handumdrehen«, erwiderte der Goldschmied. »Der König hatte aber auch einen geschickten Mann ausgesucht, denn er hatte den Scharfrichter von Calais eigens dazu verschrieben.«

»Den wird man wohl wieder holen lassen«, meinte die Obstverkäuferin.

»O«, sagte Iackson, »der unsrige hat seitdem Übung genug gehabt, um sich Fertigkeit zu erwerben.«

Die Gerichtsdienere geboten jetzt Stille, denn der Hof war im Begriff, sein Urtheil auszusprechen. Die Angeklagte ward von ihren Frauen wieder hereingeführt, war aber so blaß, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, um das Urtheil anzuhören, welches sie, als des Ehebruchs für schuldig erklärt, samt ihrem unbekanntem Mitschuldigen verurtheilte, nach Verlauf von drei Tagen, am Eingange des Towers von London, durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Katharina brach halb ohnmächtig zusammen; der König aber, der das Urtheil, unter der Thüre stehend, mit angehört hatte, kam nun näher, und drückte dem Parlament seinen Dank aus. In dem Augenblick jedoch, in welchem der Präsident die Sitzung als aufgehoben erklären wollte, schwang sich der Graf von Sussex wieder über das Geländer, streckte die Hand aus, und rief:

»Noch nicht, wenn es dem König und dem Lord Präsidenten beliebt.«

»Was habt Ihr gegen das Urtheil einzuwenden?« herrschte ihn Heinrich hochfahrend an.

»Nichts, Sire«, erwiderte Sussex, »denn es ist so ausgefallen, wie ich es von dem Parlamente erwartet habe.«

»Da Ihr nicht mehr zu der Versammlung gehört, welche das Urtheil ausgesprochen hat, so theilt Ihr ja auch ihre Verantwortlichkeit

nicht«, sagte der König mit schlecht verhehltem Zorne.

War aber auch Sussex kein Mitglied des Oberhauses mehr, so war er doch noch immer Graf von Sussex. Er hatte seinen Pairsmantel, aber nicht sein Ritterschwert abgelegt, und so nahte er sich denn langsam der Königin, die sich unter dem Beistande ihrer Frauen wieder in etwas erholt hatte, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, und beschwor sie, nach dem ihr zustehenden Rechte von dem Urtheil der Menschen an ein Gottesgericht zu appellieren . . . die alten Gesetze Englands mußten ihr diese Forderung gewähren. Mit feurigen Worten bot er sich zu ihrem Kämpfer an, und gelobte, sich nicht eher von den Knieen zu erheben, bis sie ihm erlaube, ihre Unschuld nicht nur mit dem Worte, sondern auch mit dem Schwerte zu behaupten.

Das Volk jauchzte stürmischen Beifall und verlangte laut nach einem Gottesurtheil. Die Edeldamen drängten die Königin, das Anerbieten des Grafen anzunehmen. Sie reichte ihm die Hand.

»Was schlägt Ihr mir vor, Milord?« sagte sie endlich, indem eine warme Dankesthräne in ihrem schönen Auge glänzte. »Wenn nun der Kampf einen unglücklichen Ausgang für mich hat? . . . «

»Mein Leben gehört meiner Herrscherin, meine Seele Gott«, entgegnete Sussex, mit der Hand auf dem Herzen; »wenn ich sterbe, so hat Jeder zurückgenommen, was ihm gehört.«

Und so erhob sich denn die Königin und appellierte von dem Urtheil der Menschen an ein Gottesurtheil. Sie verlangte einen Kampf in geschlossenen Schranken, als Beweis ihrer Unschuld; und erklärte, daß sie den Grafen von Sussex zu ihrem Kämpfer erwähle.

Nachdem ihr der Graf gedankt, erhob er sich, und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme:

»Ich, Karl William Heinrich, Graf von Sussex, erkläre allen Gegenwärtigen und Kommenden, daß ich mich stelle, um mit Lanze, Schwert und Dolch gegen Jedermänniglich, welche der Teufel das Gegentheil zu sagen treibt, zu behaupten, daß die Königin Katharina ungerechterweise durch das Parlament von England verurtheilt worden ist, und daß sie rein und unschuldig ist an dem ihr angedichteten Verbrechen des Ehebruchs.«

»Das habt Ihr gelogen, Milord von Sussex«, tönte plötzlich eine Stimme aus dem Volke.

»Derjenige, der das sagt, hebe diesen Handschuh auf«, sprach Sussex, indem er seinen Handschuh zu Boden warf.

Augenblicklich machte sich ein völlig geharnischter Ritter mit herabgelassenem Visier Platz durch das Volk, ging langsam auf den Grafen zu und hob den Handschuh auf.

Katharina hatte auf den ersten Blick Ethelword in ihm erkannt.

»Ich, Milord«, hob der Ritter an, »ich beantworte die Herausforderung des Grafen von Sussex damit, daß ich bei der Ehre meines Blutes und meines Namens schwöre, daß das durch das Parlament ausgesprochene Urtheil ein gerechtes ist. Ich bestätige, das die Königin Katharina einem Andern angehörte, bevor sie sich dem König zu eigen gab, daß sie sich ihm vermählte, ohne dieses Geständniß abgelegt zu haben, und daß sie seit ihrer Vermählung ihren ehemaligen Geliebten in ihrem Schlafzimmer empfing. In Folge dessen, was ich behaupte, hebe ich den Handschuh des Lords von Sussex auf, nehme seine Herausforderung an, und bitte Seine Gnaden, den Tag des Kampfes zu bestimmen.«

Einen Augenblick herrschte ein allgemeines Schweigen in der Versammlung, dann nahm der König das Wort, und bestimmte schon den folgenden Morgen zum Gottesgerichtskampf; im Laufe des Tages sollte unter Trompetenschall der Ort, den er zum Kampfplatz, sowie die Waffen, die er wählen würde, verkündet werden. Die Nacht sollte den Kämpfern bleiben, um ihre Christenpflichten zu erfüllen, da aller Wahrscheinlichkeit nach, bevor vierundzwanzig Stunden vergingen, einer von beiden vor Gottes Thron erscheinen würde. Hierauf ward die Sitzung aufgehoben, die Königin in den Tower zurückgeführt; doch ward ihr vergönnt, nach Belieben mit ihrem Kämpfer zu verkehren.

---

## 8.

Doch das Gottesgericht war nachtheilig für Katharina ausgefallen: der Graf von Sussex war im Kampfe für sie geblieben, denn alle Dämonen des Hasses und der Rache hatten den Arm seines Gegners geleitet. Die Königin kniete trostlos auf ihrem Betschemel in dem ihr angewiesenen Kerker gemache des Towers, dessen auf die Stadt gehende Fenster mit schwarzen Vorhängen verhangen waren. Sie schlug den Blick hilfeflehend zu dem Kruzifix auf, das ihrem Betstuhl gegenüber hing, aber der Gekreuzigte hatte keinen Trost für sie. Ihre Hinrichtung war auf die sechste Abendstunde bestimmt, und schon schlug es fünf Uhr. Nur noch eine Stunde hatte sie zu leben, dann war Alles vorüber, und die nächste Morgensonne ging über ihrem Grabe auf. Sie war noch jung, und schon stand sie an der Schwelle der Ewigkeit. Der Tod, an den sie fast noch nie gedacht hatte, war ihr entsetzlich; wie sehnte sie sich jetzt nach ihrer Amme, nach ihrem kleinen Häuschen in Richmond, nach den schönen Träumen ihrer Jugend zurück. O, wenn ihr der König vergeben hätte, wie würde sie seine Hände geküßt, seine Kniee umfaßt haben. Wenn sie nur zu ihm gelangen könnte, so würde er sich vielleicht durch ihre Thränen rühren lassen . . . Aber die Zeit verging, die Stunden flohen . . . ihre Adern pulsierten mit solcher Heftigkeit, daß sie ihr den Kopf zu zersprengen drohten. Sie war auf ihrer knieenden nach und nach in eine sitzende Stellung gerathen, stützte die Ellenbogen auf ihren Schoß und drückte ihre Schläfe fest mit beiden Händen. Aber während sie die Augen fest auf die Thüre geheftet hielt, öffnete sich diese, und ein großer Mann trat herein, der ein Knie zur Erde beugte, sobald er die Schwelle überschritten hatte. Katharina erhob sich bei seinem Anblicks ihre Hände streckten sich unwillkürlich nach dem Kruzifix aus, ohne daß sich ihre Blicke von dem Manne abwendeten.

»Ihr wißt, wer ich bin?« hob dieser endlich demüthig an.

Sie ahnte es wohl, aber sie vermochte das Wort nicht

auszusprechen, denn es war in der That der Scharfrichter, der gekommen war, sie dem Gebrauche gemäß um Verzeihung zu bitten.

»O, Spott!« rief sie bitter aus, »der Henker bittet sein Schlachtopfer um Verzeihung, daß er es trifft, und trifft es dennoch.«

Aber plötzlich fiel ihr Blick auf einen reichen Brillantring, der an ihrem Finger funkelte; der Gedanke durchblitzte sie, daß er ihr zum leuchtenden Rettungssterne werden könnte.«

»Sagt doch, guter Mann«, hob sie endlich an, »findet Ihr nicht, daß Euer Stand ein entsetzliches Handwerk ist?«

»Wohl ist es das«, erwiderte er mit einem tiefen Seufzer.

»Warum habt Ihr es denn erwählt?«

»Weil mein Großvater es meinem Vater und dieser wiederum es mir vererbt hat. Es gab eine Zeit, wo ich mein halbes Leben darum gegeben hätte, einen andern Stand erwählen zu können.«

»Und seitdem?« forschte Katharina in ängstlicher Erwartung.

»Seitdem habe ich mich daran gewöhnt.«

»Ihr seid der einzige Scharfrichter in London?«

»Der einzige.«

»Wenn Ihr nun die Stadt verließet, wer würde alsdann Eure Stelle vertreten?« — »Niemand.«

Katharina berechnete schnell in Gedanken, daß sie drei bis vier Tage Zeit gewinnen würde, wenn man genöthigt wäre, den Scharfrichter von Calais herbei zu holen. Indessen konnte sie vielleicht den König sprechen, konnte wenigstens an ihn schreiben, konnte begnadigt werden. Sie verließ also ihren Betschemel, trat ganz nahe an den Henker heran, und machte ihm den Vorschlag, augenblicklich aus London zu fliehen.

Der Mann sah sie mit einem sonderbaren Kopfschütteln an, und sagte:

»Wer wird indessen mein Weib und meine Kinder ernähren?«

»Ich will euch zusammen reich machen«, sagte die Königin. »Wie viel zahlt Euch der Lord Kanzler jährlich?«

»Zwanzig Pfund.«

»Seht diesen Ring an, er ist tausend Pfund werth, eine Summe, wozu Ihr fünfzig Jahre bedürft, um sie zu verdienen; dieser Ring ist Euer, wenn Ihr augenblicklich fliehen wollt.«

Der Scharfrichter sagte kein Wort, aber es war sichtlich, daß er mit sich kämpfte; die Königin verlangte nicht, daß er sie retten, sondern nur, daß er fliehen sollte man sollte ihn nicht finden, wenn er zu dem blutigen Werke gesucht würde; er konnte mit Weib und Kindern nach Schottland oder Irland ziehen, wo Niemand wußte, welches Handwerk er bis jetzt ausgeübt; nicht mehr von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, konnte er dort unter den Leuten leben, ohne dereinst die Schmach, die er von seinem Vater ererbt hatte, wieder auf seinen, Sohn zu vererben. Das lockte ihn wohl; auf der andern Seite konnte er sich aber auch die ihm drohende Gefahr im Fall des Mißlingens nicht verhehlen, und er sagte daher:

»Dieser Ring gehört mir, ohne daß ich so große Gefahr zu laufen brauche, um ihn zu besitzen. Der Nachlaß der Verurtheilten ist mein Erbe.«

»Wohl; aber ich kann ihn einer meiner Frauen schenken.«

»Ihr werdet sie nicht wieder sehen.«

»So kann ich ihn von dem Blutgerüste unter das Volk werfen, und rufen, daß ich ihn Dem vermache, der ihn aufheben wird.«

Der Scharfrichter fühlte die ganze Stärke der Versuchung; da ihm die Königin den Werth des Ringes so unvorsichtig vertraut hatte, so überkam ihn einen Augenblick der Gedanke, sich seiner gewaltsam zu bemächtigen; aber Katharina, die seine Absicht ahnen mochte, führte bei der ersten Bewegung, die er machte, den Ring zu Munde, entschlossen, ihn lieber zu verschlucken, als sich des einzigen möglichen Rettungsmittels zu entäußern.

Endlich ließ sich der Scharfrichter von der Königin auf das Kruzifix zu schwören, daß der Ring wirklich tausend Pfund werth sei, und erklärte sich sodann bereit, zu thun, wie sie begehre. Er mußte ihr dagegen auf das Haupt seines jüngsten Kindes zu schwören, daß er den eingegangenen Vertrag auch redlich halten wolle, dann trieb sie ihn zur Eil, und sank, Gott dankend, auf die Kniee, so wie er das Gemach verlassen hatte.

Bald darauf trat der Erzbischof von Canterbury bei ihr ein. Da sie noch immer auf den Knien lag, so freute er sich, sie in so heiliger Stimmung zu finden, denn er war dem davon eilenden Scharfrichter unter dem Thore des Towers begegnet, der nach seiner Meinung bald wiederkehren mußte, da die Königin nur noch eine halbe Stunde zu leben hatte. Katharina lächelte, denn er Erzbischof konnte ja nicht wissen, welchen Vertrag sie eben abgeschlossen hatte. Befremdet, daß in einem solchen Moment noch ein Lächeln auf ihren Lippen schweben könne, machte ihr der fromme Mann eine Bemerkung darüber; doch ohne auf ihn zu hören, sagte sie in drängender Hast:

»Meint Ihr nicht, ehrwürdiger Herr, wenn ich Heinrich sprechen könnte, daß meine Thränen und Bitten ihn erweichen würden?«

»Gott hält das Herz der Könige in seiner Rechten, Milady«, erwiderte der Erzbischof, »und da Gott ganz Barmherzigkeit ist, so zweifle ich nicht, daß er in diesem Falle unserem erhabenen Gebieter einen Gedanken der Milde senden werde.«

Katharina hob die gefalteten Hände flehend zu dem Erzbischof auf, und beschwor ihn, ihr Gelegenheit zu schaffen, mit dem König zu sprechen.

»Ich, Milady?« rief dieser erstaunt. »Das ist unmöglich. Vergeßt Ihr, daß in wenig Minuten . . . «

»Und wenn mir statt einiger Minuten noch einige Tage blieben?«

»Die Hinrichtung ist auf sechs Uhr festgesetzt.«

»Und wenn die Hinrichtung um sechs Uhr nicht stattfinden könnte?«

»Wer wird sie hindern, wenn das Schlachtopfer dem Henker nicht fehlt?«

»Der Henker, der dem Schlachtopfer fehlen könnte.«

Der Erzbischof, der sie nicht verstand, sah sie mit großen Augen an, und unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses theilte sie ihm jetzt mit, was sie getan hatte, um Zeit zu gewinnen, und ersuchte ihn, dem König einen Brief zu überbringen, den sie schreiben wolle.

Jetzt schlug die verhängnisvolle sechste Stunde; schon hörte man

das Toben des Volkes, das nach dem blutigen Schauspiele verlangte; aber sonderbar: der Scharfrichter war nirgends zu finden; er hatte der Königin Wort gehalten. Doch es dauerte nicht lange, so ließ der Lord Kanzler in den Straßen von, London bekanntmachen, daß, da der Scharfrichter verschwunden sei, der König aber die Hinrichtung nicht verschoben wissen wolle, so werde Demjenigen, der das Amt des Henkers versehen wolle, eine Belohnung von zwanzig Pfund Sterling zugesichert, und solle ihm überdies erlaubt sein, sein Gesicht bei der Hinrichtung mit einer Larve zu bedecken. Überdies wurde noch erklärt; daß Derjenige, der diese That ausführen wolle, das Werk eines guten, getreuen Bürgers verrichte.

Auch die Königin hatte in ihrem Kerker diese Bekanntmachung gehört, aber die Möglichkeit lag ferne von ihr, daß sich wirklich Jemand finden könnte, um dieses blutige Amt zu verrichten; und so begann sie dann mit hoffnungsvollem Herzen ein Bittgesuch an den König zu entwerfen, als plötzlich ein verlarvter Mann in das Gemach eintrat, und sie fragte, ob sie bereit wäre.

Mit einem dumpfen Schrei sprang Katharina von ihrem Sitze auf, und flüchtete sich auf die andere Seite des Erzbischofs, denn sie hatte in dem Verlarvten mit Schauern ihren unerbittlichen Todfeind erkannt, und wußte jetzt, daß sie verloren war.

Der Erzbischof rieth ihr, die Macht ihrer Bitten an diesem Manne zu versuchen; allein wohl wissend, wie vergeblich dieser Versuch sein würde, verwarf sie diesen Rath.

»Wenn dem also ist, meine Tochter«, sagte der ehrwürdige Thomas Cranmer, »so legt das Bekenntniß Eurer Sünden in meinen Busen nieder, auf daß ich wenigstens Eure Seele rette, da Euer Körper nicht zu retten ist. Ich bin bereit, Euch anzuhören.«

Aber der Todesfurcht zur Beute, war Katharina unfähig, das verlangte reumüthige Bekenntniß abzulegen . . . sie hatte das Gedächtniß gleichsam verloren.

»So will ich denn für sie beichten, ehrwürdiger Herr«, rief Ethelword, »denn in mein Gedächtniß ist Alles tief eingepägt.«

Der Erzbischof warf einen zweifelnden Blick auf ihn; aber Katharina rief mit gerungenen Händen: »Laßt ihn gewähren,

frommer Vater, denn er kennt meine Vergehen eben so gut wie Gott.«

Und so beichtete denn der Herzog, ohne jedoch sich als Betheiligter zu erkennen zu geben, Alles, von dem Tage an, wo er das arme verwais'te Mädchen unter dem Volke herausgefunden hatte; er erzählte die Liebe eines edeln Mannes zu ihr, dem es angeboren war, der Schwager eines Königs, der Viceregent eines großen Reichs zu werden, der aber Alles ausgeschlagen hatte, um sich mit ihr zu vermählen. Die Folge dieses Ausschlagens war, daß er Rang und Vermögen, Würden und Titel verlor; es war ihm Nichts geblieben als das Leben, das ihr der Wahnsinnige anvertraute; er verschloß sich in ein Grab, und überlieferte ihr den Schlüssel dazu. Aber dieser Schlüssel, den er dem Engel des Lebens zu übergeben geglaubt hatte, ward beim Anblick einer Krone und eines Scepters von dem gewissenlosen Weibe in einen Abgrund geschleudert, und der Mann, der ihr Alles aufgeopfert hatte, sollte nach ihrem Willen in der Gruft den langsamen Tod der Verzweiflung sterben . . . Sie hatte sich zur Wittwe gemacht, um Königin zu werden, und sie ward es. — »Ihr habt sie auf dem Throne gesehen«, richtete der Herzog das Wort an den Erzbischof: »Ihr habt gehört, wie sie einen Andern mit dem Gattennamen nannte, ihm aber nicht gestand, daß sie ihn betrogen hatte. Aber der betrogene König rächte sich. Er zog sie vor die Pairskammer, in welcher auch Ihr Euern Sitz hattet, hochwürdiger Herr. Ihr habt Theil genommen an dem Urtheil, und diese Theilnahme kann, nun zu keinem Gewissensvorwurf für Euch werden, da Ihr jetzt wißt, wie schuldvoll dieses Weib ist. Sie wußte, daß sie dieses Urtheil verdient hatte; doch statt sich reumüthig auf die Brust zu schlagen, die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, und ihr Haupt unter das Schwert der Gerechtigkeit zu beugen, nahm sie die unsinnige Aufopferung des Grafen von Sussex an; sie erwürgte den guten, edeln, redlichen Sussex, denn nicht sein Gegner, sondern sie tödtete ihn, da sie ihn als Kämpfer für eine Sache auftreten ließ, von welcher sie wie Gott wußte, daß sie ungerecht war.«

Und bei jedem einzelnen Anklagepunkt hatte er sich an Katharina gewandt und sie gefragt, ob das von ihm Gesagte auch wahr sei,

und mit tief gesenktem Haupte hatte sie jedes Mal die Richtigkeit eingestehen müssen, und war endlich ganz vernichtet auf die Kniee gesunken.

»Und jetzt, ehrwürdiger Herr«, fuhr Ethelword fort, »jetzt, da Ihr alle ihre Verbrechen eben so gut kennt, wie sie und ich, jetzt sprecht sie los, mein Vater, und eilt Euch, denn die Schuldige liegt auf den Knieen, das Volk wartet, und der Scharfrichter ist bereit.«

Bei diesen Worten schritt er durch das Fenster, welches durch eine hölzerne Brücke mit dem Blutgerüste verbunden worden. Das Volk begrüßte ihn mit einem freudigen Zurufe; der Erzbischof absolvierte indessen Katharina und segnete sie zum Tode ein. Dann wurden ihre Frauen noch ein Mal vor sie gelassen, von welchen sie einen kurzen, rührenden Abschied nahm; aber sie konnte ihnen kein Andenken zurücklassen, denn arm; wie sie den Thron bestiegen hatte, so arm stieg sie auch wieder von demselben herab. Auf den Arm des Erzbischofs gestützt, trat sie sodann den bitteren Todesweg an, und schritt, da es indessen dunkel geworden war, durch zwei Reihen Soldaten, welche brennende Fackeln hielten. Auf dem Blutgerüste angelangt, ward ihr das Todesurtheil noch ein Mal vorgelesen; der Erzbischof verband ihr darauf selbst die Augen, sank auf die Kniee, um ein lautes Gebet für sie zu sprechen, und mit einem einzigen kraftvollen Hiebe war das schöne Haupt vom Körper getrennt.

Jetzt, da der Herzog das Ziel seiner Rache erreicht hatte, riß er die Larve von seinem Angesicht und übergab sich selbst den Gerichten als Mitschuldiger der Gerichteten.

– E n d e –

# Die Trauung auf dem Blutgerüst.

---

Der Erzähler.  
Ein  
Unterhaltungsblatt für Jedermann.  
Nro. 5. - 8. 18./21./25./28 Januar 1843.

**E**ines Tages, im Jahre 1501, schlug man an den Straßenecken von Neapel folgende Bekanntmachung an:

»Derjenige, welcher den calabresischen Banditen Rocco del Pizzo todt oder lebendig den Händen der Justiz überliefert, soll eine Belohnung von viertausend Dukaten erhalten.

»Isabelle von Aragonien, Regentin.«

Drei Tage darauf erschien ein Mann bei dem — Polizeiminister und erklärte, er kenne ein unfehlbares Mittel, sich des Mannes zu bemächtigen, welchen man suche, verlange aber statt des gebotenen Geldes eine Gnade, die ihm nur die Regentin bewilligen könne, weshalb er auch mit der Regentin allein über die Sache zu verhandeln wünsche.

Der Minister antwortete, er möge die Regentin einer solchen Kleinigkeit nicht belästigen und übrigens habe man viertausend Dukaten versprochen sonst nichts. Wenn er diese viertausend Dukaten haben wolle, so brauche er nur Rocco del Pizzo auszuliefern und sie würden ihm sofort gezahlt werden.

Der Unbekannte schüttelte verächtlich den Kopf und entfernte sich.

Denselben Abend wurde zwischen Resina und Terra del Greco ein so kühner Raub begangen, daß man einstimmig glaubte, nur Rocco del Pizzo könne die That vollbracht haben.

Am nächsten Tage fragte Isabella den Polizeiminister um Erklärung über dieses neue Ereigniß. Der Minister konnte keine geben, der Thäter war wie immer verschwunden und befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach bereits an irgend einem andern-Orte des Reiches. Da erinnerte sich der Minister des Mannes, der am Tage vorher bei ihm gewesen war und sich erboten hatte, Rocco del Pizzo auszuliefern; er berichtete der Regentin seine Besprechung mit diesem Manne, setzte aber hinzu, er habe geglaubt, ihn zurückweisen zu müssen, da der Unbekannte die Bedingung gestellt, mit der Regentin selbst zu verhandeln, von welcher er statt des Geldes eine besondere Gnade auszubitten, habe.

»Sie haben Unrecht gethan«, sprach die Regentin, »lassen Sie sogleich jenen Mann aufsuchen und bringen Sie ihn zu mir, sobald er gefunden — ist.«

Der Minister verneigte sich und versprach alle seine dienstbaren Geister auszusenden.

Er gab seinen Untergebenen auch wirklich sogleich eine Beschreibung des Unbekannten, gebot ihnen denselben ausfindig zu machen, trug ihnen aber zugleich, auf den Mann mit aller möglichen Rücksicht zu behandeln.

Der Tag verging unter fruchtlosen Nachforschungen.

In der Nacht wurde wiederum ein Raub bei Aversa begangen, der von noch kühneren Umständen begleitet war als der letzte, so daß Niemand zweifelte, Rocco del Pizzo habe sich aus irgend einem Grunde der Hauptstadt genähert. Der Polizeiminister fing an, aufrichtig zu bedauern, daß er den Unbekannten abgewiesen habe, und dieses Bedauern steigerte sich noch als ihn die Regentin den Tag über zwei Mal fragen ließ, ob man in Bezug auf den Fremden, welcher den Rocco del Pizzo einzuliefern versprochen, etwas ermittelt habe.

Der Tag verging, ohne daß man etwas von den Unbekannter erfuhr.

Die Nacht brachte dagegen eine neue Katastrophe. Mit Tagesanbruch fand man auf der Straße von Amalfi einen Ermordeten. Derselbe war vollkommen unbekleidet und mitten in dem Herzen stak ein Dolch.

Auch diese neue Schandthat schrieb das Publikum dem Rocco del Pizzo zu.

In dem Ermordeten erkannte man einen jungen Herrn, der unter dem Namen »Bastard Raimund« bekannt war und zu der mächtigen Familie Carracciolo gehörte, jenen ewigen Günstlingen der Königinnen von Neapel. Auch bei der Regentin Isabelle bekleidete ein Mitglied den gewissermaßen in der Familie erblichen Posten.

Diesmal gerieth der Minister in Verzweiflung, zumal er bald nach dem Eingange der Nachricht von der Regentin in den Palast beschieden wurde.

Er begab sich sofort dahin. Die Regentin erwartete ihn mit finsterner Stirn. Neben ihr befand sich Antonio Carracciolo, der Bruder des Ermordeten, der ohne Zweifel gekommen war, um Gerechtigkeit zu verlangen.

Isabelle fragte in zornigem Tone den armen Minister, ob er über den Unbekannten etwas Neues erfahren habe. Leider mußte dies der Minister verneinen. Die Regentin bewilligte ihm den laufenden Tag zu weitem Nachforschungen, erklärte aber, wenn am nächsten Tage nicht entweder der Unbekannte wiedergefunden oder Rocco del Pizzo ergriffen sei, habe er sein Amt niederzulegen. Der Graf Antonio Carracciolo hatte erklärt, nur Rocco del Pizzo könnte ein solches Verbrechen begangen haben.

Der Minister kehrte also traurig und betrübt nach Hause zurück, als er an der andern Seite des Marktplatzes einen Mann erblickte, der, in den Mantel gehüllt, sich in der Herbstsonne wärmte und jenem Unbekannten auffallend zu gleichen schien. Der Minister blieb sofort stehen, um sich zu überzeugen, ob seine Augen sich nicht getäuscht hätten, aber je mehr er den Fremden ansah, um desto mehr befestigte sich seine Meinung; er trat deshalb zu ihm.

Der Fremde ließ ihn herankommen, ohne eine Bewegung zu machen. Der Minister legte ihm die Hand auf die Achsel, als wenn er

fürchtete, der Mann könnte ihm entschlüpfen.

»Ja, Du bist es«, sagte er.

»Ich bin es allerdings«, antwortete der Unbekannte; »Was wollen Sie von mir?«

»Ich will Dich zu der Regentin führen, welche mit Dir zu sprechen wünscht.«

»Wahrhaftig? Es ist etwas spät.«

»Wie? etwas spät?« fragte der Minister, der bereits fürchtete, der Mann werde nichts mehr entdecken wollen. »Was meinst Du?«

»Ich meine, Sie würden«, wenn Sie vor drei Tagen thaten, was Sie jetzt thun, in der Geschichte Neapels zwei Raubfälle und einen Mord weniger zählen.«

»Du hast Dich aber hoffentlich keines Andern besonnen?« fragte der Minister weiter.

»Ich besinne mich nie eines Andern.«

»Du hast noch immer die Absicht, den Rocco del Pizzo auszuliefern, wenn man Dir bewilliget, was Du verlangst?«

»Ohne Zweifel.«

»Und es steht noch in Deiner Macht?«

»Es ist mir eben so leicht, als wenn ich mich selbst Ihnen übergäbe.«

»So komm.«

»Nur einen Augenblick. Ich werde mit der Regentin sprechen?«

»Mit ihr selbst.«

»Mit ihr allein?«

»Mit ihr allein.«

»Ich folge Ihnen.«

»Aber unter einer Bedingung.«

»Welche ist die?«

»Daß Du vor dem Eintritte Deine Waffen an den dienstthuenden Officier abgiebst.«

»So verlangt es die Regel?« fragte der Unbekannte.

»Ja«, antwortete der Minister.

»So werde auch ich mich fügen.«

Der Unbekannte folgte nun dem Minister, der alle zehn Schritte sich umdrehete, um zu sehen, ob sein geheimnißvoller Begleiter noch hinter ihm gehe.

Sie gelangten in den Palast.

Vor dem Minister öffneten sich alle Thüren und sie gelangten deshalb bald in das Vorzimmer der Regentin. Man meldete den Minister an, der alsbald eingelassen wurde, während der Unbekannte dem Wache habenden Officier den Dolch und die Pistolen übergab, welche er im Gürtel trug.

Fünf Minuten später erschien der Minister wieder, um den Fremden zu der Regentin zu führen.

Sie gingen durch zwei oder drei Zimmer und gelangten sodann auf einen langen Corridor und am Ende desselben an eine halboffen stehende Thüre. Der Minister öffnete diese; sie führte zu dem Beizimmer der Regentin, in welchem Isabelle sie erwartete.

Der Minister und der Unbekannte traten ein; der letztere schien, ob er gleich aller Wahrscheinlichkeit nach sich zum ersten Male vor einer so mächtigen Fürstin befand, keineswegs verlegen zu sein und stand, nachdem er sie mit einer gewissen Plumpheit begrüßt hatte, stumm und unbeweglich da, die Fragen, die man an ihn richten würde, erwartend.

»Sie er bieten sich also, Rocco del Pizzo auszuliefern?« begann die Regentin.

»Ja«, antwortete der Unbekannte.

»Und Sie können Ihr Versprechen halten?«

»Ich biete mich selbst als Geißel an.«

»So wird also Ihr Kopf . . . «

»Für den seinigen büßen, wenn ich mein Wort nicht halte.«

»Das ist freilich nicht ganz dasselbe«, sprach die Regentin.

»Ich kann nicht mehr bieten«, antwortete der Unbekannte.

»Und was verlangen Sie dafür?«

»Ich habe gebeten, mit Ew. Hoheit allein zu sprechen.«

»Dieser Herr ist mein anderes Ich«, entgegnete die Regentin.

»Ich habe gebeten, mit Ew. Hoheit allein zu sprechen«, wiederholte der Unbekannte; »es ist dies meine erste Bedingung.«

»Verlassen Sie uns, Don Luys«, sagte die Regentin.

Der Minister verbeugte sich und ging.

Der Unbekannte befand sich jetzt mit der Regentin allein und war von ihr nur durch den Betstuhl getrennt, auf welchem eine Bibel lag und ein Crucifix stand.

Die Regentin musterte ihn mit raschem Blicke. Es war ein Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, über Mittelgröße und von der Sonne verbrannt. Das schwarze Haar fiel in Locken auf den Hals und die brennenden Augen verriethen zugleich Entschlossenheit und Kühnheit. Er war wie alle Gebirgsbewohner bewundernswürdig schön gebaut und man sah es ihm an, daß alle seine Glieder Kraft und Elasticität besaßen.

»Wer sind Sie und woher kommen Sie?« fragte die Regentin.

»Was nützt Ihnen mein Name?« entgegnete der Unbekannte; »was thut zur Sache das Land, in welchem ich geboren bin? Ich bin ein Calabrese, d. h. ich halte mein Wort unter allen Umständen; weiter brauchen Sie nichts zu wissen.«

»Sie verpflichten sich, Rocco del Pizzo mir zu überliefern?«

»Ich verpflichte mich dazu.«

»Und was verlangen Sie dafür von mir?«

»Gerechtigkeit.«

»Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist eine Pflicht, die ich erfülle, keineswegs eine Belohnung, die ich bewillige.«

»Ich weiß wohl, daß alle Fürsten so denken; sie halten sich Alle für so weise und unparteiische Richter wie Salomo; leider aber hat Ihre Gerechtigkeit zweierlei Maß und Gewicht.«

»Wie so?«

»Ja, ja, schweres für die Kleinen, leichtes für die Großen«, fuhr der Unbekannte fort.

»Sie irren sich«, entgegnete die Regentin; »ich bin gegen Alle gleich gerecht und werde Ihnen einen Beweis davon geben. Sprechen Sie für wen verlangen Sie Gerechtigkeit?«

»Für meine Schwester, die schändlich hintergangen worden ist.«

»Von wem?«

»Von einem Ihrer Höflinge.«

»Von welchem?«

»Ach, von einem der jüngsten, der schönsten und adeligsten . . . Sehen Sie, Ew. Hoheit zögert bereits.«

»Nein, ich wünsche nur zuerst zu wissen, was er gethan hat.«

»Werde ich seinen Kopf für den des Rocco del Pizzo erhalten, wenn das, was er that, den Tod verdient.«

»Wer soll richten über die Größe des Verbrechens?« fragte die Regentin.

Der Unbekannte bedachte sich einen Augenblick, dann sah er die Fürstin scharf an und sagte:

»Das Gewissen Ew. Hoheit.«

»Sie verlassen sich auf dasselbe?«

»Vollkommen.«

»Sie haben Recht.«

»Ich werde also seinen Kopf für den des Rocco del Pizzo erhalten, wenn Ew. Hoheit das Verbrechen für todeswürdig hält?«

»Ich schwöre es.«

»Auf was?«

»Auf diese Bibel und dieses Crucifix.«

»Gut. So hören Sie mich an, denn es ist eine ganze Geschichte.«

»Ich höre.«

»Unsere Familie bewohnt ein kleines, einzeln stehendes Haus, eine halbe Stunde von dem Dorfe Rosarno zwischen Cosenza und Santa Eufeumia; besteht aus zwei alten Leuten meinem Vater und meiner Mutter und zwei jungen, meiner Schwester und mir. Meine Schwester heißt Constanza. Um uns her liegen die Besitzungen eines mächtigen Herrn, auf dessen Gebiete uns der Zufall geboren werden ließ und dessen Unterthanen wir deshalb sind.«

»Wie heißt dieser Herr?« unterbrach ihn die Regentin.

»Erst werde ich Ihnen sein Verbrechen erzählen und dann den

Namen nennen. Unser junger Gebieter war ein schöner, altadeliger, reicher, edelherziger Herr, aber dennoch wurde er gehaßt und gefürchtet, denn sobald er erschien, zitterte jeder Mann für seine Frau, zitterte jeder Vater für seine Tochter, jeder Bruder für seine Schwester. Alles Böse aber, das er that, rieth ihm ein böser Geist der Hölle. Dieser böse Geist war sein natürlicher Bruder, den man Raimund den Bastard nannte.«

»Raimund den Bastard?« rief die Regentin; »jener, welcher ist vergangener Nacht ermordet worden ist?«

»Derselbe.«

»Kenne Sie seinen Mörder?«

»Ich selbst bin es.«

»Also nicht Rocco del Pizzo!« rief die Regentin aus.

»Ich bin es«, wiederholte der Unbekannte mit der größten Ruhe.

»Sie haben sich also selbst Recht verschafft.«

»Vor drei Tagen habe ich hier Gerechtigkeit gefordert und sie ist mir verweigert worden.«

»Und was verlangen Sie heute?«

»Das bessere Theil meiner Rache fehlt noch; Raimund der Bastard war nur der Anstifter, sein Bruder ist der eigentliche Verbrecher.«

»Sein Bruder!« wiederholte die Herzogin, »sein Bruder! dieser Bruder ist Antoniello Carracciolo!«

»Er ist es«, antwortete der Unbekannte, indem er einen durchbohrenden Blick auf die Regentin wendete. Isabelle erbleichte und stützte sich auf den Betstuhl, als wenn die Füße ihr den Dienst versagten; aber bald sammelte sie sich wieder.

»Weiter, weiter!« sprach sie.

»Der Name des Schuldigen wird in dem Spruche des Richters nichts ändern?« fragte der Unbekannte die Regentin.

»Nein«, antwortete sie, »nichts, ich beschwöre es.«

»Auf die Bibel und das Crucifix hier?«

»Ja; aber weiter, weiter!«

Und sie nahm dieselbe Haltung und denselben Gesichtsausdruck

wieder an, wie vor der schrecklichen Entdeckung, die sie gemacht hatte. Der Unbekannte seinerseits setzte in dem Tone, in welchem er angefangen hatte, die unterbrochene Erzählung fort.

»Eines Tages, es werden seitdem etwa sechs Monate vergangen sein, jagte der Graf Antoniello in dem Theile seiner Waldungen, welcher an unser Haus stößt. Er war von der Fährte eines Hirsches abgekommen; es war warm, er dürstete und erblickte ein junges Mädchen, das mit einem Wassergefäße auf der Achsel vom Brunnen kam. Er sprang sogleich von seinem Pferde herunter, warf den Zügel des Pferdes über seinen Arm und bat das Mädchen um einen Trunk Wasser. Das junge Mädchen war Constanza, meine Schwester.«

Die Regentin fühlte einen Schauer über ihrem ganzen Körper, der Unbekannte aber fuhr fort, als hätte er die Wirkung nicht bemerkt, welche seine letzten Worte hervorgebracht.

»Meine Schwester war ein Mädchen von sechzehn Jahren, schön wie ein Engel, keusch wie eine Madonna. Man sah durch ihre Augen hindurch bis auf den Grund ihrer Seele wie man durch klares Wasser auf den Grund eines Sees sieht, und ihre Eltern, welche alle Tage hineinblickten, hatten darin auch keinen Schatten eines unrechten Gedankens erkennen können.«

»Constanza liebte Niemanden und sagte immer, sie werde nur ihren Gott lieben. Ihr ganzes zartes Wesen überragte die Materie um sie her zu sehr. Aber, ich habe es Ihnen gesagt, Signora, und Sie wissen es vielleicht selbst, der Graf Antoniello ist ein schöner, reicher, edeler Herr. Constanza sah zum ersten Male in ihrem Leben einen Mann dieser Classe, wie der Graf Antoniello wahrscheinlich zum ersten Male ein Mädchen dieser Art erblickte. Diese beiden Naturen, die eine dem Körper, die andere dem Gemüthe nach ungewöhnlich, fühlten sich zu einander hingezogen und als sie sich nach einem langen Gespräche trennten, fing Constanza an, an den schönen jungen Mann zu denken, wie der Graf Antoniello das schöne junge Mädchen nicht wieder aus dem Sinne zu bringen vermochte.«

Die Lippen der Regentin zuckten, aber sie brachten kein Wort hervor.

»Ich muß Ihnen alles sagen. Constanza wußte nicht, daß der junge schöne Mann der Graf Carracciolo sei; sie hielt ihn für einen Pagen oder Diener aus dem Gefolge desselben, so daß sie ihm wohl in das Gesicht blicken und ihn lieben konnte, denn meine Schwester war für ein Bauernmädchen reich.«

»Sie sahen einander so drei bis vier Tage nacheinander, immer auf dem Wege nach dem Brunnen und an derselben Stelle, wo sie zuerst zusammengetroffen waren; eines Nachmittags aber vergaßen sie sich, so daß mein Vater, über das Außenbleiben seiner Tochter besorgt, das Gewehr nahm und ihr entgegen ging.«

»An der Biegung eines Weges sah er sie neben einem jungen Manne sitzen.«

»Bei dem Anblicke unseres Vaters sprang Constanza auf wie ein erschrecktes Reh und der junge Mann seinerseits schritt rasch in den Wald hinein. Die erste Bewegung meines Vaters war, das Gewehr anzulegen, Constanza aber trat zwischen das Feuerrohr und Carracciolo. Unser Vater hing das Gewehr wieder um, aber er hatte den jungen Grafen erkannt.«

»Es war wirklich Antoniello Carracciolo?« fragte halblaut die Regentin.

»Er war es«, antwortete der Unbekannte.

»Denselben Abend befahl unser Vater seiner Frau und seiner Tochter sich zur Abreise in der nächsten Nacht bereit zu machen. Beide sollten unser Haus verlassen und eine Zuflucht bei einer Tante in Monteleone suchen. Im Augenblicke des Ausbruchs nahm mein Vater Constanza bei Seite und sagte zu ihr: »Wenn Du ihn wieder siehst, bring ich ihn um.«

»Constanza sank vor den Füßen unseres Vaters nieder, versprach, den jungen Mann nicht wieder zu sehen, und bat mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen ihr zu verzeihen. Unser Vater küßte sie auf die Stirn und verzieh ihr. Constanza reisete mit ihrer Mutter ab und als es Tag wurde, waren sie schon über das Gebiet des Grafen hinaus.»

Die Regentin athmete wieder freier.

»Am nächsten Tage ging mein Vater zu dem Grafen. Was

zwischen ihnen vorgefallen ist, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß der Graf ihm bei seiner Ehre schwur, er habe in Zukunft für die Ehre Costanza's nichts zu fürchten.«

»Den Tag nach dieser Besprechung reisete der Graf nach Neapel ab.

»Ja, ja, ich erinnere mich seiner Wiederkehr«, sprach die Regentin. Nachher? Nachher?«

»Nachher, Signora, nachher? — Er gedachte steh immer an die, welche er hätte vergessen sollen. Die Unterhaltungen am Hofe, die Gunst der vornehmen Damen, die Hoffnungen des Ehrgeizes, nichts vermochte das Bild der armen Calabresin aus seinen Gedanken zu verscheuchen; das Bild stand am Tage fortwährend vor seinen Augen und umgaukelte ihn in seinen Träumen. Seine Briefe an seinen Bruder wurden traurig und verzweiflungsvoll. Sein Bruder ängstigte sich um ihn, reisete ab und kam am Hofe an. Er hielt ihn in eine Königin verliebt, nach deren Hand er nicht zu streben vermöchte und lachte deshalb laut auf, als er erfuhr, der Gegenstand dieser Liebe sei nur eine arme Calabresin.«

»Du bist ein Narr, Antoniello«, sagte er zu ihm. »Das Mädchen ist die Tochter eines Deiner Unterthanen, Deine Leibeigene, gehört zu Deinem Vermögen.«

»Aber«, entgegnete Antoniello. »ich habe ihrem Vater geschworen . . . «

»Was hast Du geschworen, Unsinniger?«

»Ich habe ihm geschworen, seine Tochter nicht wieder aufzusuchen.«

»Sehr gut. Du mußt Dein Versprechen halten. Einem Edelmann muß sein Wort heilig sein.«

»Du siehst also, daß für mich alles verloren ist.«

»Du hast geschworen, sie nicht wieder zu besuchen?« — »Ja.«

»Wenn sie aber zu Dir kommt?« — »Sie!«

»Ja, sie.«

»Wohin?«

»Wohin Du willst. Hierher zum Beispiel.«

»Nein, hierher nicht.«

»Auf Dein Schloß Rosarno also.«

»Ich werde aber hier festgehalten und kann Neapel nicht verlassen.«

»Auch nicht auf acht Tage?«

»Auf acht Tage? Das wäre wohl möglich; ich könnte einen Vorwand erdenken, um *ihr* auf acht Tage zu entgehen.« Ich weiß nicht, wen er damit meinte, Signora, auch nicht, was ihn festhielt; genug, er sagte so.«

»Ich weiß es«, sprach die Regentin, die todtenbleich wurde. »Fahren Sie aber fort, fahren Sie fort.«

»Du reisest also ab, sobald Du meinen Brief empfängst«, sprach Raimund weiter.

»Die beiden Brüder drückten einander die Hand als sie schieden; der Graf Antoniello blieb in Neapel und Raimund der Bastard reisete nach Calabrien ab.«

»Einen Monat nachher erhielt der Graf Antoniello einen Brief von seinem Bruder und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er blieb dem gegebenen Worte treu. Noch denselben Tag reisete er ab. — Verlieren Sie die Geduld nicht, Signora; ich gelange nun zur Entwicklung.«

»Ich verliere die Geduld keineswegs«, Antwortete die Regentin; »aber ich schaudere bei dieser Erzählung.«

»In der Nähe des Brunnens war Jemand ermordet worden. Mein Vater kam in diesem Augenblicke von der Jagd zurück, fand den Unglücklichen dem Verscheiden nahe, eilte ihm zu Hilfe und während er, freilich vergebens, ihn wieder ins Leben zurückzurufen sich bemühte, traten zwei Diener Raimunds aus dem Walde und nahmen meinen Vater als Mörder gefangen.«

»Leider war das Gewehr meines Vaters kurz vorher abgeschossen und durch einen verderblichen Zufall, von dem aber Raimund, wenn er nicht todt wäre, Rechenschaft würde geben können, hatte die Kugel, welche man aus der Wunde zog, genau die Stöße derjenigen, welche man bei meinem Vater fand.«

»Der Prozeß war kurz; die beiden Diener gaben ihr Zeugniß in einer Art ab, daß die Richter keinen Augenblick zweifelhaft sein konnten. Mein Vater wurde zum Tode verurtheilt.

»Meine Mutter und meine Schwester erhielten gleichzeitig die Nachricht von dem Ereignisse, von dem Prozesse und dem Ausgange desselben; sie verließen alsbald Monteleone und kamen nach Rosarno an dem Tage, an welchem der Graf Antoniello auf den Brief seines Bruders seiner Seits von Neapel eintraf.«

»Der Graf Carracciolo hatte als Herr von Rosarno die höhere und niedere Gerichtsbarkeit. Er konnte also mit seinem Winke meinem Vater Tod oder Leben geben.«

»Meine Mutter wußte es nicht, daß der Graf angekommen war; sie begegnete aber Raimund dem Bastard, der ihr diesen glücklichen Umstand meldete und ihr den Rath gab, mit ihrer Tochter auf das Schloß zu kommen und für unsern Vater und ihren Mann um Gnade zu bitten. Es war aber keine Zeit zu verlieren, da die Hinrichtung meines Vaters- bereits am nächsten Tage stattfinden sollte.«

»Sie entschied sich sogleich für den Schritt, der ihr, wie es schien freundschaftlich angerathen wurde; sie nahm ihre Tochter mit sich, ohne derselben zu sagen, wohin sie ging, und noch an demselben Tage nach der Ankunft des Grafen klopfen sie an der Thüre seines Schlosses weinend an.«

»Die arme Mutter kannte die Liebe des Grafen zu Constanza nicht.«

»Die Thüre wurde geöffnet, natürlich, denn alles war von dem schändlichen Raimund so eingeleitet worden, daß nichts die Ausführung seines Planes hindern konnte; in dem Schlosse selbst aber traten meiner Mutter und Schwester Diener entgegen, welche ihnen sagten, daß sie nicht beide gleichzeitig sich zu dem Herrn begeben könnten, sondern eine nach der andern.«

»Meine Mutter trat ein und Constanza wartete.«

»Der Graf Antoniello empfing sie mit strengem Gesicht; sie warf sich vor seinen Füßen nieder, bat und flehete; Antoniello aber war unbeugsam; es sei ein Verbrechen begangen worden, sagte er, ihr Mann sei dieses Verbrechens schuldig und der Mord müsse bestraft

werden, er könne dem Gange der Justiz keinen Einhalt thun; Blut verlange Blut.«

»Meine arme Mutter trat, durch den Schmerz und die Verzweiflung fast vernichtet, aus dem Zimmer des Grafen heraus.«

»Wo aber waren Sie in dieser Zeit?« fragte die Regentin den Unbekannten.

»Am andern Ende Calabriens, in Tarent, in Brindisi, kurz zu weit, als daß ich hätte erfahren können, was geschah. — Meine Mutter wollte ihre Tochter mit sich fortziehen.«

»Die Reihe ist an mir«, antwortete meine Schwester; »auch ich muß alles versuchen, um unsern Herrn zu beugen. Vielleicht bin ich glücklicher.«

»Meine Mutter schüttelte das Haupt und sank auf einen Stuhl; sie hoffte nichts mehr.«

»Meine Schwester trat ein.«

»Sie wußte, daß jener Mann sie liebte«, fiel die Regentin ein, »und ging zu ihm?«

»Mein Vater sollte sterben!«

Isabella knirschte mit den Zähnen und sagte nach einem Augenblicke: »erzählen Sie weiter.«

»Zehn Minuten vergingen in peinlicher Ungewißheit, endlich trat ein Diener mit einem Papier in der Hand heraus.«

»Der Herr Graf bewilliget dem Schuldigen gänzliche Begnadigung«, sagte er; »hier ist das mit seinem Siegel bedruckte Pergament.«

»O, Dank! Dank!« rief meine Mutter. Sie küßte die Unterschrift des Grafen und wollte forteilen. Plötzlich aber blieb sie stehen und fragte: »und meine Tochter?«

»Eile nur in das Gefängniß«, antwortete der Diener, »Du wirst Deine Tochter finden, wann Du nach Hause kommst.«

»Meine Mutter eilte freudetrunken fort und rief in den Straßen Rosarnos: »ich habe seine Begnadigung! Ich habe seine Begnadigung!« Sie gelangte an die Pforten des Gefängnisses, wo sie bereits zwei Mal erschienen war ohne Einlaß erhalten zu können.

Man wollte sie zum dritten Male zurückweisen, aber sie zeigte das Pergament vor und die Thüre wurde ihr geöffnet.«

»Man führte sie in den Kerker meines Vaters, der nur noch den Henker erwartete. Das Leben erschien statt des Todes. Einen Augenblick herrschte in diesem Aufenthalte der Verzweiflung unbeschreibliche Freude. Dann fragte er nach den Einzelheiten, wie müsse Mutter und Schwester die Beschuldigung erfahren hätten, die auf ihm laste, wie sie zu dem Grafen gelangt wären u.s.w.

»Meine Mutter erzählte, mein Vater hörte sie an und unterbrach sie jeden Augenblick durch Ausrufungen. Bald aber sprach er nur noch einzelne Worte und mit bebender Stimme; dann schwieg er gänzlich, sein Haupt senkte sich in seine beiden Hände, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, die Schamröthe brannte ihm auf den Wangen, und endlich, als ihm meine Mutter gesagt, daß sie meiner Schwester erlaubt habe, zu dem Grafen zu gehen, sprang er auf wie ein verwundeter Löwe und eilte nach der Thüre zu. Die Thüre war verschlossen.

Er nahm den Stein, der ihm als Kopfkissen gedient hatte, und schlug ihn mit aller Kraft gegen den eisernen Riegel, den er zu öffnen ein Recht zu haben glaubte.«

»Der Kerkermeister kam auf den Lärm herbei und fragte, was er wollte.«

»Hinaus will ich«, rief mein Vater, »augenblicklich hinaus.«

»Das ist nicht möglich«, antwortete der Kerkermeister.

»Ich bin begnadiget«, sprach mein Vater weiter. »Ich habe die Begnadigung hier in der Hand.«

»Ja«, antwortete der Kerkermeister, »es steht aber darin, daß Du den Kerker erst morgen früh verlassen sollst.«

»Morgen früh!« rief der Gefangene.

»Lies es selbst, wenn Du daran zweifelst«, setzte der Kerkermeister hinzu.

»Mein Vater trat an die Lampe, las und las das Pergament wieder. Der Kerkermeister hatte Recht; seine Freilassung war, aus Zufall, aus Berechnung oder aus Irrthum, auf den nächsten Morgen

gestellt.«

»Der Gefangene gab keinen Laut von sich. Er setzte sich stumm und betrübt auf sein Lager.«

»Meine Mutter kniete vor ihm nieder.«

»Was ist Dir?« fragte sie.

»Nichts.«

»Was fürchtest Du?«

»Ach, wenig.«

»Mein Gott, was glaubst, was fürchtest Du?«

»Ich glaube, Constanza ist ihres Vaters unwürdig, weiter nichts.«

»Meine Mutter sprang erschreckt auf.«

»Das ist nicht möglich.«

»Warum nicht möglich.«

»Man sagte mir, sie würde mir sogleich folgen und uns in unserm Hause erwarten.«

»So gehe nach Hause, sieh ob sie da ist, und wenn sie es ist; so komme wieder mit ihr hierher.«

»Ich komme sogleich zurück.«

»Sie klopfte, um hinausgelassen zu werden. Der Kerkermeister öffnete ihr.«

»Sie eilte nach Hause. Das Haus war öde und leer, Constanza nicht zurückgekommen.«

»Sie kehrte in den Palast zurück und fragte nach ihrer Tochter. Man antwortete ihr, man wisse nicht, wo sie sei.«

»Sie ging wieder nach Hause. Constanza war nicht zurückgekommen.«

»Sie wartete bis zum Abende; Constanza erschien nicht.«

»Da dachte sie an ihren Mann und machte sich von Neuem auf den Weg nach dem Gefängnisse, dießmal aber so langsamen Schrittes und so betrübt, als folge sie der Leiche ihrer Tochter zum Grabe.«

»Die Thüre des Gefängnisses wurde ihr wie das erste Mal geöffnet.«

»Ihr Mann saß noch an der Stelle wie vorher; ob er sie gleich erkannt hatte, richtete er doch nicht einmal den Kopf empor. Sie kniete vor ihm, nieder und legte ihr Haupt auf seine Knie.«

»Können Sie sich denken, Signora, welche Nacht die beiden Unglücklichen verbrachten?«

»Am andern Morgen mit Tagesanbruche öffnete man das Gefängniß und meldete dem Veturtheilten, daß et frei sei. — »Ich habe Ihnen bereits gesagt«, setzte der Unbekannte mit schneidenden Hohne hinzu, »der Graf Carracciolo war ein edeler Herr, der gewissenhaft sein Wort hielt.«

»Meine Aeltern verließen Arm in Arm den Kerker. Eine einzige Nacht hatte sie dem Grabe um zehn Jahre näher gebracht.«

»Als sie um die Ecke der Straße kamen, von wo aus man das Haus sieht, erblickten sie Constanza, die auf der Schwelle kniend sie erwartete.«

»Sie gingen nicht schneller ihrer Tochter entgegen; ihre Tochter erhob sich nicht, ihnen entgegen zu gehen.«

Als sie ganz nahe bei ihr waren, faltete Constanza die Hände und sagte nur das einzige Wort: »Gnade!«

»Mit einer instinktmäßigen Bewegung streckte meine Mutter den Arm zwischen ihrem Manne und ihrer Tochter aus.«

»Der erstere hielt sie sanft zurück.«

»Gnade«, sprach er, indem er Constanza die Hand reichte; »Gnade, und warum Gnade, mein Kind? Bist Du nicht ein Engel, eine Heilige, bist Du nicht mehr als dies, eine Märtyrerin?«

»Und er küßte sie.«

»Dann nahm er, während die Mutter die Tochter mit sich in das Haus hineinzog, sein Gewehr von der Wand, hing es über und schritt nach dem Schlosse zu.«

»Er wollte dem Grafen danken.«

»Der Graf war seit einer Stunde nach Neapel abgereist.«

»Er wollte Raimund danken.«

»Raimund war mit seinem Bruder abgereiset.«

»Mein Vater kehrte also in sein Haus zurück und hing sein Gewehr wieder an die Wand. Dann hörte Constanza und ihre Mutter etwas Schweres fallen; sie eilten hinaus und sahen den Alten bewußtlos daliegen.

»Sie legten ihn auf das Bett; meine Schwester blieb bei ihm und die Mutter lief nach dem Arzte.«

»Der Arzt schüttelte den Kopf, ließ aber meinem Vater zur Ader; gegen Abend schlug er die Augen wieder auf.«

»Ebeu als er die Augen öffnete, trat ich über die Schwelle der Thüre.«

»Er sah weder meine Mutter, noch meine Schwester; er sah nur mich.«

»Mein Sohn! mein Sohn!« rief er; »die göttliche Rache sendet Dich.«

»Ich sank in seine Arme.«

»Geht«, sagte er zu meiner Mutter und meiner Schwester, »und last uns allein.«

»Dann richtete er sich im Bette auf und sagte zu Constanza, während die Mutter fortging:

»Folge Deiner Mutter, wenn Du willst, daß ich dir meinen Segen geben soll.«

»Constanza küßte die Hand des Sterbenden, sank weinend in meine Arme und folgte ihrer Mutter.«

»Ich legte mein Gewehr, meine Pistolen und meinen Dolch auf einen Tisch und kniete an dem Bette des Greises nieder.«

»Die göttliche Rache führt Dich zurück«, wiederholte er. »Höre mich an, mein Sohn und unterbrich mich nicht, denn ich fühle, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe.«

»Er erzählte mir alles.«

»Je länger er sprach, um so lebendiger wurde seine Stimme, um so heftiger glüheten seine Augen vor Zorn, gleich als sei er noch lebenskräftig und kerngesund. Bei dem letzten Worte erst sank er auf das Kissen zurück.

»Wenige Minuten daraus starb er.«

»Lange konnte ich es nicht glauben; lange schüttelte ich ihn und rief ich ihn; endlich aber fühlte ich daß seine Hand in der meinigen erkaltete.«

»Ich drückte ihm die Augen zu, legte ihm die Hände kreuzweise auf der Brust über einander, küßte ihn zum letzten Male und warf das Betttuch über sein Gesicht.«

»Dann öffnete ich die Thüre und winkte meine Mutter und meine Schwester herbei.«

»Komm«, sagte ich, »kommt und betet neben dem Todten.«

»Beide sanken schluchzend neben dem Bette nieder.«

»Unterdessen steckte ich meine Pistolen und meinen Dolch in den Gürtel, warf mein Gewehr über und schritt nach der Thüre zu.«

»Wohin gehst Du, Bruder?« fragte Constanza.

»Wohin Gott mich führt«, antwortete ich. Und ehe sie mich zurückhalten konnte, schritt ich hinaus und verschwand im Dunkel. Ich ging geraden Wegs nach Neapel. Man hatte mir gesagt, daß Sie nicht nur schön wären, sondern auch gerecht vor allen Königinnen. Ich kam nach Neapel, um Sie um Gerechtigkeit zu bitten.«

»Warum schafften Sie sich nicht selbst Recht?« fragte Isabelle den Unbekannten.

»Ein Dolchstoß ist für ein solches Verbrechen nicht genug, Signora, ich verlange das Schaffot. Antoniello Carracciolo hat meine Familie entehrt, ich verlange die Entehrung des Antoniello Carracciolo.«

»Mit Recht«, sprach leise die Regentin.

»Da ich aber unterwegs erfuhr, daß auf den Kopf des Rocco del Pizzo ein Preis gesetzt sei, da ich, nach meiner Ankunft in Neapel an den Straßenecken den Anschlagzettel las, welcher viertausend Dukaten dem hat, welcher ihn todt oder lebendig einliefern würde, begab ich mich, der größern Sicherheit wegen, zu dem Polizeiminister und erbot mich, jenen Mann, den man überall sucht und nicht finden kann, auszuliefern. Aber der Polizeiminister wollte mir nicht bewilligen, was ich forderte, nämlich eine Audienz bei Ew. Hoheit. Da nahm ich mir vor, auf anderem Weg meinen Zweck zu erreichen; ich raubte auf der Straße von Resina nach Torro del Greco . . . «

»So waren Sie es und nicht Rocco del Pizzo.«

»Ich raubte aus der Straße von Aversa . . . «

»Auch dies waren Sie und nicht der, welchen man für den Thäter hielt?«

»Ich mordete aus der Straße von Amalfi. Der Tod Raimund's war der Anfang meiner Rache, denn ich hatte mir vorgenommen, zur Rache zu greifen, da man mir Gerechtigkeit verweigerte.«

»Gott wollte, daß ich Sie wiederfand; noch kann alles gut werden. Sie wollen nach immer Rocco del Pizzo ausliefern?«

»Ja.«

»Sie wissen, wo er ist?«

»Ich weiß es.«

»Sie stehen dafür, daß man ihn ergreifen kann?«

»Ich stehe dafür.«

»Sie wollen ihn lebendig ausliefern?«

»Für den todten Carracciolo, das ist meine Bedingung. Schicken Sie mich in das Gefängniß und lassen Sie mich durch zwei Männer an ein Fenster führen, von dem aus ich der Hinrichtung Carracciolo's beiwohnen kann. Ist Carracciolo tot, werde ich Ihnen Rocco del Pizzo liefern.«

»Und wenn Sie ihn nicht liefern?«

»Mein Kopf bürgt für den seinigen: ich habe es bereits gesagt und wiederhole es.«

»Sie haben Recht«, entgegnete die Regentin; »ich hatte es vergessen.«

Sie klatschte nach diesen Worten in die Hände und der Capitain der Garde trat ein.

»Führen Sie diesen Mann in das Gefängniß ab«, sagte sie.

Der Capitain übergab den Unbekannten zwei Gardisten und kam dann zu der Regentin zurück.

»Jetzt«, fuhr diese fort, »lassen Sie den Grafen Antoniello Carracciolo verhaften und bringen Sie ihn in das Castell del' Ovo.«

Der Capitain begab sich in den Palast Carracciolo's, der Graf hatte aber ohne Zweifel die Gefahr geahnet, die ihn bedrohte, und war entwichen.

Sobald die Regentin diese Nachricht erhalten hatte, welche die Schuld ihres Günstlings bestätigte, befahl sie sogleich dem Adel, ihr den Schuldigen binnen drei Tagen auszuliefern.

Die drei Tage vergingen und da nach Ablauf des dritten der Graf nicht wieder erschienen war, sah Neapel, als es am nächsten Tage erwachte, fünfzig Maurer beschäftigt, den Palast Antoniello

Carracciolo's, welcher der Kathedrale gegenüber stand, einzureißen.

Als der Palast völlig zerstört war, brachte man einen Pflug herbei, zog damit Furchen auf der Stelle, wo er gestanden hatte, und streute Salz in dieselben.

Dann begann man den Palast rechts von dem ersten niederzureißen, der dem Vater des Grafen, dem Fürsten Carracciolo, gehörte.

Auch auf der Stelle, wo dieser gestanden hatte, zog man Furchen mit dem Pfluge und streute Salz.

Darauf zerstörte man den Palast zur linken Seite, welcher dem Herzoge von Carracciolo, dem ältern Bruder Antoniello's, gehörte.

Die Regentin befahl, so mit den Palästen aller Carracciolo zu verfahren, bis die Familie den Schuldigen ausgeliefert haben würde.

In der Nacht, die auf die Erlassung dieses Befehles folgte, stellte sich Antoniello Carracciolo selbst als Gefangener.

Am nächsten Tage erschienen sein Vater und seine beiden Brüder in dem königlichen Palaste, aber die Regentin ließ sie nicht vor sich kommen.

Den zweiten Tag schrieb der Gefangene an die Regentin, um sie um eine Audienz zu bitten; aber sie ließ ihm antworten, daß sie ihn nicht empfangen könnte.

Die Familie erneuerte ihre Versuche acht Tage lang, erlangte aber kein anderes Resultat.

Am Morgen des neunten Tages erblickten die Bewohner des Mercato Nuovo mit Verwunderung und Entsetzen auf dem Platze ein Schaffot, das in der Nacht aufgebaut worden war.

An dem einen Ende dieses Schaffots stand ein Altar, am andern ein Block, zwischen dem Blocke und dem Altare sah man auf der einen Seite einen Priester, auf der andern den Henker.

Niemand wußte, für wen dieses Schaffot, dieser Henker, dieser Priester, dieser Block und dieser Altar bestimmt waren.

Bald sah man aufs dem Kai, der vom Hafendamme zu dem Mercato Nuovo führt, einen Mann zwischen zwei Soldaten herbeikommen. Anfangs glaubte man, derselbe sei der Held des

Trauerspieles, das aufgeführt werden sollte, aber er trat mit den beiden Soldaten in ein Haus an dem Marktplatze ein. Einen Augenblick darauf erschien er, immer zwischen den beiden Soldaten, an dem Fenster dieses Hauses, das sich gerade dem Blutgerüste gegenüber befand. Man hatte sich über die Wichtigkeit dieses Mannes getäuscht, der ohne Zweifel nur ein Zuschauer bei dem Drama sein sollte.

Einen Augenblick nachher hörte man Lärm, zugleich aus dem Kai, der von der Brücke Magdalena nach dem Mercato Nuovo führt und in der Seufzerstraße. Zwei Züge kamen heran; jener in der Seufzerstraße geleitete einen schönen jungen Mann, und der andere ein schönes junges Mädchen.

Der schöne junge Mann war Antoniello Carracciolo.

Das schöne junge Mädchen war Constanza.

Beide erschienen gleichzeitig auf dem Marktplatze; beide näherten sich dem Blutgerüste in gleichem Schrittes beide stiegen gleichzeitig hinauf, Constanza indeß auf der Seite des Priesters, Antoniello auf jener des Henkers.

Als sie oben angekommen waren, wollte Antoniello auf Constanza zueilen, aber der Henker hielt ihn zurück; auch Constanza wollte zu Antoniello treten, aber der Priester gestattete es ihr nicht.

Darauf entfaltete der Gerichtschreiber ein Pergament und las mit lauter Stimme. Es war der Ehecontract des Grafen Antoniello Carracciolo mit Constanza Maselli, durch welchen der edele Bräutigam seiner zukünftigen Gemahlin nicht bloß alle seine Titel, sondern auch alle seine Güter übertrug.

Obgleich der Marktplatz dicht gedrängt voll Menschen stand, obgleich auch die anstoßenden Straßen von der Menge gefüllt waren, obgleich jedes Fenster wie von Köpfen zugemauert aussah und die Dächer eine lebende Menschendecke zu tragen schienen, so trat doch von dem Augenblicke als der Gerichtsschreiber das Pergament entfaltete, eine solche Stille unter der Volksmenge ein, daß jedes Wort des Ehecontracts überall gehört wurde.

Auch brach das Volk nach Beendigung der Vorlesung in lautes Beifallsgeschrei aus, denn man fing an einzusehen, daß, trotz dem

Standesunterschiede, die Regentin dem Grafen befohlen hatte, dem Bauernmädchen die Ehre, die er ihr geraubt, wiederzugeben.

Die beiden Verlobten, die wahrscheinlich bis dahin selbst nicht gewußt hatten, um was es sich handelte, schienen wieder Muth zu fassen und als der Priester, der an den Altar getreten war, ihnen winkte zu ihm zu treten, schritten sie ziemlich fest dar bin und knieten vor ihm nieder.

Als bald begann die Messe mit allen gewöhnlichen Ceremonien. Der Priester fragte Braut und Bräutigam, ob sie einander ehelichen wollten, und beide sprachen mit vernehmlicher Stimme das feierliche Ja aus. Dann reichte der Mann Gottes dem Grafen den Trauring und Antoniello steckte denselben an den Finger Constanza's.

Darauf knieten beide von Neuem nieder und der Priester gab ihnen den Segen.

Alle Anwesenden vergossen bei diesem seltsamen Schauspiel Thränen der Freude und Rührung und segneten ihrerseits das junge Ehepaar, als plötzlich derselbe Priester, welche die heiligen Worte der Trauung gesprochen hatte, laut das Gebet für die Sterbenden anstimmte. Die ganze Volksmenge schauderte vor Entsetzen, denn sie errieth, daß die Ceremonie erst zur Hälfte vorüber sei und eine schreckliche Katastrophe noch bevorstehe.

Und wirklich, als Antoniello, der ebensowenig wie die Andern das Geschick kannte, welches ihn erwartete, erschrocken um sich blickte, ergriffen ihn die beiden Knechte, des Henkers, banden ihm, ehe er eine Bewegung zu seiner Vertheidigung machen konnte, die Hände, führten ihn, während der Henker das Schwerdt aus der Scheide zog, an den Block, der, wie wir bereits erwähnt haben, an der andern Seite des Bluts Gerüsts, dem Altare gegenüber sich befand, und nötigten ihn, da nieder zu knien.

Constanza wollte zu Antoniello eilen, aber der Priester hielt sie zurück, indem er ein Crucifix zwischen sie und ihren Gatten hielt.

Da erkannte Antoniello, daß er unrettbar verloren sei, und dachte nur an sein Ende. Er richtete den Kopf empor, betete laut, wendete sich dann zu Constanza, die halb ohnmächtig war, rief ihr zu: »auf Wiedersehn dort oben!« und legte den Hals auf den Block.

In demselben Augenblicke flammte das Schwert des Nachrichters wie ein Blitz und die Menge wich mit einem Schreckensrufe entsetzt zurück; der Kopf des Grafen Carracciolo, der durch einen Hieb von dem Rumpfe getrennt worden, war von dem Schaffot auf das Pflaster heruntergeflogen.

Zwei geistliche Brüderschaften zogen nun langsamen Schrittes an das Schaffot. Die erste nahm den Leichnam des enthaupteten Carracciolo, die zweite die ohnmächtige Constanza mit sich.

Die Volksmenge verlief sich und nach wenigen Minuten war der große Platz leer, auf dem nur noch blutig das schreckliche Gerüst stand, um dem Volke von Neapel zu zeigen, daß es nicht geträumt, sondern eine schreckliche Wirklichkeit vor sich gesehen.

Nachdem der Platz frei und leer geworden war, trat der Mann, welcher zwischen seinen zwei Hütern dem Schauspieles beigewohnt hatte, aus dem Hause heraus; er wurde aber nicht in das Gefängniß zurückgeführt, sondern in den königlichen Palast.

Hier brachte man ihn in das Betzimmer, wo er die Regentin an dem Betstuhle, die Hand auf die Bibel gestützt stehen sah. Die Soldaten traten mit ihm ein und blieben an der Thüre stehen.

»Nun«, fragte Isabelle von Aragonien, »habe ich meinen Schwur gehalten?«

»Vollkommen«, antwortete der Unbekannte.

»Sind Sie nun bereit, Ihr Versprechen auszuführen?«

»Ich bin bereit.«

»Wo ist der Mann, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist?«

»Er steht vor Ew. Hoheit.«

»Also Rocco del Pizzo?«

»Bin ich, Signora.«

»Ich wußte es wohl«, sprach Isabella.

»Und was befehlen Ew. Hoheit über mich?«

»Daß Sie der Waise Vater und der Wittwe ein Beschützer sein mögen.«

»Wie, Signora?« fragte Rocco del Pizzo.

»Meine Gerechtigkeit und meine Gnade sind nie halb«,

entgegnete sie, dann sprach sie zu den Soldaten: »der Mann hier ist frei, er kann ungehindert gehen, wohin er will.«

Darauf kehrte sie mit festen sichern Schritten, wie eine Königin, in ihre Gemächer zurück.

\* \*  
\*

Constanza kehrte mit ihrem Bruder nach Calabrien zurück, denn sie hatte, wie man sich erinnern wird, in Rosarno noch ihre arme Mutter.

Rocco del Pizzo folgte ihr.

Als aber ihre Mutter starb, was im nächsten Jahre geschah, begab sie sich wieder nach Neapel und trat in ein armes Kloster, dem sie das unermeßliche Vermögen vermachte, welches sie von ihrem Gemahl geerbt hatte.

Rocco del Pizzo folgte seiner Schwester auch nach Neapel.

An dem Tage aber, an welchem sie ihr Gelübde ablegte, als sie seiner nicht mehr bedurfte, verschwand er; Niemand hat ihn wiedergesehen und Niemand weiß es eigentlich, war aus dem berühmten Räuber geworden ist.

Man glaubt, er habe sich dem Cäsar Borgia angeschlossen und neben diesem, zugleich mit ihm, den Tod gefunden.

– E n d e –

## Anmerkungen

- 1 Wir haben nicht nötig, unsere Leser daran zu erinnern, dass wir hier seine geschichtliche Vorlesung halten, sondern dass wir nur eine Sage wiedererzählen. Wir wissen recht gut, dass Karl der Große von deutscher und nicht von französischer Abstammung war.
- 2 Eine Münze, von der jedes Stück den Wert von drei Ducaten hat.
- 3 Die eisernen Käfige, in denen man in Italien die Köpfe ausstellt, haben keine Gitter.
- 4 Um nähere Umstände über diesen seltsamen Mann zu erhalten, dessen Andenken ich so lebendig in Sizilien gefunden, dass man glauben konnte, er sei erst gestern gestorben, lese man die so geistreichen und so unterhaltenden Erinnerungen Palmieris von Micciché.
- 5 Man nannte Santa-Fede die, welche den Kardinal Russo bei der Eroberung von Neapel begleitet hatten.
- 6 Auf dem Platze der Marine, der Tür des Fürsten von Butera gegenüber, finden die Hinrichtungen in Palermo statt.
- 7 Albanesische Colonie, welche zur Zeit der Einnahme von Constantinopel durch Mahomet II. ausgewandert war, und die das Kostüm ihrer Voreltern streng beibehalten hat.
- 8 630 Franken
- 9 Neavolitan. Ducati, nach unserm Gelde ungefähr 1 Thlr. 4 gr.
- 10 In Italien stellt man die Tobten mit entblößtem Antlitze aus; erst in dem Augenblicke, wo man die Leiche in die Erde hinabsenkt, nagelt man den Deckel des Sarges zu.
- 11 In Palermo, wo die Nonnen sich nicht unter die weltlichen Feste mischen können, nehmen sie indessen mit den Augen daran Teil. Jedes ein wenig reiche Kloster hat gewöhnlich einen ersten Stock auf der Straße Toledo gemietet; von diesen vergitterten Fenstern aus, wohin sie sich auf unterirdischen Gängen begeben, die zuweilen eine Viertelstunde lang sind, und die das Kloster mit dem gemieteten Haus in Verbindung sehen, sehen die frommen Klausnerinnen den heiligen und profanen Festen zu.
- 12 Die italienischen Galgen bieten gegen die unsrigen einen beträchtlichen Unterschied; der unsrige ist in der Form eines **F**, der andere in der eines **H**;

dessen Querbalken man bis zu dem Ende der beiden Träger erhöht hat.

13 Man sehe weiter oben die gewöhnliche Tracht des Kabriolett-Kutschers.

14 Napoleon, dessen Name man nach 1815 nicht mehr nannte.

15 Das Haus, in welchem die in der Seine Ertrunkenen, auch sonst Verunglückten aufgestellt werden.

16 Wenn selbst das, was folgt, diese bei uns seltene Geschicklichkeit für eine Frau nicht erklärte, so wurde sie durch die Sitte des Landes gerechtfertigt Die Damen der **Schlösser** reiten selbst, wörtlich gesprochen, wie ein Fashionable von Longchamps; nur tragen sie unter ihren Kleidern, welche der Sattel herauf streift, Beinkleider, die denen ähnlich sind, welche man den Kindern anzieht. Die Weiber vom Volke gebrauchen nicht einmal diese Vorsicht.

17 Die gewöhnliche Tracht *Robespierres* ist so bekant, dass sie fast sprichwörtlich geworden ist. Den 20. Prairial, am Festtage des höchsten Wesens, dessen Hoherpriester er war, trug er einen kornblumenblauen Frack, eine Weste von gesticktem Musselin auf durchschimmernden, rosenfarbenen Grund aufgelegt; kurze schwarzsamtene Hosen, weiße seidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen vollendeten dieses Kostüm. Mit demselben Kleide bestieg er das Schaffot.

18 Ein Spiel, das darin besteht, seinem Gegner die Hand mit einer immer wechselnden Anzahl geöffneter oder geschlossener Finger vorzuhalten. Um zu gewinnen, muss man die Zahl der offenen Finger erraten.

19 Figli della **Madonna**.

20 Ledergürtel

21 Eine Dukate hat zehn Carlin, eine Carlin zehn Gran und ein Gran zwölf Calli.

22 Welch' schöne Sache ist es,  
vor der Tür seiner Geliebten zu sterben!  
Während die Seele zum Paradies steigt,  
beweint die Geliebte den Körper.

23 Man weiß, dass die Reptilien in vier Klassen eingeteilt werden: die schildkrötenartigen Tiere, welche den ersten Rang einnehmen; die Krokodil- und Eidechsenartigen, welche den zweiten; die Schlangen, welche den dritten; endlich die kleinfüßigen oder froschartigen, welche den vierten Rang einnehmen.

24 Da man jedem geben muss was ihm gebührt, so muss man diese Lobeserhebung dem Fortsetzer von Herrn v. Buffon, Herrn *Daudin* zu Teil werden lassen.

25 So genannt, um ihn von Jakob II. einem Individuum der männlichen Gattung, das Herrn *Tony Johannot* zugehörte, zu unterscheiden.

26 Im Französischen ist Laubfrosch (*la grenouille*) weiblichen Geschlechts.

27 Gestreifter Hund.

28 Dieser provençalische Patois will gut deutsch ungefähr sagen:  
Herrgottsakrament, glaubst du mir Angst zu machen.

29 Aschfarbiger Papagei

30 Der König Casimir war der geheime Gemahl der Marschalin, wie man weiß, Maria Mignot, die Tochter, und in erster Ehe die *Frau* eines Goldschmieds. Man hat behauptet, sie sei ein Wäscher mädchen gewesen, aber da ihr Vater einige Hunderttausend Francs Renten besaß, läßt sich wohl annehmen, das sie nie etwas Anderes gewaschen hat, als ihre eigenen Hände.

31 Dieser Gebrauch ist historisch. Ehemals war in Spanien, Italien, Frankreich, England und auch in Deutschland jeder zum Tode Verurtheilte frei, wenn ihn am Fuße des Hochgerichts eine Frau oder ein Mädchen zum Manne begehrte.

# **Der neapolitanische Robert Macaire.**

Humoreske  
nach  
**Alexandre Dumas.**

---

Der Erzähler.  
Ein  
Unterhaltungsblatt für Jedermann.  
Nro. 27. - 30. 5./8./12./15 April 1843.

## 1.

**A**n dem Tage, wo wir nach der Straße Porcella kamen; geriethen wir in ein großes Gedränge, wir mußten aus dem Corricolo steigen, und unsern Weg zu Fuß fortsetzen. Eben wollten wir uns mit den Ellenbogen durch die Menge Platz machen, als es uns einfiel, nach der Ursache uns zu erkundigen, die sie hier versammelt hatte; wir erfuhren, es sey ein Prozeß zwischen der Bruderschaft der Pilgrime und Don Filippo Villani vom Tribunal zu entscheiden. Der Grund dieses Prozesses war folgender: Der Beklagte, der sich vor einigen Tagen auf Kosten der Bruderschaft habe beerdigen lassen, sey nun vor Gericht geladen, um rechtlicher Ordnung nach den Beweis zu führen, daß er gestorben sey. Man sieht, der Prozeß war originell genug, um einigen Zulauf einzuziehen. Wir fragten unsern Corricoloführer Francesco, wer Don Filippo Villani sey; im nämlichen Augenblicke deutete er aus ein Individuum, welches gerade eiligst an uns vorüber lief: »Hier ist er.«

»Der vor acht Tagen begraben wurde?«

»Derselbe.«

»Wie geht aber das zu?«

»Er wird wieder auferstanden seyn.«

»Ist er denn ein Hexenmeister?«

»Stammet von Cagliostro ab.«

Wirtlich hatte durch die authentisch hergestellte Abstammung von diesem glorreichen Ahnherrn und durch eine Reihe mehr oder minder seltsamer Kunststücke Don Filippo sich in Neapel in den Kredit eines Hexenmeisters gesetzt. — Man that ihm Unrecht, er war ein Urbild: Don Filippo Villani war der neapolitanische Robert Macaire. Nur erhebt der neapolitanische Industrieritter sich weit über

den französischen dieser letztere ist eine erdichtete Persönlichkeit, eine gesellschaftliche Fiktion, ein philosophischer Mythos; der ultramontane Robert Macaire ist dagegen ein Wesen von Fleisch und Blut, eine greifbare Individualität, eine sichtbare Excentricität.

Don Filippo ist ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, mit schwarzen Haaren, feurigen Augen, beweglichen Gesichtszügen, gellender Stimme, rascher und lebhafter Gestikulation; Don Filippo hat Alles gelernt, und weiß von Allem ein wenig: ein wenig Jus, ein wenig Medizin, ein wenig Chemie, ein wenig Mathematik, ein wenig Astronomie; daher kam es, daß er sich in Vergleichung mit allen seinen Umgebungen, sehr über die Andern erhaben fühlte, und diesem nach den Entschluß faßte, auf Kosten der Andern zu leben.

Don Filippo war zwanzig Jahre alt, als sein Vater starb, er hinterließ ihm gerade so viel Vermögen, als nöthig war, um einige Schulden zu machen. Don Filippo war daraus bedacht, Gelder aufzunehmen, ehe er ganz ruiniert war, so daß seine ersten Wechsel pünktlich bezahlt wurden: es kam darauf an, seinen Kredit zu begründen. Aber jedes Ding aus dieser Welt hat ein Ende, es erschien ein Tag, wo Don Filippo zur Verfallzeit nicht zu Hause war: man kam am andern Morgen wieder, er war schon ausgegangen; man kam Abends, er war noch nicht zu Hause. Der Wechsel ward protestiert. Die Folge davon war, daß Don Filippo aus den Händen der Banquiers in die der Geldwechsler überging, und künftig statt sechs Prozent zwölf bezahlen mußte.

Nach Verlauf von vier Jahren war es für Don Filippo auch mit den Geldwechslern zu Ende gekommen, wie früher mit den Banquiers; nun kamen die Wucherer an die Reihe. Diese Veränderung ging ohne merklichen Eindruck vor sich nur daß statt zwölf Prozent Don Filippo deren fünfzig bezahlen sollte. Aber wenig lag ihm daran, da er jetzt anfang, gar nichts mehr zu bezahlen. Die Folge war, daß nach weiteren zwei Jahren Don Filippo die größte Mühe hatte, einen Juden zu finden, der ihm die benötigte Summe von tausend Thalern zu fünfzig Prozent zu leihen sich verstand. Endlich nach einer langen Reihe von Unterhandlungen, bei welchen Don Filippo

das ganze vom Himmel ihm geschenkte Erfindungstalent in Bewegung gesetzt hatte, erschien der Sohn Isaaks bei Don Filippo mit seinem Wechselentwurfe: es war darin die Summe von neuntausend Franken verschrieben, der Jude brachte aber nur dreitausend; das hatte nichts zu bedeuten, es war so verabredet.

Don Filippo nahm den Wechsel, warf einen flüchtigen Blick darauf, griff nachlässig nach der Feder, tauchte sie scheinlich ins Tintenfaß, und setzte seine Acceptation und Unterschrift an den Schluß der Verschreibung, schüttete eine Lage blauen Streusand aus die noch feuchte Tinte, und reichte dem Juden den Wechsel offen hin.

Der Jude beschaute das Papier; die Acceptation und Unterzeichnung waren mit großen, sehr leserlichen Buchstaben geschrieben; er nickte zufrieden mit dem Kopfe, faltete den Wechsel zusammen, und legte ihn in eine alte Briefftasche, wo er bis zum Verfalltage bleiben sollte, denn Don Filippo's Unterschrift hatte schon längst keinen Kurs mehr aus der Börse.

Am Verfalltage erschien der Jude bei Don Filippo; er war zu Hause, gegen seine Gewohnheit, und war sichtbar, gegen Erwartung. Der Jude ward vorgelassen.

»Signor,« sagte er mit einem tiefen Bückling gegen seinen Schuldner, »ich hoffe, Sie haben nicht vergessen, daß heute der Verfalltag unsers Wechselchens ist.«

»Nein, lieber Herr Felix«, erwiderte Don Filippo. — Der Jude hieß Felix.

»In dem Fall, hoffe ich,« sagte der Jude, »werden Sie die Maßregeln genommen haben, Alles richtig zu machen?«

»Daran habe ich noch keinen Augenblick gedacht.«

»Dann werden Sie wissen, daß ich Sie belangen werde?«

»Immerhin.«

»Es ist Ihnen bekannt, daß ein Wechsel den Personalarrest nach sich zieht? «

»Ich weiß das.«

»Und damit Sie nicht Unwissenheit vorschützen, so mache ich Ihnen kund, daß ich stehenden Fußes gehe, Sie vorladen zu lassen.«

»Kann geschehen.«

Der Jude ging brummend fort und ließ Don Filippo auf den achten Tag vorladen.

Don Filippo erschien vor dem Tribunal. — Der Jude trug seine Klage vor.

»Anerkennen Sie die Schuld?« fragte der Richter.

»Nicht allein, daß ich sie nicht anerkenne,« erwiderte Don Filippo, »ich weiß nicht einmal, was der Herr will.«

»Ueberggeben Sie Ihre Urkunde dem Tribunal,« sagte der Richter zum Kläger.

Der Jude nahm den von Don Filippo unterzeichneten Wechsel aus der Briefftasche, und gab ihn, zusammengefaltet, wie er war, dem Richter hin. — Der Richter warf einen Blick darauf; »Ja,« sprach der Richter, »das ist allerdings ein Wechsel, ich sehe aber weder Acceptation noch Unterschrift.«

»Was!« schrie Felix und entfärbte sich.

»Lesen Sie selbst,« sagte der Richter, und gab den Wechsel dem Kläger zurück.

Der Jude wäre beinahe rücklings niedergefallen. Die Acceptation und Unterschrift waren in der That, verschwunden, wie durch Zauberei.

»Infamer Spitzbube!« schrie er, gegen Filippo gewendet; »das sollst du mir theuer bezahlen!«

»Verzeihung, mein lieber Herr Felix, Sie irren sich, Sie werden im Gegentheil mir bezahlen.« Dann wendete er sich an den Richter:

»Eccellenza,« sprach er, »wir bitten um einen Akt darüber, daß wir soeben in Gegenwart des Tribunals beleidiget worden sind, ohne alle Ursache.«

»Wir gewähren es,« sprach der Richter.

Mit seinem Akte versehen, belangte Don Filippo den Juden auf Diffamation, und da die Beleidigung öffentlich geschehen war, so blieb das Urtheil nicht lange aus. — Der Jude wurde zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldstrafe von tausend Thalern verurtheilt.

Nun wollen wir das Wunder erklären — Statt in die Tinte zu tauchen, hatte Don Filippo die Feder nur in seinen Mund getaucht und so benetzt, und auf die Feuchten Buchstaben blauen Streusand geschüttet. Der Streusand hatte die Züge richtig dargestellt, aber nachdem alles getrocknet war, fiel der Sand herunter, und mit ihm Acceptation und Unterschrift.

Den Filippo gewann sechstausend Franken mit diesem Taschenspielerstückchen, aber er verlor den Rest seines Kredits; es ist zwar richtig, daß ihm dieser Rest allem Anschein nach keine sechstausend Franken eingetragen hätte.

Wie sparsam man nun euch mit tausend Thalern umgehen möge, ewig können sie nicht wahren; überdies hatte Don Filippo ein zu festes Vertrauen auf sein Genie, als daß er die Sparsamkeit bis zum Geize getrieben hätte. Er versuchte, ein neues Ansehen zu eröffnen, aber die Geschichte des armen Felix hatte großes Aufsehen gemacht, und wenn auch kein Mensch den Juden bedauerte, so fühlte doch Jedermann eine entschiedene Abneigung, sich mit einem Taschenspieler einzulassen, der die Kunst verstand, seine

Unterschrift in der Tasche des Gläubigers unsichtbar werden zu lassen.

Mittlerweile näherte sich der Anfang des Monats April. Der vierte Mai ist der Zeitpunkt des Wohnungswechsels in Neapel. Don Filippo war seinem Hausherrn zwei Ziele schuldig, und dieser ließ ihm sagen, wenn er diese nicht in vierundzwanzig Stunden bezahle, so werde er ihn auf den dritten Tag ausweisen lassen.

Der Tag erschien, und da Don Filippo nicht bezahlte, so pfändete und verkaufte man seine Möbeln mit Ausnahme seines Bettes und des Bettes eines alten Familienstückes von Magd, die ihn nicht hatte verlassen wollen, und alle seine Schicksalswechselfälle mit ihm theilte. Am Abend des Tages, wo er das Haus verlassen sollte, ging er aus, eine andere Wohnung zu suchen. Dies war gerade keine leichte Sache, denn den Don Filippo, kannte seit einiger Zeit jeder Pflasterstein in Neapel. Ohne Hoffnung, einen Hausherrn zu finden, mit dem er in Güte einig werden könnte, beschloß er durch Gewalt oder List zum Ziele zu gelangen. Er wußte ein Haus, das der Eigenthümer, ein alter Geizhals, lieber in Ruinen zerfallen ließ, ehe er es ausbesserte. Zu jeder andern Zeit würde er dies Haus seiner Person höchst unwürdig gefunden haben, aber Don Filippo hatten seine Widerwärtigkeiten anspruchsloser gemacht. Er gewann den Tag hindurch die Ueberzeugung, daß das Haus nicht bewohnt war, und wie es Nacht geworden, zog er aus seiner alten Wohnung aus mit seiner Magd, Jedes trug sein Bette, und so ging es dem neuen Quartiere zu. Die Thür war verschlossen, aber ein Fenster stand offen, durch dieses stieg er ein, öffnete seiner Gefährtin die Thür, wählte das beste Zimmer für sich, forderte sie auf, ihre Wahl ebenfalls zu treffen, und in einer Stunde waren beide eingerichtet.

Einige Tage nachher kam der alte Geizhals, nach seinem Hause zu sehen, und fand es bewohnt. Das war ein Glücksfall für ihn; seit zwei bis drei Jahren war es in einem solchen verwahrlosten Zustande, daß er es an Niemanden vermietthen konnte: er ging also zurück, ohne ein Wort zuzusagen, nur ließ er durch zwei Nachbarn die Besitzergreifung sich bestätigen.

Am Tage des verfallenen Miethzieles kam Don Bernardo mit seinem Scheine, und sprach nach einer Menge Referenzen: »Signor, ich komme, das Gelb einzuziehen, das Sie so gefällig seyn wollten, mir schuldig zu werden, indem Sie mir die angenehme Ueberraschung schenken, sich bei mir einzulogiren, ohne mir Nachricht davon zu geben.«

»Mein theurer, mein ehrenwerther Freund,« erwiderte Don Filippo, ihm eifrigst die Hand drückend, »erkundigen Sie sich, ob ich jemals irgendwo mein Quartier bezahlt habe, und wenn Sie in ganz Neapel einen einzigen Hauseigenthümer finden, der Ihnen dies bejaht, so bezahle ich Ihnen das Doppelte von dem was ich schuldig bin, so gewiß ich Don Filippo Villiani heiße.«

Bei diesem gefürchteten Namen entfärbte sich der Hauseigenthümer. Bis jetzt hatte er nicht gewußt, welche berühmte Person ihm die Ehre erwies, bei ihm zu wohnen. Die Gerüchte von Zauberkunst, die sich auf Don Filippo's Rechnung verbreitet hatten, fielen ihm auf's Herz, und er glaubte sich nicht blos zu Grunde gerichtet, weil er einen zahlungsunfähigen Miethmann aufgenommen hatte, sondern auch der Verdammniß verfallen, weil er sich mit einem Hexenmeister eingelassen.

Don Bernardo zog sich zurück, um nachzusinnen, welchen Entschluß er fassen sollte. Wäre er der hinkende Teufel gewesen, so hätte er das Dach abgehoben, so aber war er nur ein armer Teufel, und entschloß sich, es einfallen zu lassen, was nach dem Zustande des Hauses nicht sehr lange mehr währen konnte. Es war eben in der regnerischen Jahreszeit, und man weiß, wenn es in Neapel regnet, wie freigebig der Himmel seine Schleusen öffnet, als Don Bernardo abermals auf seines Hauses Schwelle erschien.

Wie unsere ersten Urväter sich der Strafe Gottes durch die Flucht zu entziehen glaubten, so hatte sich Don Filippo vor der einbrechenden Sündfluth von Zimmer zu Zimmer zurückgezogen. Der Hausherr glaubte denn Anfangs, er habe das Feld wirklich geräumt, aber seine Täuschung war von kurzer Dauer. Bald vernahm er seines Miethmanns Stimme in einem kleinen Kabinett, das um ein Weniges

wasserdichter war als die übrigen; hier fand er ihn auf seinem Bette, in der einen Hand einen offenen Regenschirm, in der andern ein Buch, und aus vollem Halse Horazens Verse deklamierend:  
Impavidum feriento ruinae!

Der Hausherr stand einen Augenblick unbeweglich vor der enthusiastischen Resignation seines Miethers, endlich fand er wieder Worte:

Sie wollen also nicht hinausgehen?« fragte er mit schwacher verlegener Stimme.

»Hören Sie mich an, werther Freund, hören Sie mich, mein sehr schätzbarer Hausherr,« sagte Don Filippo, sein Buch zumachend.  
»Um mich hinauszujagen, müssen Sie mir einen Prozeß machen, das ist augenscheinlich, wir haben keinen schriftlichen Vertrag, und ich bin im Besitz. Nun, ich lasse mich als ungehorsam verurtheilen, in einem Monat lege ich Opposition ein gegen das Urtheil — zwei — Monate: Sie lassen mich wieder vorladen — drei Monate: ich appelliere — vier Monate: Sie erhalten ein zweites Urtheil für sich — fünf Monate: ich ergreife Cassation — sechs Monate. Sie sehen wohl, wenn man die Sache ein klein wenig ausdehnt, denn ich rechne immer ganz strenge, so geht ein Jahr darüber hin — nun erst die Kosten.«

»Was da, die Kosten!« schrie der Hauseigenthümer, »in die Kosten werden Sie verurtheilt.«

»Ganz richtig, in die Kosten werde ich verurtheilt, aber Sie werden Sie bezahlen, abgesehen, daß ich keinen Sou habe, und daß Sie, als der Kläger, gezwungen seyn werden, den Vorschuß zu leisten.«

»Das ist leider nur allzuwahr!« murmelte der arme Hausherr mit einem tiefen Seufzer.

»Es ist ein Gegenstand von sechshundert Dukaten,« fuhr Don Filippo fort.

»Beinahe,« bemerkte der Hausherr, der in der Eile die Gebühren der Richter, der Anwälte und Gerichtsschreiber ausgerechnet hatte.

»Nun, so wollen wir es klüger anfangen, werther Hausherr, vergleichen wir uns. Geben Sie mir die Hälfte der Summe, und ich gehe im Augenblicke freiwillig, und ziehe mich in der Güte zurück.«

»Was! dreihundert Dukaten, daß Sie aus meinem Hause gehen, wo Sie mir zwei Ziele schuldig sind?«

»Die Zahlung des Geldes schließt die Quittung in sich.«

»Das kann ja nicht seyn!«

»Nun gut. Ich habe Ihnen eine Gefälligkeit erzeigen wollen.«

»Eine Gefälligkeit, Elender!«

»Keine derben Worte, werthester Hausherr, es hat dem Papa Felix keine Rosen gebracht. Sie wissen ja.«

»Nun denn!« sagte der Geizhals, sich Gewalt anthuend, »nun denn! ich will die Halbschied geben.«

»Dreihundert Dukaten,« sagte Don Filippo, »Deinen Gran weniger, keinen Gran.«

»Nimmermehr!« schrie der Hausherr.

»Geben Sie wohl Acht, wenn Sie wieder kommen, gebe ich es nicht mehr zu dem Preis.«

»Nun, ich lasse es auf den Prozeß ankommen, und wenn es sechshundert Dukaten kostet.«

»Thun Sie das, mein Werther, thun Sie das.«

»Adieu morgen bekommen Sie Stempelpapier.«

»Das erwarte ich.«

»Gehen Sie zum Teufel!«

»Soll mich freuen, Sie wieder zu sehen.«

Und während Don Bernardo in voller Wuth sich entfernte, nahm Don Filippo seine Ode *Justum et tenacem* wieder vor.

---

## 2.

Der andere Tag ging vorüber, der dritte ebenfalls, auch die Woche, und wie Don Filippo vermuthete, es erschien keine Vorladung; nichts weniger als das, nach vierzehn Tagen kam der Hausherr wieder, so sanft und süß, als er drohend und wetternd beim Abschiede gewesen war.

»Mein lieber Hausmann,« sagte er, »Sie haben eine solche Ueberredungsgabe, daß man Ihnen folgen muß, wohin Sie wollen; hier die dreihundert Dukaten, die Sie verlangt haben, Sie werden nun hoffentlich Ihr Versprechen halten. Sie haben versprochen, wenn ich Ihnen dreihundert Dukaten brächte, auf der Stelle freiwillig und in aller Güte hinauszugehen.«

»Wenn Sie mir sie noch am nämlichen Tage gäben, ich habe Ihnen aber gesagt, wenn Sie es aufschieben, so kostet es das Doppelte. Nun haben Sie aber aufgeschoben. Zahlen Sie mir sechshundert Dukaten, mein Werthester, so gehe ich.«

»Das heißt ja mich zu Grunde richten!«

»Es ist nur der zwanzigste Theil der Summe, die Ihnen gestern für Ihr Haus geboten wurde.«

»Wie! Sie wissen« —

»Daß Mylord Bloomfield Ihnen zehntausend Thaler gibt.«

»Sind Sie denn ein Hexenmeister?«

»Ich dachte, das wüßte man. Zahlen Sie mir sechshundert Dukaten, mein Bester, so gehe ich.«

»Nimmermehr!«

Bei Ihrem nächsten Besuche sind es zwölfhundert.«

»Nun denn, vierhundert fünfzig.«

»Sechshundert, lieber Hausherr, sechshundert. Und vergessen Sie nicht, wenn Mylord Bloomfield morgen nicht Antwort erhält, so kauft er das Haus Ihres ehrenwerthen Mitbruders, des Papa Felix.«

»Nun,« sagte der Hausherr, und zog Feder und Papier aus der Tasche, »so schreiben Sie mir Ihren- Schuldschein, obgleich man behaupten will, daß zwischen Ihrem Schuldschein und Nichts kein Unterschied sey.«

»Wie? mein Schuldschein? meine Quittung,, wollen Sie sagen?«

»Meinethalben, Ihre Quittung, und dann reden wir nicht mehr davon. Unterschreiben Sie. Hier ist Ihr Geld.«

»Hier ist Ihre Quittung.«

»Jetzt,« sagte der Hausherr, und wies nach der Thür.

»Das ist in der Ordnung,« erwiderte Don Filippo, und machte Anstalt, zu gehen.

»Aber Ihre Magd?«

»Marie!« rief Don Filippo.

Die alte Magd kam.

»Marie, mein Kind, wir ziehen aus,« sprach Don Filippo, »nehmt meinen Regenschirm, empfiehlt Euch unserm verehrten Hausherrn, und folgt mir.«

Maria nahm den Regenschirm, machte dem Hausherrn eine Reverenz, und folgte ihrem Herrn.

Den ganzen folgenden Tag erwartete der Hauseigenthümer den Besuch des Mylord Bloomfield. Er wartete den ganzen nächsten Tag, und die ganze Woche, Mylord Bloomfield kam nicht. Der arme

Mann ging von einem Gasthof Neapels zum andern, Niemand kannte einen Engländer dieses Namens. Nur als Don Bernardo eines Abends zufällig zu den Fiorentini ging, bemerkte er einen Schauspieler, der seinem unsichtbaren Mylord wie ein Tropfen Wasser dem andern glich: er erkundigte sich bei der Direktion, und erfuhr, daß der dem Lord Bloomfield Aehnliche ganz meisterhaft die Rollen der Engländer spiele. Er fragte, ob der Schauspieler nicht vielleicht mit Don Villani in einiger Verbindung stehe, und erfuhr nicht allein, daß sie vertraute Freunde seyen, sondern daß auch der Schauspieler dem Industrieritter nichts abschlagen dürfe, weil dieser die lobenden Kritiken des Künstlers in die »gelehrte Ratte«, das einzige literarische Journal, das in Neapel existierte, anfertige.

Diesem neuen Glücksstrahl verdankte Don Filippo ein schickliches Quartier, dessen erstes Ziel er voraus bezahlte, um dem Hauseigenthümer jeden Argwohn zu benehmen. Ja er schaffte sich sogar einige durchaus unentbehrliche Geräthschaften an.

Indessen, sechshundert Dukaten in den Händen eines Mannes, der seiner Zukunft so sicher war, konnten nicht lange währen; gleichwohl hatten seine richtigen Zahlungen ihm einigen Kredit verschafft, und als die sechshundert Dukaten verzehrt waren, fand er Mittel, fünfhundert andere auf Wechsel aufzunehmen.

Diesen fünfhundert andern ging es, wie den ersten: die Dukaten verschwanden, der Wechsel blieb. Nur zweierlei Dinge gibt es, die nie verloren gehen: eine gute That und ein Wechsel.

Jeder Wechsel hat seinen Verfalltag: der Verfalltag für Don Filippo's Wechsel erschien, nach diesem erschien der Gläubiger, nach diesem der Gerichtsbote, und morgen sollte nach allem diesem die Auspfändung erscheinen.

Am Abend kam Don Filippo nach Hause mit einer Last vom schönsten alten chinesischen und herrlichsten japanischen Porzellan: nur bestand das Porzellan in nichts als Scherben. Richtig war es indessen, wie Jocrisse sagt, von diesen Scherben war keine einzige zerbrochen.

Sogleich, mit Beihilfe seiner alten Magd, stellte er einen Schenktisch unmittelbar unter der Eingangsthür auf, und brachte sämtliches Porzellan darauf an, dann legte er sich zu Bette und harrte, was da kommen werde.

Wie leicht zu erwarten: am andern Morgen frühe um acht Uhr klopfte der Gerichtsbote an der Thür, Niemand gab ihm Antwort; er klopfte zum zweiten Male, stille wie vorher; zum dritten Male, wieder nichts. Der Gerichtsbote zog sich zurück und holte sich einen Polizeikommissär zum Beistand, und einen Schlosser, dann kamen alle drei wieder vor Don Filippo's Thür. Der Gerichtsbote klopfte eben so vergeblich wie vorhin, der Polizeikommissär ermächtigte den Schlosser, die Thür zu öffnen, der Schlosser steckte den Dietrich in das Schlüsselloch, der Riegel gab nach. Es war etwas da, was der Oeffnung der Thür hinderlich war.

»Soll ich die Thür aufstoßen?« fragte der Gerichtsbote.

»Nur aufgestoßen!« sagte der Kommissär.

Der Schlosser gab der Thür einen Stoß.

Im nämlichen Augenblick hörte man einen Lärmen, wie wenn ein Trödelkram umgeworfen würde und zugleich ein gewaltiges Geschrei:

»Zur Hilfe! man beraubt mich! man mordet mich! Ich bin ein ruiniertes Mann!« so schrie die Stimme.

Der Kommissar trat ein, und zuletzt der Schlosser. Sie fanden Don Filippo vor den ins Unendliche multiplizierten Porzellanscherben stehend und sich die Haare ausreißend. — »Unglückliche,« rief Don Filippo, wie er ihrer ansichtig ward, »Ihr habt mir für zweitausend Thaler Porzellan zerbrochen!«

Es war ein billiger Preis, wenn das Porzellan nicht schon vorher zerbrochen gewesen wäre. Das wußten nun aber der Polizeikommissär und der Gerichtsbote nicht, sie hatten die

Trümmer vor den Augen: der Schenktisch war umgeworfen, das Porzellan in Scherben; dies Unglück war durch ihre Schuld begegnet, und wenn sie, strenge genommen, dem Gesetze nach nicht verantwortlich waren, so sprach sie doch ihr Gewissen von der Schuld nicht frei.

Don Filippo's Verzweiflungsausbrüche steigerten noch die Verlegenheit ihrer Lage.

Man erräth leicht, daß für den Augenblick keine Rede mehr vom Auspfänden war. Wie war es denkbar, um armseliger fünfhundert Dukaten willen die Möbel eines Mannes zu pfänden, bei dem man so eben für zweitausend Thaler Porzellan zerbrochen hatte!

Der Kommissär und der Gerichtsbote bemühten sich, Don Filippo zu trösten: er blieb aber untröstlich, nicht gerade um des Werthes des Porzellans willen, Don Filippo hatte wohl andere und bedeutendere Verluste erlebt: aber er war nur Depositär, der Eigenthümer, ein Liebhaber von Kuriositäten wird sein Gut zurückfordern, Don Filippo kann es ihm nicht mehr zurückgeben, Don Filippo ist beschimpft.

Der Kommissär und der Gerichtsbote bequemten sich, zusammenzuschließen. Die Geschichte, wenn sie bekannt wurde, konnte ihnen großen Nachtheil bringen: das Gesetz gibt seinen Agenten das Recht, die Möbeln wegzunehmen, aber nicht, sie zu zerbrechen. Sie boten Don Filippo dreihundert Dukaten als Entschädigung an, und ihren Einfluß bei seinem Gläubiger, um ihm eine Monatsfrist zur Zahlung seines Wechsels auszuwirken. Don Filippo seinerseits zeigte sich nachsichtig und großartig gegen den Gerichtsboten und den Kommissär: der ächte Schmerz market nicht; er verstand sich zu allem, ohne etwas zu beanständigen. Der Kommissär und der Gerichtsbote entfernten sich mit gepreßtem Herzen über diese stumme Verzweiflung.

Die bewilligte Frist verlief, ohne daß, wie leicht zu erachten, der Schuldner Anstalt traf, nur einen Sou auf Abschlag zu bezahlen. Die Folge davon war, daß Don Filippo, aufmerksam aus dem Fenster beobachtend, was auf der Straße vorging, eine Vorsichtsmaßregel,

die er nie unterließ, wenn ihm eine Verhaftnahme drehte, seine Wohnung von Wächtern umstellt sah. Don Filippo war Philosoph, er beschloß, seinen Tag mit Nachdenken über den menschlichen Schicksalswechsel zuzubringen, und nicht früher, als am Abend, auszugehen. Zudem war es im hohen Sommer, und wer ist um diese, Jahreszeit so vorwitzig, in den Straßen Neapels herumzulaufen, Polizeischergen und Thiere ausgenommen? — So verflossen acht Tage, während welcher die Diener der Polizei gute Miene zum schlimmen Spiele machten.

Am neunten Tage stand Don Filippo, wie gewöhnlich, Morgens um zehn Uhr auf; er war, seit er nicht mehr ausging, ungemein träge geworden. Er sah aus dem Fenster, die Straße war frei, kein einziger Polizeiwächter! Don Filippo aber kannte die Thätigkeit des Feindes, mit dem er zuthun hatte, allzu gut, um sich so an einem schönen Morgen ohne allen Anlaß von ihm befreit zu wähnen. Entweder hatten seine Verfolger sich versteckt, um ihn sicher zu machen, und in dem Augenblick über ihn herzufallen, wo er nach Luft und Sonne schmachtend, zum Hause hinausginge, um Athem zu schöpfen — ein unwürdiger Kunstgriff für sie und für ihn; oder sie holten sich beim Präsidenten eine Weisung, ihn in seiner Wohnung zu verhaften. Kaum war dieser Gedanke in ihm aufgestiegen, als er mit dem Scharfsinn des Genies ihn für das Richtige erkannte, und mit der Beharrlichkeit des Instinkts daran festhielt. Endlich eine Gefahr, seiner würdig; es mußte ihr die Stirn geboten werden.

Don Filippo war einer von jenen geschickten Feldherren, die nur dann eine Schlacht wagen, wann sie versichert sind, sie zu gewinnen, die aber gelegentlich zu temporisiren verstehen, wie Fabius, oder Kriegslisten anzuwenden, wie Hannibal. Dieses Mal galt es nicht, zu kämpfen, sondern zu fliehen; dieses Mal galt es, einen unangreifbaren Rückzug zu gewinnen; dieses Mal, galt es, eine Kirche zu erreichen, denn Kirchen waren in Neapel Freistätten für Räuber und Mörder, für Vaternörder und sogar für Schuldner. — Eine Kirche zu erreichen, war aber keine leichte Sache; die nächste war wenigstens sechshundert Schritte entlegen. Es gibt; wie wir

bemerkt haben, ein Büchlein: Neapel *ohne Sonne*, aber keines unter dem Titel: *Neapel ohne Polizeiwächter*.

Plötzlich blitzte ihm eine sublime Idee im Gehirne auf. Abends hatte er seine alte Magd ein wenig unpäßlich verlassen, er geht zu ihr hinein, findet sie im Bette, tritt zu ihr hin, und befühlt ihr den Puls.

»Marie,« sagt er zu ihr, den Kopf schüttelnd, »arme Marie, es geht also heute schlimmer mit uns, als gestern?«

»Nein, Excellenza, im Gegentheil,« versetzte die Alte, »ich fühle mich um vieles besser, und wollte eben aufstehen.«

»Thut das ja nicht, meine liebe Marie, thut das ja nicht! Das werde ich nicht leiden. Der Puls ist klein, stockend, tief; hier ist eine Plethore.«

»O mein Gott! Signor, was ist das für eine Krankheit?«

»Das ist eine Ueberfüllung der Kanäle, die das venöse Blut nach den Extremitäten leiten und das arterielle Blut nach dem Herzen zurückführen.«

»Ist das gefährlich, Excellenz?«

»Alles ist gefährlich, arme Marie, für den Philosophen; für den Christen aber ist alles preiswürdig; selbst der Tod, der dem Philosophen eine Ursache des Schreckens, ist dem Christen ein erfreulicher Gegenstand; der Philosoph bestrebt sich, ihm zu entfliehen; der Christ eilt, sich darauf vorzubereiten.«

»Signor, wollen Sie damit sagen, daß die Stunde gekommen sey, an mein Seelenheil zu denken?«

»Daran muß man immer denken, meine gute Marie, das ist das Mittel, um nicht unversehens überfallen zu werden.«

»Und also wäre es Zeit, mich vorzubereiten?«

»Nein, nein, gewiß nicht, so weit ist es noch nichts doch an Eurer Stelle, meine gute Marie, würde ich denn doch nach dem Viatikum schicken.«

»Ach! mein Gott! mein Gott!«

»Nun, nun, Muth gefaßt! Willst Du es nicht Deinetwillen thun, so thue es meinetwillen; ich bin sehr gequält, sehr unruhig; es würde mich beruhigen, auf mein Ehrenwort!«

»Ach! mir ist wirklich recht übel.«

»Nun, siehst Du wohl?«

»Und wer weiß, ob es noch Zeit ist.«

»Doch, doch, wenn wir uns eilen.«

»O, das Viatikum! Das Viatikum! Mein lieber Herr.«

»Den Augenblick, meine gute Marie.«

Der kleine Junge des Thürstehers wurde nach der Pfarrkirche geschickt, und nach zehn Minuten hörte man schon das Glöckchen des Sakristans: Don Filippo athmete leichter.

Die alte Marie verrichtete ihre letzte Andacht mit einer Gläubigkeit und Demuth, die alle Umstehenden erbauten; als es vorüber war, so ergriff ihr frommer Dienstherr, der ihr einen so heilsamen Rath ertheilt hatte, und während der ganzen Zeit, wo sie demselben nachkam, ihr nicht von der Seite gewichen war, einen der Stäbe des Traghimmels, um die Prozession zur Kirche zurück zu begleiten.

An der Thür traf er die Wächter, die wirklich, mit dem Befehl in der Hand, ihn in seiner Wohnung zu verhaften, gekommen waren. Beim Anblick des Sanctissimums fielen sie auf die Knie nieder, und sahen nacheinander den Sakristan mit der Klingel vorüberziehen, dann zwei Lazzaroni als Engel gekleidet, dann die Handwerksleute des Kirchspiels, die an der Reihe waren und die paarweise gingen, jeder eine Fackel in der Hand, dann den Priester in Function, endlich auch ihren Schuldner, der ihnen, Dank der Stange des Traghimmels, die er in beiden Händen hielt, glücklich entwich, und vor ihnen vorüberschritt, mit voller Stimme das Te Deum laudamus singend.

In der Kirche angelangt, und folglich in Sicherheit, schrieb er seiner guten Marie, daß sie nicht kränker sey, als er selbst, und daß sie so bald als möglich zu ihm kommen solle. — Eine Stunde nachher war das edle Paar wieder beisammen.

Der Gläubiger fand in der Wohnung vier Stühle, einen Schenktisch und vier Körbe voll zerbrochenem Porzellan; das Ganze wurde im öffentlichen Aufstreich um zehn Carlins verkauft.

Don Filippo hatte keine Möbeln mehr nöthig, er hatte für den Augenblick eine eingerichtete Wohnung gefunden. Sein Freund, der Schauspieler, der die Engländer so bewundernswürdig nachzuahmen verstand, war plötzlich Millionär geworden, durch eine jener Launen des Glückes, so unerhört als willkommen. Ein unmenschlich reicher Engländer der, vom Spleen befallen, England verlassen hatte, war, wie alle übrigen Engländer, nach Neapel gekommen; er hatte Pulcinellass gesehen, und nicht gelacht. Sein Arzt hielt ihn für einen verlorenen Mann.

Einmal verfiel der reiche Engländer darauf, zu den Fiorentini zu gehen, man spielte dort eine Uebersetzung der *Anglaises pour rire*, von dem illustrissimo Signoro Scribe. In Italien ist alles von Scribe; ich habe daselbst den »Marino Falieri« gesehen — von Scribe: die »Lucrezia Borgia,« von Scribe; Antony — von Scribe; und als ich abreiste, war der »Glöckner von St. Paul« angekündigt — von Scribe.

Der Kranke war also gegangen, die *Anglaises pour rire* von Scribe zu sehen; beim Anblick Lelio's (Don Filippo's Freund), der eine der beiden Damen spielte, hatte unser Engländer so gelacht, daß sein Arzt Anfangs fürchtete, er habe sich die Milz zersprengt.

Des andern Tages ging er wieder zu den Fiorentini, man gab les deux *Anglais* von Scribe, und der Spleenkranke lachte noch ärger als Abends zuvor.

Am dritten Tage ließ es der Reconvalescent nicht am Gebrauche des Mittels fehlen, das ihm so treffliche Dienste geleistet hatte, man gab dieses Mal le *Grondeur*, von Scribe, und er lachte noch weit mehr als gestern und vorgestern.

Die Folge war, daß der Engländer, der nicht mehr aß, nicht mehr trank, nach und nach wieder Appetit und Durst bekam, und zwar so, daß er drei Monate nachher sich eine Indigestion von Macaroni und calabresischem Muskatwein zugezogen hatte, die ihn ganz angenehm in der nächstfolgenden Nacht ins Grab legte. Vor seinem Tode hatte der dankbare Insulaner seinem Arzte Lelio eine Rente

von dreitausend Pfund Sterling hinterlassen; Lelio, wie schon gesagt, war ein Millionär geworden. Er hatte sich demnach vom Theater zurückgezogen, nannte sich Don Lelio, und hatte das erste Stockwerk des schönsten Palastes in der Straße Toledo gemiethet, wo er, seinen Freundschaftspflichten getreu, auf der Stelle Don Filippo Villani ein Appartement einräumte. Don Filippo konnte daher den Verlust seiner Möbeln leicht verschmerzen. Lange Zeit hörte man nichts mehr von Don Filippo Villani. Einige sagten, er sey nach Frankreich gegangen, um Eisenbahnen zu übernehmen; Andere, er habe sich nach England begeben und dort ein neues Gas erfunden. Niemand aber wußte mit Bestimmtheit zu sagen, was aus ihm geworden sey, als am 15. November 18 . . . die Congregation der Pilgrime folgende Anzeige erhielt;

»Da Herr Don Filippo Villani am Spleen verstorben ist, so wird die verehrliche Bruderschaft der Pilgrime ersucht, die geeigneten Anstalten zu seiner Bestattung anzuordnen.«

Don Filippo Villani war allerdings Mitglied dieser Bruderschaft, deren Zweck das christliche Begräbniß ihrer entschlafenen Mitgenossen ist, und zwar ganz mit einerlei Gepränge für einen Jeden, wessen Standes er seyn mag; mit so pünktlicher Beobachtung der Gleichheit der Rechte, so daß sogar der Vorsteher abwechselnd das eine Jahr aus der Zahl der Adeligen, das andere Jahr aus der Zahl der Plebejer gewählt wird. — Don Filippo, von — der Wichtigkeit dieser Verbrüderung auf's vollkommenste überzeugt, hatte immer seinen Antheil der jährlichen Beiträge gewissenhaft und richtig abgetragen.

Der diesjährige Vorsteher, ein Stockfischhändler von Bedeutung, schickte zur Beerdigung Don Filippo Villani's seine Handwerksleute nach Nro. 15. Straße Toledo, der letzten Wohnung des Verblichenen um den Katafalk zu errichten, dann berief er die Bruderschaft, und machte dem Kaplan die Anzeige. Vierundzwanzig Stunden nach dem Absterben setzte sich der Leichenzug nach Don Filippo's Wohnung in Bewegung. Ein Graf aus dem ältesten Adel Neapels trug die Fahne der Bruderschaft, dann kamen die Mitglieder derselben, paarweise und als rothe Büßende gekleidet, hinter ihnen

ein Sarg von gediegenem Silber, mit reicher Bild und getriebener Arbeit, mit einer rothsamtnen goldbordirten und befransten Decke, auf den Schultern zwölf handfester Träger. Hinter dem Sarge schritt der Vorsteher, allein, mit dem Stabe von Ebenholz und elfenbeinernem Knopfe in der Hand, dem Zeichen seiner Würde, endlich zum Schluß des Zuges das ansehnliche Corpus der Armen von San-Gennaro. — Wenn nämlich die Bedienten in Neapel zu alt geworden sind, um lebende Herren zu bedienen, denen bisweilen es schwer recht zu machen ist, so verändern sie ihren Stand und treten in den Dienst des heiligen Januarius, des nachsichtigsten Herrn, den es jemals gegeben hat. Von nun an haben sie sich um nichts mehr zu bekümmern, als zum Himmel zu beten, ihnen so viele Bestattungen zu beschern, wie möglich. — Es, gibt auch wenige nur einigermaßen fashionable Leichenbegängnisse in Neapel ohne die Armen von San-Gennaro. Man beruft sie ins Sterbehaus, bezahlt ihnen drei Carlins per Kopf, und dafür begleiten sie den Sarg in die Kirche und an den Begräbnißort, jeder mit einem schwarzen Fähnchen ins der Hand, welches an der Spitze einer Lanze weht.

So kamen denn also die Brüderschaft, die silberne Bahre, die Träger, der Stockfischhändler und die Armen von San-Gennaro vor das Haus Nro. 15. der Straße Toledo; vier Lastträger gingen hinauf ins erste Stockwerk, brachten den Todtensarg herunter, und setzten ihn in die silberne Bahre, der Vorsteher stieß mit seinem Stock auf die Erde, und der Zug kehrte auf dem Wege, den er gekommen war, langsam nach der Kirche der Pilgrime zurück.

Am Tage nach den Erequien ging der Vorsteher, der den ganzen Tag auf seinem Comptoir gearbeitet hatte, zu einem kleinen Spaziergang nach dem Molo, als ihm an der Ecke der Straße San-Giaromo ein Mann begegnete, der dem Verblichenen so ähnlich sah, daß er starr vor Schrecken stehen blieb. Der Mann kam näher, und es blieb kein Zweifel übrig: es war richtig Don Villani's Schatten.

Der Schatten, ohne sich viel um den Eindruck zu kümmern, den er machte, ging gerade auf den Vorsteher los. Dieser stand regungslos, der Schweiß strömte ihm von der Stirn, seine Kniee schlotterten,

seine Zähne waren krampfhaft zusammengepreßt, er war keines Lautes mächtig.

»Guten Abend, mein lieber Vorsteher,« sagte das Gespenst lächelnd.

»In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti,« murmelte der Vorsteher.

»Amen!« respondierte das Gespenst.

»Vade retro Satanas!« schrie der Vorsteher.

»Mit wem haben Sie es denn, mein Werther?« fragte das Gespenst und sah sich um, als ob er den Gegenstand suchte, der dem armen Stockfischhändler solches Entsetzen einjage.«

»Geh' in Frieden, arme Seele! « fuhr der Vorsteher fort, »ich verspreche Dir, daß ich Messen für Deine ewige Ruhe will lesen lassen.«

»Ihre Messen können mir nichts helfen, wenns Sie mir aber das Geld geben wollen, das Sie für dieses fromme Werk bestimmt haben, das würde mir angenehm seyn!«

»Ja, das ist er,« sagte der Vorsteher, »er kommt wieder aus der andern Welt, um zu borgen! Ja, er ist's ganz richtig!«

»Wer ist der Er?« fragte das Gespenst.

»Don Filippo Villani!«

»Blitz! wer soll es, denn sonst seyn?«

»Vergebung, mein theurer Bruder,« erwiederte der Vorsteher zitternd. »Darf man Sie ohne Unbescheidenheit fragen, wo Sie wohnen, oder vielmehr wo Sie gewohnt haben?«

»Straße Toledo Nro. 15. Wozu fragen Sie mich denn dies?«

»Weil man uns vor drei Tagen geschrieben hatte, Sie sehen gestorben. Wir haben uns nach Ihrer Wohnung verfügt, wir haben Ihren Sarg in den Katafalk gesetzt, wir haben Sie nach der Kirche gebracht, und Sie begraben.«

»Danke für die Gefälligkeit!« sagte Don Filippo.

»Wie kommt es aber, da, wir Sie doch gestern begruben, daß ich Ihnen heute begegne?«

»Das macht, ich bin wieder auferstanden,« sagte Don Filippo.

Dante gab er dem ehrlichen Vorsteher einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und setzte seinen Weg fort. — Der erste Gedanke des armen Mannes war, daß hier ein Mirakel geschehen sey; bei näherer Ueberlegung schien ihm aber denn doch die Wahl des Subjekts für dieses Wunder so eigen, daß er noch auf den nämlichen Abend ein Kapitel zusammen berief, um seine Zweifel vorzutragen. Neun der versammelten Herren schienen geneigt, an das Wunder zu glauben: nur ein einziger schüttelte den Kopf.

»Zweifeln, Sie an meinen Worten?« fragte der Vorsteher.

»Durchaus nicht,«- erwiderte der Ungläubige, »nur an Gespenstern zweifle ich, und weil es gar leicht wieder einer von Don Filippo's gewöhnlichen Streichen seyn könnte, so wäre meine Meinung, bis wir etwas Bestimmteres erfahren, ihn auf Leistung des Schadenersatzes zu belangen, weil er sich hat begraben lassen, ohne gestorben zu seyn.«

Am andern Morgen ließ man beim Thürsteher des Hauses Nro. 15. Straße Toledo, eine Aufforderung zurück, worin »auf Ausstehen der ehrwürdigen Bruderschaft der Pilgrime, weiland Don Filippo Villani, verstorben am 15. November, vor Gericht geladen wurde, um rechtlicher Ordnung nach seinen tödlichen Hintritt zu beweisen, im Entstehungsfalle aber seine Verurtheilung anzuhören, daß er der getrennten ehrwürdigen Bruderschaft hundert Dukaten

Entschädigung, nebst den Kosten des Begräbnisses und des Prozesses, zu zahlen schuldig sey.«

Heute war nun gerade der zur Verhandlung und Entscheidung der Sache angesetzte Tag. Die Volksmenge strömte in den geöffneten Gerichtssaal, und auch wir wurden mit hinein gedrängt. Jedermann entartet eine Verurtheilung auf Nichterscheien des Beklagten, aber Jedermann betrog sich: der Verstorbene erschien wirklich, zu großer Bestürzung der Anwesenden, die ihm sogleich Platz machten, und ihn nicht ohne einigen Schauder an sich vorübergehen, sahen; es schien, sie waren nicht völlig mit sich im Reinen, ob Don Filippo wirklich dieser Welt angehöre. Don Filippo ging ernst und mit dem feierlichen Schritt, der sich für ein Gespenst schickt, vorwärts, und neigte sich ehrerbietig vor dem Gerichtshofe.

»Herr Präsident,« sagte er, »ich bin es nicht, der gestorben ist, sondern einer meiner Freunde, bei welchem ich gewohnt habe; seine Wittve hatte mich mit seinem Begräbnisse beauftragt und da ich in jener Viertelstunde baares Geld nöthiger brauchte, als das Begräbniß, so habe ich ihn statt meiner begraben lassen. — Ueberdem, was verlangt die ehrwürdige Bruderschaft? Ich hatte das Recht auf eine Beerdigung an sie, sie hat mich jetzt begraben. Mein Name stand in ihren Registern, sie hat ihn ausgestrichen; wir sind quitt. Ich hatte nichts mehr zu verkaufen, so habe ich meine *letzte Ehre* verkauft.«

In der That war der, Arme Lelio, der die Andern so oft zum Lachen gebracht hatte, am Spleen gestorben, und er war es, den die ehrwürdige Bruderschaft der Pilgrime an Don Filippo's Stelle und Platz begraben hatte. Dieser wurde von der Klage losgesprochen, zum großen Jubel der Menge, die ihn im Triumphe bis zur Thür von Nro. 15. der Straße Toledo trug.

In dem Augenblicke, wo wir Neapel verließen, lief das Gerücht umher, Don Filippo Villiani sey im Begriffe, sich das Ziel zu setzen, die Wittve seines Freundes zu heirathen, oder vielmehr ihre dreitausend Pfund Sterling.

- E n d e -